JAHRBUCH

FÜR

SCHLESISCHE KULTUR UND GESCHICHTE

BAND 61/62 • 2020/2021

JAHRBUCH

FÜR

SCHLESISCHE KULTUR UND GESCHICHTE

Im Auftrag der

STIFTUNG KULTURWERK SCHLESIEN

herausgegeben von

Roland Gehrke
Dietrich Meyer
Karel Müller
Johannes Schellakowsky
Ulrich Schmilewski

Band 61/62
2020/2021

Stiftung Kulturwerk Schlesien • Würzburg
2024

Bayerisches Staatsministerium für
Familie, Arbeit und Soziales

Die Stiftung Kulturwerk Schlesien wird aus Mitteln des Bayerischen Staatsministeriums für Familie, Arbeit und Soziales gefördert.

Die Bände 1–52, 1955–2010, erschienen unter dem Titel
‚Jahrbuch der Schlesischen-Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau'.

Eine Veröffentlichung der Stiftung Kulturwerk Schlesien, Würzburg.

Zugleich Jahresgabe des Vereins für Geschichte Schlesiens.

Redaktion: Ulrich Schmilewski

Anschrift von Herausgebern und Redaktion:
Stiftung Kulturwerk Schlesien, Kardinal-Döpfner-Platz 1, 97070 Würzburg
info@kulturwerk-schlesien.de

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Bibliographic information published by Die Deutsche Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the Internet at http://dnb.ddb.de.

Information bibliographique de Die Deutsche Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek a répertorié cette publication dans la Deutsche Nationalbibliografie; les données bibliographiques détaillées peuvent être consultées sur Internet à l'adresse http://dnb.ddb.de.

http://www.kulturwerk-schlesien.de • E-Mail: info@kulturwerk-schlesien.de
© 2024 by Stiftung Kulturwerk Schlesien

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der Vervielfältigung – auch von Teilen des Werkes – auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrags, der Funk- und Fernsehsendung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder anderweitigen Bearbeitung.
Druck und Bindung: dimograf, Bielsko-Biała
ISSN 0448-1348 • ISBN 978-3-929817-14-0

Inhaltsverzeichnis

Industriekultur in Schlesien und schlesische Unternehmen vor und nach 1945

Ulrich Schmilewski: Industriekultur in Schlesien und schlesische Unternehmen vor und nach 1945 11

Irma Kozina: Industriearchitektur in Oberschlesien als aktuelles Beispiel der Regionalforschung 15

Jerzy Gorzelik: Bruch oder Kontinuität? Industrielle Modernität und agrare Tradition in der Kunst Oberschlesiens 1871–1939 29

Susanne Kokel: Herrnhuter und Wirtschaftsbürger in Neusalz (Oder) 1846 bis 1926 53

Christian Andree: Schlesische Verlagsunternehmer – wie sie Geschäfte führten und mit ihren Autoren umgingen: Theodor Fontane zum Beispiel 77

Religionen in Breslau und Schlesien

Ulrich Schmilewski: Religionen in Breslau und Schlesien 95

Johannes J. Urbisch: Die Katholische Kirche und die alt-katholische Bewegung in Schlesien im 19. und 20. Jahrhundert 97

Dietrich Meyer: Die evangelische Kirche Schlesiens zwischen Orthodoxie und Aufklärung 139

Urszula Bończuk-Dawidziuk: Friederike Gräfin von Reden und ihr pietistisches Wirken 157

Gilberto da Silva: Die Altlutheraner in Schlesien 181

Karl Borchardt: Der franziskanische Bußprediger Giovanni da Capestrano und die Juden in Breslau 1453 207

Beiträge

Arno Herzig: Die historischen Beziehungen zwischen Bayern und Schlesien im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit 259

Winfried Irgang: *Der sind süben hailig worden.* Verehrung der hl. Hedwig von Andechs, Herzogin von Schlesien, im mittelalterlichen Bayern? 291

Christian Mühling: Vom Nutzen fremder Konfessionskonflikte. Die Rezeption der Altranstädter Konvention in der französischsprachigen Presseberichterstattung (1707–1714) 331

Andreas Klose: Die jüdische Gemeinde zu Löwenberg im 19. und 20. Jahrhundert 365

Martin Richau: Theodor Ecksteins ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe', die Vernichtung der Zeitung 1933 und sein Kampf um Schadensersatz 403

Josef Bögner: Schlesische Heimatblätter nach 1945 am Beispiel jener für den Kreis Frankenstein. Zugleich eine Ergänzung und Korrektur 461

Uwe Grund: Unter Schleierherren. Zu drei Gelegenheitsdichtungen Johann Christian Günthers 481

Hartwig Wiedow: Heinz Pionteks Gedicht „Schulrat in Böothien" 517

Christian Lenz: Der Maler Albrecht von Hancke 529

Buchbesprechungen

Eckhard Jäger: Robert Geissler (1819–1893). Ein Zeichner von 2000 Veduten. Biographie und Oeuvrekatalog (Manfred Spata) 567

Klaus W. Ruprecht (Hg.): Wilhelm Uhthoff. Aus dem Nachlass (Wolfgang Müller) 568

Berichte

1. Bericht der Historischen Kommission für Schlesien für die Jahre 2019 und 2020 575

2. Bericht der Stiftung Kulturwerk Schlesien für die Jahre 2019 und 2020 579

3. Jahresberichte 2019 und 2020 des Vereins für Geschichte Schlesiens e.V. 585

4. Bericht des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte für die Jahre 2019 und 2020 588

Verzeichnis der Mitarbeiter 591

Hinweise für Autoren 593

Industriekultur in Schlesien und schlesische Unternehmen vor und nach 1945

Industriekultur in Schlesien und schlesische Unternehmen vor und nach 1945

Von Ulrich Schmilewski

Die Industrialisierung ist einer der größten Wandlungsprozesse in der Geschichte der Menschheit mit weitreichenden Folgen in nahezu allen Bereichen. Sie führte zu einer ‚Verwandlung der Welt', um den weitergefaßten Titel eines Buches von Jürgen Osterhammel zu zitieren.[1] Die Industrialisierung – einsetzend in England um 1780, in Deutschland um 1850 – verwandelte nicht nur natürliche Landschaften in Industrielandschaften, sondern veränderte durch Maschinen, Arbeitskräftebedarf und Massenproduktion auch das Leben und die Lebensmöglichkeiten der Menschen. Diese wanderten aus der Landwirtschaft ab und fanden in den Industriebetrieben neue, vielfältigere, zunächst prekäre, sich dann verbessernde Arbeitsmöglichkeiten. Dies führte zu Bevölkerungswachstum und Verstädterung bei einem Rückgang der Bedeutung der Landwirtschaft. Dem Glauben an den Fortschritt stand jedoch die Auffassung der Entfremdung des Menschen von der Natur gegenüber.

Inzwischen ist die Industrialisierung durch die Dominanz des dritten Sektors, die Dienstleistungswirtschaft, abgelöst, wurden und werden Industriegebiete wie das Ruhrgebiet, das Oberschlesische Industriegebiet und das Lausitzer Braunkohlerevier renaturiert. Es bleiben jedoch Zeugnisse der Industriekultur, wie anders genutzte Fabrikanlagen, Arbeitersiedlungen, Fabrikantenvillen sowie Kunst und Literatur des Industriezeitalters.

Von all diesen Wandlungen wurde auch Schlesien betroffen, insbesondere das Waldenburger Industrierevier und natürlich das Oberschlesische Industriegebiet als zweitgrößte Industrieregion in Deutschland. Auch diese Regionen unterliegen seit der politischen Wende in Polen der Transformation, die das Ruhrgebiet bereits hinter sich hat. Im Oberschlesischen Industriegebiet – einer Agglomeration mit über 2,6 Millionen Einwohnern

1) Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts (Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung). München 2009.

im Jahre 2008 – stehen heute die meisten Zechen still, zeugen die Fördertürme von vergangenen Zeiten, die einem vor Ort auf Schritt und Tritt begegnen, seien es die Schlösser der oberschlesischen Industriemagnaten, alte Fabrikanlagen oder Arbeitersiedlungen wie Nickischschacht und Gieschewald. In vielen regionalen Museen werden die Industrialisierung und der dadurch hervorgerufene Wandel sichtbar gemacht, besonders eindrucksvoll im Schlesischen Museum in Kattowitz, und zwar auf dem Gelände der ehemaligen Ferdinand-Zeche.

Aspekten der Industriekultur und dem Schicksal schlesischer Unternehmen vor und nach dem Zweiten Weltkrieg galt die vom 1. bis 3. Juni 2018 im Exerzitienhaus „Himmelspforten" in Würzburg durchgeführte Jahrestagung der Stiftung Kulturwerk Schlesien.[2] Unter dem Titel „Industriekultur in Schlesien und schlesische Unternehmen vor und nach 1945" bot die vom Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Soziales, Familie und Integration geförderte Veranstaltung Vorträge zur Protoindustrie in den niederschlesischen Gebirgsgegenden mit Hinweis auf den Weberaufstand von 1844,[3] zur Entwicklung des industriellen Raums in Oberschlesien, zu unterschiedlichen Industriedenkmälern und zur Industriemalerei. Beispielhaft für 1945 untergegangene, im Westen weitergeführte oder nach der Wende nach Schlesien zurückgekehrte Unternehmen standen das Bürgerliche Brauhaus Breslau,[4] die Greiffwerke – in Greiffenberg gegründet, heute in Bamberg – und die Firma Thust Stein GmbH.[5] In Würzburg selbst wurde das Industriedenkmal Bürgerbräu-Areal, heute genutzt als Kultur- und Kreativzentrum, besichtigt.

Gedankt sei jenen Referenten, die ihre damaligen Vorträge in überarbeiteter Form zur Publikation in dieser Zeitschrift zur Verfügung gestellt haben.

Das Thema der Industrialisierung und der industriellen Revolution in Schlesien und insbesondere in Oberschlesien ist bei weitem noch nicht

2) Zur Tagung als solcher Ulrich Schmilewski: Die Kulturgeschichte des industriellen Zeitalters im Blick. Industriekultur und schlesische Unternehmen vor und nach 1945 standen im Mittelpunkt der Jahrestagung, in: Schlesischer Kulturspiegel 53 (2018), S. 33–35.

3) Arno Herzig: Der Übergang von der Proto-Industrie zum industriellen Zeitalter in Niederschlesien, in: Schlesische Geschichtsblätter 46 (2019), S. 75–88.

4) Hans-Joachim Kempe, Ulrich Schmilewski: Bürgerliches Brauhaus Breslau Aktiengesellschaft. Ein Beitrag zur schlesischen Wirtschaftsgeschichte. Würzburg 2019.

5) Wolfgang Thust: 200 Jahre Firma THUST. Vortrag von Wolfgang Thust zum Jubiläum am 17.5.2019 in Wrocław/Breslau. Balduinstein 2019.

erschöpft, und das Interesse daran ist vorhanden, wie eine Exkursion der Freunde und Förderer der Stiftung Kulturwerk Schlesien e. V. zeigte.[6] Auch in Oberschlesien ist das Interesse groß, vor Ort gibt es touristische Touren zu Industriedenkmälern wie beispielsweise die Route Technischer Denkmäler (Szlak Zabytków Techniki).

6) Industriekultur vor Ort erkundet. Eine Exkursion zu Fabriken und Schlössern von der Früh- zur Hochindustrialisierung und bis heute in Schlesien, in: Schlesischer Kulturspiegel 54 (2019), S. 17–20.

Industriearchitektur in Oberschlesien als aktuelles Beispiel der Regionalforschung

Von Irma Kozina

In den bisherigen Studien zur Industriearchitektur Oberschlesiens dominierte die Tendenz, den umfassenden Ansatz auf den Bereich von einer Disziplin zu beschränken. Architekturhistoriker versuchten, die formalen Merkmale einzelner Gebäude zu untersuchen und achteten möglicherweise auch auf die Stellung bestimmter Objekte im Stadtgefüge oder ihre Funktionalität.

Als ein Kontext für die von ihnen untersuchten Bauten galt die Geschichte aufeinanderfolgender Stile, das Vorhandensein oder Fehlen spezifischer architektonischer Unterteilungen beziehungsweise Ornamente. Gleichzeitig wurden nur sehr selten irgendwelche Versuche unternommen, die sozialen und wirtschaftlichen Aspekte bestimmter Architekturvorhaben zu verfolgen, vor allem weil diese Art von Forschung mit dem Marxismus und Leninismus in der Zeit des Sozialismus assoziiert war. Doch gerade im Modernisierungsprozess, der in Oberschlesien im Zusammenhang mit der industriellen Revolution steht, spielen die wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen eine wichtige Rolle: Sie bestimmen u.a. die Klassenteilung, diejenigen, die Fabriken, Bergwerke und Stahlwerke besaßen und in Palästen beziehungsweise Villen lebten, und – am Gegenpol – diejenigen, die die weit gefasste Welt der Arbeiter geformt haben.

Leider haben die wirkungsvollen Ereignisse im Laufe des 20. Jahrhunderts, insbesondere in seiner zweiten Hälfte, so eine umfassende, vielschichtige Forschung nahezu unmöglich gemacht. Nicht nur die einstigen gesellschaftlichen Spaltungen sind unwiederbringlich verschwunden, sondern auch Archivdokumente, die das Studium vergangener Phänomene ermöglichen würden.

Allein die Tatsache, dass Arbeitersiedlungen und Paläste als Ergebnis der gleichen wirtschaftlichen Aktivität nebeneinander existierten, scheint zu beweisen, dass die industrielle Revolution bis zu einem bestimmten Punkt die ehemaligen sozialen Beziehungen nicht veränderte und auf der Grundlage derselben Verhaltensmuster basierte, die die feudale Welt

regierten. Dies sollte unter anderem erklären, dass unter Industriellen und Kapitalisten dieselben moralischen und kulturellen Normen aufrechterhalten wurden, die früher unter Aristokraten vorherrschten. Zu einem großen Wandel in dieser Hinsicht kam es erst durch die Ereignisse im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg, der sich als Wendepunkt sowohl für das Ende der Palastkultur im industriellen Oberschlesien als auch für das Verschwinden traditioneller Arbeitersiedlungen erwies.

Die Folgen der Industrialisierung können sehr vielfältig, teilweise sogar widersprüchlich sein. Einerseits zeichnen sie sich aus durch eine scharfe gesellschaftliche Spaltung in die wohlhabenden Besitzer von Industriebetrieben und die armen Arbeiter. Andererseits jedoch ermöglichte die mit der Industrialisierung einhergehende starke technologische Entwicklung auch einkommensschwachen Bevölkerungsschichten einen einfachen Zugang zu den neuesten technischen Errungenschaften wie Eisenbahn und Elektrizität.

Schon vor hundert Jahren schrieben Historiker, die zur oberschlesischen Industrie publizierten, mit großem Stolz, dass in dieser Region sehr früh Einrichtungen wie Elektrizität und elektrische Straßenbahnlinien entstanden seien. Der berühmte deutsche Ingenieur Conrad Matschoß (1871–1942), der sich sehr intensiv mit der Geschichte der Industrie und Technik auseinandersetzte, schrieb im Jahre 1923: „Von einschneidender Bedeutung für die industrielle Weiterentwicklung mußte natürlich die Einführung des elektrischen Stromes werden. Die erste elektrische Anlage Oberschlesiens, wahrscheinlich ganz Ostdeutschlands, wurde auf der Königshütte am 1. August 1878 in Betrieb genommen. In den 90er Jahren entstand aus dem allgemeinen Bedarf ein Elektrizitätswerk. Die bald hiernach eingerichteten elektrischen Straßenbahnen trugen ihr Teil zum engeren Zusammenschluß des ganzen oberschlesischen Bezirkes bei.“[1] Relativ schnell nach seiner Einführung erreichte der Strom auch die einzelnen Häuser in oberschlesischen Arbeitersiedlungen. Es lässt sich jedoch nur schwer eindeutig feststellen, ob der Grund dafür die Sorge um den Komfort der Arbeiterwohnungen war oder die damals günstigen Kosten für die Energieerzeugung in Fabriken und die Sorge um den Brandschutz. Hermann Reuffurth bemerkte in seiner im Jahre 1910 veröffentlichten

1) C[onrad] Matschoss: Zur Einführung, in: 1872–1922 Donnersmarckhütte. Denkschrift zum 50jährigen Bestehen als Aktien-Gesellschaft. [Berlin] 1923, S. 3–14, hier S. 12.

Geschichte von der Arbeiterkolonie Gieschewald (poln. Giszowiec): „Welche Vorteile die Verwendung elektrischer Beleuchtung für jeden Haushalt bedeutet, insonderheit da, wo die Elektrizität infolge wohlfeiler Kohle billig geliefert werden kann, das auszuführen ist hier nicht der Ort. Dass ihre Einführung in die Kleinwohnungen der Gieschewald-Kolonie besonders von den Frauen als grosse Annehmlichkeit empfunden wird, ist unzweifelhaft, werden doch die Ausgaben für das teure Petroleum, die Arbeit der Besorgung der Lampen u.s.w. gespart. Ein weiterer Vorzug und der Endzweck ihrer Einführung ist aber die Feuersicherheit bei dieser Beleuchtungsart; es kommt noch hinzu, dass an Stelle des ausländischen Petroleums die heimische Kohle am Ort ihrer Förderung zur Lichterzeugung verwendet wird.“[2]

Einer der Pioniere bei der Rettung von Industriebauten vor dem Abriss, der deutsche Kunst- und Kulturhistoriker Roland Günter, veröffentlichte schon 1976 einen Aufsatz, der wichtige methodologische Bemerkungen zur Forschung der Arbeitersiedlungen enthielt. Seiner Meinung nach hatten solche Anlagen „in spezifischer Weise geschichtliche Funktionen – unterschiedlich für Arbeiter und Fabrikanten, unterschiedlich ferner für alle Leute, die irgendwie mit ihnen zu tun haben.“[3] Er fuhr dann fort: „Es gibt keine absolute Geschichtlichkeit, sondern nur eine relative – sie ist die Geschichtlichkeit der jeweiligen Interessen.“[4] Diese Aussage lässt sich auf alle möglichen Arten von architektonischen Anlagen übertragen, die im Zusammenhang mit der Industrialisierung entstanden sind. Dann wird deutlich, dass weder die ehemaligen Residenzen der Fabrikbesitzer noch die Arbeitersiedlungen heute ihre ursprüngliche Funktion erfüllen. Dasselbe betrifft sogar die ehemaligen Industrieanlagen. Ihre primären Aufgaben sind schon seit langem erloschen. Umso schwieriger ist es, sie in verschiedenen Kontexten richtig zu interpretieren, auch weil die daraus gelesenen Inhalte mit Mythen und Vorurteilen nachfolgender Epochen belastet sind.

2) Hermann Reuffurth: Gieschewald, ein neues oberschlesisches Bergarbeiterdorf der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesche's Erben nach Entwürfen der Architekten E. und G. Zillmann, Charlottenburg. Kattowitz 1910, S. 36.
3) Roland Günter: Zu einer Theorie der Geschichtlichkeit sozialgeschichtlicher Baudokumente, insbesondere der Arbeitersiedlungen, in: Kritische Berichte 4 (1976), Heft 1, S. 15–19, hier S. 15.
4) Ebd.

Zweifellos stellt die Möglichkeit, die industrielle Vergangenheit zu erforschen, für die heutigen Schlesier einen sehr wichtigen Faktor der regionalen Identitätsbildung dar. Meistens sind sie sehr stolz auf ihre einzigartige Vergangenheit, die sie mit keiner anderen Region Polens teilen. Sie bauen ihr Selbstwertgefühl auf der Tatsache auf, dass Oberschlesien mehrere Jahrhunderte lang nicht mit dem Weichselland verbunden war. Heutzutage, wo dieser Teil Europas zur multinationalen Union gehört, die durch gemeinsame Standards der Demokratie und der bürgerlichen Freiheiten geeint ist, ist diese Tatsache einigermaßen selbstverständlich und natürlich. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die gegenwärtige Situation prinzipiell von der aus der nicht zu weiten Vergangenheit. Den grundlegenden Veränderungen in der Wahrnehmung der Geschichte dieser Region ist es zu verdanken, dass eine Art Streben nach Autonomie, verbunden mit der bemerkenswerten Abkehr von alten Denkmustern, möglich wurde. Wie es schon im Jahre 2000 Philipp Ther formulierte: „Der Frage, welche nationale und regionale Identität die Bevölkerung Oberschlesiens besaß, sind Deutschland und Polen lange Zeit bewußt aus dem Weg gegangen. Die Regierungen beider Länder behaupteten seit dem Ende des Ersten Weltkrieges, daß es sich bei den Oberschlesiern um nationalbewußte Deutsche bzw. um eine „urpolnische Bevölkerung" handelte. Dem lagen konkrete machtpolitische Interessen zugrunde. Mit der These, daß in Oberschlesien überwiegend Deutsche oder Polen lebten, begründeten beide Staaten bis zum Warschauer Abkommen von 1970 und darüber hinaus ihre Ansprüche auf diese Region. Die historische Forschung in Deutschland und Polen hat diese machtpolitischen Interessen lange Zeit weitgehend mitgetragen und ‚wissenschaftlich' untermauert. Nicht akzeptiert oder negativ konnotiert war eine Geschichte Schlesiens, die den Wandel von nationalen und die Existenz von regionalen Identitäten in den Blick genommen hätte. Die dichotomische Wahrnehmung der Oberschlesier entweder als Deutsche oder als Polen resultierte aus der Ansicht, daß nationale Identitäten stabil seien – man könnte auch pointiert zusammenfassen: einmal deutsch – immer deutsch, einmal polnisch – immer polnisch."[5]

5) Philipp Ther: Die einheimische Bevölkerung des Oppelner Schlesiens nach dem Zweiten Weltkrieg: Die Entstehung einer deutschen Minderheit, in: Geschichte und Gesellschaft 26 (2000), S. 407–438, hier S. 407.

Ansichtskarte ‚Gieschewald O.S. Bergtalstraße', „Originalaufnahme v. Kunstverlag Max Steckel, Kattowitz", vor 1939, gelaufen nach 1947 [www.polona.pl]

Ansichtskarte ‚NICKISCH-Schacht O.S.', „Originalaufnahme v. Kunstverlag Max Steckel, Kattowitz", vor 1912, gelaufen 1912 [www.polona.pl]

Der deutsch-österreichische Verfasser hat bestimmt die ethnischen Dilemmata der Schlesier sehr treffend beschrieben, obwohl er höchstwahrscheinlich den Zeitpunkt ihrer Verschärfung falsch in der Zeit kurz nach dem Ersten Weltkrieg definiert hat. Es scheint wohl, dass solche Anschauungen schon wesentlich früher artikuliert wurden, und ihre Intensität lässt sich sogar in der Auswahl der Architekturstile um 1900 beobachten. So eine Situation, die wir dann im Bergarbeiterdorf Gieschewald vorfinden, wo Anton Uthemann, der für den Siedlungsbau verantwortliche Direktor der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesche's Erben, die Architekten Emil und Georg Zillmann anwies, sich mit der regionalen, oberschlesischen Tradition zu beschäftigen, ist in solchen Fällen äußerst selten.[6] Der Umstand wird auch von Reuffurth in der Gründungsgeschichte der Kolonie beschrieben, indem er berichtete: „Der Generaldirektor der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesche's Erben, Herr Geheimer Bergrat Uthemann zu Zalenze, hatte seinerzeit den Architekten Herrn Georg Zillmann zu Charlottenburg, Windscheidstrasse 22, beauftragt, in Oberschlesien und seinen Grenzgebieten die alten Blockbauernhäuser zu studieren; die Frucht dieser Arbeit haben wir in der Neuanlage vor uns, in deren Arbeiterhäusern der alte heimische Bauerstil seine Auferstehung erlebt, natürlich unter Berücksichtigung der modernen Anforderungen an solche Gebäude bezüglich ihrer Abmessungen, der Wohnfläche, der lichten Höhe u.s.w. wie auch bezüglich ihrer Feuer- und Bausicherheit."[7] Es ist nicht auszuschließen, dass gerade das erwähnte Anliegen, die regionale Bautradition umzusetzen, Uthemann die besondere Sympathie der heutigen Schlesier einbrachte. Heutzutage wird er allgemein als der eigentliche *Spiritus Movens* angesehen, der für die Schaffung zweier um diese Zeit hochmoderner Arbeiterwohnsiedlungen, nämlich Gieschewald und Nickischschacht, verantwortlich sei. Allerdings wurde er noch vor dem Ersten Weltkrieg anders wahrgenommen. Damals galt er als ein verhasster Konzernchef, der nicht davor zurückschreckte, unbequeme Mitarbeiter zu entlassen und ihnen damit die Möglichkeit zu nehmen, Mitarbeiterwohnungen zu bewohnen. In diesem Sinne präsentierte ihn die Arbeiterpresse im Jahr 1910, als sie über die Ereignisse in

6) Irma Kozina: Chaos i uporządkowanie. Dylematy architektoniczne na przemysłowym Górnym Śląsku w latach 1763–1955 [Chaos und Ordnung. Architektonische Dilemmata im industriellen Gebiet Oberschlesiens in den Jahren 1763–1955] (Prace naukowe Uniwersytetu Śląskiego w Katowicach 2348). Katowice 2005, S. 93.
7) Reuffurth (wie Anm. 2), S. 19f.

Zusammenhang mit dem Streik der Arbeiter der Wihelminenzinkhütte berichtete.[8] Uthemann wurde vorgeworfen, sich gegenüber den Arbeitern

8) Die Beschreibung stammt aus der Zeitung ‚Kurier Szlonski' Nr. 139 vom 21. Juni 1910:
„Die streikenden Arbeiter auf der Wilhelminenzinkhütte zeichnen sich durch außergewöhnliche Ruhe und Überlegung aus. Es ist dies in Oberschlesien der erste organisierte und gerechte Ausstand. Die bisherigen Arbeiterausstände waren alle wild, sie brachen wie ein Strohfeuer aus und erloschen wieder. Die Arbeitgeber schätzten daher die Arbeiter gering, sie diktierten einseitig die Arbeitsbedingungen und spotteten über die Unzufriedenheit der Arbeiter. Sie glauben nun, der Streik auf der Wilhelminenhütte wird ein gleiches Strohfeuer sein und verhalten sich den Arbeitern gegenüber mit unerhörtem Hochmut. Die Arbeiter verlangen keine übermäßige Aufbesserung. ihre Forderungen sind mäßig und vernünftig. Sie haben vorher dreimal um eine Aufbesserung gebeten; die Herren Arbeitgeber hielten es aber nicht für nötig, den Arbeitern irgendeinen Bescheid zu geben. Die Arbeiter traten in den Ausstand, versuchten aber sofort in Unterhandlungen zu treten; die Kommission begab sich mehrere Male zu den Vertretern der Arbeitgeber; diese verbargen sich aber vor ihr. Der Vorsitzende der Hüttenabteilung der Polnischen Berufsvereinigung, Przybilla, telephonierte an den Generaldirektor Uthemann, um mit ihm zu verhandeln. Herr Uthemann ließ aber antworten, er wünsche keine Aussprache: „Mit streikenden Arbeitern unterhandle ich nicht." Die Arbeiter wandten sich an das Schiedsgericht, damit dieses über die Sache entscheide; Herr Uthemann erklärte aber schroff, er gehe auf irgendwelche Schiedsgerichte nicht ein. Hier zeichnen sich die Herren Arbeitgeber durch einen unerhörten Hochmut aus. Zunächst kündigten sie acht Arbeitern, die sie als Führer ansahen. Dann drohten sie allen Streikenden, sie aus den herrschaftlichen Wohnungen hinauszuwerfen und verschlossen ihnen den Konsumverein. Dieser Tage begaben sich sogar die Meister in die Wohnungen der Arbeiter und beeinflußten die Frauen, ihre Männer zur Wiederaufnahme der Arbeit zu zwingen, anderenfalls man sie aus der Arbeit und aus der Wohnung hinauswerfen werde. Daran ist es aber noch nicht genug. Die Arbeitgeber schwärzen die Arbeiter an, indem sie in den deutschen Zeitungen das Gerücht verbreiten, die Arbeiter hätten die Arbeit aus politischen Gründen niedergelegt, der Ausstand wäre durch die sozialistische Organisation hervorgerufen, sie hätten den Arbeitern die Löhne nicht reduziert usw. Das sind alles Lügen und Verleumdungen. Angesichts eines solchen Standes der Sache haben die Arbeiter erkannt, daß der Kampf auf der Wilhelminenhütte von grundsätzlicher Bedeutung ist, ein Kampf um die Freiheit und die Berechtigung des Arbeiters, Arbeitsverträge schließen zu können, und daß es sich hier um die Überwältigung der absoluten Herrschaft der oberschlesischen Kapitalisten handelt. Herr Uthemann will der allein herrschende Zar sein, während er die Arbeiter als Sklaven, als Handwerkszeug behandelt. Denselben Standpunkt wie Herr Uthemann vertreten alle oberschlesischen Arbeitgeber. Es handelt sich also in diesem Falle um den ganzen Arbeiterstand in Oberschlesien; die Arbeiter in Rosdzin und Schoppinitz kämpfen um das Recht aller unserer Arbeiter. Die ausständigen Arbeiter haben das begriffen, sie haben sich dies reiflich überlegt und am Freitag über die weiteren

des Stahlwerks wie ein Zar zu verhalten. Die gleichen Argumente richteten sich auch gegen andere oberschlesische Arbeitgeber.

Es wäre schwierig, die Gültigkeit solcher Behauptungen zu leugnen. Tatsächlich entschieden die Eigentümer von Industriebetrieben, die Arbeitsplätze und Wohnraum für gesamte Familien boten, vollständig über das Schicksal ihrer Mitarbeiter. Deshalb versuchten sie, die Umwandlung von Arbeitersiedlungen in unabhängige Gemeinden unter kommunaler Gesetzgebung zu verhindern. Dies ermöglichte es ihnen, die volle Kontrolle über die von der Direktion des Konzerns verwalteten personellen und territorialen Ressourcen zu behalten. Dies kann die Tatsache erklären,

Kampfesmittel beraten. Es fand um 2 Uhr nachmittags eine öffentliche Versammlung unter freiem Himmel statt, die von ungefähr 2000 Personen besucht war und in welcher Korfanty, Przybilla und Szyler als Redner auftraten. Es wurde einstimmig eine Resolution angenommen, welche das Verhalten der Arbeitgeber verurteilt, zur Ausdauer ermuntert und alle Arbeiter zur Sammlung von freiwilligen Beiträgen für die Ausständigen auffordert. Die Versammlung nahm einen ruhigen und ernsten Verlauf. Die Arbeiter sind entschlossen, bis zum Äußersten im Kampfe auszuharren. Kaufleute, Beamte und Handwerker stehen auf seiten der Arbeiter und unterstützen sie in dieser schweren Stunde. Nach der Volksversammlung fanden noch zwei Belegschaftsversammlungen statt, und zwar je eine für die Bernhardi- und die Paulshütte. Die Hüttenarbeiter haben gleichfalls ihre Anträge der Hüttenverwaltung überreicht, sind bis jetzt aber ohne jeglichen Bescheid geblieben. In beiden Versammlungen wurde einstimmig beschlossen, in den Ausstand zu treten, falls die Arbeitgeber nicht bis künftigen Dienstag die Forderung der Arbeiter berücksichtigen und mit den Ausständigen der Wilhelminenhütte keine Einigung erzielt haben. Es wurde aus jeder Hütte eine dreigliedrige Kommission gewählt, die am Sonnabend den Arbeitgebern die Wünsche der Arbeiter überreichen wird. Sollten die Arbeitgeber bis Dienstag keine Antwort geben, dann treten in der Nacht von Dienstag zu Mittwoch beide Hütten in den Ausstand. Die Hüttenarbeiter sind durch den Hochmut und Stolz des Herrn Uthemann zum Äußersten getrieben; es gab für sie keinen anderen Ausweg, und sie mußten sich zu diesem äußersten Mittel entschließen. Es handelt sich hier um die ganze Arbeitersache in Oberschlesien; in Rosdzin-Schoppinitz kämpfen die Hüttenarbeiter für das Wohl aller oberschlesischen Arbeiter. Deshalb müßtet Ihr, liebe Arbeiter, überall Beiträge für die Ausständigen sammeln und deren Bemühungen unterstützen, denn hier handelt es sich auch um Euere Rechte und Euer Dasein. Ruhe, Ausdauer und Solidarität werden den Arbeitern zum Siege verhelfen."
GStA Berlin-Dahlem, Rep. 120 BB, VII, 1, Nr. 3, vol. 25, fol. 204–207, zit. nach Peter Rassow, Karl Erich Bom, Hansjoachim Henning, Florian Tennstedt (Hg.): Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1867 bis 1914. Abt. 4: Die Sozialpolitik in den letzten Friedensjahren des Kaiserreiches (1905–1914), Bd. 3, Teil 4: Das Jahr 1910, berab. von Irene Feldmann. Wiesbaden, Stuttgart 2004, S. 148f.

dass Zabrze bis 1922 den Status eines Dorfes behielt, obwohl sowohl die Einwohnerzahl als auch die Bebauung dieser Gemeinde zum Status einer Stadt qualifizierten.[9] Das ab etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts von Graf Guido Henckel von Donnersmarck (ab 1901 Fürst) in der Gegend, die heute zu Zabrze gehört, ausgebaute Stahlwerk, das nach dem Grafen Donnersmarck-Hütte benannt wurde, umfasste sowohl den Arbeitsplatz als auch die gesamte Behausung im Siedlungskomplex mit Mehrfamilienhäusern, umfangreichen Verwaltungsgebäuden, Kindergärten, Schulen, Feuerwehr, Gärtnerhaus und sogar Schreber-Gärtenhäuschen für Arbeiter und Beamte. Es handelte sich hier um eine Art Imperium des Konzerns, der sich um die hohe Qualität der errichteten Architekturobjekte kümmerte und für deren Entwürfe der bekannte Berliner Architekt Arnold Hartmann beauftragt wurde. Zwar wird der Name dieses Architekten in der 1923 publizierten Geschichte des Konzerns kein einziges Mal erwähnt, jedoch galten bereits damals die von ihm errichteten Gebäude als bedeutende architektonische Leistung.[10] Diese fehlende Erwähnung kompensierte Hartmann durch die Veröffentlichung einer umfangreichen Mappe mit Plänen und Fotografien des von seinem Architekturbüro in Oberschlesien fertiggestellten Bauwerks.[11] Die in der Veröffentlichung dargestellten Bauten zeichneten sich durch einen vom Übergangsstil inspirierten Stil aus, der Elemente der Spätgotik und der deutschen Renaissance vereinte. Wahrscheinlich entsprach dies den Erwartungen des Auftraggebers, der damals die Rolle des Unternehmens bei der allgemeinen Tendenz, Oberschlesien einen deutschen Charakter zu verleihen, hervorheben wollte. Solche Absichten lässt der Chronisten vermuten, der die Geschichte des Stahlwerks aufzeichnete und unter anderem erklärte: „Noch ein ganz

9) Peter Martyn: Wokół problematyki dawnych wsi, osad kolonijnych i przemysłowych oraz gmin protomiejskich w kontekście powstania nowoczesnego miasta Zabrze 1742–1951 [Über die Problematik alter Dörfer, von Kolonie- und Industriesiedlungen sowie vorstädtischer Gemeinden in Zusammenhang mit der Entstehung der modernen Stadt Zabrze 1742–1951], in: Piotr Hnatyszyn (Hg.): Przestrzeń publiczna i prywatna w Zabrzu od XIX wieku do dnia dzisiejszego. XII Konferencja Naukowa, Muzeum Miejskie w Zabrzu [Öffentlicher und privater Raum in Zabrze vom 19. Jahrhundert bis in die heutigen Tage. 12. Wissenschaftliche Konferenz, Stadtmuseum Zabrze] (im Druck).

10) 1872–1922 Donnersmarckhütte (wie Anm. 1), S. 109.

11) Neubauten auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege. Von Arnold Hartmann-Grunewald Architekt-B.D.A. Photogr. Orig. Aufnahmen nach der Natur von Hermann Rückwardt. Berlin [1909].

besonderes ideales Ziel galt es aber für die Donnersmarckhütte, ihrer geographischen Lage in der Ostmark entsprechend, beim Ausbau der sozialen Einrichtungen im Auge zu behalten: die Förderung der deutschen Kultur. Hier bei der völkisch gemischten Arbeiterschaft war eine besondere Erziehungsarbeit zu leisten. Materielle und geistige Bedürfnislosigkeit waren von jeher Hemmschuhe für jeden Fortschritt. Die Wohltaten einer höheren Lebenshaltung und Kultur mußten den Leuten erst zugänglich gemacht werden, um ihr Verständnis für die einer solchen Kultur dienende Qualitätsarbeit zu wecken und dadurch gleichzeitig das Streben auszulösen, sich durch besser bezahlte Qualitätsleistung die Mittel zur Befriedigung gesteigerter Lebensbedürfnisse zu verdienen."[12]

Überraschenderweise kam diese Art der Argumentation, die man heute als Aussage im Stil des Kolonisationsdiskurses bezeichnen würde,[13] in den von dem Architekten veröffentlichten Erläuterungen nicht vor. Hartmann empfand die von seinem Büro entworfenen Bauten als Ausdruck des Fortschritts, der durch die Modernisierung des gesellschaftlichen Lebens eingetreten war. In der Einleitung zur Präsentationsmappe seiner Projekte schreibt er: „Die deutschen Kohlengebiete und Industriezentren wurden bis vor kurzem nur als Stätten ernster und wichtiger volkswirtschaftlicher Arbeit gewertet, galten aber im übrigen als Unland für Kultur und Kunst. Hierin ist in den letzten Jahren Wandel geschaffen, das Grosskapital hat seine gewaltigen Hilfsmittel in den Dienst der Humanität gestellt. Auf den Gebieten der Arbeiterfürsorge, der Krankenpflege und der Heimkultur ist viel getan, und Werke idealer Bestrebungen treten in den Vordergrund. Bei ihnen, soweit sie baulicher Art sind, spricht auch Architektur ein gewichtiges Wort mit. Die Bauwerke der Wohlfahrt und Gesundheitspflege, die Häuser der Beamten und Arbeiter werden an vielen Orten nicht mehr in alter Observanz als nüchterne und ganz geschmacklose Baracken

12) 1872–1922 Donnersmarckhütte (wie Anm. 1), S. 95.

13) Irma Kozina: Industrieobjekte in Oberschlesien: Kulturerbe oder Relikte einer krypto-kolonialen Vergangenheit? Die Forschungsperspektive der Kunstgeschichte in der postindustriellen Gesellschaft, in: Krzysztof Stefański, Paul Zalewski (Hg.): Die postindustrielle Stadt und ihr Erbe im 21. Jahrhundert. Schutz – Erhaltung – Revitalisierung. Miasto postindustrialne i jego dziedzictwo w XXI wieku. Ochrona – konserwacja – rewitalizacja. Beiträge der 25. Konferenz des Arbeitskreises deutscher und polnischer Kunsthistoriker und Denkmalpfleger in Lodz 11.–14.10.2017. Materiały 25 Konferencji Grupy Roboczej Polskich i Niemieckich Historyków Sztuki i Konserwatorów Zabytków w Łodzi 11.–14.10.2017. Warszawa 2021, S. 235–250.

ausgeführt. Staatliche und städtische Behörden, mit ihnen die grossen Wohlfahrtsvereine, die Leiter grosser Werke und nicht zuletzt der bauende Bürger, sie alle folgen dem grossen Zug unserer Zeit, der nicht nur auf Verbesserung sondern auch auf Veredelung der Lebensführung drängt. Sie wollen nicht nur Nützlichkeitsbauten schaffen, die billig errichtet sind und schnell vergehen, sie wollen Spuren ihres Wirkens hinterlassen, wieder wie unsere Väter – bauen!“[14]

Auch wenn es den Anschein hatte, dass die Arbeit für einen Großkonzern mit der Ausbeutung der Arbeitskraft verbunden sei, konnte ein als geschätzter Spezialist beschäftigter Arbeitnehmer mit einem breiten Paket an Sozialleistungen rechnen. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg besuchte die schlesische Schriftstellerin Elisabeth Grabowski die neuen Räumlichkeiten der Donnersmarckhütte. Besonders gefiel ihr das Wassermanagement, das maßgeblich zur Verbesserung der Hygiene in Arbeitersiedlungen beitrug. Sie berichtete mit Enthusiasmus: „Auch für ausgedehnte Badeeinrichtungen werden die Grubenwässer verwertet. Jedes Werk gibt dem Arbeiter die Möglichkeit, am Orte seiner Ausfahrt den Schweiß und Staub der Arbeit abzuwaschen, den ermüdeten Körper unter der Brause zu erfrischen und

Ansichtskarte ‚Hindenburg O.S. Kasino der Donnersmarckhütte‘, vor 1919, gelaufen 1919 *[www.polona.pl]*

14) Neubauten (wie Anm. 11), Einleitung (unpaginiert).

die Kleider zu wechseln. Das Arbeitszeug bleibt auf dem Arbeitsorte, wo es an langen Schnuren aufgereiht in der Halle hängt. Der Schmutz der Grube wird nicht mitgenommen in die Häuslichkeit."[15]

Trotz verschiedener politischer Turbulenzen blieb die Erinnerung an die seit der Zeit der preußischen Herrschaft in Oberschlesien intensiv betriebene Industrialisierung stets erhalten. Die Hauptfigur der Entwicklung der Schwerindustrie in Tarnowitz (poln. Tarnowskie Góry) und Zabrze, Fürst Guido Henckel von Donnersmarck, blieb nicht nur als Gründer einer gut organisierten Arbeiterkolonie (Donnersmarckhütte, poln. Zandka in Zabrze), sondern auch als Besitzer eines beeindruckenden Schlosses im Stil des französischen Königs Ludwig XIII., das in Neudeck (poln. Świerklaniec) um 1870 errichtet wurde, in lokaler Erinnerung. Obwohl die mit seinen Mitteln erbauten Schlösser in Neudeck und Repten (poln. Repty) den Krieg und die Nachkriegswirren nicht überstanden haben, scheint ihre Bedeutung für die regionale Kultur stetig zu wachsen. Immer mehr junge Regionalforscher sammeln Archivalien und andere Zeugnisse aller Art über die Zeit der Industrialisierung und greifen dabei auf Quellen zurück, die früher als verschollen oder nicht vorhanden galten. Vor einigen Jahren kaufte das Museum in Tarnowitz das verschollene Porträt des Fürsten Guido Henckel von Donnersmarck (gemalt von Franz von Lenbach), das einst im Schloss in Repten hing. Seine öffentliche Präsentation wurde zu einem festlichen Ereignis für das Museum, das in den Medien als „Rückkehr des Fürsten" propagiert wurde. Zu diesem Anlass erschien eine äußerst wertvolle Mehrautorenpublikation, die sowohl wissenschaftliche Aufsätze zur wirtschaftlichen Tätigkeit des Fürsten Guido enthielt als auch Analysen der auf seine Initiative errichteten Schlösser sowie eine Studie zum Schaffen des Malers, der dieses Porträt gemalt hat. Diese Veranstaltung stieß auf großes Interesse bei den Einwohnern Oberschlesiens, die zum Treffen mit den Autoren der Aufsätze strömten.[16]

Nicht weniger erfolgreich sind die Aktivitäten von Maciej Mischok, einem Absolventen des Geschichtsstudiums an der Schlesischen Universität in Kattowitz, der sich für die Wiederherstellung des Andenkens der ober-

15) Elisabeth Grabowski: Land und Leute in Oberschlesien. Heimatbilder. Breslau o.J. [1913], S. 104.

16) Marek Panuś (Hg.): Powrót Księcia. Wokół portretu Guida Henckel von Donnersmarck [Die Rückkehr des Fürsten. Über das Porträt von Guido Henckel von Donnersmarck]. Tarnowskie Góry 2022.

Schloss Repten, Foto vor 1937 *[Narodowe Archiwum Cyfrowe]*

schlesischen Adelsfamilie Schaffgotsch einsetzte. Das auf seine Initiative hin 2020 veröffentlichte Buch über das Schloss der Schaffgotsch in Koppitz (poln. Kopice) war sehr schnell ausverkauft, und jetzt wird seine englischsprachige Version erstellt.[17] Mischok trug maßgeblich zur Renovierung des Mausoleums der Familie Schaffgotsch bei und führte gemeinsam mit dem örtlichen Pfarrer Spendenaktionen durch, die es schließlich ermöglichten, Konservierungsarbeiten am Mausoleum in Koppitz durchzuführen. Sowohl die Aktivitäten von Marek Panuś als auch jene von Maciej Mischok und mehreren anderen Forschern, wie Przemysław Nadolski, Arkadiusz Kuzio-Podrucki, Marek Wojcik und noch vielen anderen tragen wesentlich zur Erstellung tiefgreifender Studien bei, die die verlorene Vergangenheit des industriellen Teils Oberschlesiens sichtbar machen für interessierte Rezipienten und in immer umfangreicheren Facetten.

17) Janusz Dobesz, Irma Kozina, Maciej Mischok: Kopice. Historia utraconego piękna [Koppitz. Geschichte der verlorenen Schönheit]. Katowice 2020.

Irma Kozina

Architektura przemysłowa na Górnym Śląsku jako aktualny przykład badań regionalnych

W dotychczasowych badaniach nad architekturą przemysłową Górnego Śląska dominowała tendencja do ograniczania kompleksowych zagadnień do obszaru jednej dyscypliny. Historycy architektury próbowali badać cechy formalne pojedynczych budowli, uwzględniając również miejsce poszczególnych obiektów w strukturze miasta względnie ich funkcjonalność. Kontekst dla badanych budowli stanowiła historia przemian stylowych oraz obecność lub brak specyficznych podziałów architektonicznych czy ornamentów. Jednocześnie rzadko tylko podejmowano próby prześledzenia społecznych i gospodarczych aspektów przedsięwzięć budowlanych, przede wszystkim dlatego, że tego typu badania naukowe kojarzone były z marksizmem-leninizmem czasów socjalizmu. Celem autorki jest przedstawienie nowych perspektyw badawczych – analizy dużych kompleksów przemysłowych, w tym miejsc pracy (np. fabryk), osiedli robotniczych, zakładów społecznych i usługowych oraz rezydencji w szeroko zakrojonym kontekście społeczno-ekonomicznym. Jako przykład może posłużyć kompleks Huty Donnersmarcków w okolicach dzisiejszego Zabrza, którego rozwój zainicjowany został przez księcia Guido Henckla von Donnersmarck. Przy okazji wspomniana została również kwestia współczesnego postrzegania działań byłych górnośląskich przemysłowców. Przywołano również dwie aktualne publikacje na ten temat – wydaną w Tarnowskich Górach książkę o Guido Hencklu von Donnersmark oraz monografię zamku w Kopicach, należącego do szlacheckiego rodu Schaffgotschów.

Tł. Klara Kaczmarek-Löw

Bruch oder Kontinuität? Industrielle Modernität und agrare Tradition in der Kunst Oberschlesiens 1871–1939

Von Jerzy Gorzelik

1. Einführung

Mitte des 19. Jahrhunderts hielt Ernst Wilhelm Knippel in einer häufig reproduzierten Farblithografie einen Wendepunkt in der Geschichte von Kattowitz fest, damals noch einem kleinen Dorf am östlichen Rand Oberschlesiens.[1] Im Vordergrund scheint das Leben an der Schwelle zur industriellen Revolution stehen geblieben zu sein. Ein Bauer spannt seine Pferde vor den Pflug, Frauen mit kleinen Kindern auf dem Arm plaudern bei den Heugarben, ältere Kinder sammeln die Ernte in Säcken ein. Rinder grasen auf der Wiese am Ufer des Teichs. Die Zeit vergeht gemächlich, und das Leben geht im langsamen Rhythmus der Natur weiter. Im Hintergrund steht noch die Arenda – das Gasthaus, dessen Einsturz Richard Holtze – der erste Vorsitzende des Stadtrates und Monograph von Kattowitz – als das endgültige Ende des Alten verkünden wird, überwunden vom unvermeidlichen Fortschritt.[2] Der Wandel hat bereits begonnen – die Schmelzöfen der Eisenwerke und die Dämpfe, die über den Industriegebäuden schweben, kündigen ihn an. Für Knippel ist der Ort, an dem in einer Generation eine dynamische Stadt heranwachsen wird, eine etwas idyllische Landschaft,

1) Barbara Szczypka-Gwiazda: Pomiędzy mitem a rzeczywistością – obraz Górnego Śląska w sztuce XIX i XX w. [Zwischen Mythos und Wirklichkeit – das Bild Oberschlesiens in der Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts], in: Ewa Chojecka u.a. (Hg.): Marmur dziejowy. Studia z historii sztuki [Historischer Marmor. Studien zur Kunstgeschichte]. Poznań 2002, S. 467–469; Irma Kozina: Chaos i uporządkowanie. Dylematy architektoniczne na przemysłowym Górnym Śląsku w latach 1763–1955 [Chaos und Ordnung. Architektonische Dilemmata im industriellen Oberschlesien zwischen 1763 und 1955]. Katowice 2005, S. 39 f.; https://sbc.org.pl/dlibra/publication/34079/edition/30768/content [Zugriff am 5.7.2023].
2) Richard Holtze: Die Stadt Kattowitz. Eine kulturhistorische Studie. Kattowitz 1871, S. 27f.

die Elemente aus zwei Welten harmonisch miteinander verbindet. Nichts deutet darauf hin, dass sich die agrarische Tradition und die industrielle Modernität ein Nullsummenspiel liefern werden, bei dem die erstere zum Scheitern verurteilt ist. Der heutige Betrachter wird das künstlerische Schaffen des Grafikers, der die oberschlesischen Hütten und Bergwerke so verewigt, wie sie in einem frühen Stadium der Industrialisierung gegeben waren, durch das Prisma der späteren Erfahrungen und der wohl erkannten Folgen der Modernisierungsprozesse betrachten. Dieses Bewusstsein wuchs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allmählich und wurde in vielen Fällen zu einem Impuls zur Zivilisationskritik, die in ihrer radikalen Form den Fortschrittsgedanken abgelehnt hatte.

Der Beitrag untersucht anhand ausgewählter Beispiele die Strategien der Zähmung des dramatischen Wandels, dem Oberschlesien unterworfen war, in der Kunst der Kaiser- und Zwischenkriegszeit. Wie wurden künstlerische Repräsentationen von Industrie und Agrartradition eingesetzt, um in einer Region, die sich von einer verschlafenen Peripherie zu einem der größten Industriegebiete Kontinentaleuropas und damit zum Objekt der Begierde rivalisierender Nationalstaaten entwickelt hatte, Kontinuität herzustellen oder deren Fehlen zu entlarven? Diese Frage wurde bisher noch nicht wissenschaftlich erforscht, aber es mangelt nicht an Literatur, die sich mit dem Thema Industrie in der oberschlesischen Kunst während des Zeitraums befasst, der den chronologischen Rahmen des vorliegenden Artikels bildet.[3] Einige der Darstellungen, die in der Folge analysiert werden, waren auch Gegenstand der Interpretationen des Autors, die jedoch aus einer anderen Perspektive vorgenommen wurden.[4]

3) Szczypka-Gwiazda (wie Anm. 1); Irena Kontny: Wizerunek przemysłu w witrażu górnośląskim [Das Bild der Industrie in der oberschlesischen Glasmalerei], in: Wiadomości Konserwatorskie Województwa Śląskiego 5 (2013), S. 89–102.

4) Jerzy Gorzelik: Żołnierz, heros, kresowy rycerz – przemiana wizerunku „powstańca śląskiego“ w międzywojennej rzeźbie monumentalnej [Soldat, Heroe, Grenzlandritter – die Verwandlung des Bildes des „schlesischen Aufständischen“ in der Monumentalskulptur der Zwischenkriegszeit], in: Studia Śląskie 89 (2019), S. 57–75; Ders.: Między „sensus catholicus“ a „uchrześcijanionym nacjonalizmem“. Sztuka Kościoła rzymskokatolickiego na Górnym Śląsku wobec dyskrusów narodowych [Zwischen ‚sensus catholicus‘ und ‚christianisiertem Nationalismus‘. Die Kunst der römisch-katholischen Kirche in Oberschlesien gegenüber den nationalen Diskursen]. Katowice 2020.

2. Zwischen Fortschritsrausch und Traditionsverbundenheit

Das Jahr 1911 brachte mehrere im Zusammenhang mit dem hier behandelten Thema bedeutende Ereignisse.[5] In Posen wurde die Ostdeutsche Ausstellung für Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft eröffnet, deren Hauptattraktion der von Hans Poelzig entworfene Oberschlesische Turm war. Der von der Donnersmarckhütte AG aus Zabrze errichtete Ausstellungspavillon präsentierte nicht nur Produkte der oberschlesischen Industrie, sondern auch großformatige Gemälde zu industriellen Themen von Hans Rossmann, Alfons Niemann, Arnold Busch, Karl Hanusch und Alfred Stuller. Barbara Szczypka-Gwiazda sah in den Kunstwerken die „Apotheose des Fortschritts und der Technik" und charakterisierte sie wie folgt: „Die Vision von Oberschlesien, die durch die Macht der Zinkhütten, der Stahlwerke, der monumentalen, feuerspeienden Hochöfen, der Bergwerksschächte und der Halden dargestellt wurde, schuf eine neue Sicht auf die Rolle der Industrie in der modernen Welt, betonte die Macht und Größe der Region. [...] In der realistisch dargestellten, in ihrem Ausdruck ergreifenden zyklopischen Welt fand der mit harter körperlicher Arbeit beschäftigte Mensch seinen Platz – ein Typus des modernen Helden, roh, muskulös, durch Arbeit geadelt."[6] In einigen Gemälden finden sich deutliche Anklänge an das ‚Walzwerk' von Adolph von Menzel, aber auch an die unter Tage aufgenommenen Fotografien von Max Steckel.

Während im Turm von Posen Oberschlesien durch die Industrie definiert ist – die als das pars pro toto des Fortschritts vortritt, das nicht zurückblickt und nicht durch seine Verwurzelung in der Tradition legitimiert werden muss –, wird in zwei anderen Werken, die etwa zur gleichen Zeit entstanden sind, versucht, Elemente der vormodernen und der modernen Ordnung zu einem organischen Ganzen zu integrieren. Das erste ist die Umschlagdekoration eines Buches von Anton Oskar Klaussmann, einem

5) Barbara Szczypka-Gwiazda: Działalność architektoniczna Hansa Poelziga na Górnym Śląsku. Plany i realizacje [Die architektonische Tätigkeit von Hans Poelzig in Oberschlesien. Entwürfe und Ausführungen], in: Jerzy Ilkosz, Beate Störtkuhl (Hg.): Hans Poelzig we Wrocławiu. Architektura i sztuka 1900–1916 [Hans Poelzig in Breslau. Architektur und Kunst 1900–1916]. Wrocław 2000, S. 257–259; Beate Störtkuhl: Reforma i nowatorstwo. Budowle wystawowe Hansa Poelziga we Wrocławiu (1904) i Poznaniu (1911) [Reform und Innovation. Hans Poelzigs Ausstellungsgebäude in Breslau (1904) und Posen (1911)], in: Ebd., S. 349–361.
6) Szczypka-Gwiazda (wie Anm. 1), S. 471.

in Berlin lebenden Schriftsteller und Journalisten, der in Oberschlesien aufgewachsen und nach mehr als einem halben Jahrhundert in das Land seiner Kindheit zurückgekehrt ist, herausgegeben vom Phönix-Verlag in Kattowitz, der den Brüdern Fritz und Carl Siwinna gehörte.[7] Der Autor der Grafik war Richard Knötel, ein renommierter Historienmaler, der in Glogau geboren und in der Reichshauptstadt tätig war.[8] Der Künstler hatte familiäre Bindungen zu Oberschlesien. Sein Bruder Paul war eine wichtige Figur im intellektuellen und politischen Leben der Regierungsbezirkes Oppeln. Als Lehrer an Gymnasien in Tarnowitz und Kattowitz tätig, leitete er in der letztgenannten Stadt die Ortsgruppe des Deutschen Ostmarkvereins, gab die Monatszeitschrift ‚Oberschlesien' heraus und veröffentlichte zahlreiche Artikel zur Geschichte und Kultur der Region.[9] Er vertrat die Gruppe des Bildungsbürgertums, die sich der Hohenzollernmonarchie verbunden fühlte, Bismarcks Modernisierungsprojekt unterstützte, der polnischen Nationalbewegung feindlich und dem politischen Katholizismus skeptisch gegenüberstand.[10] Richard illustrierte häufig die Texte seines Bruders über oberschlesischen Themen.

Klaussmanns Buch ist eine Art Reportage, in der Kindheitserinnerungen mit Eindrücken von einer Reise nach Oberschlesien konfrontiert werden, das inzwischen sein Gesicht radikal verändert hat. Der Autor beschreibt Bräuche, Trachten und Industrie und berichtet von Ereignissen, die seine Zeitgenossen bewegten. Das Fazit ist voller Optimismus und Fortschrittsgläubigkeit. „Sowiel steht es fest: – Klaussmann schreibt – das Oberschlesien von heute, das sich gegen früher in verschiedener Beziehung ganz unvergleichlich gehoben hat, dieses aufstrebende, kulturell sich mehr und mehr entwickelnde Land an der Südostgrenze des Reiches ist im Reiche selbst viel zu wenig bekannt. Und doch verdient es, daß jährlich Tausende und abermals Tausende von Touristen aus Norden, Süden und

7) Anton Oskar Klaussmann: Oberschlesien vor 55 Jahren und wie ich es wiederfand. Kattowitz 1911.

8) Susanna Partsch: Knötel, Richard, in: Allgemeines Künstlerlexikon. Die Bildenden Künstler aller Zeiten und Völker. Bd. 81. Berlin 2014, S. 35.

9) Michał Skop: Paul Knötel – Kunsthistoriker, Historiograph, Publizist und Herausgeber, in: Śląska Republika Uczonych / Schlesische Gelehrtenrepublik / Slezská vědecká obec. Bd. 8. Wrocław, Dresden 2018, S. 264–275.

10) Davon zeugen seine zahlreiche Aufsätze in der Monatsschrift ‚Oberschlesien', z.B. Paul Knötel: Zur polnischen Frage in Oberschlesien. Ein Nachwort zum Deutschen Tage, in: Oberschlesien 8 (1909), S. 265–277.

Richard Knötel, Umschlag des Buches von Anton Oskar Klaussmann, 1911

Westen hierherkommen, um über das zu erstaunen, was in den letzten 30 Jahren durch das Zusammenwirken verschiedener günstiger Faktoren an Land, Leuten und Industrie geleistet worden ist. Oberschlesien hat eine große Zukunft [...]."[11] Mit diesen Worten wird der werbende Charakter des Buches deutlich, das den deutschen Leser neugierig machen und ihm einen sympathischen Blick auf eine periphere Region voller exotischer, farbenfroher Folklore auf der einen Seite und der Dynamik und Vitalität der Industrie auf der anderen Seite ermöglichen sollte. Der von Knötel gestaltete Umschlag ist in diesem Zusammenhang eine Betrachtung wert.

In der Mitte der Komposition erhebt sich ein Baum mit ausladenden Wurzeln und einer mächtigen Krone. Darunter stehen links eine Frau in Bauerntracht, die einen Schild mit gekreuztem Sensen und einem Dreschflegel hält, und rechts ein Mann in Bergmannsuniform, der einen Schild mit Schlägel und Eisen präsentiert. Die Schilde und das darunter verlaufende Band mit dem Namen des Verlags verdecken die unteren

11) Klaussmann (wie Anm. 7), S. 338f.

Körperteile der beiden Figuren. Dadurch entsteht der Eindruck, dass sie direkt aus den Wurzeln des Baumes herauswachsen. Der Baumstamm trennt die im Hintergrund sichtbare Schrotholzkirche hinter der Frau und die Industrielandschaft mit Schornsteinen hinter dem Mann. Die beiden Seiten des Bildes stellen somit zwei Welten dar – die Agrartradition und die industrielle Modernität. Einerseits kontrastiert der Künstler beide, indem er den weiten Atem der dörflichen Landschaft mit der aus der Ferne gerahmten und in einer parallelen Ebene platzierten Kirche mit der Enge der aus der Tiefe entlang der chaotischen Raumdiagonalen eindringenden Industriebauten gegenüberstellt. Andererseits hat der Künstler mit dem suggestiven Trick, einen üppigen Baum als Gerüst der Komposition einzuführen, die beiden nicht als antagonistisch, sondern als komplementär dargestellt, wie ein Mann und eine Frau, und organisch verschmolzen, wie ein Mensch und die ihn begleitende Landschaft.

Knötel verwendete Motive, die zum visuellen Kanon der Oberschlesien-Darstellung wurden. Die Schrotholzkirche, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts im Fokus der Forschung stand, wurde zu einem unverzichtbaren Attribut der Kulturlandschaft der Region hochstilisiert.[12] Dies ist auf die Provinzialkonservatoren von Breslau – Hans Lutsch und Ludwig Burgemeister – zurückzuführen. Die beiden setzten sich entschieden für die Erhaltung dieser zerbrechlichen, „aus der Seele des Volkes gewachsenen" Objekte ein,[13] die die slawische Melancholie zum Ausdruck bringen sollten und die der Zerstörung nicht nur durch die unerbittlichen Kräfte der Natur, sondern vor allem durch die Benutzer selbst ausgesetzt waren.[14] In ihrem Bestreben, neue, größere Kirchen aus Mauerwerk zu bauen, die ihren Bedürfnissen und Vorstellungen von der Würde des Gotteshauses entsprachen, missachteten die ländlichen Kirchengemeinden die Werte, zu denen sich das Bildungsbürgertum mit seinem „modernen Denkmalkult" bekannte. Eine Methode zur Rettung hölzerner Sakralbauten, von der sich

12) Jerzy Gorzelik: Drewniany kościół na Górnym Śląsku jako miejsce pamięci (do 1945 roku) [Oberschlesische Holzkirche als Erinnerungsort (bis 1945)], in: Studia Śląskie 81 (2017), S. 49–64; Ders.: Heritagising the Vernacular in a Central European Borderland: Wooden Churches and Open-Air Museums in Upper Silesia, in: Muzeológia a Kultúrne Dedičstvo 9 (2021), Vol. 1, S. 63–79.

13) Hans Lutsch: Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien. Bd. IV: Die Kunstdenkmäler des Reg.-Bezirks Oppeln. Breslau 1894, S. 200.

14) Ludwig Burgemeister, Ernst Wiggert: Die Holzkirchen und Holztürme der preussischen Ostprovinzen. Berlin 1905, S. 3.

die Denkmalpfleger viel versprachen, war die Verlagerung in die Städte.[15] Auf dem Umschlag von Klaussmanns Buch ist ein Objekt verewigt, das zum Präzedenzfall für diese Praxis wurde – 1901 wurde es von Mikultschütz in den Stadtpark von Beuthen versetzt. Dadurch wurde die Kirche bekannt; bald nach der Verlegung wurde sie von dem Breslauer Maler und Architekten Emil Nöllner in der Aula der Baugewerkschule in Kattowitz als eines der vier Baudenkmäler der Provinz Schlesien vorgestellt.[16] Auch die Roßberger Volkstracht, in der die Frau in Knötels Grafik gekleidet ist, galt zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Symbol regionaler Tradition, was dem Engagement des Grafen Guidotto Henckel von Donnersmarck zu verdanken war, der ihre Verwendung bei Feierlichkeiten finanziell unterstützte und auf seinen Gütern in Orzech und Koslowagora den Verein für Wollfahrts- und Heimatpflege sowie den Trachtenverein gründete.[17] Von der Beliebtheit der Tracht bei der Industrieelite zeugt auch ein Foto aus dem Jahr 1912, auf dem der Generaldirektor des Giesches Erben-Konzerns Anton Uthemann und seine Familie in dieser Kostümierung auftreten.[18]

Die nicht selbstverständliche Wahl des Bergmanns als Vertreter der industriellen Welt lässt sich mit Klaussmanns Worten begründen: „Sonntags trug der Bergarbeiter gern die Uniformhose, die Puffjacke, das Paradeleder und eine Uniformmütze mit rotem Passepoil und schwarzem Sammetrand, mit der preußischen Kokarde und darüber das Bergmannszeichen (Schlägel und Eisen). Die Hüttenleute besaßen keine eigene Tracht; die Männer wenigstens begnügten sich mit verhältnismäßig wenig Kleidung: sie trugen

15) Jerzy Gorzelik: Ideowe uwarunkowania translokacji górnośląskich kościołów drewnianych w Prusach w początkach XX wieku [Ideologische Determinanten der Translozierung oberschlesischer Holzkirchen in Preußen zu Beginn des 20. Jahrhunderts], in: Quart 2020, H. 1, S. 49–62.

16) Jerzy Gorzelik: Wiatr z Północy. Dyskursywne konstruowanie Heimat na przykładzie gmachu dawnej Królewskiej Szkoły Rzemiosł Budowlanych w Katowicach i jego wystroju [Wind aus dem Norden. Die diskursive Konstruktion von Heimat am Beispiel des Gebäudes der ehemaligen Königlichen Baugewerkschule in Kattowitz und seiner Dekoration], in: Przegląd Kulturoznawczy 4/50 (2021), S. 745–761. Richard Knötel hatte bereits einige Jahre zuvor die Kirche von Mikultschütz und eine Frau in Roßberger Tracht abgebildet – in einer Grafik, die das Buch seines Bruders illustrierte (Paul Knötel: Geschichte Oberschlesiens. Für weitere Kreise dargestellt. Kattowitz 1906).

17) Elisabeth Grabowski: Trachten und Sitten in Oberschlesien. Orzech und Koslowagora, in: Oberschlesien 10/2 (1911), S. 81–83.

18) Joanna Tofilska: Giszowiec. Monografia historyczna [Gieschewald. Historische Monographie]. Katowice 2016, S. 24.

eine Hose und darüber das Hemd. [...] Der Bergmann sah auch mit einiger Verachtung auf den Hüttenarbeiter herunter und unterlegte dem Klingen der Grubenglocken Deutsch und Polnisch denselben Text, lautend: ‚Die Bergleut' sind Gauner, die Hüttenleut' Räuber'".[19] Der Bergmann war also in der Hierarchie der industriellen Welt höher angesiedelt und verfügte zudem über eine auffällige Uniform, die in visuellen Darstellungen als Äquivalent zur feierlichen Volkstracht verwendet werden konnte.

Der Kontrast zwischen dem Agrarischen, Idyllischen, Weiblichen, Weichen, Slawischen und dem Industriellen, Dynamischen, Rastlosen, Männlichen, Harten und Germanischen ist Teil des Bildes von Oberschlesien als jungem Kolonialland, das im Umfeld des hiesigen Bildungsbürgertums gepflegt wurde. „Im Sturmschritt ist auf oberschlesischem Boden im letzten Jahrhundert mit Dröhnen und Poltern eine hohe Kultur in das vordem so stille Land eingedrungen [...]" – schrieb Richard Knötels Bruder Paul in einem Artikel über die Holzkirchen der Region.[20] In letzteren aber lebt der Geist der alten Welt, unmittelbar neben der neuen, weiter, wie auf dem Umschlag von Klaussmanns Buch: „Bisweilen führt uns ein nur kurzer Weg aus dem Zauber, der uns umfangen hielt, mitten hinein in das Geräusch und Getriebe modernster Inustriethätigkeit. Dieser kurze Weg aber bedeutet, wenn wir beide Stätten kulturgeschichtlich in Vergleich stellen, einen Gang durch Jahrhunderte. Nicht als ob der Kirchenbau, von dem wir hinweggeschritten sind, schon Hunderte von Jahren alt wäre [...] aber die damals erbaute Kirche ist ihr Stoff nach einem Werk atavistischer Kunst, die hier in die Neuzeit hineinragt, wie etwa die vorweltliche Giraffe, die sich noch immer fortpflanzt, in die jüngere Tierwelt des schwarzen Erdteils."[21] Die biologischen Metaphern des Historikers erfüllen einerseits eine ähnliche Funktion wie der Baum im Werk des Grafikers, indem sie auf die organische Verbindung zwischen den beiden Welten hinweisen, andererseits zeigen sie eindeutig an, zu welcher der beiden Welten die Zukunft gehört. Die Vertreter der deutsch-preußischen Fortschrittskräfte können für einen Moment nostalgisch in die Vergangenheit eintauchen, eine Roßberger Tracht anziehen und über die Relikte der alten slawischen Kultur wie über eine zerbrechliche Gewächshauspflanze blicken, aber im

19) Klaussmann (wie Anm. 7), S. 87f.
20) Paul Knötel: Die Holzkirchen Oberschlesiens, in: Oberschlesien 1 (1902), H. 4, S. 251.
21) Ebd., S. 250.

Alltag sind sie entschlossen, Oberschlesien eine neue Gestalt zu geben und damit in die Fußstapfen der mittelalterlichen Kolonisten zu treten.

Klaussmann und die Gebrüder Knötel bekennen sich zwar zum Fortschritt, huldigen aber der vormodernen Vergangenheit. Diese Haltung wurde von zahlreichen Aktivisten der Heimatschutzbewegung vertreten, zu denen auch Paul Knötel, Mitbegründer des Schlesischen Bundes für Heimatschutz, gehörte.[22] Ohne die positive Dimension der Modernisierung zu leugnen, die von einigen der engagierten Mitbegründer der Bewegung, die nicht selten in der Nähe von Völkischen wie Ernst Rudorff standen, in Frage gestellt wurde, hielten sie es für notwendig, Natur- und Kulturlandschaften zu schützen, darunter auch vermeintliche Denkmäler der slawischen Vergangenheit, die von den Nachkommen ihrer Schöpfer oft unterschätzt wurden. Die Sorge um das heterogene Erbe wurde zu einem Teil des Ethos des Bildungsbürgertums des Grenzgebiets.

3. Industrie im Sakralraum

Das von Ludwig Glötzle entworfene und von der Kirchengemeinde Godulahütte in Auftrag gegebene Glasfenster der Göttlichen Barmherzigkeit für das Querschiff der Kirche Enthauptung Johannes des Täufers verwendet die meisten der aus der Grafik von Knötel bekannten Motive.[23] Die Agrartradition wird durch Figuren in bäuerlicher Tracht und ein Bauernhaus im Hintergrund verkörpelicht, die industrielle Modernität durch Bergleute und einen Bergwerkskomplex. Die Figuren konzentrieren sich in einem Kreis zu Füßen Christi, an dessen rechter Seite das Stifterpaar des Gotteshauses – Graf Hans Ulrich Schaffgotsch und Gräfin Joanna Schaffgotsch – eine prominente Stellung einnimmt. Hinter der Gruppe, in der Achse der Komposition, steht ein Baum, der auch hier als Symbol für den organischen Charakter der Ordnung, die die heterogenen Elemente vereint, gesehen werden kann. Anders als bei Knötel liegt der Schwerpunkt auf der Legitimation hierarchischer sozialer Beziehungen innerhalb einer konfessionellen Gemeinschaft und der dominanten Stellung eines Adelspaares, das sein Vermögen zwar dem aus der Unterschicht stammenden

22) Paul Knötel: Schlesischer Bund für Heimatschutz, in: Oberschlesien 9 (1910), H. 4, S. 211.
23) Gorzelik: Między „sensus catholicus“ (wie Anm. 4), S. 58–60.

Karl Godulla verdankte, aber mit dem Standesethos nicht brechen wollte. Die industrielle Moderne war eine Quelle des Reichtums, aber die agrarische Vergangenheit blieb eine Quelle des Prestiges.

Trotz der Industriemotive klingt das Glasfenster von Glötzles Entwurf, der eine Art Hommage an den zum Industriellen gewordenen Aristokraten darstellt, wie die Stimme einer vergangenen Epoche. Die paternalistischen Beziehungen der Konzerneigentümer zu den sozialen Massen wichen allmählich einer egalitäreren Ordnung. In der Realität des Industriereviers waren sie jedoch immer noch eine Macht, mit der man rechnen musste. Das Godullahütter Glasfenster ist eine extreme Manifestation ihrer Position, die durch das Patronatsrecht über die Kirche bedingt war. Die untergeordnete Rolle des örtlichen Geistlichen kommt darin zum Ausdruck, dass ihm in der Komposition der Verglasung eine untergeordnete Rolle zugewiesen wird. Meistens beteiligte sich der Klerus an der Aushandlung lokaler Hierarchien zu für ihn wesentlich günstigeren Bedingungen. Die Kirche fügte sich nicht nur nahtlos in die Modernisierungsprozesse in Oberschlesien ein, sondern wurde zu einem der Hauptakteure, die die Massengesellschaft prägte, indem sie das erste dauerhafte soziale Netzwerk in der Region organisierte, das die sprachlichen und gesellschaftlichen Grenzen überbrückte.[24] Der Klerus, der eine neue Rolle als Führer der Menschen nicht nur in geistlichen Fragen spielte, nahm eine allgemein positive Haltung gegenüber dem sich vollziehenden Wandel, einschließlich der Industrialisierung, ein. Dies zeigt sich in der Paulskirche in Friedenshütte, die von Johannes Franziskus Klomp entworfen wurde, dem Autor der Antonius-Basilika in Rheine in Westfalen, auf die sich das zwischen 1911 und 1912 errichtete Gotteshaus in vielerlei Hinsicht bezieht. Der Bau des Vorbildes stand unter dem Motto: „Hoch die Schloten, höher die Kirchtürme!“ und drückte damit den Optimismus und die Zuversicht aus, die auch das katholische Milieu in Oberschlesien prägten.[25] Die Dominante beider Kirchenbauten wurden die mächtigen Türme, die die Industriesiedlungen überragten. In den Glasfenstern des Querschiffs in Friedenshütte finden sich unter den Heiligendarstellungen auch Ansichten der benachbarten Industriebauten.[26]

24) Brendan Karch: Nation and Loyality in a German-Polish Borderland. Upper Silesia, 1848–1960. Cambridge, New York 2018, S. 37–45.
25) Rudolf Breuing: Die Basilika in Rheine. München, Zürich 1988, S. 2.
26) Gorzelik: Między „sensus catholicus“ (wie Anm. 4), S. 46–57.

Ludwig Glötzle (Entwurf), Glasfenster ‚Göttliche Barmherizgkeit', Kirche Enthauptung Johannes des Täufers in Godullahütte, 1911

Die Kirche verfügte über die symbolischen Ressourcen und die praktische Erfahrung, um Kontinuität herzustellen und den sich vollziehenden Veränderungen die Merkmale eines organischen Wachstums zu verleihen. Die im Zuge der Modernisierung neu entstandenen Gesellschaftsschichten wurden als vollwertige Stände in das Kirchenvolk aufgenommen und erhielten ihre Schutzpatrone. Es handelt sich um Heilige, die tief in der Tradition der katholischen Verehrung verwurzelt sind – Josef, Barbara und Florian –, deren besondere Fürsprache den Arbeitern, Berg- und Hüttenleuten zuteil wurde. Dies führte zur Beliebtheit ihrer Darstellungen in den sakralen Räumen der Industrieregion. In der 1910 bis 1912 erbauten Herz-Jesu-Kirche in Rokittnitz,[27] einem Dorf mittelalterlichen Ursprungs, in dem die zum Ballestrem-Konzern gehörende Castellengogrube 1899 den Bergbau aufnahm, wurde die Kontinuität durch die Einfügung von Glasfenstern in den Querhausarmen mit Darstellungen des Heiligen Isidor und der Heiligen Barbara, den Schutzpatronen der Bauern und Bergleute, zum Ausdruck gebracht.

4. Nationalistische Erinnerungskulturen und Zivilisationspessimismus

Die Abstimmungszeit begünstigte die Formulierung neuer visueller Repräsentationsmuster der Region und eine Umdeutung tradierter Motive. Auf Plakaten und satirischen Zeichnungen werden häufig Arbeiter- und Bauernfiguren, Elemente der ländlichen und industriellen Landschaft dargestellt.[28] Meistens wurden sie, wie schon im Kaiserreich, kombiniert, um sie in der Vision einer einzigen, organisch kohärenten regionalen Kultur zu vereinen. In einigen Fällen ist ihre Gegenüberstellung jedoch eindeutig antagonistisch und steht in direktem Zusammenhang mit der Alternative, der sich die Oberschlesier gegenübersahen. Auf einem deutschen Plakat beispielsweise wird die Darstellung einer Siedlung mit dicht aneinander gereihten Ziegelgebäuden, zwischen denen rauchige Schornsteine auf-

27) Dorota Głazek: Domus Celeberrima. Architektura sakralna (katolicka) przemysłowej części Górnego Śląska 1870–1914 [Domus Celeberrima. Sakralarchitektur (katholisch) im industriellen Teil Oberschlesiens 1870–1914]. Katowice 2003, S. 272f.

28) Waldemar Grosch: Deutsche und polnische Propaganda während der Volksabstimmung in Oberschlesien 1919–1921 (Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ostmitteleurops: Reihe B, Bd. 72). Dortmund 2002.

steigen, im Vordergrund mit strohgedeckten Holzhütten am Horizont kontrastiert.[29] Die Grenzlinie, die diese beiden Welten trennt, wird von einem Skelett überschritten, das eine Fahne mit dem polnischen Adler hält. Die Darstellung wird von der Inschrift begleitet: „Schlesier seid auf der Hut! Der Tod Eures Wohlstandes naht sich." Obwohl rund um die Siedlung auch regelmäßige Felder zu sehen sind, die auf der anderen Seite der Grenze fehlen, überwiegen Industriemotive, die mit durch die polnische Habgier bedrohten Wohlstand und Fortschritt assoziiert werden.[30] Auf dem künstlerisch anspruchsvolleren polnischen Plakat von Antoni Romanowicz bekommt der agrarisch-industrielle Gegensatz eine ganz andere Bedeutung.[31] Aus der direkten Nähe betrachtet, bedroht ein Mann in der Rossberger Veste, der mit der linken Hand einen Pflug führt, mit der rechten Hand die elegant gekleideten, korpulenten Herren, die mit ihren Koffern fliehen und durch die Landschaft hinter ihnen als Industrielle identifiziert werden können. Die Koffer sind mit Millionensummen und dem Zweck der Flucht – „Nach Holland" – beschriftet. Die zweisprachige Aufschrift lässt keinen Zweifel an den Gründen für die Irritation des Bauern: „Ihr deutschen Hallunken! Ihr flüchtet mit euern Schätzen nach Holland und wir sollen wohl für euch die Miliardenschulden zahlen? Nein! Wir stimmen für Polen!" In diesem Fall symbolisiert der Bauer, der vielleicht an Piast den Pflüger, den legendären Stammvater des polnischen

29) https://www.sbc.org.pl/dlibra/publication/15545/edition/28343?language=de [Zugriff am 13.12.2023].

30) Eine Umkehrung dieser Verhältnisse findet sich auf der Postkarte „Oberschlesier bleibt deutsch!" (https://www.sbc.org.pl/dlibra/publication/33072/edition/29880#description [Zugriff am 13.12.2023]). Auch hier zeigt die trostlose Landschaft auf der polnischen Seite, getrennt durch einen Grenzzaun, eine baufällige Holzhütte, auf die ein bröckelnder Karren, gezogen von einem abgemagerten Pferd, über einen Schlammweg zusteuert. In der deutschen Welt, die in saftigen, leuchtenden Farben schimmert, sind im Vordergrund gepflegte Getreidefelder und ordentliche Backsteingebäude, darunter eine Kirche, zu sehen, während am Horizont Schornsteine mit Rauchfahnen auftauchen. In Nahaufnahme ist die Familie in zeitgenössischer, bürgerlicher Kleidung dargestellt. Der Wunsch, die deutsche Zivilisationsüberlegenheit zu betonen, erzwang den Verzicht auf die üblichen Attribute des ländlichen Oberschlesiens – die Schrotholzkirche und die Volkstracht.

31) https://fbc.pionier.net.pl/details/nn4Tglz [Zugriff am 5.7.2023]; Barbara Szczypka-Gwiazda: Nieznane oblicze sztuki polskiej. W kręgu sztuki województwa śląskiego w dobie II Rzeczypospolitej [Das unbekannte Gesicht der polnischen Kunst. Im Kreis der Kunst der Woiwodschaft Schlesien während der Zweiten Polnischen Republik]. Katowice 1996, S. 14f.

Königshauses, erinnern soll, die Verwurzelung, die Verbundenheit mit dem Land. Das Bauerntum, wenn auch festlich wie in Knötels Grafik, wie Elemente der Festtagstracht andeuten, ist kraftvoll und energisch und steht im Gegensatz zum dekadenten Kosmopolitismus der „modernen" deutschen Eliten.

Nach der Teilung des Abstimmungsgebietes herrschte in beiden Teilen die Tendenz vor, Oberschlesien als einen Raum darzustellen, der die Agrar- und die Industriewelt harmonisch vereint. Der Begriff des „Volkes", der sich in der polnischen Tradition meist auf die Landbevölkerung bezog, wurde in Oberschlesien auf die Arbeiterschaft ausgedehnt. Beide Gruppen sollten das „oberschlesische Volk" bilden, das im Sinne der polnischen Erinnerungspolitik seine polnische Kultur bewahrt und durch sein geschlossenes Auftreten gegen die deutsche Herrschaft in den drei sogenannten „Schlesischen Aufständen" die Angliederung eines Teils der Region an Polen bewirkt hatte. Der durch Standardmotive ausgedrückte agrarisch-industrielle Dualismus findet sich auf zwei Plakaten von Stefan Norblin für die polnischen Staatsbahnen, die Oberschlesien präsentieren.[32] Das eine zeigt eine Schar von Personen in farbenfrohen Volkstrachten, die sich um eine Schrotholzkirche versammelt haben, das andere eine Nahaufnahme eines Bergmanns in Arbeitskleidung, der eine Spitzhacke und eine Karbidlampe in der Hand hält, vor dem Hintergrund einer riesigen Industrieanlage, aus deren Schornsteinen glühender Rauch aufsteigt. In zwei der vier monumentalen Reliefs für das Treppenhaus des schlesischen Parlamentsgebäudes in Kattowitz stellte Jan Raszka das ‚landwirtschaftliche Schlesien' und das ‚industrielle Schlesien' dar.[33] Im ersten Fall verwendete er die Motive einer Schrotholzkirche und einer hölzernen Bauernhütte, die eine Gruppe von einem Mann und zwei Frauen in Volkstracht umrahmen; im zweiten Fall arrangierte er auf ähnliche Weise die Heilige Barbara mit einem Bergmann und einem Hüttenwerker sowie mit einem Bergwerksschacht und Hochöfen. In den beiden anderen Werken hingegen wird

32) Katarzyna Kulpińska: Przepis na plakat według Stefana Juliusza Norblina [Das Rezept für ein Plakat von Stefan Juliusz Norblin], in: Piotr Rudziński (Hg.): Pierwsze półwiecze polskiego plakatu 1900–1950 [Das erste halbe Jahrhundert der polnischen Plakatkunst 1900–1950]. Lublin 2009, S. 101–104.

33) Jerzy Gorzelik: W poszukiwaniu „prawdziwego my".Nacjonalistyczny dramat zbawienia w sztuce województwa śląskiego (1922–1939) [Auf der Suche nach dem „wahren Wir". Das nationalistische Erlösungsdrama in der Kunst der Woiwodschaft Schlesien (1922–1939)], in: Anthropos? 26 (2017), S. 47.

die Region ausschließlich durch Figuren dargestellt, die mit der Industrie in Verbindung stehen. In der ‚Allegorie der Woiwodschaft Schlesien', die eigentlich eine Allegorie Polens ist, wird die „altslawisch" anmutende thronende Personifikation von einem ritterlichen Bergmann und einem Hüttenarbeiter mit Wappenschilden begleitet. Industrielle Motive werden so in ein ikonografisches Schema mittelalterlicher Provenienz eingebunden. In der ‚Allegorie der schlesischen Aufstände' – de facto des Kampfes um die Eingliederung des preußischen Oberschlesiens und des Teschener Schlesiens in Polen – wird das oberschlesische Volk durch einen Hüttenarbeiter personifiziert, der einen mächtigen Hammerschwung vollführt. Die letzte ikonografische Idee wurde wahrscheinlich durch das Denkmal für den „Schlesischen Aufständischen" in Königshütte inspiriert, das nach einem Wettbewerbsentwurf des Krakauer Bildhauers Stefan Zbigniewicz errichtet und 1927 in Anwesenheit des polnischen Staatspräsidenten Ignacy Mościcki enthüllt wurde.[34] Der Aufständische ist als Hüttenarbeiter mit einer den Unterkörper bedeckenden Schürze und einem nackten, muskulösen Oberkörper dargestellt, der in der einen Hand ein Schwert und in der anderen einen Hammer hält und mit einem Amboss an seiner Seite steht.[35] Die Figur weckt Assoziationen an den Vulkan, und der Bezug zur klassischen Mythologie verleiht ihr eine zeitlose und universelle Dimension. Die Transzendierung der Bedingungen von Ort und Zeit durch den Verweis auf Mythen war eine Strategie zur Zähmung der Moderne, die bereits von Adolph von Menzel angewandt wurde, dessen ‚Walzwerk' auch als ‚Moderne Zyklopen' ausgestellt wurde, aber im Falle des politischen Kults der Aufstände, der nach dem Staatsstreich von Marschall Piłsudski zum Hauptfaden der Propaganda der Woiewodschaftsbehörden wurde, gewann sie zusätzliche Berechtigung. Sie ermöglichte es, das Bild des homogenen oberschlesischen Volkes und seines spontanen Aufstandes zu vermitteln, das die Achse der so genannten „Aufstandsideologie" bildete, die von der Vereinigung der schlesischen Aufständischen (Związek Powstańców Śląskich) – der wichtigsten Stütze des Woiwoden Grażyński – vertreten wurde. In den früheren Denkmälern deuteten Elemente von Uniformen und Bewaffnung auf eine Unterstützung durch die polnische Armee hin, was der gewünschten Propagandabotschaft zuwiderlief. Raszka griff die

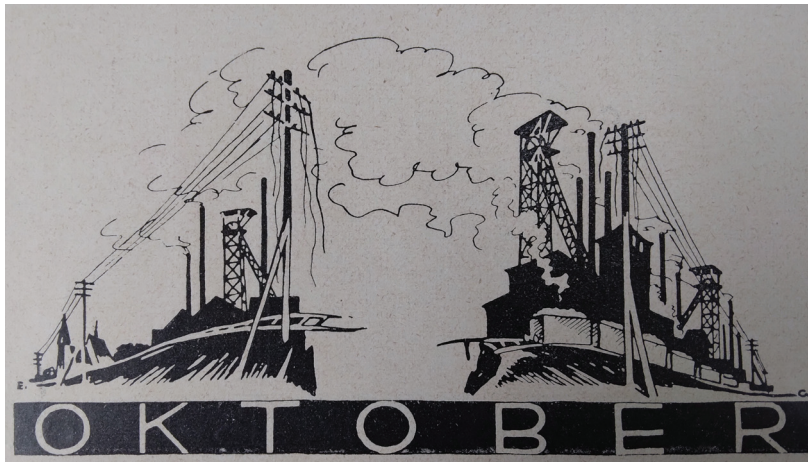
34) Gorzelik: Żołnierz (wie Anm. 4), S. 62–66.
35) https://www.sbc.org.pl/dlibra/publication/381194/edition/359196/content [Zugriff am 13.12.2023].

Figur aus dem Denkmal in Königshütte wieder auf und fügte ein Ausholensmotiv hinzu, das er nicht nur in dem oben erwähnten Relief, sondern auch in dem Denkmal von 1932 in Boguschütz verwendete, wo das Ziel des Schlages ein Drache ist, der zu Füßen eines Vulkan-Hüttenarbeiters – oder jetzt Herkules – liegt, der damit auch die Züge des Heiligen Georg annimmt.[36]

Das essenzialistisch wahrgenommene Volk wurde so zur Hauptfigur des Gründungsmythos des polnischen Oberschlesiens, zu dem die Aufstände von 1919 bis 1921 stilisiert wurden. Die Agrartradition – auch wenn sie in den Denkmälern in der Regel nicht direkt herangezogen wurde[37] – war dennoch in der von der Erinnerungspolitik gesteuerten Assoziationswelt präsent. Die „Schlesischen Aufstände", die das Volk am meisten involvierten, wurden mit dem Kościuszko-Aufstand verglichen, dessen Anführer in organisierten Aufstandskreisen besonders verehrt wurde.[38] Ein Hüttenarbeiter, der seine Werkstatt verlässt, um für das Vaterland zu kämpfen – wie auf dem Relief Schlesien von Antoni Miszewski aus dem Jahr 1929 im Ehrensaal des Ministeriums für militärische Angelegenheiten im Regierungspalast auf der Allgemeinen Landesausstellung in Posen[39] – wurde zum oberschlesischen Pendant des Sensenmanns. Obwohl sich die Tracht änderte, verbarg sich dahinter das gleiche polnische Volk, das die gleichen Werte bewahrte. Oberflächliche Veränderungen konnten diesen ewigen Kern nicht stören.

Aus verständlichen Gründen blieben ähnliche Apotheosen des oberschlesischen Volkes, die die Züge einer Gottheit oder eines Heroen annahmen und in der der Renaissance entsprungenen rhetorischen Kunsttradition wurzelten, spezifisch für den polnischen Teil Oberschlesiens. Das Gegenstück

36) Das Projekt von Raschka, das im Juli 1931 genehmigt wurde, wurde als „Aufständischer im Kampf gegen die Hydra" bezeichnet; ebd., S. 68.
37) Zu den Ausnahmen gehörte der nicht realisierte Entwurf von Stanislaw Szukalski für das Denkmal ‚Achtung!' in Kattowitz. Der monumentale Adler, der das zentrale Motiv der Komposition war, sollte einem Bergmann, einem Bauern, einem Soldaten und einem Mädchen Gewehre überreichen (Jakub Grudniewski u.a.: Powstania śląskie 1919–1920–1921. Uczestnicy – pomniki – rocznice [Schlesische Aufstände 1919–1920–1921: Teilnehmer – Denkmäler – Jahrestage]. Katowice 2011, S. 32f., 36.
38) Szczypka-Gwiazda (wie Anm. 31), S. 104f.; Julianne Haubold-Stolle: Mythos Oberschlesien: Der Kampf um Erinnerung in Deutschland und Polen 1919–1956. Osnabrück 2008, S. 214.
39) Gorzelik: Żołnierz… (wie Anm. 4), S. 68–70.



Erich Johannes Gottschlich, ‚Oktober', Grafik aus dem ‚Oberschlesischen Heimat-Kalender 1929'

Erich Johannes Gottschlich, ‚November', Grafik aus dem ‚Oberschlesischen Heimat-Kalender 1929'

zu den Denkmälern von Aufständischen waren auf der anderen Seite der Grenze die Gedenkstätten für die Gefallenen des Weltkriegs, in denen unter den figürlichen Motiven das Bild eines Soldaten am häufigsten verwendet wurde.[40] In der Kunst der Provinz Oberschlesien wurden meistens Arbeiter und Bauern in einem traditionellen Kontext dargestellt. Eine originelle Neukonfiguration von Motiven, die aus der Grafik von Richard Knötel bekannt sind, wurde 1928 im Festsaal des Hauses Oberschlesien in Gleiwitz von Adolf Münzer, einem in Pleß geborenen Absolventen der Münchner Akademie der Bildenden Künste und Professor an der Kunstakademie Düsseldorf, vorgenommen. In dem Werk ‚Das Leben', einem der fünf Gemälde des monumentalen Zyklus, stellt er die weibliche Personifikation der Sonne und ihre Töchter Fruchtbarkeit und Lebensfreude dar, die dem Landvolk und den Bergleuten, die sich an ihrer Seite versammelt haben, den Segen bringen. Die beiden Gruppen sind vor dem Hintergrund einer Agrar- und Industrielandschaft mit einer Schrotholzkirche und Schornsteinen bzw. einem Bergwerksschacht dargestellt.[41]

Erich Johannes Gottschlich, geboren in Gleiwitz, wo er sein Atelier betrieb, ein Absolvent der Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau, trug wesentlich zur Verbreitung dieser Kombination von Umlaufmotiven als stereotyper visueller Repräsentation der Region bei.[42] Gottschlichs Grafiken wurden in oberschlesischen Zeitschriften verwendet, wodurch sie eine besondere Wirkung erzielten. Auf der Titelseite einer Sonderausgabe der Wochenzeitung ‚Die Provinz Oberschlesien' anlässlich des zehnjährigen Bestehens der Provinz Oberschlesien war ein Werk des Künstlers abgebildet,[43] das eine Bauerin mit ihren Kindern vor einer Landschaft mit konventionellen Elementen – einer Schrotholzkirche, Schornsteinen und dem Fördergerüst – zeigte. Die Anwesenheit der Mutter – die Assoziationen an römische Darstellungen des Tellus weckt –, die die Heimat

40) Ryszard Kaczmarek: Kriegerdenkmäler und Kriegssymbolik in Oberschlesien nach dem Ersten Weltkrieg, in: Beate Störtkuhl u.a. (Hg.): Aufbruch und Krise. Das östliche Europa und die Deutschen nach dem Ersten Weltkrieg (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 41). München 2010, S. 197–212.

41) Der neue Kunstschatz der Stadt Gleiwitz, in: Oberschlesien im Bild 1928, Nr. 47, S. 1–4.

42) Suzanna Wycisk-Müller: Schöpferisches Schlesien von A bis Z. Bd. 2. Leipzig 2016, S. 66–68.

43) 10 Jahre der Provinz Oberschlesien. Sonderheft der Wochenschrift „Die Provinz Oberschlesien". Ratibor 1929.

personifiziert, impliziert die Vorrangstellung des Agrarischen – die Industriegebäude werden an die Horizontlinie gedrängt. In den meisten Werken Gottschlichs sind die Akzente anders verteilt. So zeigt die Grafik ‚Oktober' in einem Heimatkalender,[44] die die Teilung des Abstimmungsgebietes symbolisiert, eine dramatisch zerrissene Industrielandschaft, an deren Rand eine Holzkirche steht. In der Grafik ‚November' hält die Heilige Barbara das Wappen der Provinz Oberschlesien in der Hand und nimmt die gleichwertig behandelten Holzkirche und die Schachtanlage unter ihren Schutzmantel.[45] Eine originelle Motivkombination findet sich auf dem Umschlag des Heimatkalenders vom Jahre 1930: Der Künstler stellte die oberschlesische Landschaft in „Schichten" dar, mit der Figur eines Pflügers im oberen Teil vor dem Hintergrund einer in Nahaufnahme gezeigten Holzkirche und den Schornsteinen sowie dem Fördergerüst in der Ferne, und einem Bergwerksstollen mit arbeitenden Bergleuten im unteren Teil,

Erich Johannes Gottschlich, Umschlag des ‚Oberschlesischen Heimat-Kalenders 1930'

44) Oberschlesischer Heimat-Kalender. Ratibor 1929, S. 14.
45) Ebd., S. 15.

unterhalb des Titels der Veröffentlichung.[46] Die Wiederholung vereinfachter Motive in Gottschlichs Grafiken führt zu einer „Logoisierung" der regionalen Landschaft, die dem Betrachter als harmonische Verschmelzung vom Agrarischen und Industriellen erscheinen sollte.

In der Monumentalkunst konnte die Verbindung von Moderne und Tradition durch eine Personifizierung zum Ausdruck gebracht werden. Die Industrie war schon früher auf diese Weise dargestellt worden – ein Beispiel ist das Relief an der Fassade der Goldstein-Villa in Kattowitz, wo sie 1872 in Gestalt einer Frau mit einer Lokomotive und einem Hammer als Attribute neben ähnlichen Allegorien der Wissenschaft und Kunst erscheint.[47] Auf Personifikationen basierte das ikonografische Programm der um 1930 ausgeführten Ausmalung des Plenarsaals des Landratsamtes in der Hauptstadt der Woiwodschaft Schlesien.[48] Die Gemälde wurden von dem renommierten polnischen Künstler Felicjan Szczęsny Kowarski geschaffen, der eine klassizistische und dem Phänomen der „retour a l'ordre" entsprechende Stilformel verwendete. In der Mitte wurde Polonia als eine Frau abgebildet, die ein Schwert und einen Schild mit dem polnischen Adler hält, flankiert von Fabrikschornsteinen und Garben. Daneben befinden sich Allegorien der Industrie, der Landwirtschaft, der Wissenschaft, der Kunst und der Seefahrt in Form von olympischen Göttern.

Eine grundlegend andere Perspektive, weit entfernt vom antikisierenden Pathos der offiziellen Kunst, beherrschte die Arbeiten zweier polnischer Künstler, die mit Hilfe von Stipendien der Woiwodschaftsbehörden eine künstlerische Vision des polnischen Teils der Region schufen – Rafał Malczewski und Bronisław Linke. Ersterer – Sohn des bekannten Malers Jacek und Schöpfer farbenfroher Tatra-Landschaften – kontrastierte in einer Serie aus den Jahren 1934/35 riesige Industrieanlagen, die er als „grässliche Tempel menschlicher Macht" bezeichnete,[49] mit kleinen Figuren. Die

46) Oberschlesischer Heimat-Kalender, Ratibor 1930.
47) Katarzyna Łakomy: Wille miejskie Katowic [Stadtvillen in Kattowitz]. Katowice 2011, S. 218.
48) Jerzy Gorzelik: One City, Two Narratives: The nationalist discourse in interwar Katowice (1922–1939), in: Irma Kozina (Hg.): City Narratives. Built-up areas as space subject to political, architectural & artistic intervention. Vol. 1. Katowice 2019, S. 105f.
49) Rafał Malczewski: Plastyk na Śląsku [Ein Künstler in Schlesien], in: Wiadomości Literackie 1936, Nr 48, S. 20.

verstümmelte Erde in den Mondlandschaften, die „als Abladeplatz für die Eingeweide aus den Tiefen der ausgeweideten Decks“ dient,[50] weckt Assoziationen an die Erfahrung des Grabenkriegs. Die Atmosphäre des Unbehagens wird durch die schmutzigen Farben noch verstärkt. Barbara Szczypka-Gwiazda hat in den oberschlesischen Werken Malczewskis Einflüsse der Neuen Sachlichkeit, insbesondere Alexander Kanoldts, der pittura metafisica sowie Ähnlichkeiten mit der Malerei von Franz Radziwill festgestellt.[51] In der apokalyptischen Radikalität ging Linke in seiner Schlesischen Serie von 1936 bis 1938 noch weiter: Für ihn ist die Industrie eine eindeutig zerstörerische Kraft.[52] Die moderne Technik, das Wunderkind des Fortschritts, ist außer Kontrolle geraten, anthropomorphisierte Maschinen mit dämonischen Zügen übernehmen die Herrschaft über den Menschen, der zur Geisel der Statistiken von Förderung und Produktion wird. Anders als bei Malczewski lässt Linke in seiner Serie nicht einmal die kleinsten Enklaven unberührter Natur oder der Agrarwelt übrig. Die Industrie verschlingt alles wie ein räuberisches Monstrum.

5. Zusammenfassung

Also Bruch oder Kontinuität? Die Industrie wurde in Oberschlesien überwiegend als Element einer neuen, meist positiv empfundenen Ordnung dargestellt, die jedoch den Kern der menschlichen Existenz nicht verletzt und ihre vormodernen Erscheinungsformen nicht abschafft. Die beliebteste Strategie in der visuellen Darstellung der Region, um die Idee der Kontinuität zum Ausdruck zu bringen, war die „Parallelisierung“ – die Darstellung der Agrar- und der Industriewelt als konfliktfreie Koexistenz in derselben Zeit und im selben Raum, die für komplementäre Werte stehen. Dies erforderte eine Schärfung der Unterschiede, die durch die Reduktion auf die Schrotholzkirche und die Volkstracht als Symbole der ländlichen Kultur erreicht wurde. Es ist bezeichnend, dass Nöllners Gemälde und Knötels Grafik das Gotteshaus aus Mikultschütz so darstellen, als befände es sich noch an seinem ursprünglichen Standort und nicht im

50) Ebd.
51) Szczypka-Gwiazda (wie Anm. 31), S. 69.
52) Ebd., S. 71–75.

Beuthener Stadtpark, wohin es als Folge der Modernisierungsprozesse gelangte, die das oberschlesische Dorf unaufhaltsam umgestalteten, was sich auch im Bau von „Dorfkathedralen" anstelle traditioneller Sakralbauten ausdrückte, wie von Vertretern der Heimatschutzbewegung beklagt. Die Roßberger Volkstracht – ein beliebtes Motiv der Maler und Grafiker – verdankte ihre Renaissance einem Industriellen und Aristokraten. Das in den meisten der untersuchten Werke dargestellte Agrarwesen war in der Tat bereits Vergangenheit – bestenfalls eine willkürliche Destillation dessen, was man sich unter der bäuerlichen und slawischen Kultur vorstellte. Dieses Zurückdrehen der Uhr diente möglicherweise der Legitimierung nicht nur der Moderne, indem es ihre destruktiven Aspekte verschleierte, sondern auch der herablassenden Haltung gegenüber den Slawen und der deutschen Zivilisationsmission im Osten. Das Bild des modernisierten Dorfes tauchte nur in der deutschen Volksabstimmungspropaganda auf, die sich hauptsächlich an die oberschlesischen Slawen richtete. Selbst die „Dorfkathedrale", die zuvor oft als Zeichen von Geschmacklosigkeit und Imitation galt,[53] wurde neu bewertet und fungierte als Symbol für den unter deutscher Herrschaft erlebten Wohlstand, der dem Stereotyp der „polnischen Wirtschaft" gegenübergestellt wurde. Der Plakatkrieg war jedoch nur ein kurzes Intermezzo – nach der Teilung des Abstimmungsgebietes kehrten auf beiden Seiten der Grenze ähnliche Kombinationen derselben Motive zurück, wobei in der Woiwodschaft Schlesien das von dem deutschen Bildungsbürgertum bereits im 19. Jahrhundert konstruierte Slawische der Volkstracht und vor allem der Schrotholzkirche als Beweis für das ewige Polentum Oberschlesiens diente.[54]

Während die konstruierte regionale Landschaft oder ihre Elemente auf die Tradition der Heimatmalerei des 19. Jahrhunderts zurückgehen, entsprach die Darstellung der Industrie als Personifikation der historischen Interpretation von Mythen, die bis in die Antike zurückreicht. Diese Behandlung bot keine Möglichkeit zur Exotisierung der slawischen Bevölkerung und wurde auch nicht in der Volksabstimmungskampagne verwendet. Sie ermöglichte es jedoch, die Industrialisierung als Teil der universellen Entwicklung des menschlichen Geistes zu bändigen und so

53) H.: Ein Gegenbeispiel vom Dorfkirchenbau, in: Schlesische Heimat-Blätter 4 (1910/11), H. 10, S. 264–268.
54) Gorzelik: Drewniany (wie Anm. 12), S. 56–59.

die gewünschte Kontinuität herzustellen. Eine originelle Lösung, die den Erfordernissen der polnischen Erinnerungspolitik nach 1926 entsprach, als die „aufständische Ideologie" in ihrem Mittelpunkt stand, bestand darin, zur Formel der Renaissance-Apotheose zu greifen, um den vom oberschlesischen Volk personifizierten Aufständischen-Hüttenwerker, der einem Vulkan oder Herkules glich, zu erhöhen. Der Kontext der polnischen Nationalaufstände, in den die Kämpfe um Oberschlesien eingebettet waren, ermöglichte es, in den „schlesischen Aufständischen" eine weitere Hypostase des polnischen Volkes zu sehen, die in ihrem Wesen nach den Sensemännern von Kościuszko unverändert blieb.

Die überwiegend positive Wahrnehmung der Modernisierungsprozesse in Oberschlesien bedeutete daher, dass die Industrialisierung in der Kunst der Region als ein Phänomen dargestellt wurde, das entweder organisch mit der agrarischen Vergangenheit verbunden war oder zumindest nicht im Gegensatz zu ihr stand. Eine andere Perspektive zeigte sich erst in den 1930er Jahren in der Woiwodschaft Schlesien in den Werken von Künstlern von außerhalb der Region, die von den Provinzbehörden finanziell unterstützt wurden. Die Ursprünge ihrer beunruhigenden und in Linkes Fall katastrophischen Vision lagen jedoch schon etwas früher – im Bankrott der Fortschrittsideologie und der romantischen Rhetorik, den der Weltkrieg verursacht hatte. Diese neue Sichtweise, die von der Avantgarde der Zwischenkriegszeit geteilt wurde, stammte von der Generation, über deren Erfahrungen Walter Benjamin schrieb: „Eine Generation, die noch mit der Pferdebahn zur Schule gefahren war, stand unter freiem Himmel in einer Landschaft, in der nichts unverändert geblieben war als die Wolken und unter ihnen, in einem Kraftfeld zerstörender Ströme und Explosionen, der winzige, gebrechliche Menschenkörper."[55] In Werken von Linke und Rafał Malczewski sind Kontinuität und die Vorstellung von Kultur als organischem Ganzen, die von der offiziellen Kunst mühsam aufgebaut wurden, verschwunden, und mit ihnen das Sicherheitsgefühl.

55) Walter Benjamin: Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows [1936], in: Ders.: Gesammelte Schriften. Bd. II.2. Frankfurt a.M. 1991, S. 439.

Jerzy Gorzelik

Rozłam czy kontynuacja? Przemysłowa nowoczesność a tradycja rolnicza w sztuce górnośląskiej 1871–1939

Typowe dla sztuki górnośląskiej połączenie archaicznych, rzekomo niedotkniętych modernizacją elementów kultury ludowej – na przykład kościoła drewnianego lub stroju rozbarskiego – z widokami kopalni i mundurów górniczych posiadało wiele funkcji. Z jednej strony oswajano w ten sposób rozwój techniczny i przesłaniano jego destruktywne aspekty. Z drugiej strony legitymizowano niemiecką hegemonię, identyfikowaną z siłami rozwoju technicznego – w przeważającej mierze słowiańskojęzycznym regionie.

Wykształceniu kontynuacji – analogicznie do tej „paralelności" nowoczesności i tradycji – służyło również i przełamanie uwarunkowań czasoprzestrzennych za pomocą personifikacji i apoteozy. Metoda ta stosowana była w Województwie Śląskim po 1926 roku, gdy w sztuce oficjalnej pojawiła się figura powstańca-hutnika, podobnego do Wulkana albo Herkulesa a stanowiącego hipostazę niezmiennego polskiego narodu. W latach trzydziestych w pracach polskich malarzy przedstawiano również katastroficzne wizje górnośląskiego przemysłu – siły niszczącej dawny świat.

Tł. Klara Kaczmarek-Löw

Herrnhuter und Wirtschaftsbürger in Neusalz (Oder) 1846 bis 1926

Von Susanne Kokel

Im August 1893 beging die Stadt Neusalz (Oder) den 150. Jahrestag der Verleihung ihrer Stadtrechte mit einem großen Fest, zu dem Tausende Besucher kamen. In dem großen Festzug stellten vier Unternehmen eigene Wagen. Dazu gehörten der im Eigentum der Brüdergemeine Neusalz befindliche Weinhandel Meyerotto & Co. sowie die drei größten Industrieunternehmen der Stadt, das Textilunternehmen J. D. Gruschwitz & Söhne, das Eisenhütten- und Emaillierwerk von Krause und die Paulinenhütte. In dem Festkomitee, unter den Sponsoren und den Gästen bei dem festlichen Bankett im Rathaus fanden sich die Honoratioren der Stadt, unter ihnen Mitglieder der Brüdergemeine Neusalz: Namentlich genannt wurden Woldemar Garve, Geschäftsführer und Teilhaber der Leim- und Schmirgelpapierfabrik Gebr. Garve, der Fabrikdirektor Alexander Gruschwitz und Johann Traugott Schmole, Geschäftsführer von Meyerotto & Co. In der detaillierten Beschreibung des mehrtägigen Festes wurde diese besondere Verbindungen von Wirtschaft und Religion in der Stadt nicht thematisiert; die Brüdergemeine Neusalz fand stattdessen Erwähnung als eine der in der Stadt ansässigen Religionsgemeinschaften mit ihren kirchlichen und schulischen Beiträgen zu dem Fest: der Bläserchor, die Festpredigt des Predigers sowie der Kindergottesdienst, an dem die Knaben- und Mädchenschule der Brüdergemeine teilnahmen.[1] Tatsächlich war die Brüdergemeine nach der reinen Mitgliederzahl – knapp 300 Personen einschließlich Kindern – nur eine kleine kirchliche Gemeinde in der schnell wachsenden Industriestadt, die Ende des 19. Jahrhunderts bereits eine Einwohnerzahl von 10.000 aufwies.[2] Räumlich abgetrennt

1) Ausführliche Beschreibung der Feier des 150jährigen Bestehens der Stadt Neusalz am 19., 20. und 21. August 1893. Neusalz (Oder) 1893, Unitätsarchiv Herrnhut (zit. als UA), Neusalz/Oder Sammelmappe, N.B.I.R.3.564/2.
2) 1894. Brüder-Kalender. Statistisches Jahrbuch der evangelischen Brüderkirche und ihrer Werke. Niesky 1893, S. 28.

wohnten die Mitglieder in dem so genannten Brüdergemeinviertel mit eigener Kirche, eingebunden in ein reges Gemeindeleben.

Dennoch nahmen die mit der Brüdergemeine auf unterschiedliche Weise verbundenen Unternehmen und Personen gewichtige Positionen in der Stadt ein, wie die Schilderung des Stadtfestes zeigte, und sie schienen in die wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Netzwerke außerhalb der Brüdergemeine eingebunden. Diesen zwei Aspekten soll in diesem Beitrag nachgegangen werden. Kann von einer eigenen wirtschaftlichen Gruppe, einer „brüderischen" Wirtschaft in Neusalz gesprochen und diese klar von den anderen Unternehmen in der Stadt abgegrenzt werden? Waren Mitglieder der örtlichen Brüdergemeine in die städtischen und regionalen Netzwerke innerhalb des Wirtschaftsbürgertums eingebunden oder bewegten sie sich ausschließlich im eigenen Umfeld bzw. kam es zu Überlappungen? Dies soll für einen Zeitraum von 1846, dem Eintritt der Brüdergemeine als Akteur in die industrialisierte Wirtschaft in Neusalz, bis zur Konjunkturkrise 1925/26, von der auch die Neusalzer Unternehmen der Deutschen Brüder-Unität betroffen waren, untersucht werden. Das Jahr 1926 war zudem von großen kommunalpolitischen Veränderungen geprägt und kann daher als Zäsur für die bisherigen wirtschaftlichen und politischen Netzwerke gesehen werden.

1. Industriebeteiligungen der Privatbank Meyerotto & Co.

Der Vergleich mit anderen Brüdergemeinen zeigt, dass es sich bei der wirtschaftlichen Entwicklung in Neusalz um einen Sonderfall handelte, für die wichtige Voraussetzungen bereits bei der Gründung 1744 geschaffen wurden. Somit bot bereits die Anlage einer Kolonie in einer Stadt, und nicht wie die meisten anderen Gemeinden als abgeschlossene Ortschaft unter einheitlicher kommunaler und parochialer Leitung in ländlichen Regionen, günstige Bedingungen, um an der industriellen Entwicklung, die in Neusalz in den 1820er Jahren einsetzte, zu partizipieren.[3] Die Entstehung des später größten Unternehmens in Neusalz ging auf eine persönliche Initiative eines Mitglieds der Brüdergemeine zurück: 1816 begann der

3) Zu der Geschichte der Brüdergemeine Neusalz (Oder) Margrit Kessler-Lehmann: Neusalz/Oder. Eine Herrnhuter Siedlung in Schlesien (1744–1946). Herrnhut 2003.

frühere Webmeister der Brüderhausweberei Johann David Gruschwitz (1776–1848) eine eigene Zwirnherstellung, aus der sich die spätere Aktiengesellschaft Gruschwitz Textilwerke entwickelte.[4] Die beiden anderen bedeutenden Unternehmensgründungen in der Stadt hatten dagegen keinerlei Bezug zur Brüdergemeine: 1827 wurde mit der Gründung des „Aktienvereines Eisenhüttenwerk Neusalz" der Grundstein zu der „Alten Hütte" gelegt, die in den 1850er Jahren von dem Berliner Kaufmann und Bankier Friedrich Wilhelm von Krause (1802–1877) erworben und modernisiert wurde.[5] Die Gründung des zweiten Hüttenwerks, der Paulinenhütte, erfolgte 1852.[6]

Die Neusalzer Brüdergemeine selbst war an einem Aufbau mechanisierter Großbetriebe nicht beteiligt, die Fertigung in ihren Betrieben erfolgte auf handwerklicher Basis und war nicht auf Wachstum ausgerichtet.[7] Als einzige Gemeinde verfügte sie jedoch über eine Bank und konnte sich daher an der Finanzierung der aufstrebenden Industrieunternehmen beteiligen. Neben dem traditionellen Handel mit Wein, Kolonialwaren und zunehmend auch Düngemittel für die Landwirtschaft war es die Bankabteilung ihres Unternehmens Meyerotto & Co., die der Brüdergemeine die Aufnahme eigener unternehmerischer Aktivitäten ermöglichte.[8] Die Grundlage hierfür hatte der Geschäftsführer Gustav Adolf Schmitt (1819–1883) gelegt,

4) Edmund Glaeser: Gruschwitz. Bilder aus der Geschichte der Gruschwitz Textilwerke A.-G. Neusalz/Oder. Zum 125. Gründungstage am 2. Januar 1941. Nach der Werkgeschichte von Wilhelm Gotthold Schulz in Glogau. Frankfurt am Main 1941, S. 17.

5) Konrad Fuchs: Krause, Wilhelm von, in: Neue Deutsche Biographie 12 (1980), S. 709.

6) Edmund Glaeser: 75 Jahre Paulinenhütte 1852–1927. Ein Beitrag zur Geschichte der Kommandit-Gesellschaft Eisenhütten und Emaillirwerk Paulinenhütte Edmund Glaeser zu Neusalz (Oder). Neusalz (Oder) 1927, S. 3f.

7) Wilhelm Gotthold Schulz: Zum Neuen Saltze. Darstellungen und Quellen zur Geschichte der Stadt Neusalz (Oder). Bd. 3: Stadtbaugeschichte. Offenbach am Main 1961, S. 160.

8) Das Unternehmen trug seit 1783 den Namen eines langjährigen „Administrators" – wie die Geschäftsführer von Gemeinunternehmen, also Unternehmen im Eigentum der Gemeinde, genannt wurden –, dem aus Amsterdam stammenden Kaufmann Lüders Meyerotto, vgl. Schulz (wie Anm. 7), S. 91; zur Firmengeschichte von Meyerotto & Co. Erwin Förster: Aus der Geschichte der Geschäfte der Deutschen Brüder-Unität. Meyerotto & Co., Neusalz, Oder, in: Herrnhut. Wochenblatt aus der Brüdergemeine 74 (1941), S. 62f.; 150 Jahre Meyerotto & Co. Neusalz (Oder). 1783–1933. Neusalz (Oder) 1933.

der kurz nach seinem Amtsantritt 1846 einen Beteiligungsvertrag mit J. D. Gruschwitz & Söhne schloss.[9] Darüber hinaus erwarb die Bank im Jahre 1851 eine Flachs- und Werggarnspinnerei in Suckau bei Neustädtel, die Vormaterial für Gruschwitz lieferte.[10] Bis in die 1880er Jahre war die Brüdergemeine Neusalz über ihr Unternehmen Meyerotto & Co. stille Gesellschafterin von J. Gruschwitz & Söhne und an den Gewinnen des Unternehmens beteiligt.[11] Auch nach Beendigung der Beteiligung profitierte das Unternehmen für einige Jahre in einem erheblichen Umfang weiterhin von der Bereitstellung von Krediten.[12]

Für die Entwicklung von Gruschwitz zum größten Industrieunternehmen und Arbeitgeber der Stadt dürfte Meyerotto & Co. die maßgeblichen Mittel zur Verfügung gestellt haben. Zudem sicherte dieses Engagement der Zwirnfabrik eine weit über die tatsächliche Höhe der Beteiligung hinausgehende Kreditwürdigkeit und damit den erleichterten Zugang zu Betriebskapital. Für die Geschäftspartner war die enge Verbindung zur Brüdergemeine ein eindeutiger Hinweis – wenn auch irrtümlich – darauf, dass auch Gruschwitz in die nach außen dokumentierte Haftungs- und Solidargemeinschaft der Brüdergemeine Neusalz und durch die mit dem sogenannten Diakoniesystem der Unität garantierten Ausgleichszahlungen auch der gesamten Provinz einbezogen wäre. Ihr Rückzug oder auch nur eine öffentlich registrierte Besicherung hätten für Gruschwitz das Risiko einer Zahlungsunfähigkeit zur Folge gehabt. Mit diesem Argument warben Schmitt und der Vorsteher der Gemeinde Ernst Wilhelm Geissler (1817–1895) im Jahre 1863 bei den vorgesetzten Gremien in Berthelsdorf bei Herrnhut für eine Fortsetzung der Verbindung: „Der meiste Theil der Creditoren hat sein Geld der Fabrik geliehen in dem guten Glauben, dass dieselbe durch die Gemeine gehalten würde; höre sie, daß solche sich zu decken sucht, so werden eine Menge von Kündigungen statt finden, und

9) Gesellschaftsvertrag, 30.03.1863, UA, Unitätsvorsteher-Collegium UVC.IV.12; die Söhne Heinrich und Alexander Gruschwitz waren am 1.9.1846 als Partner aufgenommen worden, J. D. Gruschwitz & Söhne, Neusalz, Mitteilung, 01.09.1846, UA, UVC.IV.12; Schulz (wie Anm. 7), S. 196.

10) Circular betr. Eigentümerwechsel der Flachsbereitungsanstalt in Suckau bei Neustädtel, 18.06.1851, UA, UVC.IV.14.

11) Glaeser (wie Anm. 4), S. 39.

12) Susanne Kokel: „Große Unternehmungen sind dringend zu widerraten.“. Die Wirtschaft der Deutschen Brüderunität zwischen Ideal und Reform, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 61 (2020), S. 111–136, hier S. 121.

was dann? Wer soll dann, […] die Capitale schaffen? Es könnte dies einen Bruch des ganzen Geschäfts zu Folge haben."[13]

Es kann davon ausgegangen werden, dass sich das finanzielle Engagement von Meyerotto & Co. bei Gruschwitz positiv entwickelte, denn die Bank setzte die Strategie von Industriebeteiligungen fort. Sie übernahm Anfang der 1870er Jahre die wesentlichen Geschäftsanteile der erst kurz zuvor gegründeten Leim- und Schmirgelfabrik Gebr. Garve in Kusser bei Neusalz.[14] Wieder trat die Brüdergemeine nicht offen als Miteigentümerin auf, sondern schloss mit dem Gründer Woldemar Garve (1843–1903) einen Vertrag, nach welchem dieser nur nach außen als alleiniger Inhaber auftrat.[15] Schließlich kam es zu einer weiteren Beteiligung, diese allerdings in Folge einer gescheiterten Kreditvergabe. Meyerotto & Co., vertreten durch Woldemar Schmitt (1848–1899), Sohn von Gustav Adolf Schmitt und Geschäftsführer der Bank seit 1883, finanzierte den Aufbau eines Unternehmens der Kartoffelstärke- und Sirupherstellung Blumenthal & Krieg in Glogau, um die auslaufende Beteiligung an J. D. Gruschwitz & Söhne zu kompensieren. Das Engagement endete jedoch in hohen Verlusten, die die Brüdergemeine Neusalz nicht aus eigener Kraft stemmen konnte.[16]

Zum Zeitpunkt des Stadtfestes 1893 waren die genannten Unternehmen im Eigentum der Brüdergemeine – Meyerotto & Co., die Suckauer Flachsfabrik, die Leimfabrik Gebr. Garve und die Stärkefabrik in Glogau –, diese sowie die von der Brüdergemeine lange maßgeblich finanzierte Zwirnfabrik Gruschwitz waren tatsächlich von erheblicher Relevanz für die Wirtschaft von Stadt und Region Neusalz. Wesentlich dazu beigetragen hatte nicht nur die Bereitschaft der Brüdergemeine Neusalz, unternehmerische Risiken zu übernehmen, sondern auch die Nutzung eines religiös begründeten und kaufmännisch ausgeprägten Netzwerkes von Unternehmerfamilien aus der Brüdergemeine. Gustav Adolf Schmitt war mit den Söhnen Heinrich und Alexander des Firmengründers Johann David Gruschwitz befreundet und verschwägert. Alexander Gruschwitz (1819–1888) heiratete Mathilde,

13) Ernst Wilhelm Geissler und Gustav Adolf Schmitt, Notizen die Regulierung des Vertrags-Verhältnisses zwischen J. D. Gruschwitz & Söhne u. Meyerotto & Co., resp. Gemein Diac. Neusalz betreffend, Februar 1863, UA, UVC.IV.12, S. 3.
14) Schulz (wie Anm. 7), S. 277.
15) Gesellschaftsvertrag Garve, 18.09.1884, UA, UVC.IX.142.
16) Susanne Kokel: „Kredit bei aller Welt". Die Unternehmen der Herrnhuter Brüdergemeine 1895–1945 (Wirtschafts- und Sozialgeschichte des modernen Europa 10). Zugl. Diss. Univ. Marburg 2021, Baden-Baden 2022, S. 101.

eine Tochter der Neudietendorfer Unternehmerfamilie Lilliendahl. Seine Tochter Nanny (1852–1929) heiratete Woldemar Garve.[17] Auch Friedrich Krieg (1857–1907), Gesellschafter von Blumenthal & Krieg, war Mitglied der Brüdergemeine Neusalz. Dieses soziale Netzwerk war durch die Zugehörigkeit zur Brüdergemeine und die dort lange übliche Endogamie dicht geknüpft. Die Heiraten unter den teilweise bereits wohlhabenden Unternehmerfamilien verschafften den Unternehmern nicht zuletzt zusätzliches Kapital, was allerdings keine Besonderheit darstellte, sondern in dieser Zeit die häufigste Kapitalquelle war.[18] Geschäftsbeziehungen wurden durch die Zugehörigkeit der Unternehmer zur Brüdergemeine zudem auf eine breitere Grundlage gestellt. Die gemeinsame Akzeptanz von Ordnungen und Regeln und die Möglichkeit außergerichtlicher Schlichtungen durch die Anrufung von Gemeindegremien erhöhten das gegenseitige Vertrauen und unterstützten so die Kooperation. Es kann festgehalten werden, dass die Brüdergemeine Neusalz Ende des 19. Jahrhunderts tatsächlich eine eigene Wirtschaftsgruppe in Stadt und Region darstellte, wofür die Eigentumsverhältnisse oder finanzielle Kooperationen sowie die Besetzung der Leitungspositionen mit Mitgliedern sprachen. Indem die Brüdergemeine über eine Privatbank und den Aufbau von Großunternehmen – sowie unter Inanspruchnahme zusätzlichen Kapitals von Seiten der Unität – die Entwicklung von Neusalz zu einer Industriestadt im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem bedeutenden Teil begleitete und wesentlich prägte, wurde sie gleichzeitig zu einem der größten Arbeitgeber in Stadt und Region, wobei sie mit der Mehrzahl der Beschäftigten ein reines Arbeitsverhältnis verband.

Zu der Öffnung zum Arbeitsmarkt kam die Offenheit gegenüber den gesellschaftlichen und politischen Netzwerken außerhalb der Brüdergemeine. Die Unternehmer aus der Brüdergemeine und ihre Familien übernahmen in der Gemeinde Ämter und ebenso wie andere Unternehmer auch solche in der Politik. Edmund Glaeser (1820–1886), Sohn eines der

17) Ebd., S. 97.

18) Zumindest angedeutet wird dieses Kriterium bei Mathilde Gruschwitz geb. Lilliendahl, vgl. Mathilde Gruschwitz: Lebenslauf Alexander Gruschwitz, Privatarchiv Charlotte Mentzel, S. 10f.; Toni Pierenkemper: Zur Finanzierung von industriellen Unternehmensgründungen im 19. Jahrhundert – mit einigen Bemerkungen über die Bedeutung der Familie, in: Dietmar Petzina (Hg.): Zur Geschichte der Unternehmensfinanzierung (Schriften des Vereins für Socialpolitik 196). Berlin 1990, S. 69–97, hier S. 74.

Gründer der Paulinenhütte, war Stadtverordneter in Neusalz und über 25 Jahre Stadtverordnetenvorsteher sowie Abgeordneter des Kreis- und Provinziallandtags.[19] Julius Kopp (1862–1934), Eigentümer der Niederschlesischen Mühlenwerke, war bis 1919 Mitglied des Magistrats der Stadt Neusalz.[20] Gustav Adolf Schmitt war ebenfalls Mitglied des Stadtparlaments und seit 1871 auch Mitglied des Magistrats. Alexander Gruschwitz war seit 1886 Mitglied des Preußischen Landtages.[21] Woldemar Garve war Stadtverordneter und 18 Jahre lang Mitglied des Magistrats, später Kreisdeputierter.[22] Friedrich Wilhelm Schütz (1867–1933), später Finanzdirektor in Herrnhut, war Stadtverordneter und einige Jahre Stadtverordnetenvorsteher.[23] William Verbeek (1869–1933), seit 1910 Leiter der Bank Meyerotto & Co., war Mitglied des Stadtparlamentes.[24] Die „weltliche" Anerkennung durch Titel, wie (Geheimer) Kommerzienrat oder die Verleihung von Orden wurde von den Nachkommen in den Lebensläufen mit Stolz erwähnt.[25]

In herrschaftlichen Wohnverhältnissen – vorzugsweise in Villen in der Lindenstraße am Rande des Brüdergemeinviertels, in der sich auch die Villen anderer Kaufleute sowie eine der Stadt gehörende Villa des Bürgermeisters fanden – demonstrierten die wohlhabenden Kaufleute aus der Brüdergemeine ihren Erfolg und unterstrichen damit nicht zuletzt ihre Kreditwürdigkeit. Villen der zumeist persönlich haftenden Unternehmer konnten als Grundsicherheit angesehen und eingetragen werden, ein Aspekt, der bei der Betrachtung der luxuriösen Wohnumstände m. E. nicht zu vernachlässigen ist.[26] Sehr anschaulich für den gesellschaftlichen Aufstieg

19) Glaeser: Paulinenhütte (wie Anm. 6), S. 20.
20) Stadtverordneten-Versammlung, in: Neusalzer Stadtblatt 64.
21) Gruschwitz (wie Anm. 18), S. 18, 24; Ein brüderischer Kaufmann des 19. Jahrhunderts. Lebensbild von Gustav Adolf Schmitt (1819–1883), in: Herrnhut. Wochenblatt aus der Brüdergemeine 66 (1933), S. 267–269, S. 269.
22) Nanny Garve: Lebenslauf des am 18. Oktober 1903 entschlafenen Bruders Friedrich Woldemar Garve, 18.10.1903, Privatarchiv Annette Künzel.
23) Friedrich Wilhelm Schütz: Mein Lebenslauf, 1931, Privatarchiv Traudl Rohde.
24) Herbert Verbeek: Skizzen aus meinem Leben, Privatarchiv Tilmann Verbeek.
25) So die Verleihung des „Rote-Adler-Ordens" an Johann Traugott Schmole 1910, den früheren Geschäftsführer von Meyerotto & Co., in: Ebd.; Heinrich, Alexander und auch dessen Sohn Alfred Gruschwitz trugen den Titel (Geheimer) „Kommerzienrat", vgl. Gruschwitz (wie Anm. 18), S. 18, 24.
26) So war es vermutlich seine Villa in der Lindenstraße 22, die Richard Freytag zu Gunsten von Meyerotto & Co. mit einer Hypothek als Grundsicherheit belegt hatte,

von Unternehmern aus der Brüdergemeine aber auch für ihre räumliche Nähe zu wohlhabenden Bürgern außerhalb der Brüdergemeine ist die der Familie Garve zuzuordnende Villa in der Lindenstraße. Auf der Abbildung ist links das Geburtshaus von Nanny Gruschwitz, Tochter von Alexander Gruschwitz, zu sehen, Teil des Schwesternhauses der Brüdergemeine, rechts die Villa, die ihre Eltern 1882 für sie und ihre Familie nach ihrer Verheiratung mit Woldemar Garve bauen ließen (Abb. 1).[27]

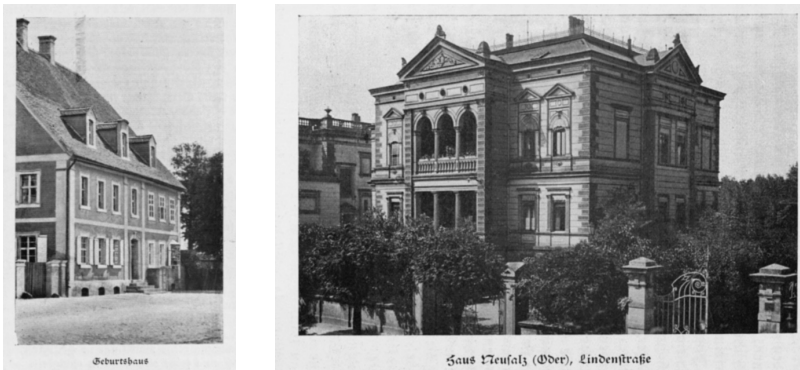


Abb. 1: Geburts- und Wohnhaus von Nanny Garve, geb. Gruschwitz

Im Jahre 1854 hatte sich Alexander Gruschwitz noch vor dem Aufseherkollegium der Brüdergemeine Neusalz für den Wegzug aus dem Brüdergemeinviertel rechtfertigen müssen.[28]

Die Schilderungen des Stadtfestes 1893 geben somit tatsächlich ein gutes Bild von einer anscheinend umfänglichen Integration der erfolgreichen Kaufleute aus der Brüdergemeine in die wirtschaftsbürgerliche Führungsschicht der Stadt, ohne dass dabei ihre Zugehörigkeit zu einer konfessionellen Minderheit als eine Besonderheit erwähnt worden wäre.

vgl. Victor Schlüter: Bestellung Sicherungshypothek Richard Freytag für Meyerotto & Co., Neusalz, 12.12.1921, Archiwum Państwowe w Zielonie Górze/Staatsarchiv in Grünberg, Polen (zit. als APZG), 89/87/0/20; Adreßbuch für die Städte des Kreises Freystadt (Nieder-Schlesien) 1927, Neusalz (Oder) 1926, S. 117.

27) Lebenslauf der Nanny Eugenie Garve, geb. Gruschwitz (1852–1929), UA, NB.I.R.4.92.128, S. 10, 27.

28) Gruschwitz (wie Anm. 18), S. 14.

2. Neusalz (Oder) als altes neues Wirtschaftszentrum der Deutschen Brüder-Unität

Für die Unität jedoch endeten die wirtschaftlichen Entwicklungen der Neusalzer Brüdergemeine Ende des 19. Jahrhunderts mit umfangreichen Verlusten. Die über viele Jahre ertragreichen Industriebeteiligungen von Meyerotto & Co. erschienen nun als nicht ausreichend kalkulierte und gesteuerte Risiken. Erst kurz zuvor hatte die Unität in Russland Verluste in ähnlicher Höhe übernehmen müssen, als das der Gemeinde Sarepta gehörende Handelshaus Asmus Simonsen & Co. in St. Petersburg und Moskau liquidiert werden musste. Die Vorkommnisse in der Neusalzer Brüdergemeine gaben nun unmittelbar Anlass, das Geschäftswesen grundlegend zu reformieren.[29] Nach jahrelangen Vorbereitungen und Verhandlungen beschloss die Synode der Deutschen Brüder-Unität die organisatorische und eigentumsrechtliche Zentralisierung der unternehmerischen Aktivitäten. Da sich die wohlhabenden Gemeinden Neuwied am Rhein und Zeist bei Utrecht in Holland der Reform nicht anschlossen, hatte der neu gegründete Geschäftsbereich seinen Schwerpunkt in Schlesien, konkret in Neusalz und Umgebung.[30] Später erlangten das Textilunternehmen Th. Zimmermann in Gnadenfrei im Eulengebirge und eine Maschinenfabrik in Gnadenfeld in Oberschlesien noch eine gewisse Bedeutung.

Zum Zeitpunkt des großen Stadtfestes 1893 standen die Unternehmen der Brüdergemeine Neusalz damit vor großen Veränderungen. Spätestens mit ihrem eigentumsrechtlichen Übergang an die Deutsche Brüder-Unität zum 1. Januar 1895 erfolgte ihre Steuerung zentral durch die neu gegründete Finanzabteilung der Deutschen Unitätsdirektion, der alle Geschäftsführer der Unternehmen direkt unterstanden. Das Abkommen der Brüdergemeine Neusalz mit der Unität betraf die Handlung und Bank Meyerotto & Co., die Leimfabrik Gebr. Garve und die Suckauer Flachsspinnerei sowie Gerberei und Brauerei, die Stärkefabrik Glogau war schon in ihrem Besitz.[31]

Bei der Entwicklung und Umsetzung des an dem Aufbau einer Aktiengesellschaft orientierten Konzeptes hatten die Neusalzer Kaufleute

29) Kokel (wie Anm. 12), S. 116f., 124.
30) Zu dem Reformprozess Kokel: Kredit (wie Anm. 16), S. 102–121.
31) Abkommen Vermögensauseinandersetzung Gemeine Neusalz, 02.05.1895, UA, Deutsche Unitätsdirektion DUD 2676.

aus der Brüdergemeine sowie ihre nach wie vor engen Verbindungen zu J. D. Gruschwitz & Söhne eine bedeutende Rolle gespielt. Maßgeblich erarbeitet hatte es Max Bertram (1845–1915), Schwiegersohn von Alexander Gruschwitz und leitender Prokurist in der Zwirnfabrik, die sich mittlerweile zu einem Großunternehmen entwickelt hatte. Forderungen von Kaufleuten wie Woldemar Schmitt nach größeren unternehmerischen Handlungsspielräumen fanden ebenso Berücksichtigung wie die Orientierung an den zu dieser Zeit bei Gruschwitz gängigen unternehmerischen Praktiken.[32] Letztlich fand die von Meyerotto & Co. umgesetzte Strategie von Investitionen in Industrieunternehmen ihre Fortsetzung seitens der Finanzabteilung und damit der Deutschen Brüder-Unität. Bertram selbst übernahm den ersten Vorsitz der Finanzabteilung und unterwarf den Geschäftsbereich einem rigorosen Sanierungs- und Restrukturierungsprogramm, verbunden mit einer vorrangigen Kapitalallokation in große Industrieunternehmen und einer Aufgabe der in den Gemeinden noch handwerklich arbeitenden Gerbereien, Webereien und Brauereien.[33] Davon war auch Neusalz betroffen: Mangels Rentabilität wurden 1906 die frühere Brauerei der Brüdergemeine Neusalz verkauft und 1911 Riemenfabrik und Gerberei, relativ kleine Betriebe mit nur wenigen Arbeitsplätzen.[34]

Dass wirtschaftliche Schwergewicht von Neusalz und damit letztlich des gesamten Geschäftsbereichs der Unität blieben die vor der Neuordnung bereits existierenden Unternehmen, in die nun ein Großteil des Kapitals floss: die Leimfabrik Gebr. Garve, die mittlerweile in die Düngemittelherstellung expandiert hatte, Meyerotto & Co., Waren- und Düngemittelhandel sowie Bank (zeitweise gehörte auch eine Zigarrenfabrik, vorm. Ludwig Ganzer, in Sprottau dazu), die Suckauer Flachsspinnerei in Suckau und die Stärkefabrik der Deutschen Brüder-Unität (vormals Blumenthal & Krieg) in Glogau, die sich zu einem der stärksten Unternehmen im Geschäftsbereich entwickelt hatte. Hinzu kamen während des Ersten Weltkrieges und in den ersten Jahren danach weitere Unternehmen.[35]

32) Kokel (wie Anm. 12), S. 125f.
33) Kokel: Kredit (wie Anm. 16), S. 144–149.
34) Ältestenrat der Brüdergemeine Neusalz: Protokoll der 8. Sitzung, 29.07.1906, UA, DUD 948; Teil I des Berichtes der Finanzabteilung der Deutschen Unitätsdirektion an die Synode 1913, Mai 1913, UA, Deutsche Synoden DSyn 64, S. 14.
35) 1927. Jahrbuch der Brüdergemeine. Statistische Angaben über die Evangelische Brüder-Unität und ihre Werke, Herrnhut 1926, S. 28.

Mit Ausnahme einer Akquisition – 1916 erwarb die Unität C. Wetters, Chemische Fabrik und Düngemittelhandel in Sprottau und stärkte damit ihre Position in dieser für die regionale Landwirtschaft wichtigen Branche – lassen sich alle Neuerwerbungen auf finanzielle Verknüpfungen zu privaten Unternehmen von Mitgliedern zurückführen. Sie standen entweder direkt mit der Unität oder in der überwiegenden Zahl der Fälle mit der Bank Meyerotto & Co. über Kreditvergabe oder als Industriebeteiligung in Verbindung und erstreckten sich über die Neusalzer Region.[36] So erwarb die Unität im Jahr 1915 die Neustädteler Dampfziegelei in Neustädtel von den Erben des ersten Finanzdirektors Max Bertram, um Meyerotto & Co. als Hauptgläubigerin vor hohen Kreditausfällen zu bewahren.[37] Mit dem Unternehmen hatte die Unität 1915 auch die dazugehörige Grube Mathilde erworben, die, 1905 eröffnet und aus 15 Bergwerken bestehend, eine Ausdehnung von ca. 36.000 Hektar hatte und Braunkohle für Unternehmen in Neusalz, darunter für Gebr. Garve und die Suckauer Flachsspinnerei lieferte.[38] 1919 gründete die Unität gemeinsam mit anderen Unternehmen – die Suckauer Flachsspinnerei, die Leimfabrik Gebr. Garve, die Neustädteler Dampfziegelei, die Gruschwitz Textilwerke AG, der Lederhersteller C.A. Schroeter, Freystadt und die Niederschlesischen Mühlenwerke Julius Kopp – die Emma Braunkohlengrube GmbH mit Sitz in Neustädtel, die die Braunkohlenfelder in Lessendorf erschließen sollte.[39] Sowohl Ziegelherstellung als auch Braunkohlenförderung generierten jedoch hohe Verluste, so dass sich die Union in den 1920er Jahren vollständig aus diesen Branchen zurückzog. Bereits 1921 war die Liebschützer Dampfziegelei liquidiert worden, an der Meyerotto & Co. seit der Gründung 1898 eine Zweidrittelmehrheit gehalten hatte, eines der wenigen Beispiel für eine Industriebeteiligung der Bank auch nach der Neuordnung, d. h. mit Einverständnis der Finanzabteilung.[40] Eine wei-

36) Friedrich Wilhelm Schütz: Bericht der Fabrikinspektion über das Geschäftsjahr 1916 der Firma Gebrüder Garve, 27.07.1917, UA, DUD 3634.
37) Edouard Roy: Bemerkungen zu dem Abschluss von Meyerotto & Co. in Neusalz a. O. am 30. Juni 1917, 05.02.1918, UA, DUD 3645.
38) Emil Kolbe: Geschichte der Stadt Neustädtel, Neusalz (Oder) 1924, S. 283f.
39) Protokoll der Sitzung. Auswertung des Lessendorfer Kohlenvorkommens, 31.01. 1919, UA, DUD 3612; Victor Schlüter: Gesellschaftsvertrag zur Gründung der „Emma Braunkohlengrube GmbH“, 28.03.1919, APZG, 89/87/0/12.
40) Victor Schlüter: Liquidation der Liebschützer Dampfziegelei GmbH, 31.10. 1921, APZG, 89/87/0/19.

tere Akquisition, wiederum aus der Notlage eines Mitglieds heraus, sollte Bestand haben, die Neusalzer Kartonagenfabrik, vorm. Paul Francke. Das 1869 durch ein Mitglied der Brüdergemeine gegründete Unternehmen war 1912 in finanzielle Schwierigkeiten geraten und konnte nur dank hoher Kapitalzufuhren seitens der Unität weitergeführt werden. Seit 1920 zunächst nur als Kommanditistin beteiligt, übernahm die Unität das Unternehmen nach einem Konkursverfahren wenige Jahre später als alleinige Eigentümerin.[41]

Obwohl die gemeinsame Zugehörigkeit zur Brüdergemeine – und damit nicht zuletzt häufig wieder notgedrungen die gemeinsame Kreditwürdigkeit – die Transaktionen zu einem Großteil begründete, waren diese weniger das Ergebnis einer gezielten Suche nach Investitionsmöglichkeiten, als den Schwierigkeiten der Kriegs- und frühen Nachkriegszeit geschuldet. Neu waren zudem Kooperationen mit Unternehmen, deren Eigentümer keine Mitglieder der Brüdergemeine waren. Beispiel hierfür war die Aufnahme der AG für Chemische Produkte, vorm. H. Scheidemandel Leimfabrik als stille Gesellschafterin bei Gebr. Garve mit einem Anteil von 50 % des Gesellschaftskapitals, die der Geschäftsführer Kurt Marx (1887–1957) durchgeführt hatte.[42]

3. Krisen und Neuanfänge in der Unität und in der Stadt

Als Finanzdirektor sollte Kurt Marx, der nach massiven Verlusten von der Direktion 1926 den Auftrag zur Sanierung des gesamten Geschäftsbereiches bekommen hatte – womit erneut ein Neusalzer Kaufmann die Leitung übernahm – diese Strategie der Risikominderung fortsetzen. Dies stellte einen deutlichen Unterschied zu seinen Vorgängern dar, unter denen die Unität keine Beschränkung ihres unternehmerischen Handlungsspielraums zugelassen hatte. Der Standort Neusalz hatte zwar nicht die größten Verluste zu verzeichnen, dennoch spielten die wirtschaftlichen

41) Kurt Marx an Kurt von Eichborn, 20.12.1926, Archiwum Państwowe w Wrocławiu, Oddział w Kamieńcu Ząbkowickim / Staatsarchiv in Breslau, Abteilung Kamenz (Schlesien), Polen (zit. als APKZ), 84/636/2895.
42) Friedrich Wilhelm Schütz: Bericht zum Abschluß der Firma C. Wetters, Sprottau am 31. Dezember 1923, 30.10.1924, UA, DUD 3705.

Probleme einiger Unternehmen dort angesichts ihres Stellenwertes für den gesamten Geschäftsbereich eine große Rolle.[43] Dies veranlasste die Geschäftsführer der Neusalzer Unitätsunternehmen, die Unität (erfolglos) aufzufordern, den Sitz der Finanzdirektion von Herrnhut nach Neusalz zu verlegen, denn die „Hauptgeschäfte und Unternehmungen liegen einmal in dem hiesigen Bezirk".[44] Die Finanzdirektion trug der Bedeutung des Standortes auf andere Weise Rechnung und installierte 1928 in Neusalz die Treuhandstelle, eine Prüfungs- und Beratungsfirma für den gesamten Geschäftsbereich.[45]

Wie schon Ende des 19. Jahrhunderts standen im Vordergrund der Sanierungsbemühungen drohende Kreditausfälle der Bank Meyerotto & Co., die nun allerdings nicht mehr durch Akquisitionen der betroffenen Unternehmen überdeckt werden konnten. Hintergrund war, dass die Bank seit dem Ende des Ersten Weltkrieges verstärkt Kredite an Unternehmen außerhalb des Geschäftsbereiches der Unität ausgelegt hatte und sich dabei verstärkten Konkurrenzbedingungen ausgesetzt sah. Mittlerweile operierten in Neusalz eine Filiale der Darmstädter und Nationalbank, der Vereinsbank und seit 1922 eine neu gegründete Stadt- und Kreisbank.[46] Dies könnte Einfluss auf ihre Kreditvergabe gehabt haben, denn obwohl grundbuchrechtliche Sicherungen der Kredite häufig vorgenommen wurden, wurden häufig auch so genannte Blankokredite vergeben, also Kredite ohne jegliche Sicherheiten. Eine Auflistung der Kreditnehmer (Kontokorrent und Wechsel) per Ende 1925 zeigt die räumliche Ausdehnung der Kreditvergabe seitens der Bank Meyerotto & Co. und den eindeutigen Schwerpunkt ihrer externen Geschäftsverbindungen (Tab. 1).[47]

43) Kurt Marx an die Mitglieder der Finanz-Direktion und der Deutschen Unitäts-Direktion, 01.01.1926, UA, DUD 2430, S. 6.
44) Alfred Menzel, Adolf Krüger, Johannes Riehmann, Paul Kootz, Johannes Mory, Theodor Wittwar, Heinrich Kunick, Alfred Beck: Schreiben an DUD z. Hd. Theodor Jensen, 29.12.1926, UA, DUD 331.
45) Herrnhut FD, Rundschreiben an Geschäfte, Geschäftsstellen und Güter, 01.07. 1928, UA, DUD 3100.
46) Friedrich Wilhelm Schütz: Bemerkungen zum Abschluß der Bank-Abteilung der Firma Meyerotto & Co., Neusalz (Oder) am 30. Juni 1921, 29.03.1922, UA, DUD 3647.
47) Meyerotto & Co. Bankabteilung: Inventurbericht 1925, 28.01.1926, UA, DUD 3648.

Kreditkunde	Verbindung	Kreditbetrag in Mark
C. A. Schroeter, Freystadt	extern	234.470
Fürstliches Rentamt, Carolath	extern	197.345
Meyerotto & Co. Warenabteilung, Neusalz	Unität	189.415
Kornhaus AG, Grünberg	extern	114.068
Niederschlesischen Mühlenwerke, Neusalz	extern	110.087
Heinrich Scheibel, Pirnig (Landwirtschaft)	extern	101.200
Paulinenhütte, Neusalz	extern	101.000
Domäne Waldmühl	extern	63.000
Zimmermann & Buck, Hamburg	Unität	30.196
Martin, Wolff, Berlin	extern	26.700
Robert Klingner Borstenzurichterei, Neusalz	extern	20.000
W. Völkel, Amalienhof	extern	19.123
H. Kuntze, Beitsch	extern	15.220
G. Standke, Krolkwitz	extern	12.819
Neusalzer Kartonagenfabrik	Unität	10.070
Friedrich Weber, Neusalz	brüderisch privat	8.000
Krausewerk, Neusalz	extern	4.400

Tab. 1: Meyerotto & Co.: Größte Debitoren (Kontokorrent, Kredite, Wechsel) per 31.12.1025

Es wird deutlich, dass die großen Industrieunternehmen der Stadt keine Kreditkunden mehr waren. Anstelle dessen engagierte sich die Bank vorzugsweise in der Mühlenindustrie und in der Landwirtschaft – verstärkt durch den regelmäßig vorzufinanzierenden Düngemittelhandel – mit der Folge, dass sie in der Konjunkturkrise 1925/26 und in den folgenden krisenhaften Jahren in besonderem Maße von deren Schwierigkeiten betroffen war und hohe Wertberichtigungen und Abschreibungen von Krediten vornehmen musste. Der größte Kreditausfall war durch den Konkurs des größten Mühlenunternehmens vor Ort, der Niederschlesischen Mühlenwerke von Julius Kopp bedingt, welcher wiederum finanzielle Schwierigkeiten einer großen Zahl von landwirtschaftlichen Betrieben nach sich zog.

Kurt Marx, als Vertreter der Unität bereits in die Insolvenzen der Neusalzer Kartonagenfabrik, der Emma Grube GmbH sowie der Mühlenwerke von Julius Kopp eingebunden, kontrollierte in seiner neuen Funktion als Finanzdirektor verstärkt die Kreditvergabe der Neusalzer Bank. Er sah sich in seiner kritischen Beurteilung bestätigt, als ein weiteres Unternehmen eines Mitglieds der Neusalzer Brüdergemeine 1926 in wirtschaftliche Schwierigkeiten geriet. Die Neusalzer Maschinenfabrik P. Heller's Nachf. Richard Freytag und die dazu gehörige Steinauer Maschinenfabrik Richard Freytag in Steinau (Oder) hatten Anfang der 1920er Jahre einen erhöhten Kapitalbedarf, vermutlich für Modernisierungen und Erweiterungen, ähnlich wie die Unitätsunternehmen in den ersten Jahren nach dem Kriegsende. Die Bank Meyerotto & Co. hatte 1921 einen Kredit in Höhe von 500.000 Mark vergeben und sich dafür eine persönliche Sicherungshypothek auf Grundstücke in Neusalz im Eigentum von Richard Freytag eintragen lassen.[48] Darüber hinaus gab es noch weitere Kreditauslegungen an die verbundene Steinauer Maschinenfabrik. Kurt Marx forderte letztlich einen Rückzug von Freytag als Vorbedingung für eine weitere Kreditvergabe an das Unternehmen: „Die Verhältnisse in der brüderischen Firma P. Heller's Nachf. Richard Freytag, Neusalz (Oder) treiben, wie ganz sicher vorauszusehen war, zu einem wirtschaftlichen Zusammenbruch, wenn nicht von dritter Seite aus irgendwie eingegriffen wird. Das Bankgeschäft Meyerotto & Co., Neusalz (Oder) ist in den ganzen letzten Jahren vom kaufmännischen Standpunkt aus überhaupt im Entgegenkommen zu weit gegangen und kann nicht weitere Mittel vorstrecken, da diese zum grössten Teil als verloren zu betrachten sein würden, wenn nicht in der Firma persönlich eine Änderung eintritt."[49]

Es ist zu vermuten, dass Marx hier nur drohte und den Weg über die kirchlichen Repräsentanten der Brüdergemeine wählte, um über die Gemeinde den Druck auf Richard Freytag zu erhöhen. Es ist fraglich,

48) Victor Schlüter: Bestellung Sicherungshypothek Richard Freytag für Meyerotto & Co., Neusalz, 12.12.1921, APZG, 89/87/0/20; vermutlich kam es nicht zu einer 1920 geplanten Beteiligung der Unität in Form einer Kommanditgesellschaft. Demnach sollte Freytag als Komplementär, also persönlich haftender Gesellschafter, seine Fabriken nebst Maschinen und sonstiges Inventar einbringen und die Deutsche Brüder-Unität als Kommanditistin Barmittel in Höhe von 200.000 Mark, DUD, Gesellschaftsvertrag mit Richard Freytag, 28.06.1920, UA, DUD 3629.
49) Kurt Marx: Schreiben an Grunewald und Uttendörfer wg. Firma Heller, Neusalz, 16.10.1926, UA, DUD 334.

inwieweit er tatsächlich eine Insolvenz zugelassen hätte (der weitere Fortgang des Unternehmens ist bisher nicht bekannt). Für diese Vermutung sprachen zwei Gründe. Zum einen hatte Marx sich nicht an die Bank Meyerotto & Co. gewandt, sondern an den Prediger der Brüdergemeine Neusalz Josef Grunewald (1863–1946) und den Unitätsdirektor Otto Uttendörfer (1879–1954). Diese waren in ihren Funktionen zuständig für das Gewerbeleben in der Brüdergemeine, dessen Förderung einen hohen Stellenwert für die Gemeinde selbst und damit für den kirchlichen Bereich hatte. Angesichts einer wachsenden Zahl von Mitgliedern, die außerhalb der Gemeinde lebten – 1926 waren dies in Neusalz von 409 bereits 189 Personen – musste der Gemeinde daran gelegen sein, Handwerk und Handel unter den Mitgliedern zu fördern, um diese im Ort zu halten. Der von der Unitätsdirektion geleitete Brüderische Gewerbebund hatte auch in Neusalz eine Vertretung. Gleichzeitig waren viele private Unternehmen Mitglieder im Verein selbständiger Kaufleute in Neusalz, ein weiteres Beispiel für Überlappungen der wirtschaftlichen Netzwerke innerhalb und außerhalb der Brüdergemeine. Diese konnten auch zu Konflikten innerhalb der Brüdergemeine führen, wenn Entscheidungen der Finanzdirektion als gegenläufig zu lokalen Interessen wahrgenommen wurden.[50]

Zum anderen musste für die Finanzdirektion angesichts der mittlerweile hohen Verschuldung der Unitätsunternehmen bei externen Kreditinstituten und der verstärkten Einwerbung von Einlagen bei Privatpersonen die Sicherung der Kreditwürdigkeit der Unität höchste Priorität haben. Dazu gehörte im weitesten Sinne – nicht im rechtlichen – auch diejenige privater Unternehmer, die Mitglieder der Brüdergemeine waren. Denn es war davon auszugehen, dass die Geschäftswelt in Unkenntnis der tatsächlichen Eigentumsverhältnisse davon ausging, dass die Brüdergemeine einen informellen Haftungsverbund bildete, der Unternehmen im Eigentum der Unität, so genannte Unitätsunternehmen, ebenso einschloss wie Privatunternehmen von Mitgliedern der Brüdergemeine Neusalz. Neben größeren Betrieben, wie der Maschinenfabrik von Richard Freytag und der Ofenfabrik, Spedition und Kohlehandlung von Friedrich Weber sowie dem Verlag Max Siltz, der das „Neusalzer Stadtblatt“ herausgab,

50) Susanne Kokel: „Zwischen kirchlichen Lebensnotwendigkeiten und geldlichen Verantwortlichkeiten“ – die Brüdergemeine in Neusalz (Oder) in der Weltwirtschaftskrise, in: Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte 101/102 (2022/2023), S. 203–217, hier S. 210–212.

existierten weitere kleinere Handwerksbetriebe, Einzelhandelsgeschäfte und Dienstleister, die von Mitgliedern der Brüdergemeine in Neusalz betrieben wurden (Tab. 2).[51]

Name	Gewerbe/Handel/Handwerk
Hermann Abraham	Hutfabrikant
Fr. Fischer	Schmiedemeister
Martin Lund	Leinen-, Baumwoll- und Wollwaren
Marie May	Schneiderin
Fritz Menzel	Seifensiederei
Wilhelm Nafe	Bäckermeister
Emil Schippang	Zwirn, Bindfaden, Garn en gros
Adolf Schurmann	Schlossermeister
Woldemar Viebrock	Schneidermeister
Karl Will	Manufaktur und Wollwaren

Tab. 2: Handel- und Gewerbetreibende der Brüdergemeine Neusalz 1926

Ungeachtet einer Vielzahl von Kooperationen waren die Beziehungen der Unität zu dem mit Abstand größten Unternehmen der Stadt, seit 1909 eine Aktiengesellschaft, die Gruschwitz Textilwerke AG, wechselhaft.[52] Zu ähnlich engen wirtschaftlichen Verbindungen wie die Beteiligung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnte es angesichts der Größe des Unternehmens nicht mehr kommen. Die Bindung der Familie Gruschwitz an die Brüdergemeine war ebenfalls Änderungen unterworfen. Hatten die Söhne des Firmengründers die Brüdergemeine Neusalz noch mit Legaten in ihrem Testament bedacht oder ihr eine Turmuhr gestiftet, trat der Enkel Alfred Gruschwitz (1857–1907) nach seiner Heirat mit einer irischen Textilfabrikantentochter sogar aus der Brüdergemeine aus.[53] Dies hatte auch

51) 1927. Jahrbuch der Brüdergemeine. Statistische Angaben über die Evangelische Brüder-Unität und ihre Werke, Herrnhut 1926, S. 28.
52) agenturInhalt, Gruschwitz. 1816–2016, Leutkirch 2016, S. 39.
53) Ältestenrat der Brüdergemeine Neusalz: Protokoll der 10. Sitzung, 10.09. 1906, UA, DUD 948; Ältestenrat der Brüdergemeine Neusalz: Protokoll der 10. Sitzung, 13.11.1905, UA, DUD 948; Herta Marx: Aus meiner Kindheit, Privatarchiv Annette Künzel, S. 15.

Folgen für das Heiratsverhalten, denn mit einer Ausnahme heirateten alle Töchter in Adelsfamilien ein.[54] Sein Sohn Alexander Doherr Gruschwitz (1892–1969), der 1923 in die Geschäftsführung eintrat, wurde wieder Mitglied, hielt jedoch eine gewisse Distanz zur Gemeinde, deutlich sichtbar daran, dass er keine Ämter übernahm.[55]

Auffallend sind jedoch die personellen Überschneidungen zwischen den Gruschwitz Textilwerken und der Unität. Einige Neusalzer Kaufleute aus der Brüdergemeine haben einige Jahre bei Gruschwitz gearbeitet, bevor sie zur Unität kamen. Johann Traugott Schmole, seit 1892 alleiniger Geschäftsführer von Meyerotto & Co., hatte zuvor zwei Jahre bei Gruschwitz gearbeitet.[56] Drei Finanzdirektoren wechselten aus einer leitenden Position bei Gruschwitz zu der Unität: Max Bertram, Friedrich Schütz, der später auch Testamentsvollstrecker von Mitgliedern der Familie Gruschwitz wurde, sowie Kurt Marx, früherer Privatsekretär des Generaldirektors und aktiv in die Umwandlung zur Aktiengesellschaft eingebunden, der 1911 in die Garve-Familie einheiratete und damit auch in verwandtschaftliche Beziehungen zu der Familie Gruschwitz trat.[57] Die leitenden Positionen

54) Marx (wie Anm. 53), S. 14; vermutlich ein Beispiel für die diskutierte „Aristokratisierung", die sich im deutschen Wirtschaftsbürgertum jedoch nicht in großer Zahl durchsetzte, vgl. Morten Reitmayer: Bourgeoise Lebensführung im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, in: Werner Plumpe, Jörg Lesczenski (Hg.): Bürgertum und Bürgerlichkeit zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus. Mainz 2009, S. 59–69, hier S. 62.

55) Dabei schien auch 1931 eine Zugehörigkeit zur Brüdergemeine nicht eindeutig gewesen zu sein, wobei wohl die Eheschließung eine Rolle spielte, denn der Ältestenrat forderte Gruschwitz auf, sein Verhältnis zur Brüdergemeine und zu seiner Ehe zu klären, vgl. Ältestenrat der Brüdergemeine Neusalz: Sitzungsbericht, 08.06.1931, UA, DUD 952; Lieselotte Schulz, Gerhard Schulz: Die Arbeitswelt von Neusalz, in: Magistrat der Stadt Offenbach am Main (Hg.): 25 Jahre Patenschaft Offenbach am Main – Neusalz an der Oder. Ein Buch der Erinnerung. Offenbach am Main 1980, S. 73–99, hier S. 76; in einem Interview schilderte eine Tochter von Doherr Gruschwitz das hochherrschaftliche Leben der Familie in Neusalz, die auch den Gottesdienst der Brüdergemeine besuchte, vgl. agenturInhalt (wie Anm. 52), S. 10.

56) Lebenslauf Johann Traugott Schmole (14. Juli 1840 – 22. März 1921), Privatarchiv Regine Maasberg.

57) Zusicherung Friedrich Schütz als Testamentsvollstrecker Gruschwitz, 09.12. 1919, UA, DUD 337; Schütz: Lebenslauf (wie Anm. 23); Herta Marx, Lebenslauf, 1969/70, Privatarchiv Annette Künzel; bereits der Großvater von Kurt Marx,

waren später nur in begrenztem Umfang Mitgliedern der Brüdergemeine vorbehalten. Das Unternehmen setzte früh auf von außen kommende angestellte Prokuristen, wie Karl Janson (1853–1931) und besetzte nur selten noch Posten mit Verwandten, die jedoch keine Beziehung zur Brüdergemeine hatten, wie den Finanzdirektor Albrecht von Treskow (1891–1946), ein Schwiegersohn von Alexander Gruschwitz.[58] Im Jahre 1926 dürften die Gruschwitz Textilwerke AG nur noch bedingt als der Brüdergemeine nahestehend angesehen worden sein.

Unitätsunternehmen vor Ort, darunter eine Bank, die über Kreditbeziehungen seit dem Ende des Ersten Weltkrieges verstärkt in die städtische und regionale Wirtschaft stark eingebunden war, private Unternehmen von Mitgliedern der Brüdergemeine Neusalz – die Verflechtungen der Unität mit dem wirtschaftlichen Leben in Neusalz und in der Region waren vielfältig. Nach wie vor gehörten die Unitätsunternehmen zu den größten Unternehmen der Stadt, wobei die Eigentumsverhältnisse nun nicht mehr so eindeutig waren. Die Leimfabrik Gebr. Garve ist ein Beispiel und auch das Unternehmen C. Wetters in Sprottau war alleine von seiner Firmenbezeichnung nicht direkt der Unität zuzuordnen. Anders sah dies bei der Stärkefabrik der Deutschen Brüder-Unität in Glogau aus, deren Eigentümerin unmittelbar deutlich wurde. Allgemein finden sich in den Quellen für den Untersuchungszeitraum keine Hinweise darauf, dass die kirchliche Trägerschaft als ungewöhnlich angesehen wurde. Der Geschäftsbereich der Unität in Stadt und Region Neusalz hatte sich zum einen weiter ausgedehnt, war aber zum anderen auch deutlich anfälliger für Krisen geworden, was sich in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre weiter zeigen sollte.

Die stärkere Einbindung in die städtische und regionale Wirtschaft nach dem Ersten Weltkrieg lässt bei der Betrachtung der Netzwerke keine gravierenden Änderungen vermuten, was die Einbindung von Kaufleuten der Unität betraf. Allerdings änderten sich mit den politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen in der Weimarer Republik die Netzwerke, in denen Wirtschaftsbürger aktiv waren. Im April 1926 trat der neue Bürgermeister, der erst 25 Jahre alte Jurist Dr. Heinrich Troeger (1901–1975),

Leonhard Sack (gest. 1879), war bei J. D. Gruschwitz & Söhne eine Vielzahl von Jahren in leitender Funktion tätig, Gruschwitz (wie Anm. 18), S. 21.
58) Glaeser (wie Anm. 4), S. 64.

sein Amt in Neusalz an. Seiner Einschätzung, dass damit eine neue Zeit in Neusalz begonnen hätte, ist sicherlich in mehrfacher Hinsicht zuzustimmen.[59] Erstmalig stellte die Sozialdemokratische Partei einen Bürgermeister in Neusalz, einer Stadt mit mittlerweile über 14.000 Einwohnern, die sich angesichts von Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot und hohen Fehlbeträgen im städtischen Haushalt vor große Probleme gestellt sah.[60] Die Bürgerliche Liste, die von dem Notar und Rechtsanwalt Victor Schlüter (gest. 1939) angeführt wurde, verlor die Mehrheit.[61] Schlüter, Mitglied der Neusalzer Brüdergemeine und über viele Jahre ihr Abgeordneter auf den Synoden, wurde von Troeger als der „geistige Kopf der Bürgerlichen" bezeichnet, der als Stadtverordnetenvorsteher die Stadtverwaltung „weitgehend beherrscht" habe und dem jungen sozialdemokratischen Bürgermeister äußerst kritisch gegenüberstand. Dies war auch der Fall bei einem Angestellten der Gruschwitz Werke, von dem Troeger vermutete, dass „ihn seine Firma ins Stadtparlament entsandt hatte".[62] Das Stadtparlament war 1926 kein Ort mehr, der der wohlhabenden Oberschicht vorbehalten war: Im Jahr 1927 waren laut Adressbuch der Stadt Neusalz von insgesamt 18 Stadtverordneten fünf Arbeiter, fünf Handwerker (Schneidermeister, Gärtner, Schlossermeister, Wagnermeister, Uhrmacher), drei Kaufleute (Geschäftsführer, Kaufmann), je einer Kantor, Lehrer, Redakteur, Rentier und Fuhrwerksbesitzer. Mit dem Ofenfabrikanten Friedrich Weber war nur noch ein Mitglied der örtlichen Brüdergemeine im Magistrat vertreten.[63] Vertreter des Wirtschaftsbürgertums fanden sich weder im Magistrat noch im Stadtparlament, die kommunale Daseinsvorsorge löste sie zudem in ihrer bisherigen Funktion als Stifter und Wohltäter der Stadt ab.[64]

59) Heinrich Troeger: Erinnerungen an Neusalz. Offenbach am Main 1971, S. 31.
60) Schulz (wie Anm. 7), S. 237f.
61) 1941/1942. Jahrbuch der Brüdergemeine. Literarisches und Statistisches aus den Brüdergemeinen in Europa und Amerika sowie aus ihren Missions- und Arbeitsgebieten. Herrnhut 1940, S. 81.
62) Troeger (wie Anm. 59), S. 31f.
63) Adreßbuch für die Städte des Kreises Freystadt (Nieder-Schlesien) 1927. Neusalz (Oder) 1926, S. 89.
64) So hatte Wilhelm Krause 1861 ein Krankenhaus gestiftet, das später die Johanniter übernahmen, die Stadt sah sich dazu finanziell nicht in der Lage. Die Leichenhalle auf dem evangelischen Friedhof hatte Alexander Gruschwitz 1872 gestiftet, 1888 dann ein Waisen- und Siechenhaus. Vgl. Schulz (wie Anm. 7), S. 205, 223f.

Anstelle politischer Ämter waren es nun vor allem Interessenvertretungen, wie traditionell die Industrie- und Handelskammern und erst seit wenigen Jahren Arbeitgebervereinigungen, in die sowohl die Neusalzer Unternehmen sowie die Unitätsunternehmen Vertreter entsandten. Über eine direkte Mitgliedschaft bei der Industrie- und Handelskammer für das nördliche Niederschlesien mit Sitz in Sagan konnten die Geschäftsführer Heinrich Kunick (Stärkefabrik der Deutschen Brüder-Unität, Glogau) und Kurt Marx (Leimfabrik Gebr. Garve, Neusalz) enge Verbindungen mit anderen Unternehmen des Kammerbezirkes pflegen.[65] Im Jahr 1919 hatte sich als Arbeitgebervereinigung der „Verein der Industriellen, Handel- und Gewerbetreibenden für die Kreise Grünberg-Freystadt und Umgegend" gegründet, in der Vertreter von Unitätsfirmen sowie privater „brüderischer" Firmen Funktionen übernahmen.[66] Wie bereits im 19. Jahrhundert waren Vertreter der Brüdergemeine in den wirtschaftlichen Netzwerken vertreten, wenn sich diese in der Weimarer Republik auch anders darstellten.

Stadt und Region Neusalz behielten auch nach der Überwindung der Wirtschaftskrise ihre Bedeutung für die Wirtschaft der Deutschen Brüder-Unität. Das in den Unternehmen investierte Kapital verdeutlicht dies: Im Jahre 1933 machte es mit knapp 2,4 Mio. Reichsmark einen Anteil von 85 % am gesamten Kapital aus, das als Eigenkapital in den Unternehmen der Unität arbeitete (Abb. 4).[67]

Wie die Übersicht zeigt, existierten die traditionellen Neusalzer Unternehmen gegen Ende der Wirtschaftskrise im Wesentlichen mit nur wenigen Veränderungen weiter. Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges stellten die im 19. Jahrhundert gegründeten Neusalzer Unternehmen der Unität weiterhin das Schwergewicht ihres zentralen Geschäftsbereiches dar und für ihren endgültigen Verlust nach 1945 bot sich der Unität kein Ausgleich.

65) Grenzmark Nord-Niederschlesien. Denkschrift der Industrie- und Handelskammer für das nördliche Niederschlesien Sitz Sagan. Herausgegeben zum 50jährigen Bestehen. Glogau, S. 89f.

66) Mitglieder der Brüdergemeine waren Hans Mirus (Warenabteilung von Meyer-otto & Co.), Paul Francke (Kartonagenfabrik Paul Francke), H. E. Schippang, Max Siltz und Friedrich Weber, vgl. Protokoll über die Gründungsversammlung des Vereins der Industriellen, Handel- und Gewerbetreibenden für die Kreise Grünberg-Freystadt und Umgegend, 22.08.1919, UA, DUD 3628.

67) Dass einige Unternehmen hier als Beteiligungen aufgeführt wurden, lag an der Rechtsform GmbH, Herrnhut FD, Betrachtungen zum Status der Deutschen Brüder-Unität 1933, 05.05.1934, UA, DUD 2507.

Standort	Unternehmen	Stammkapital	Beteiligung	Summe
	Geschäftsbereich der Deutschen Brüder-Unität gesamt	1.330.164	1.458.167	2.788.331
	Unternehmen in Neusalz und Umgebung			
Neusalz	Gebr. Garve GmbH		325.000	
Neusalz	Meyerotto & Co. Bank	97.834		
Neusalz	Meyerotto & Co. Waren	165.000		
Neusalz	Meyerotto & Co. Düngemittel	175.000		
Neusalz	Neusalzer Kartonagenfabrik		79.180	
Glogau	Stärkefabrik der Deutschen Brüder-Unität GmbH		1.299.000	
Sprottau	C. Wetters GmbH		234.000	
	Summe	437.834	1.937.180	2.375.014
	Investiertes Kapital in % des Geschäftsbereichs			85 %

Tab. 3: Übersicht über das Eigenkapital der Unternehmen der Deutschen Brüder-Unität 1933

4. Fazit und Ausblick

Die Brüdergemeine Neusalz hatte sich mit Industriebeteiligungen über ihre Bank Meyerotto & Co. seit 1846 eine bedeutende Position in der Wirtschaft der Stadt und Region Neusalz verschafft, so dass tatsächlich von einer eigenen „brüderischen" Wirtschaft gesprochen werden konnte. Ausschlaggebend für diese ungewöhnliche Entwicklung einer Brüdergemeine waren ihre Risikobereitschaft sowie das Engagement des Geschäftsführers ihrer Bank, die erweiterten Möglichkeiten der Kapitalbeschaffung und eine erhöhte Kreditwürdigkeit durch die Zugehörigkeit zur Deutschen Brüder-Unität sowie schließlich das religiös begründete soziale Netzwerk Herrnhuter Kaufmannsfamilien in Neusalz und anderen Gemeindeorten. Für die Deutsche Brüder-Unität, Eigentümerin der Unternehmen seit Ende des 19. Jahrhunderts, behielt der Standort seine Bedeutung, nicht

zuletzt auch dadurch, dass die zentralen Führungspersönlichkeiten des gesamten Geschäftsbereiches aus Neusalz rekrutiert wurden, häufig von den Gruschwitz Textilwerken. Nach dem Ersten Weltkrieg änderte die Unität ihre Strategie eines möglichst abgegrenzten Wirtschaftsbereiches und engagierte sich verstärkt in der Region Neusalz, mit der Absicht, die multiplen Krisen der Nachkriegszeit durch Kooperation zu bewältigen. Allerdings barg die stärkere wirtschaftliche Einbindung insbesondere der Bank Meyerotto & Co. neue Risiken, die in der Konjunkturkrise 1925/26 mit Konkursen von Kreditnehmern, die gleichzeitig Kooperationspartner waren, deutlich zu Tage traten. Unabhängig von der unterschiedlichen Intensität der Vernetzung der Unität mit der Wirtschaft der Stadt und Region Neusalz waren ihre Vertreter wie alle anderen Kaufleute auch in die kommunalpolitischen Netzwerke und Ständevertretungen des Wirtschaftsbürgertums eingebunden. Es wäre zu überprüfen, inwieweit sie sich auch in Vereinen oder anderen Verbindungen engagierten. Es kann festgehalten werden, dass die Brüdergemeine in Neusalz die Vorteile ihrer eigenen Netzwerke für ihre wirtschaftliche Entwicklung nutzte und sich über ihre Unternehmensvertreter gleichzeitig in die führenden Kreise des städtischen Wirtschaftsbürgertums integrierte. Es wäre zu prüfen, ob andere konfessionelle Minderheiten in der Stadt, wie z. B. Juden, während der Industrialisierung einen ähnlichen Weg wählten.

Susanne Kokel

Herrnhuci i burżuazja w Nowej Soli w latach 1846–1926

Od około 1840 roku Jednota Braterska – wskutek udziałów w przemyśle i kredytów udzielanych przez herrnhucki bank Meyerotto & Co. – przyczyniała się do rozwoju Nowej Soli. Miasto urosło do rozmiarów szybko rozwijającego się ośrodka przemysłowego a Jednota pod koniec XIX wieku stanowiła tu znaczący podmiot gospodarczy. Stan ten tym bardziej musiał wydawać się niezwykły, skoro Jednota Braterska była niewielką tylko mniejszością wyznaniową w Nowej Soli, zamieszkującą własny kwartał a zatem wyraźnie odgraniczoną w przestrzeni miasta. W wybranym dla badań przedziale czasowym, obejmującym okres od 1846 roku (początek przemysłowego zaangażowania nowosolskiej Jednoty Braterskiej) po kryzys

koniunktury w latach 1925–26, prześledzony został rozwój „braterskiej" gospodarki na tle jej integracji w ekonomię miasta i regionu nowosolskiego, jak również w społeczne i polityczne sieci powiązań w mieście. Szczególna uwaga poświęcona została przy tym związkom Jednoty z największym przedsiębiorstwem miasta – Gruschwitz Textilwerke AG, mającym ścisłe powiązania z herrnhutami. Tł. Klara Kaczmarek-Löw

Schlesische Verlagsunternehmer – wie sie Geschäfte führten und mit ihren Autoren umgingen: Theodor Fontane zum Beispiel

Von Christian Andree

Ich baue meinen Vortrag[1] so auf, daß ich zunächst etwas zur Geschichte einiger schlesischer, insbesondere Breslauer Verlage vortrage. Nach knapper Schilderung ihrer Schicksale vor und nach 1945 lege ich den Schwerpunkt meiner Darstellung dann besonders auf die neuere und neueste Geschichte dieser Verlagshäuser, d. h. ich bemühe mich, insbesondere ihr Schicksal bis in die Gegenwart aufzuzeigen. Zu diesem besonderen Kapitel der schlesischen Industrie- und Unternehmensgeschichte ist zwar einige Literatur vorhanden, jedoch berichten all diese Publikationen vor allem über die Zeit *vor* 1945.[2] Ich aber habe mich besonders bemüht, die Nachkriegsgeschichten von alten schlesischen Verlagen aufzuklären, die zum Teil heute noch existent sind.

Nachdem ich dies exemplarisch bei ca. acht wichtigeren und bis zu dreißig kleineren Verlagen getan habe, ist es mir eine besondere Freude, Ihnen als Fontane-Forscher ein weit über Schlesien hinaus, ja heute weltweit beachtetes Beispiel der Leistung schlesischer Verlage darzustellen und mit

1) Die Form des Vortrags wurde beibehalten.

2) An Literatur nenne ich neben der neubearbeiteten, zweiten Auflage des Lexikons des gesamten Buchwesens. 10 Bde. Stuttgart 1987–2016 das Buch von Ramona Bräu: „Arisierung" in Breslau. Die „Entjudung" einer deutschen Großstadt und deren Entdeckung im polnischen Erinnerungsdiskurs. Saarbrücken 2008 und das von Urzula Bonter und Detlef Haberland geleitete Projekt „Breslauer Verlage. Deutsch-polnisches Kooperationsprojekt zur Erforschung der medialen Repräsentanz und Wirkung einer Grenzregion", das mit sieben Beiträgen vorgestellt wird in Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 18 (2010), S. 177–240, und schließlich die erweiterte Buchfassung des eben genannten Projekts Urszula Bonter, Detlef Haberland, Siegfried Lokatis, Particia Blume (Hg.): Verlagsmetropole Breslau 1800–1945 (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 62). München 2015.

Dokumenten aus meiner eigenen Sammlung zu belegen. Das soll dann meinen Vortrag abschließen.

***

Jeder Schlesier kennt den Verlag von **Wilhelm Gottlieb Korn**, früher in Breslau, viele Jahre in Würzburg und nun in Görlitz ansässig. In erster Linie kannte ihn jeder evangelische Schlesier als Verlag des ‚Schlesischen Provinzial-Gesangbuches'. Nach dem Beschluß der schlesischen Provinzialsynode von 1908 beauftragten der Evangelische Oberkirchenrat und das Königliche Konsistorium den Verlag Wilhelm Gottlieb Korn, das Gesangbuch in verschiedenen Ausgaben ab 1910 herauszugeben. Ansonsten waren belletristische Veröffentlichungen das Hauptstandbein des Verlages. Da ist vor allem der vielgelesene schlesische Heimatdichter und Publizist Paul Keller (* 6.7.1873 Arnsdorf, Kreis Schweidnitz, † 20.8. 1932 Breslau) zu nennen, in ganz Deutschland beliebt und der wichtigste Autor des Verlages.

Schon der Gründer des Verlagsunternehmens, Johann Jacob Korn (* 20.7. 1702 Neustadt bei Coburg, † 16.12.1756 Breslau), der sich nach einem Aufenthalt als „Buchführer" (Buchhändler) in Berlin 1732 in Breslau niedergelassen hatte, ließ in seinem Buchverlag bis 1756 rund 500 Titel erscheinen. Der Verlag ging dann an dessen bis heute namengebenden jüngeren Sohn Wilhelm Gottlieb Korn (* 26.12.1739 Breslau, † 4.9.1806 ebd.) über und wurde durch mehrere Generationen erfolgreich weitergeführt.

Schon der Vater Johann Jacob war ein Verehrer Friedrichs des Großen, politisch als Zeitungsverleger aktiv und förderte bewußt den Buchverlag in *zwei* Abteilungen, der polnischen und der deutschen. Auch eine Sortimentsbuchhandlung war angeschlossen. 1793 wurde eine eigene Buchdruckerei, 1853 die Papiermühle von Sacrau und für Belletristik 1914 der Bergstadtverlag hinzugefügt. In letzterer Verlagsabteilung veröffentlichte Paul Keller. Die Erbengemeinschaft Korn führte den Bergstadtverlag ab 1950 in München weiter. Verlagsleiter in München war Joachim Friedrich Zeuschner (* 25.9.1904 Schwerin, † 5.9.1979 München), der den Verlag 1974 sogar in seinen Besitz übernahm. Sehr glücklich war er nicht mit seiner Erwerbung, und so übernahm unter geistiger Federführung von Prof. Dr. Eberhard Günter Schulz (* 27.10.1929 Neusalz in Niederschlesien, † 3.8.2010 Marburg an der Lahn) 1980 die Stiftung Kulturwerk Schlesien den Verlag und siedelte ihn nach Würzburg um. Die Verkaufser-

folge der vom Bergstadtverlag W. G. Korn verlegten Bücher blieben aber mäßig. Schulz verstand es, den Verlag am Leben zu erhalten, indem er durch die von ihm geführte Stiftung Kulturwerk Schlesien seit 1982 weiter das Kulturerbe Schlesiens im Verlag pflegte. Nachdem das immer schwieriger wurde, ging er einen Firmenverbund mit dem Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen, ein, dessen Geschäftsführer Georg Bensch – ebenfalls ein Schlesier – war. Aber auch er verkaufte angesichts der stets zurückgehenden Zahl der Altschlesier aus der Erlebnisgeneration zu wenige Bücher. 1998 wurde der Jan Thorbecke Verlag an den Schwabenverlag verkauft und ging ab 1999 mit den ehemaligen Leipziger DDR-Verlagen E. A. Seemann (Kunst) und Henschel (Theater) zusammen. Ab 1999 war Dr. Jürgen Bach Verlagsleiter auch des Bergstadtverlages. Der Bergstadtverlag W. G. Korn wurde zum 1. Januar 2010 an den Teilhaber des wissenschaftlichen Springerverlages, Claus Michaletz (* 11.12.1933 Gleiwitz, † 25.11.2018 Berlin), einschließlich aller Aktiva und Passiva für einen Euro verkauft. Michaletz verkaufte ihn zum 1. November 2013 an Alfred Theisen in Görlitz. Theisen betreibt jetzt in bester Verkaufslage am schmalen Hals des Überganges vom Görlitzer Ober- zum Untermarkt erfolgreich eine auf Schlesien spezialisierte Buchhandlung und gibt dort neben seinem Senfkorn Verlag unter dem Verlagsnamen Bergstadtverlag W. G. Korn auch schlesienbezügliche Bücher heraus.[3]

Der Verlag **Flemming** in Glogau an der Oder wurde von dem gelernten Buchhändler Carl Flemming (* 10.11.1806 Gröbern bei Leipzig, † 1.11.1878 Glogau) gegründet, als er 1833 die Neue Günthersche Buchhandlung in Glogau übernahm, die er durch eine lithographische Anstalt und einen Verlag erweiterte. In diesem Verlag erschienen mehrere Fachkalender und Rechtsbücher für Bürger und Bauern. Durch die damals noch ungewöhnliche Art, durch Reisende Subskribenten zu werben, blühte sein Geschäft auf, das er durch den Vertrieb von Atlanten noch erweiterte. 1844 erwarb Flemming die Reymannsche topographische Spezialkarte, die er derart ausbaute, daß sie 1875 vom preußischen Generalstab angekauft wurde. Daneben betrieb er einen Jugendschriftenverlag, in dem damals so beliebte Werke wie Thekla von Gumperts ‚Töchteralbum' und

3) Vgl. Ulrich Schmilewski: Verlegt bei Korn in Breslau. Kleine Geschichte eines bedeutenden Verlages von 1732 bis heute. Würzburg 1991; Ders.:100 Jahre Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn. Die Anfänge des Verlags gehen auf den Schriftsteller Paul Keller (1873–1932) zurück, in: Schlesischer Kulturspiegel 49 (2014), S. 19f.

‚Herzblättchens Zeitvertreib' in hohen Auflagen erschienen. Flemmings Geschäft übernahmen die Söhne Carl und Georg.[4]

Am Ende der 1860er Jahre beschäftigte das Verlagsunternehmen rund 200 Mitarbeiter, darunter viele Zeichner, Radierer, Steindrucker, Kupferstecher und Buchbinder. Der anhaltende Erfolg bewog Flemming zum Bau eines neuen Verlagsgebäudes in der damaligen Bahnhofstraße. Das „Flemming-Haus" war bis zu seiner Zerstörung im Zweiten Weltkrieg das größte und prächtigste Gebäude in Glogau. 1907 wurde der Hauptsitz der Firma nach Berlin verlegt; in Glogau verblieb die Druckerei. Im Mai 1919 wurde der Flemming-Verlag mit dem Breslauer Verlag C. T. Wiskott vereinigt; der neue Firmenname lautete nun „Carl Flemming und C. T. Wiskott Aktiengesellschaft für Verlag und Kunstdruck, Berlin und Glogau". Der Schwerpunkt der Produktion dieses immer weiter wachsenden und bis zu 400 Mitarbeiter starken Unternehmens lag bei Büchern, Kunstreproduktionen und Zeitungen. In den Jahren 1923 bis 1927 bestand eine Zusammenarbeit mit dem Ullstein Verlag in Berlin, z. B. beim Druck von ‚Ullsteins Weltatlas'. In Folge der Weltwirtschaftskrise mußte 1932 der Verlag seine Arbeit beenden und das Unternehmen einstellen.[5]

Nach 1945 habe ich bei verschiedenen Buchneuerscheinungen den Verlagsnamen Flemmings mit der Ortsangabe Frankfurt/Main wiedergefunden. Das war in den 1950er, 1960er und 1970er Jahren, aber immer nur auf Nachdrucken alter, in Glogau erschienener Bücher. Seitdem ist der Verlagsname nicht mehr aufgetaucht.

Anders ist es bei dem Verlag, den der bedeutende Verlagsbuchhändler Friedrich Johannes **Frommann** (* 9.8.1797 Züllichau/Niederschlesien, † 6.6.1886 Jena) gründete. Nach Lehrjahren im väterlichen Geschäft und Gehilfenjahren bei Perthes & Besser in Hamburg leistete er sich eine Studienzeit in Berlin. Danach lernte er das Buchdruckerhandwerk. Am 8. April 1825 trat Frommann als Teilhaber in das Geschäft seines erst 1837 verstorbenen Vaters ein.

4) Rudolf Schmidt: Deutsche Buchhändler, deutsche Buchdrucker. Beiträge zu einer Firmengeschichte des deutschen Buchgewerbes. Bd. 2: Ebbecke-Hartung. Berlin 1903 (ND Hildesheim 1979), S. 256–259.

5) Vgl. Ulrich Schmilewski: Zum Buchwesen der Stadt Glogau, in: Werner Bein, Johannes Schellakowsky, Ulrich Schmilewski (Hg.): Glogau im Wandel der Zeiten. Głogów poprzez wieki. Würzburg 1992, S. 370–382, hier S. 371f., 377–380; Manfred Böckling, Stephan Kaiser, Manfred Spata: Schlesien im Kartenbild vom 16. Jahrhundert bis heute, in: Schlesischer Kulturspiegel 39 (2004), S. 1–3, hier S. 2f.

Friedrich Johannes Frommann wurde zu einer der führenden Persönlichkeiten in der Geschichte des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. Er wurde dessen Erster Vorsteher (1841–1843, 1847–1849, 1862–1864) und war Mitglied mehrerer Ausschüsse (z. B. für die Gründung der Buchhändler-Börse) sowie Mitverfasser zahlreicher Denkschriften (u. a. über die damals immer noch umkämpften ‚literarischen Rechtsverhältnisse in Deutschland',[6] über ‚Zensur und Preßfreiheit in Deutschland',[7] ‚Über die Organisation des deutschen Buchhandels'[8] sowie über den Rechtsschutz gegen Nachdrucke zwischen Deutschland, Frankreich und England). Frommann gilt als Mitbegründer des deutschen Urheberrechts.

Als Autor veröffentlichte er ‚Das Frommannsche Haus und seine Freunde' (1. Aufl. Jena 1870) und die ‚Geschichte des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler' (Leipzig 1875). Das 1829 gegründete Sortiment trat Frommann 1863 an seinen Sohn Eduard ab; es ging 1878 an Paul Matthaei über. Der Verlag wurde nach Frommanns Tod an Emil Hauff in Stuttgart verkauft. Nominell besteht er heute noch als Friedrich Frommann Verlag mit dem Zusatz Günther Holzboog GmbH & Co. Frommann/Holzboog ist der einzige der hier genannten ursprünglich schlesischen Verlage, die auf den Gebieten Philosophie, Psychologie und Geisteswissenschaften noch heute eine wichtige Rolle spielen.[9]

Der Verlag Ferdinand **Hirt** (* 21.4.1810 Lübeck, † 5.2.1879 Breslau) wurde 1832 als Sortimentsbuchhandlung in Breslau gegründet und entwickelte sich zu höchster Blüte mit Verbindungen in Schlesien, Posen, Polen und Österreich. Eigene Kommissionäre wirkten in Paris, London, Lissabon, Posen, Warschau. Gleichwohl verkaufte Hirt das Sortiment

6) Denkschrift in Bezug auf die von einer Hohen deutschen Bundesversammlung für das Jahr 1842 verheißene Revision der bundesgesetzlichen Bestimmungen über die litterarischen Rechtsverhältnisse in Deutschland gemäß des Beschlusses der Hauptversammlung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler am 9. Mai 1841. Jena 1841.

7) Denkschrift über Censur und Preßfreiheit in Deutschland gemäß dem Beschlusse der Hauptversammlung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler am 11. Mai 1841. Jena 1841.

8) Denkschrift über die Organisation des deutschen Buchhandels und die denselben bedrohenden Gefahren auf den Beschluß der Hauptversammlung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler vom 20. April 1845. Jena 1845.

9) Erich Schmidt: Charakteristiken. Reihe 1. Berlin 1886, S. 332–339; Schmidt: Buchhändler (wie Anm. 4), S. 276–282; Hans Lülfing: Frommann, Friedrich Johannes, in: Neue Deutsche Biographie (zit. als NDB) 5 (1961), S. 659f.

1864 an Max Mälzer, von dessen Witwe es Louis Köhler erwarb. Hirts Hauptarbeit galt wissenschaftlichen und Schulbüchern, darunter Ernst von Seydlitz' geographischen Unterrichtswerken, Schillings Schulnaturgeschichte und Kamblys Mathematikwerk. Sein besonderes Augenmerk galt der Ausstattung seiner Bücher, namentlich ihren Illustrationen. Für sie förderte er vor allem den Holzschnitt.

Nachfolger des Gründers wurde sein Sohn Arnold Hirt (* 15.7.1843 Breslau, † 25.10.1928 Leipzig), der mit den Jugendschriften aus dem Verlag seines Vaters 1873 nach Leipzig übergesiedelt war und dort seine eigene Firma, Ferdinand Hirt und Sohn, gründete. Nach dem Tod des Vaters übernahm er auch die Leitung des Breslauer Stammhauses. Unter Arnold Hirt entstanden zusammen mit Alwin Oppel ‚Ferdinand Hirts Geographische Bildertafeln' und die Wandtafel ‚Hirts Hauptformen der Erdoberfläche'. Darüber hinaus verlegte Hirt Lehrbücher für Lehrerbildungsanstalten und wissenschaftliche Werke der Geographie, Naturwissenschaft und Kunstgeschichte.

Das Breslauer Haus wurde 1943, die Leipziger Filiale 1944 durch Bomben zerstört. Ab 1950 erfolgte der Wiederaufbau in dem völlig zerstörten Kiel – wenig erfolgreich als Verlag wie als Buchhandlung, denn beide verschwanden zum 31. Dezember 1983. Ich kann mich noch gut erinnern: Das geschah aus wirtschaftlicher Schwäche. Ich lebte damals schon in Kiel und kann bezeugen, daß die Buchhandlung Hirt eine der ärmlichsten und wenig angesagten Buchhandlungen der Universitätsstadt Kiel war. Sie war sozusagen an Unattraktivität und Altersschwäche gestorben.

Daneben betrieben die Erben 1965 bis 1986 Verlagsarbeit in Wien. 1977 wurde der Verlag Ferdinand Hirt AG in Unterägeri in der Schweiz gegründet. Als Signet führte Hirt einen Eichenbaum mit einem aufgeschlagenen Buch, das das Monogramm F. H. trägt, darunter als Motto: Cum Deo et Die (seit 1960 stilisiert und statt F. H. jetzt „hirt").[10] Dieser Verlag macht heute Werbung im Internet mit folgendem Text:

„Er ist zurück: Der Verlag Ferdinand Hirt. Wie Phönix aus der Asche. Das Traditionsunternehmen, das vor 178 Jahren zum ersten Mal in Breslau

10) Ferdinand Hirt's Buchhandlung. Eine Skizze ihres Strebens und Wirkens, ihrer Einrichtungen und Bestände. Nebst einer Beilage für Fremde und Einheimische. Breslau 1850; Schmidt: Buchhändler (wie Anm. 4), Bd. 3: Hartung-Köner. Berlin 1905 (ND Hildesheim 1979), S. 458–460; Hella Ostermeyer: Hirt, Ferdinand, in: NDB 9 (1972), S. 233f.; Ferdinand Hirt in Kiel, vormals in Breslau, 1832–1957. 125 Jahre Familien- und Verlagsgeschichte. Kiel [1957].

Bücher herausbrachte, das Generationen von Schülern und Studenten mit Standardwerken in Geografie, Geschichte und Germanistik versorgte. Statt mit lehrreichen Schulbüchern und Stichwortsammlungen überrascht der Hirt-Verlag jetzt mit ganz anderen Neuheiten. Unser Internetauftritt zeigt Ihnen einen Überblick über das im Aufbau befindliche neue Programm. [...] Für Wissenschaft, Schule und Weiterbildung."

Landwirtschaftswissenschaften, Naturwissenschaften und schlesische Landesgeschichte waren in den Anfängen von **Trewendt & Granier** in Breslau die Hauptschwerpunkte des Verlages, der 1845 von Eduard Trewendt (* 19.6.1814 Breslau, † 22.7.1868 Altwasser, Kr. Waldenburg) gegründet worden war und heute noch in Form einer großen Buchhandlung unter anderem Namen vor allem im Rheinland existiert. Der Gründer war in Breslau, Frankfurt a. M., Berlin und Wien ausgebildet worden. Bereits 1846 wurde er auch als Verleger tätig und nahm 1850 Julius Granier, den Mann seiner Nichte, als Teilhaber auf.

Trewendt wurde um 1850 der Verleger eines der wichtigsten Autoren nicht nur Schlesiens, sondern des ganzen Zeitalters: des Dichters und Schauspielers Karl Eduard von Holtei (* 24.1.1798 Breslau, † 12.2.1880 ebd.), dessen ‚Tapferer Lagienka' und seine Polenlieder bis heute in Polen und Österreich noch lebendig sind. In Deutschland sind sie vergessen.

Neben Holtei waren wichtige Autoren von Trewendt der Verfasser von Abenteuerromanen Theodor Mügge (* 8.11.1802 Berlin, † 18.2.1861 ebd.) und der Balladendichter Moritz Karl Wilhelm Anton Graf von Strachwitz (* 13.3.1822 Peterwitz, Kr. Frankenstein i. Schles., † 11.12.1847 Wien), der nach den Worten Theodor Fontanes in der Berliner „Kleindichterbewahranstalt", dem Dichterverein „Tunnel über der Spree", ein großer Anreger Fontanes wurde. Wir gehen gleich auf Theodor Fontane und sein Verhältnis zu diesem Verlag ein.

1857 bis 1860 erschienen bei Trewendt vier Jahrgänge des Albums zur Kunst und Dichtung ‚Argo', herausgegeben unter anderem von Theodor Hosemann und Franz Kugler, in hervorragender Ausstattung mit farbigen Lithographien, Buchschmuck und Einbänden, wie sie kein anderer schlesischer Verlag in dieser Zeit vorgelegt hat.

Trewendt übernahm um 1850 von anderen Verlagen mehrere Serien und verkaufte sie geschickt, z. B. ‚Trewendts Volkskalender', der von 1845 bis 1901 erschien, und ‚Trewendts Hauskalender' (1847–1903). Erfolgreich war er auch mit ‚Trewendts Jugendbibliothek' in mehreren Reihen (1861–1904) und der ‚Enzyklopädie der Naturwissenschaften' (13 Bände,

1879–1910), deren Neuauflage Trewendt dann doch nicht wagte, sondern ab 1902 dem aufstrebenden Naturwissenschaftsverlag Johann Ambrosius Barth in Leipzig überließ, der bis 1999 sogar die DDR überlebte.

Nach Trewendts Tode übernahm die Witwe das Geschäft und übergab es dann den Söhnen Ernst (1851–1908) und Hans Trewendt (* 1852), wovon Hans schon 1893 ausschied. 1903 traten August und Fritz Bagel vom niederrheinischen Wesel her als Teilhaber bei Trewendt ein. Bereits 1878 hatte Bagel, erweitert um bedeutende graphische Betriebe, seinen Sitz nach Düsseldorf verlegt, wo er sich später mit dem Verlag L. Schwan zusammenschloß und 1987 mit ihm in der Cornelsen-Holding als einem der größten deutschen Druck- und Verlagsunternehmen von heute aufging. 1910 hatte Max Lande, der ebenfalls Rechte an Trewendts Verlag besaß, begonnen, den Verlag in kleinerem Rahmen als E. Trewendts Nachf. weiterzuführen. Er verlegte ihn schon 1912 nach Berlin, wo er in der Wirtschaftskrise der 1930er Jahre unterging.

Die Breslauer Sortimentsbuchhandlung von Trewendt wurde 1891 nach wiederholtem Besitzwechsel von dem ursprünglichen Landwirt Alfred Preuss (1864–1939) erworben. Es gelang ihm, Trewendt & Granier zu einer wissenschaftlichen Buchhandlung von hohem Ansehen zu entwickeln. 1917 konnte er das Breslauer Geschäftshaus erwerben, das in den nächsten Jahren erheblich erweitert wurde. Sein älterer Sohn, Friedrich Preuss (1897–1990), gab nach der Promotion seine juristischen Berufspläne auf und wurde seit 1925 Buchhändler im Familienunternehmen, das sich mit neuen Ausstellungsräumen auch als Kunsthandlung etabliert hatte. Seine juristischen Kenntnisse waren ihm behilflich beim Aufbau einer Buchfachabteilung für Recht, Wirtschaft und Verwaltung, die über einen Lesesaal mit über 60 Plätzen verfügte. Er wurde 1928 Teilhaber. Die Spezialisierung bewirkte, daß Trewendt & Granier 1934 um die Breslauer Filiale der 1927 gegründeten juristischen Fachbuchhandlung Hermann Sack erweitert werden konnte.

Am Ende des Zweiten Weltkrieges wurde es Firmen im Bezirk Breslau von der Reichsregierung gestattet, im Westen trotz des dort größeren Bombenrisikos Ausweichlager anzulegen. Friedrich Preuss und sein Sohn Friedrich Christian (* 1928) konnten in Uslar eine Behelfsunterkunft mieten und dort am 15. Juli 1946 eine wissenschaftliche Versandbuchhandlung eröffnen. Bei der allgemeinen Mangelwirtschaft damals erfolgten die Lieferungen im Zuteilungsverfahren. Nach der deutschen Währungsreform gelang es 1950, in Köln eine Zuzugsgenehmigung zu bekommen. Ein erstes

Ladenlokal und eine bescheidene Unterkunft wurden bezogen. Die neu eröffnete Firma nannte sich „Vereinigte Univ.- und Fachbuchhandlungen" (VUB), das waren Trewendt & Granier, die Breslauer Filiale von Hermann Sack und dazu Oskar Müller.

Nachdem Bonn westdeutsche Bundeshauptstadt geworden war, richteten sich im Raum Köln-Bonn viele Ämter, Wirtschaftsverbände usw. ein, die als Kunden akquiriert wurden. Dazu kam die Belieferung von Universitätsneugründungen und anderen Hochschulen. Auch bedeutende Industriefirmen wurden als Kunden für die VUB gewonnen. Im Herbst 1951 konnte ein Ladenlokal in der Stadtmitte Kölns am Rudolfplatz gemietet werden; 1988 wurde das ganze Haus gekauft und zweckentsprechend umgebaut. Aus Gründen der Tradition hatten die Inhaber schon 1952 ihren Familiennamen um den Zusatz „Neudorf" zur Erinnerung an diesen Vorort ihrer Heimatstadt Breslau erweitert.

1993 wurde die VUB in eine GmbH umgewandelt. Friedrich Christian Preuss-Neudorf zog sich aus dem aktiven Geschäft zurück, blieb aber weiter als Berater tätig. Seine Söhne Achim (* 1964) und Christian (* 1968) wurden Gesellschafter. Seit 1993 veranstaltet die VUB jährlich im Herbst die „Kölner Fachbuchwochen", bei denen führende Fachverlage ihre wichtigsten Neuerscheinungen präsentieren. Profilierte Autoren halten Vorträge zu aktuellen Themen und stellen sie zur Diskussion.

1997 erwarb die VUB die Gilde-Buchhandlung Carl Kayser in Bonn (gegründet 1930), nachdem ihr Inhaber Norbert Kayser überraschend gestorben war. Mit übernommen wurde der angeschlossene Verlag von „Deutsch für Ausländer"-Fachbüchern. Zum Jahresanfang 2000 erfolgte eine Neufirmierung: Die VUB Vereinigte Univ.- und Fachbuchhandlung GmbH in Köln, die Niederlassung von Trewendt & Granier's Buchhandelsgesellschaft in Berlin, Leipzig und Dresden sowie das Berliner Büro der VUB und der Gildebuchhandlung, Bonn, firmieren jetzt gemeinsam unter dem Namen VUB Printmedia GmbH.

Seit Ende des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts beklagt einer der im Rheinland lebenden Nachkriegsneugründer, Friedrich Christian Preuss-Neudorf, wie er mir am 16. Mai 2018 schreibt, zunehmend einen Rückgang des stationären Buchhandels, der mehr und mehr vom Online-Buchhandel Konkurrenz erfährt. Er sieht „die Entwicklung für alle Print-Medien mit größter Skepsis."[11]

11) Zitiert nach einer E-Mail von Dr. Friedrich Preuss-Neudorf, 16.5.2018.

Etwas später, am 19. Mai 2018, schreibt er mir: „Abschließend zum Thema Verlag T&G [Trewendt & Granier] möchte ich erwähnen, dass im neuen Standort Köln (seit 1950) eine Wiederaufnahme auch der verlegerischen Arbeit schon aus pekuniären Gründen völlig unmöglich war. Vordergründig bei einem Neuanfang aus dem absoluten Nichts war der reine Buchhandel, und zwar zu 80 % auf dem wissenschaftlichen Sektor. Es gab effektiv nur die einzige Ausnahme im verlegerischen Bereich, das ‚Lieblingskind' meines Vaters: Etwa 1955 ist es ihm gelungen, das Philologen-Jahrbuch wieder zum Leben zu erwecken, aber das auch nur, weil der Münsteraner Verlag Aschendorff mit im Boot war (zu 50 %)."[12]

Ihre Hauptaufgabe sahen die Trewendt-Nachfolger nach 1945 zunächst in der Erhaltung der nahezu mittellosen Familie (fünf Personen) und ihrer allmählichen Integrierung in die total fremde (zudem rein katholische) Umgebung.

***

Nun komme ich zu Theodor Fontane und seinen schlesischen Verlagsbeziehungen,[13] zunächst zum Verlag Trewendt in Breslau. Es geht um das Jahrbuch ‚Argo', das von hervorragenden zeitgenössischen Dichtern und Künstlern aus Berlin geplant worden war und zunächst den Untertitel ‚Belletristisches Jahrbuch für 1854' trug.

Dessen Verlagsfrage gestaltete sich schwierig. Nach einigem Hin und Her war man auf den Dessauer Verlag Gebr. Katz verfallen. Am 22. Januar 1853 schickte Franz Kugler Fontane einen Vertragsentwurf für Katz, der von 750 zu verkaufenden Exemplaren ausging, damit ein kleiner Gewinn erzielt werde. Der Entwurf ging von einem Herausgeber-Honorar von 40 Reichstalern aus. Als Ladenpreis setzte man für das Jahrbuch einen Reichstaler an, ein immerhin recht stattlicher Preis für die Zeit.

Die Redaktion, zu der eben auch Fontane gehörte, war mit dem Buch zufrieden, allerdings hatte man einen scharfen Kritiker in Karl Gutzkow, bald eine Art Intimfeind des Kreises, der in der von ihm redigierten Zeit-

12) Zitiert nach einer E-Mail von Dr. Friedrich Preuss-Neudorf, 19.5.2018.

13) Zum Folgenden sei verwiesen auf Christian Andree: Katalog der Fontane-Sammlung Christian Andree. Hg. von der Kulturstiftung der Länder (Patrimonia 142a). Berlin 1999; Roland Berbig unter Mitarbeit von Bettina Hartz: Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine (Schriften der Theodor-Fontane-Gesellschaft 3). Berlin, New York 2000.

schrift ‚Unterhaltungen am häuslichen Herd' schrieb: Es handele sich in der ‚Argo' um einige Talente, „die sich hier zusammengeschart haben, artige Versdichter, gefällige Erzähler, vom Schönen würdig angeregte Theoretiker; aber was sie liefern, sind Stubenpflanzen, schwank- und haltlos, nur zur Freude erblühend einem Auge, das voll Liebe auf ihnen ruhen will. Der Charakter fehlt, eine Weltanschauung, eine Stellung zum Licht und zur Wahrheit, die volle pulsirende Subjectivität fehlt." Das Ganze sei nicht mehr als „Dilettantismus fürs Haus",[14] ohne eine reife, starke Idee.

Der materielle Erfolg der ersten ‚Argo' von 1854 war allerdings jämmerlich. Fontane hatte ja eine Auflage von 750 vorgeschlagen, schließlich waren sogar 1.000 gedruckt worden, aber es wurde nicht viel mehr als die Hälfte verkauft. Die Herausgeber einschließlich Fontane ließen sich nicht beirren und erwogen die Fortsetzung des Unternehmens. Die Verleger Katz allerdings hatten die Nase voll. Also führte der Kreis mit einem anderen Verleger, mit Heinrich Schindler, der auch das ‚Deutsche Kunstblatt' herausbrachte, neue Verhandlungen. Das führte auch zu keinem Ergebnis. Erst 1857 gab es einen weiteren ‚Argo'-Band, und zwar mit dem erfolgreichen Breslauer Verleger Eduard Trewendt für die Jahre 1857–1860.

Trewendt erhoffte sich insbesondere von dem angesehenen Namen Franz Kugler auf dem Titelblatt viel, war aber nicht bereit, dafür tiefer in die Tasche zu greifen. Dennoch hatte Trewendt richtig kalkuliert: Ein weiterer Mitherausgeber, Friedrich Eggers (* 27.11.1819 Rostock, † 11.8.1872 Berlin), schrieb am 27. Januar 1857 an Paul Heyse (* 15.3.1830 Berlin, † 2.4.1914 München): „Die Argo ist so überaus glänzend gegangen, daß der Verleger Trewendt für den zweiten Jahrgang schwärmt. Denke, allein in Berlin sind gegen 300 Exemplare verkauft worden."[15]

Trewendt setzte nun offenbar auch auf Heyse. Jetzt griff er in die Verlegertasche. Um Heyse als damaligen literarischen Star zu gewinnen und auch den schon viel berühmteren Emanuel Geibel (* 17.10.1815 Lübeck, † 6.4.1884 ebd.), führte Bernhard von Lepel (* 27.5.1818 Meppen, † 17.5.1885 Prenzlau) im Auftrage Trewendts für die „Berliner" die Verhandlungen in München. Am 13. Februar 1858 berichtete Lepel an Eggers detailliert von den ‚Argo'-Umständen: „Wir hatten am letzten

14) Anonym [Karl Gutzkow]: Vom deutschen Parnaß, in: Karl Gutzkow (Hg.): Unterhaltungen am häuslichen Herd. Bd. 2, Nr. 11. Leipzig 1854, S. 174–176, Zitate S. 175 und 176.

15) Vgl. die Angaben im Heyse-Archiv der Bayerischen Staatsbibliothek München.

Mittwoch, d. 10t d. M., eine Argonauten=Versammlung im Rhein. Hof, wo Trewendt zu diesem Zweck ein Zimmer gemiethet hatte u. uns mit Bier u. Cigarren bewirthete."[16]

Das Ursprungskonzept einer hauptsächlich literarischen Zeitschrift hatte sich durch die Hinzuziehung der bildenden Künstler auf Wunsch des Verlages geändert. Man entschloß sich, das Jahrbuch um einen gewichtigen Bildteil zu erweitern, der die Anziehungskraft des Ganzen heben sollte.

Freilich: Ab 1861 konnte kein neuer Jahrgang der ‚Argo' mehr herauskommen. Nicht einmal die früher so engagiert Beteiligten scheinen es recht wahrgenommen zu haben. Fontanes Mitarbeit bei den letzten Jahrgängen war zwar beiläufig, eher zufällig, ohne größeren Einsatz, aber auch wiederum nicht teilnahmslos. Bevorzugt wählte er die Position des ironischen Betrachters, der allerdings nicht genügend Gleichgültigkeit besaß, um die Dinge ganz von selbst laufen zu lassen. Er schreibt aus Berlin: „Vom Erhabenen bis zur *Argo* ist nur ein Schritt. Trewendt war vor 3 Wochen hier und sagte: ‚Kommt es zum Kriege, so kommt die 'Argo' *nicht.*' Also das eine oder andre wird der Welt erspart. [...] Sowie sich aber die großen Wasser verlaufen haben werden, wird die *Argo* mit dem Ölzweig ausfliegen und der Welt verkünden, daß wieder Frieden [...] sei. Dies letztre ist doch am Ende die Hauptsache."[17]

Das war eine im Ganzen erfreuliche Beziehung Fontanes zu dem Breslauer Verleger Trewendt. Die nun folgende werkgeschichtlich wichtigere ist nicht so erfreulich. Es geht um die Novelle ‚L'Adultera', seinen „ersten Berliner Roman" mit einer Ehebruchgeschichte, die als einzige dieser Kategorie gut endet. Sie gehört heute zur Weltliteratur.

Bisher hatte Fontane im wesentlichen bei dem Berliner Verleger Wilhelm Hertz (* 26.6.1822 Hamburg, † 5.6.1901 Berlin), dem unehelichen Sohn Adelbert von Chamissos (* 30.1.1781 Schloß Boncourt bei Ante, Châlons-en-Champagne, Frankreich, † 21.8.1838 Berlin), veröffentlicht, so die ‚Wanderungen', ‚Vor dem Sturm', ‚Ellernklipp', ‚Fünf Schlösser', ‚Quitt', ‚Unwiederbringlich' sowie ab 1875 die ‚Gedichte'. Der Verleger hatte an der Entstehung der ‚Wanderungen' lebhaften Anteil genommen, und das Verhältnis der beiden zueinander war arbeitsförderlich und insgesamt positiv gewesen. Lag es am alten Verleger oder am neue Wege gehenden Autor Fontane? Der alte Verleger traute wohl der neuen Richtung der „Berliner

16) Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, Kiel. Teilnachlaß Friedrich Eggers.
17) Fontane an P. Heyse, 18. Juni 1859, in Gotthard Erler (Hg.): Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse. Berlin, Weimar 1972, S. 67.

Romane“ zunächst nicht so recht, und ein damals im Aufblühen befindlicher, ganz junger Verlag war wagemutiger: Es ist ein jüdischer Breslauer.

Im März 1876 hatte Salo **Schottlaender** (* 19.6.1844 Münsterberg, † 2.4.1920 Breslau) in Breslau, Siebenhufenerstraße 1a, eine Verlagshandlung seines Namens gegründet, der eine Druckerei und ein Zeitungsverlag angeschlossen waren. Zuvor, 1873, hatte sich Schottlaender an der Gründung der ‚Schlesischen Presse‘ beteiligt, die als dreimal täglich erscheinende Tageszeitung 1876 in seinen Alleinbesitz überging. Dieser folgte wenig später eine zweite Zeitung, das ‚Breslauer Handelsblatt‘.

1878 kam die 1877 von Paul Lindau gegründete exzellente Monatsschrift ‚Nord und Süd‘ ebenfalls zu Schottlaender. Lindau entwickelte ‚Nord und Süd‘ zu einem Sammelpunkt deutscher Literaten. Ab 1909 erschien sie nach der Vereinigung mit der Zeitschrift ‚Morgen‘ alle 14 Tage. Im Buchverlag waren zeitgenössische Autoren wie z. B. Ludwig Anzengruber, Friedrich Bodenstedt, Felix Dahn, Wilhelm Jensen, Karl Gutzkow und Otto Roquette und nun eben Theodor Fontane vertreten. Zwischen 1882 und 1888 erschien in Breslau die erfolgreiche Reihe ‚Deutsche Bücherei‘, die Arbeiten bedeutender Gelehrter herausbrachte.

Im November 1889 wurde die Firma in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, die nun als „Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender“ firmierte. Die Aktienmehrheit behielt Salo Schottlaender. Er wurde dabei reich, was ihm Theodor Fontane – wir werden es gleich sehen – später vorhielt, da er Fontane schlecht entlohnte.

Zunächst noch kurz zur Verlagsgeschichte Schottlaenders: Nach dessen Tod 1920 löste sich die Aktiengesellschaft auf, und die Firma wurde durch die „Schlesische Buchdruckerei und Verlagsgesellschaft mbH (Karl Vater & Co.)“ übernommen, die mehrfach ihren Namen und ihre Besitzer wechselte und in den 1930er Jahren unter der Naziherrschaft erlosch. Gegen Ende hatte man sich auf volkstümliche schlesische Mundartdichtungen und einen „Dorfmusikke-Verlag“ spezialisiert.

Zurück zu Fontane: Als sich unser Dichter um 1880 von seinem Verleger Hertz löste, als dieser bei den „Berlin-Romanen“ nicht mehr recht mitziehen wollte, hatte Fontane, wie er das für Novellenentwürfe immer tat, die verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen für den Vorabdruck, von dem er ja lebte, gegeneinander abgewogen. Vom schließlichen Buchhonorar hätte er nie leben können. Es war also gleichermaßen eine Suche nach den angemessenen Verlagen, wobei sich Zufall, Not und zuweilen auch glückliche Umstände die Waage hielten. Von dieser Seite betrachtet, war beispielsweise der Publikationsweg von ‚L’Adultera‘ bei allen Komplikatio-

nen in sich stimmig. Schottlaender war also noch ein junges Unternehmen, was ihm möglicherweise, da sein Einstieg von angesehenen Autorinnen und Autoren freundlich begleitet wurde, bei der Kontaktaufnahme zu Fontane half. Schottlaenders erklärte Intention war es damals, „den im allgemeinen gesunkenen Romanverlag wieder mehr zu Ehren zu bringen."[18] Als Fontane zu Schottlaender kam, hatte dieser gerade mit der von Hermann Kurz herausgegebenen und von Paul Heyse revidierten deutschen Bearbeitung von Ariosts ‚Orlando furioso' (‚Der rasende Roland'), die in einem Prachtwerk mit Illustrationen von Gustav Doré erschienen war, einen bemerkenswerten Erfolg. Im April des Erscheinungsjahres von ‚L'Adultera', 1882, hatte Schottlaender im ‚Börsenblatt'[19] unter dem Titel ‚Deutsche Bücherei' die Einrichtung eines neuen Unternehmens angezeigt: eine neue Bibliothek in zwanglosen Heften, in der „Arbeiten unserer ersten Schriftsteller" vertreten sein sollten. Der hinter dieser Reihe stehende Anspruch wird greifbar, liest man, was Schottlaender vorab ankündigte: Moritz Carrière: ‚Geschmack und Gewissen', Paul Lindau: ‚Ferdinand Lassalle's letzte Rede' und des mit Fontane befreundeten Kunsthistorikers Wilhelm Lübke: ‚Die Kunst und der Kaufmann'. Es wirft ein charakteristisches Licht auf den frühen Erfolg des Verlags, wenn im Börsenblatt Nr. 210 vom 11. September 1882 gemeldet wurde, daß Schottlaender vom König von Rumänien eine hohe Auszeichnung erhalten, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin ihm die große Medaille für Wissenschaft und Künste verliehen und der Fürst von Hohenzollern ihn ebenfalls mit einer goldenen Medaille geehrt habe.

Als Fontane 1880 in der bei Schottlaender verlegten und von Lindau geleiteten vornehmen Zeitschrift ‚Nord und Süd' seinen „Berlin-Roman" ‚L'Adultera' veröffentlichte, pokerte er, um zwischen Hertz, Schottlaender und Wilhelm Friedrich das beste finanzielle Angebot auswählen zu können, wobei er vor taktisch motivierten Unwahrheiten nicht zurückscheute. So wendete er sich am 31. August 1881 an Schottlaender mit den Worten: „L'Adultera ist noch frei, Herrn W. Hertz hab' ich die Novelle noch nicht angeboten und einen Antrag W. Friedrich's in Leipzig (Verleger des >Magazins<) abgelehnt", was den Tatsachen keineswegs entsprach. Er schlug Schottlaender folgende Konditionen vor: eine Auflage von 1.700 Exemplaren, 1.500 Mark Honorar und ein nach Ablauf von fünf Jahren an ihn

18) Schmidt: Buchhändler (wie Anm. 4), Bd. 5: Pustet-Vahlen. Berlin 1908 (ND Hildesheim 1979), S. 864.
19) Nr. 82 vom 11. April 1882, S. 1555.

zurückfallendes Verfügungsrecht. Der Verlagskontrakt Schottlaenders zeigt, daß der Verleger nicht so wagemutig war wie Fontane. Schottlaender legte dann als Auflagenhöhe nur 1.200 Exemplare und ein Honorar von 1.000 Mark fest, Bedingungen, die Fontane denen von Hertz und Friedrich dennoch vorzog, obwohl Fontane pro verkauftem Exemplar damit ein Honorar von nur 83 Pfennig akzeptierte.

Merkwürdigerweise teilte Fontane seinem Hauptverleger Hertz erst Anfang Januar 1882 diese Entscheidung mit. Aber nicht minder merkwürdig war, daß Schottlaender den Druck verschleppte und Fontane sich deshalb genötigt sah, Ende Oktober 1881 nachzufragen, wie es mit ‚L'Adultera' stehe. Über den Titel kam es zu Unstimmigkeiten, auch fand Fontane an der Ausstattung – besonders der Abbildung von Melanie van der Straaten – einiges zu bemängeln (2. Januar 1882). Als er jedoch die Belegbände in der Hand hatte, war er zufrieden und schrieb am 9. März 1882 an den Verleger: „Das Buch macht sich zu meiner Freude ganz gut und bleibt schließlich nur noch der Wunsch, daß es auch dem Publikum gefallen möge".[20]

Mit dem Roman hatte für Fontane inhaltlich etwas Neues begonnen, das auch nach einer neuen Umgebung verlangte. Der Breslauer Verleger Paul Lindaus mußte ihm deshalb gerade gemäß erscheinen. Hertz beglückwünschte Fontane durchaus, beteuerte ihm aber im selben Brief, „daß es uns stets eine Ehre und eine Freude sein wird, durch unseren Verlag Ihre Arbeiten darbieten zu dürfen".[21]

Hoffte Fontane nach der ersten erfolgreichen Kontaktaufnahme mit Schottlaender, daß sich die geknüpfte Verbindung in der Zukunft fortsetzen lasse, so sah er sich darin bald getäuscht. Ob es ihn ernstlich beschäftigt hat, liegt im Dunkeln, sein Bedauern verlor sich jedoch spätestens, als ‚Nord und Süd' 1895 Fontanes Bismarck-Gedicht abdruckte und ihm Schottlaender das Honorar schickte. Fontane schreibt zu diesem Ende der Beziehungen: „Wundervoll war dann am Schluß der die Honorarfrage behandelnde Brief der Firma Schottländer. Kümmerlicheres habe ich lange nicht gelesen. Und vielfacher Millionär! Ich schrieb ihm, ‚es wäre mir eine Ehre gewesen'".[22]

20) Zitiert nach Fontane Blätter 68 [1999], S. 11.
21) Kurt Schreinert (Hg., vollendet und mit einer Einführung versehen von Gerhard Hay): Theodor Fontane. Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898. Stuttgart 1972, S. 517.
22) Fontane an P. Heyse, 24. April 1885, in Erler (wie Anm. 17), S. 163.

Christian Andree

Śląscy wydawcy. Jak prowadzili działalność i jak traktowali swych autorów – na przykładzie Theodora Fontane

Tekst szkicuje historię znaczących śląskich, zwłaszcza wrocławskich, wydawnictw (Wilhelm Gottlieb Korn, Carl Flemming, Frommann, Ferdinand Hirt, Trewendt & Granier, Salo Schottlaender), traktując przy tym przede wszystkim o ich działalności po 1945 roku, a nawet do czasów współczesnych. Po finansowym niepowodzeniu pierwszego tomu rocznika literackiego „Argo" (1854) w innym wydawnictwie, Theodor Fontane wyniósł dobre doświadczenia ze współpracy z wydawcą Eduardem Trewendtem — najpierw jako współredaktor, następnie zaś jako autor czterech tomów tego odtąd ilustrowanego periodyku (1857–1860). Wraz ze swą pierwszą powieścią społeczno-obyczajową „L'Adultera" Fontane zmienił swego dotychczasowego wydawcę Wilhelma Hertza na rzecz młodego wrocławskiego wydawnictwa Salo Schottlaendera. Przedbitka utworu ukazała się w wydawanym przez Schottlaendera prestiżowym czasopiśmie „Nord und Süd" [„Północ i południe"] w 1880 roku. Fontane utrzymywał się przede wszystkim z honorarium z czasopisma, za wydanie książkowe w 1882 roku otrzymał od Schottlaendera wynagrodzenie w wysokości 1.000 marek (przy nakładzie rzędu 1.200 egzemplarzy) względnie 83 fenigów za egzemplarz a współpraca w interesach nie była potem kontynuowana. Jeszcze nędzniej wypadło honorarium za poświęcony Bismarckowi wiersz (1895), opublikowany w „Nord und Süd", stąd też autor sarkastycznie pisał do wielokrotnego milionera Salo Schottlaendera, że publikować u niego było dla Fontane „zaszczytem". Tł. Klara Kaczmarek-Löw

Religionen in Breslau und Schlesien

Religionen in Breslau und Schlesien

Von Ulrich Schmilewski

Um Aspekte und Einzelereignisse aus der Geschichte der verschiedenen in Schlesien vertretenen Glaubensbekenntnisse ging es während der Jahrestagung 2019 der Stiftung Kulturwerk Schlesien, die wieder vom Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Soziales, Familie und Integration gefördert wurde. Diese Art von Veranstaltung fand erstmals im heute polnischen Teil Schlesiens statt, und zwar in Breslau. Dies bot die Möglichkeit, vom 21. bis 24. Juni 2019 neben Vorträgen zum Tagungsthema „Religionen in Breslau und Schlesien" in Stadtspaziergängen für die verschiedenen Konfessionen wichtige und repräsentative Stätten zu besuchen wie die Dominsel mit der Kreuzkirche und der Kathedrale St. Johannes der Täufer, die von 1525 bis 1948 evangelische St. Elisabeth-Kirche, die wiederhergestellte Synagoge zum Weißen Storch sowie Aula Leopoldina und Musiksaal der Universität Breslau, die bei ihrer Gründung als Volluniversität 1811 als erste Hochschule in Deutschland zwei theologische Fakultäten, eine katholische und eine evangelische, erhielt.[1]

Auch im kirchlichen Bereich nahm Breslau eine Zentralortfunktion ein. So wurde bereits bei der Errichtung des Erzbistums Gnesen im Jahre 1000 für den schlesischen Raum ein Suffraganbistum mit Sitz in Breslau gegründet, bis 1821 sollte dieses Bistum Breslau bei der polnischen Kirchenprovinz Gnesen verbleiben.[2] Es war das Bistum Breslau, das bei der territorialen Zersplitterung der weltlichen Herrschaftsgebiete in dieser Region über 700 Jahre lang Schlesien an sich ausmachte. Dieses Schlesien umfassende und zusammenhaltende Band wurde erst 1972 mit der Aufteilung der Erzdiözese Breslau in drei selbständige polnische Bistümer zerschnitten, weitere Teilungen erfolgten 1992 und 2004. Die

1) Zur Tagung als solcher Ulrich Schmilewski: Jahrestagung erstmals in Breslau. Geschichte und Zeugnisse zum Thema „Religionen in Breslau und Schlesien", in: Schlesischer Kulturspiegel 54 (2019), S. 20–22.

2) Zur preußischen Zeit vgl. Michael Hirschfeld: Breslau als katholische Metropole im preußischen Schlesien (1740–1945), in: Jahrbuch für schlesische Kultur und Geschichte 59/60 (2018/2019), S. 187–210.

evangelische Kirche war dagegen an den vielen Landesfürstentümern orientiert, eine einheitliche evangelisch-lutherische Kirche für ganz Schlesien wurde erst nach der Eroberung dieses Landes durch Preußen geschaffen mit Oberkonsistorien als staatlichen Behörden in Breslau und Glogau ab 1742 und 1744 in Oppeln (ab 1756 nach Brieg verlegt), abgelöst 1815 vom Provinzialkonsistorium mit Sitz in Breslau, und zwar bis 1945. Als bevölkerungsreichste Stadt Schlesiens war Breslau auch ein natürlicher Mittelpunkt weiterer Konfessionsgemeinschaften.

Im Folgenden werden die damaligen Referate in überarbeiteter Form wiedergegeben, ergänzt um einen Aufsatz über die alt-katholische Bewegung in Schlesien. Dafür sei den Autoren gedankt. Für die fehlenden Beiträge zur römisch-katholischen Kirche[3] und das Judentum[4] sei wenigstens auf neuere Literatur verwiesen.

3) Werner Marschall: Geschichte des Bistums Breslau. Stuttgart 1980; Joachim Köhler: Christlich leben im schlesischen Raum. Bistum Breslau. 3 Hefte. Kehl 1995–1997; Winfried König (Hg.): Erbe und Auftrag der schlesischen Kirche. 1000 Jahre Bistum Breslau. Dziedzictwo i posłannictwo śląskiego Kościoła. 1000 lat Diecezji Wrocławskiego. Dülmen 2001.

4) Arno Herzig: 900 Jahre jüdisches Leben in Schlesien. Görlitz 2018. Der Vortrag ohne Anmerkungen: Ders.: Geschichte des Judentums in Schlesien, in: Akademisches Kaleidoskop 20 (2022), Nr. 2, S. 10–17.

Die Katholische Kirche und die alt-katholische Bewegung in Schlesien im 19. und 20. Jahrhundert

Von Johannes J. Urbisch

1 Die Lage der Katholischen Kirche in Schlesien des 19. Jahrhundert

Die Napoleonischen Kriege und die Neuordnung Europas auf dem darauffolgenden Wiener Kongress hatte auch Auswirkungen auf die Lage der Katholischen Kirche in Deutschland und damit auch in Schlesien. Zwei Ereignisse sind dabei von besonderer Bedeutung: die Säkularisation und die Neuordnung der schlesischen Katholischen Kirche.

1.1 Die Säkularisation

Das Säkularisationsedikt wurde in Schlesien erst 1810 – sieben Jahre nach dem Reichsdeputationshauptschluss von 1803 veröffentlicht und ausgeführt. Der Besitz des Bistums Breslau und der nicht karitativ bzw. in der Kinder- und Jugenderziehung tätigen Klöster wurde in Staatseigentum überführt; ihre Ländereien wurden Staatsgüter. Das dem Bischöflichen Stuhl von Breslau gehörende Fürstentum Neisse und das Herzogtum Grottkau gingen der Kirche ebenfalls verloren. Der Breslauer Bischof verlor dennoch nicht den Fürstentitel, denn er behielt den Teil seines Fürstentums, der in Österreichisch-Schlesien lag. Es war trotzdem ein schwerer Schlag für die Katholische Kirche in Schlesien. Die materiellen Einbußen wurden begleitet durch einen merklichen Rückgang ihres äußeren Einflusses auf die Gesellschaft. So z.B.: In den der Kirche gehörenden Ortschaften konnte sie bisher auch Einfluss auf die Ortsverwaltungen nehmen. Diese Möglichkeit wurde ihr jetzt genommen.

Die Säkularisation hatte für die Römisch-Katholische Kirche aber nicht nur Schattenseiten. Sie war arm geworden, aber sie hatte nun die einzigartige Möglichkeit, sich von alten Fesseln zu befreien. Sie konnte und musste sich wieder auf ihre eigentliche Sendung besinnen. Zumal sich der preußische Staat im Säkularisationsedikt von 1810 verpflichtete,

die katholischen Pfarreien aus dem beschlagnahmten Kirchenvermögen finanziell zu versorgen. Darauf gehen die staatlichen Gehaltszuschüsse für die Pfarrer zurück, die auch heute noch von den Bundesländern, die in der Nachfolge des Preußischen Staates stehen, gezahlt werden.[1] Aus historischer Perspektive betrachtet, kann man durchaus sagen, dass die Säkularisation der Katholischen Kirche in Schlesien mehr geholfen als geschadet hat.

1.2 Die päpstliche Bulle „De salute animarum"

Die Napoleonischen Kriege und in ihrer Folge der Wiener Kongress von 1815 führten auch zu einer Neuordnung der politischen Verhältnisse in Europa. Das betraf im geringen Maße auch Schlesien im Bereich der Neuordnung der Katholischen Kirche. Die Verhandlungen der Römischen Kurie mit der preußischen Regierung zogen sich über längere Zeit hin. Das Jahr 1821 brachte endlich die Neuordnung der Katholischen Kirche in Preußen und somit auch in Schlesien. In der päpstlichen Bulle „De salute animarum" wurden die Grenzen der Kirchenprovinzen und Bistümer in Preußen neu umschrieben. Das Bistum Breslau wurde rechtlich aus der Gnesener Kirchenprovinz, der es seit der Gründung im Jahr 1000 gehörte, herausgelöst und dem Papst direkt unterstellt. Es behielt mit wenigen kleinen Korrekturen seinen bisherigen Umfang. Die Provinzen Brandenburg und Pommern mit ihrer katholische Extremdiaspora wurden im so genannten Delegaturbezirk zusammengefasst und dem Breslauer Bischof unterstellt.[2]

2. Die Vorboten des Alt-Katholizismus

2.1 Die Breslauer Universität

Mit der Durchsetzung der Gegenreformation nach dem Dreißigjährigen Krieg kamen die bis dahin reichen geistigen Impulse des schlesischen Protestantismus fast völlig zum Erliegen. Sie gingen jetzt auf die Jesuiten und ihre Schulen über, so auf die 1702 in Breslau gegründete Jesuiten-

1) Vgl. Werner Marschall: Geschichte des Bistums Breslau, Stuttgart 1980, S. 116f.
2) Vgl. ebd., S. 121ff.

Halbuniversität, die Leopoldina in Breslau.[3] Bereits 1638 wurde von den Jesuiten in Breslau ein Gymnasium gegründet, das nach und nach zu einem akademischen Gymnasium mit philosophischen und theologischen Kursen ausgebaut wurde. 1702 wurde das Jesuitenkolleg durch die Stiftungsurkunde Kaiser Leopolds I. zur Universität erhoben und nach ihm Leopoldina genannt.[4] Ihre große Stunde schlug im Jahre 1811, als König Friedrich Wilhelm III. die Verlegung der Universität Frankfurt/Oder nach Breslau und die Verschmelzung mit der Leopoldina zu einer Volluniversität anordnete. Die katholische theologische Fakultät wurde von den bisherigen Professoren der Leopoldina gebildet. Sie umfasste sechs Lehrstühle: Dogmatik, Moraltheologie, Kirchenrecht mit Kirchengeschichte, Pastoraltheologie, Altes Testament und Neues Testament.[5] Für die damaligen Verhältnisse keine geringe Zahl. Die Universität in Tübingen hatte in jener Zeit z.B. nur fünf theologische Lehrstühle. Eine Besonderheit der neu gegründeten Volluniversität Breslau war die Tatsache, dass sie als erste in Deutschland sowohl eine katholische als auch eine evangelische theologische Fakultät in ihren Mauern beherbergte.

Von besonderer Bedeutung für die spätere alt-katholische Bewegung in Breslau und ganz Schlesien waren einige Professoren der katholisch-theologischen Fakultät, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dort lehrten. Zu ihnen gehörte z.B. Thaddäus Anton Dereser. Er wurde 1814 – bis dahin Professor an der Theologischen Hochschule in Luzern und Regens des dortigen Priesterseminars – als Professor an die katholisch-theologische Fakultät der Breslauer Universität berufen. Er war ein Freund des Generalvikars und späteren Bistumsverwalters des Bistum Konstanz, Ignaz Heinrich von Wessenberg, dessen Reformen letztendlich den Ausschlag für die Teilung und Aufhebung des Konstanzer Bistums durch die römische Kurie gaben. Wie Wessenberg trat auch Dereser für die Erneuerung der Kirche ein. Mit ihm begann eine Reihe von Professoren an der katholisch-theologischen Fakultät, die man durchaus als Vorläufer des Alt-Katholizismus bezeichnen könnte. Entsprechend negativ fiel das Urteil der konservativen römisch-katholischen Historiographie in Bezug auf seine Person aus: „Seit Dereser, der Ende 1815 in Breslau eintraf, zog

3) Heinz Rudolf Fritsche: Schlesien – Wegweiser durch ein unvergessenes Land, Augsburg 1996, S. 22.
4) Marschall (wie Anm. 1), S. 99.
5) Vgl. ebd., S. 119ff.

antirömischer Geist in die katholisch-theologische Fakultät ein", schrieb Werner Marschall in seiner ‚Geschichte des Bistums Breslau.' Einige Zeilen später konstatierte aber der gleiche Historiker: „Dereser war ein Theologe ‚von großer geistiger Selbständigkeit und ausgeprägter Eigenart' (Kleineidam). Seine Schüler verehrten ihn, denn er verstand sie mit seinem Vortrag zu fesseln. Sicher war er der führende Kopf der Fakultät."[6]

1826 trat ein weiterer Professor der katholisch-theologischen Fakultät in Erscheinung. Es war Johann Anton Theiner. Er stammte aus Breslau, wo er 1799 als Sohn eines Schuhmachers geboren wurde. Er studierte an der Breslauer Universität Theologie und wurde 1823 zum Doktor der Theologie promoviert und zum Priester geweiht. Nach kurzer Kaplanszeit in Zobten am Bober und Liegnitz wurde er durch Vermittlung seines Lehrers Thaddäus Anton Dereser 1824 zum außerordentlichen Professor an die katholisch-theologische Fakultät der Breslauer Universität berufen.[7] Er fasste seine Reformanliegen in einem 424 Seiten umfassenden Buch mit dem Titel ‚Die Katholische Kirche, besonders in Schlesien, und ihre Gebrechen, dargestellt von einem katholischen Geistlichen' zusammen.

Das Buch erregte ungeheures Aufsehen. Sein Umfang, die vielen Zitate aus der Bibel, den Kirchenvätern und der übrigen Literatur wiesen darauf hin, dass es schon längere Zeit vorbereitet worden war. Seine Reformansätze fußten auf konziliaristischen, gallikanischen und josephinischen Gedanken. Der Autor trat ein für eine selbstständige und unabhängige Ortskirche und den Gebrauch der deutschen Sprache in der Liturgie. Er prangerte den unzulänglichen moralischen und wissenschaftlichen Zustand der schlesischen Geistlichkeit an. Er beklagte die religiöse Unwissenheit der Gläubigen, die er auf die seelsorgliche Inkompetenz der Geistlichen zurückführt. Er kritisierte den absolutistischen Anspruch des Papstes und der römischen Kurie. Es waren alles Anliegen, die später auch von den Vätern des Alt-Katholizismus aufgegriffen wurden. Auch wenn das Buch anonym erschien, fiel der Verdacht auf Johann Anton Theiner als Verfasser, und der Breslauer Bischof Schimonski beantragte seine Entlassung als Professor, zunächst jedoch ohne Erfolg. Das Buch wurde bereits einige Monate nach seinem Erscheinen von Rom auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt.

1828 erschien ein weiteres diesmal dreibändiges Werk, das Johann Anton Theiner mit seinem vier Jahre jüngerem Bruder Augustin, ebenfalls einem

6) Vgl. ebd., S. 120.
7) Alt-Katholisches Volksblatt vom 18.Nov.1932, Nr. 24, S. 236f.

Priester, mit dem Titel ‚Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen' verfasste. Auch dieses Buch erregte großes Aufsehen, und es blieb nicht ohne Folgen. Der Fürstbischof beantragte beim zuständigen Minister der Preußischen Regierung die Entlassung Johann Anton Theiners aus der katholisch-theologischen Fakultät. Dieser kam dem zuvor und trat 1830 selbst zurück, zog sich für kurze Zeit in die Seelsorge zurück, schloss sich anschließend vorübergehend den Deutschkatholiken Johannes Ronges an und trat schließlich zur Evangelischen Kirche über. 1855 erhielt er dank des Einsatzes von König Friedrich Wilhelm IV. eine kleine Stelle an der Breslauer Universitätsbibliothek und rückte 1857 ebendort zum Sekretär auf, was ihn wirtschaftlich absicherte. Er starb 1860 in Breslau.[8]

Sein Bruder Augustin unternahm Studienreisen durch England, Frankreich und Italien und lies sich 1833 in Rom nieder. Hier brachte er es bis zum Präfekten des Vatikanischen Geheimarchivs und veröffentlichte viele kirchengeschichtliche Quellentexte. 1870 wurde er seines Amtes enthoben, weil er „entgegen dem ausdrücklichen Verbot Papst Pius' IX. während des Vatikanischen Konzils dem ihm seit zwei Jahrzehnten befreundeten Kardinal Hohenlohe und damit der Opposition den Text der Geschäftsordnung des Trienter Konzils zugänglich gemacht hatte, der sofort publiziert und als Waffe gegen die vatikanische Geschäftsordnung verwendet wurde." Diese Entscheidung traf Augustin Theiner schwer. Er nahm vorübergehend Kontakt mit den Alt-Katholiken auf, unterwarf sich dann aber doch den vatikanischen Beschlüssen und starb innerlich gebrochen 1874 in Rom.[9]

In den 60er Jahren des 19. Jahrhundert gehörten zu den „Unruhegeistern" der katholisch-theologischen Fakultät der Breslauer Universität auch der Dogmatikprofessor Johann Baptist Baltzer, der Kirchenhistoriker Joseph Hubert Reinkens und Prof. Peter Joseph Elvenich. Der römisch-katholische Historiker Werner Marschall schreibt: „Es kam soweit, dass der Bischof ernstlich überlegte, ob er seinen Theologiestudenten nicht überhaupt die Ausbildung an der Universität untersagen sollte."[10]

Johann Baptist Baltzer wurde 1803 in Andernach geboren. Er absolvierte dort das Gymnasium und studierte anschließend in Bonn Theologie, wo

8) Vgl. Marschall (wie Anm. 1), S. 125.
9) Vgl. ebd., S. 125.
10) Vgl. ebd., S. 137f.

ihn besonders die Vorlesungen Georg Hermes' begeisterten. Der Letztere suchte nach einem Ausgleich zwischen dem katholischen Glauben und der Aufklärung. Nach seiner Promotion in München wurde Baltzer 1830 außerordentlicher Professor und ab 1931 Ordinarius für Dogmatik an der Universität Breslau. In den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts wandte er sich der Philosophie des Wiener Professors Anton Günther zu und übernahm später auch seine Verteidigung in Rom. Das führte unweigerlich zu einem Konflikt mit dem Breslauer Bischof und schließlich auch mit Rom.[11]

Joseph Hubert Reinkens wurde 1821 in Aachen-Burtscheid geboren. Er wurde wie sein älterer Bruder Wilhelm zum Priester im Erzbistum Köln geweiht. 1850 wechselte er nach Breslau, „weil er im Erzbistum Köln im Vorfeld der vatikanischen Streitigkeiten als häresieverdächtig galt und keine Aussicht auf eine Professorenstelle hatte. In Breslau wirkte damals Fürstbischof Melchior von Diepenbrock, ein Schüler des Regensburger Bischofs Johann Michael Sailer. Mit beiden fühlte sich Reinkens geistesverwandt."[12] Dieses für ihn günstige Klima dauerte jedoch nicht lange. 1853 starb Fürstbischof von Diepenbrock. Unter seinem Nachfolger herrschte ein anderer Geist. Hinzu kam, dass Reinkens in einer Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum der Breslauer Universität im Jahr 1861 den bedauernswerten Zustand der Katholischen Kirche in Schlesien kritisierte und so, wie sein Freund Baltzer, in die Opposition zum Breslauer Fürstbischof Heinrich Förster geriet.[13]

Peter Joseph Elvenich wurde 1796 in Embken bei Zülpich geboren. Er studierte katholische Theologie und Philosophie in Münster und in Bonn. 1821 wurde er Gymnasiallehrer in Koblenz. Kehrte dann 1823 als Privatdozent an die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn zurück wo er 1826 zum a.o. Professor für Philosophie ernannt wurde. 1829 folgte er dem Ruf der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität Breslau auf ihren Lehrstuhl für Philosophie. In seinem Werk ‚Die Moralphilosophie' hatte er sich als Anhänger des Hermesianismus gezeigt. Als die päpstlichen Dekrete vom 26. September 1835 und 7. Januar 1836 Georg

11) Vgl. Angela Berlis: Ein kämpferisches Leben für Glaube und Wissenschaft – Johann Baptista Baltzer (1803–1871), in: Christen heute, Nr.1 vom Januar 2005; S. 12ff.
12) Vgl. Dies. (Hg.): Erentrud Kraft. Lebenswege – Knotenpunkte. Biographische Streiflichter. Festgabe zum 70. Geburtstag. Bonn 2004, S. 75.
13) Vgl. Marschall (wie Anm. 1), S. 137.

Hermes' Schriften verdammten, suchte Peter Joseph Elvenich in seinen ‚Acta Hermesiana' (Göttingen 1836) zu beweisen, dass dem eine unrichtige Darstellung des Hermesianismus zu Grunde gelegen habe. 1837 reiste er deshalb mit Professor Johann Wilhelm Joseph Braun selbst nach Rom, um eine Revision der Verdammungsdekrete zu erwirken. Die Verhandlungen sind jedoch gescheitert. In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts trat Peter Joseph Elvenich mit Joseph Hubert Reinkens für Johannes Baptist Baltzer ein. Nach dem Ersten Vatikanischen Konzil schloss er sich den Altkatholiken an. Er starb im 91. Lebensjahr.[14]

Theodor Hubert Weber wurde 1836 in Zülpich geboren. Er besuchte das Gymnasium in Münstereifel und studierte anschließend in Bonn, München und Breslau Philosophie und Theologie. Im Jahre 1858 promovierte er in Bonn zum Doktor der Philosophie. Die Priesterweihe empfing Weber 1860 in Breslau. Ab 1862 wirkte er als Kaplan in Sagan und von 1862 bis 1864 auch als Religionslehrer am Gymnasium in Sagan. 1868 hat er sich in Breslau habilitiert und wurde 1872 zum Professor Extraordinarius der Philosophie und 1878 Professor Ordinarius berufen. Auch er schloss sich in den 1870er Jahren der alt-katholischen Bewegung an.[15]

Alle vier, Johann Baptist Baltzer, Joseph Hubertus Reinkens, Joseph Peter Elvenich und Theodor Hubert Weber wandten sich dann auch konsequenterweise gegen die vatikanischen Dogmen von 1870 und wurden exkommuniziert.

Dieser Geist der Freiheit und der Reformbestrebungen, fußend auf einer fundierten Kenntnis der Alten Kirche, ihrer Verfassung und ihres Geistes, machten die katholisch-theologische Fakultät der Breslauer Universität zu einem wichtigen Zentrum des Widerstandes gegen die vatikanischen Beschlüsse von 1870.

2.2 Andere Vorboten des Alt-Katholizismus

Die Veröffentlichungen Anton Theiners blieben nicht ohne Wirkung auf die schlesische Geistlichkeit. Im Jahre 1826 wendeten sich elf Geistliche

14) Vgl. Friedrich Wilhelm Bautz: Elvenich, Peter Josef, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon (zit. als BBKL). Bd. 1. Hamm 1975, ²1990, Sp. 1504.
15) Vgl. Andreas Krebs: Weber, Theodor Hubert, in: BBKL, Bd 32, Nordhausen 2011, Sp. 1476–1484.

unter der Führung des Pfarrers von Falkenhain im Kreis Schönau, Joseph Neukirch, mit einer Denkschrift an den Bischof. Sie forderten darin die Einführung der Muttersprache in der Liturgie, die Herausgabe eines Diözesangesangbuches und die Reform des Rituales und des Messbuches. Aus der Schrift ging hervor, dass einige Geistliche diese Reformen bereits in ihrem Wirkungskreis praktizierten. Der Bischof verbot unter Strafandrohung all diese Bestrebungen und erst recht Praktiken. Er vertrat die Meinung, dass eine schlechte theologische Ausbildung der Priesteramtskandidaten die Ursache all dieser rebellischen Haltungen war.[16] Mit schlechter Ausbildung meinte Bischof von Schimonsky eine zu offene und freiheitliche Ausbildung, die den Reformprofessoren Dereser und Theiner angelastet wurde.

Der Reihe der „Neuerer" war auch Leopold Graf Sedlnitzky von Choltitz, von 1836 bis 1840 Fürstbischof von Breslau, zuzurechnen. Werner Marschall zitiert den römisch-katholischen Historiker Negwer, der über den Fürstbischof schrieb: „Sedlnitzky war persönlich ohne Tadel, auch in seiner Art fromm, nicht ungläubig, aber seine dogmatischen Ansichten waren verschwommen. Es fehlte ihm auch die Festigkeit und Entschlossenheit ..."[17] Bereits als Kandidat wurde von Sedlnitzky von Rom abgelehnt, weil er als „Neuerer" galt. Erst auf Druck der Preußischen Regierung aus Berlin stimmte der Vatikan seiner Kandidatur und Wahl zu. Dass er durchaus nicht den harten vatikanischen Kurs verfolgte, zeigte sich an der Frage der konfessionsverschiedenen Ehen. Papst Pius VIII. ordnete 1830 an, dass diese Ehen nur dann katholisch eingesegnet werden dürfen, wenn sichergestellt war, dass alle Kinder katholisch erzogen würden. Dem entgegen stand das preußische Gesetz, dass die Kinder in der Konfession des Vaters zu erziehen waren. Sedlnitzky stand auf der Seite des Gesetzes, woraufhin er vom Papst zum Rücktritt aufgefordert wurde. Er trat in der Tat 1840 zurück. Zwei Jahrzehnte später, 1862, trat er als 75jähriger zur Evangelischen Kirche über. Er starb am 25. März 1871. Es war ein einmaliger Vorgang seit der Reformation, dass ein römisch-katholischer Bischof in Deutschland zur Evangelischen Kirche übertrat.

16) Vgl. Marschall (wie Anm. 1), S. 125f.
17) Vgl. ebd., S. 126.

3. Das Erste Vatikanische Konzil und seine Folgen

3.1 Die Einberufung

Das Erste Vatikanische Konzil wurde von Papst Pius IX. auf den 8. Dezember 1869 einberufen. Einige Jahre zuvor, 1861, proklamierte Viktor Emanuel von Sardinien das Königreich Italien, dem 1870 auch der seit 1849 von Frankreich militärisch gestützte Kirchenstaat eingegliedert wurde. Rom wurde zur Hauptstadt Italiens. Der Kirchenstaat schrumpfte auf den Vatikan zusammen. Im Einladungsschreiben des Papstes zum Konzil wurde nicht gesagt mit welchen Themen sich das Konzil befassen sollte. Erst allmählich wurde bekannt, dass als Hauptthema der Beratungen des Konzils die mittelalterliche Lehre über das Papsttum – die Unfehlbarkeit und der Universalprimat – vorgesehen war.[18] Bereits einige Jahre davor wurde das Thema von bestimmten Kreisen neu belebt und durch die Presse verbreitet. Auch der Papst selbst hatte durch zwei aufsehenerregende Akte zu verstehen gegeben, dass er die Unfehlbarkeit und den Universalprimat für sich reklamierte. In einer praktischen Vorwegnahme der beiden Dogmen erhob er 1854 im Alleingang die Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariens zum Dogma und erließ 1864 den „Syllabus errorum", eine feierliche Erklärung, in der er die „Irrtümer" der Neuzeit, zu denen u.a. auch die Glaubens- und Gewissensfreiheit gehörten, verurteilte.[19]

3.2 Der Konzilsverlauf

Zum Konzil wurden 1.084 Bischöfe eingeladen; die Höchstzahl der anwesenden Bischöfe betrug 778; 380 von ihnen unterstützten die Forderung nach der Beratung der beiden umstrittenen Themen, 136 waren dagegen. Trotz dieses Widerstandes einer starken Minorität, die sich vor allem aus Bischöfen aus Deutschland, Österreich-Ungarn und Frankreich zusammensetzte, wurde die Generaldebatte über den Universalepiskopat und die Lehrunfehlbarkeit des Papstes eröffnet. Auch in der Debatte selbst trugen die Minoritätsbischöfe theologische und historische Argumente gegen

18) Vgl. Urs Küry: Die Altkatholische Kirche. Ihre Geschichte, ihre Lehre, ihr Anliegen (Die Kirchen der Welt 3). Frankfurt a.M. ^{3}1982, S. 50.
19) Vgl. ebd., S. 50.

die Dogmatisierung der mittelalterlichen Lehre über das Papsttum vor: „Die beiden Sätze widersprechen der geschichtlichen Wahrheit (Hefele), sie verändern die göttliche Ordnung der Kirche (Ketteler), sie heben die Freiheit der Bischöfe auf (Darboy), sie verstoßen gegen die Glaubensregel (Strossmayer).“[20]

Als Reaktion wurde die Unfehlbarkeitsvorlage noch verschärft: Der Papst ist unfehlbar „aus sich selbst, nicht auf Grund der Zustimmung der Kirche.“[21] 55 Minoritätsbischöfe verließen daraufhin das Konzil noch vor der Schlussabstimmung. Am 18. Juli 1870 verkündete Pius IX. die neuen Glaubenssätze „mit Zustimmung des Konzils“ als „göttlich geoffenbarte Glaubenswahrheiten“, die nun von allen Gläubigen als für das ewige Heil notwendig anzunehmen seien.[22]

Die meisten der Minoritätsbischöfe unterwarfen sich dem Papst. Neun in Fulda versammelte deutsche Bischöfe veröffentlichten am 31. August 1870 einen gemeinsamen Hirtenbrief, in dem sie mitteilten, dass die Entscheidung des Konzils „als göttlich geoffenbarte Wahrheit von allen Bischöfen, Priestern und Gläubigen anzunehmen sei.“ Acht weitere deutsche Bischöfe haben den Hirtenbrief später unterschrieben; die restlichen sieben unterschrieben ihn zwar nicht, haben ihn jedoch stillschweigend akzeptiert. Bischof Hefele kommentierte das mit dem Satz: „Der deutsche Episkopat hat gleichsam über Nacht seine Überzeugung geändert.“[23]

3.3 Der alt-katholische Widerstand

Am Tag nach der Verkündigung der beiden Dogmen durch den Papst brach der deutsch-französische Krieg aus, der nun die Aufmerksamkeit auf sich zog und somit zur Schwächung des Widerstandes gegen die neuen Glaubenssätze beitrug. Urs Küry, Bischof der Christkatholischen Kirche der Schweiz, schreibt darüber in seiner ‚Kirchengeschichte für den christkatholischen Unterricht‘: „Nur ein kleiner Kreis von gelehrten und frommen Männern, denen sich eine ansehnliche Schar von Geistlichen und Laien anschloss, hielt den Widerstand aufrecht. Unter ihnen ragten hervor die

20) Ebd., S. 52.
21) Ebd.
22) Ebd., S. 53.
23) Ebd.

Professoren I. von Döllinger und J. Friedrich in München, J. Langen und F. Reusch in Bonn, J. H. Reinkens und Th. Weber in Breslau, F. von Schulte in Prag und Eduard Herzog in Luzern. [...] Sie waren keine Neuerer und Aufrührer, sondern schlichte Wahrheitszeugen, die um ihres Gewissens willen die neuen Lehren nicht annehmen konnten. F. Reusch erklärte: ‚Das katholische Gewissen verbietet uns die Annahme der beiden Lehren, weil sie der hl. Schrift und der Tradition der alten Kirche widersprechen, an die wir als katholische Priester und Theologen gebunden sind.'"[24]

Es folgten mehrere Erklärungen (Königswinter, 14. Aug. 1870; Nürnberg, 26. Aug. 1870; München, Pfingsten 1871), in denen die jeweils versammelten Geistlichen und Laien ihren Willen bekundeten, am überlieferten katholischen Glauben festzuhalten. Nachdem sie exkommuniziert wurden, bekräftigten sie, „dass sie Katholiken bleiben wollen, die über sie verhängten Gewaltmaßregeln als unberechtigt zurückweisen und die katholischen Sakramente weiterhin spenden und empfangen werden."[25]

Die (Alt-) Katholiken Kongresse von München (1871), Köln (1872) und Konstanz (1873) befassten sich mit den Fragen des weiteren Vorgehens. An den Kongressen nahmen auch die eingeladenen Vertreter der orthodoxen, anglikanischen und evangelischen Kirchen teil.

In München beschloss man das Festhalten an der Verfassung und dem Glauben der alten Kirche, erstrebte aber zugleich eine Reform der Kirche, die „im Geiste der alten Kirche die heutigen Gebrechen und Missbräuche" beseitigen sollte. Man gab auch der Hoffnung auf eine Wiedervereinigung mit der Orthodoxie und allen anderen Kirchen Ausdruck.[26] Des weiteren wurde in München beschlossen: „An allen Orten, wo sich das Bedürfnis einstellt und die Personen vorhanden sind, ist eine regelmäßige Seelsorge herzustellen." und „wir sind berechtigt, sobald der richtige Moment gekommen ist, zu sorgen, dass eine regelmäßige bischöfliche Jurisdiktion hergestellt werde."[27]

24) Urs Küry; Kirchengeschichte und kleine Unterscheidungslehre für den christkatholischen Unterricht, Allschwil 1968, S. 45.
25) Ebd., S. 49.
26) Vgl. Wolfgang Krahl: Ökumenischer Katholizismus. Alt-katholische Orientierungspunkte und Texte aus zwei Jahrtausenden. Bonn, Aachen 1970, S. 142f.
27) Johann Friedrich von Schulte: Der Altkatholizismus. Geschichte seiner Entwicklung, inneren Gestaltung und rechtlichen Stellung in Deutschland. Aus den Akten und anderen authentischen Quelle dargestellt. Aalen 1965 (ND Giessen 1887), S. 345.

In Köln wurden die ersten Maßnahmen zur Organisation der alt-katholischen Seelsorge getroffen. In der Kontinuität zu München wurde zunächst die Frage der Organisation einer geregelten Seelsorge beraten und anschließend einstimmig angenommen. Beseitigt wurden auch die ärgsten Missstände in der Seelsorge. Man schaffte ab: die Stolgebühren und Messstipendien, die Auswüchse des Ablasswesens und der Heiligenverehrung u.a. Es wurden mehrere Kommissionen gebildet: Eine zur Vorbereitung der Bischofswahl; eine weitere sollte die Gemeindebildung vorbereiten; eine andere befasste sich mit dem staatskirchenrechtlichen Status der Alt-Katholiken; noch eine andere hatte die Klärung des Verhältnisses zu anderen Konfessionen zum Ziel.

In Konstanz beschloss man die Synodal- und Gemeindeordnung.[28] Durch diese Ordnung sollte die bischöflich-synodale Verfassung der alten Kirche in neuzeitlich-parlamentarischer Form erneuert werden.[29]

Von großer Wichtigkeit war auch die Tatsache, dass in der Katholisch-Theologischen Fakultät der Bonner Universität zunächst zwei, ab 1874 drei Professoren dozierten, die sich der alt-katholischen Bewegung angeschlossen hatten. Bis 1900 wurde an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Bonn alt-katholische Theologie gelehrt. Damit war auch die Ausbildung eigener Priesteranwärter möglich. Daraus entwickelte sich ab 1902 das Alt-Katholische Seminar an der Bonner Universität, eine Stätte zur wissenschaftlichen Erforschung und Entwicklung des alt-katholischen Gedankengutes.[30]

3.4 Die Errichtung der eigenen Seelsorge

In der Ausführung der Beschlüsse des Kölner Kongresses wurde am 4. Juni 1873 in Köln durch eine Abgeordnetenversammlung von 21 Priestern und 56 Laien Dr. Joseph Hubert Reinkens, Professor aus Breslau, zum Bischof gewählt. Er wurde am 7. Oktober 1873 im Sitzungssaal des Preußischen Kultusministeriums in Berlin vereidigt.[31] Nach der Bischofswahl wurde auch die erste Synodalrepräsentanz gewählt. Einen Tag davor hatte die

28) Vgl. Küry: Altkatholische Kirche (wie Anm. 18), S. 68f.
29) Vgl. Küry: Kirchengeschichte (wie Anm. 24), S. 51.
30) Vgl. von Schulte (wie Anm. 27), S. 587.
31) Vgl. Joseph Martin Reinkens: Joseph Hubert Reinkens. Ein Lebensbild. Gotha 1906, S. 150f.

Versammlung die provisorischen Bestimmungen über die kirchlichen Verhältnisse der Alt-Katholiken des Deutschen Reiches einstimmig angenommen.[32] Die Bischofsweihe empfing Reinkens am 11. August des gleichen Jahres in Rotterdam.[33] Die erste Synode der Alt-Katholiken des Deutschen Reiches trat am 27. Mai 1874 in Bonn zusammen. Sie beschloss die in Konstanz angenommene Synodal- und Gemeindeordnung und erhob sie damit zum kirchlichen Gesetz. Die Bildung der Alt-Katholischen Kirche in Deutschland war kirchenrechtlich vollzogen.

4. Das Echo der Konzilsbeschlüsse im Bistum Breslau

4.1 Die Haltung des Fürstbischofs

Wie schon oben dargelegt, war die Meinung der Bischöfe, die auf dem Ersten Vatikanischen Konzil versammelt waren, nicht einheitlich. Die große Mehrheit der Bischöfe Deutschlands und Österreichs war gegen die Dogmatisierung der Lehrunfehlbarkeit und des Jurisdiktionsprimates des Papstes. Die meisten von ihnen nahmen deshalb auch an der entscheidenden Abstimmung am 18. Juli 1870 nicht teil. Sie verließen das Konzil davor, um nicht mit „Nein" stimmen zu müssen. Darunter war auch der Breslauer Fürstbischof Förster. Nach Breslau zurückgekehrt, bot er dem Papst seinen Rücktritt an. Pius IX. nahm den Rücktritt nicht an. Seine innere Verfassung gab ein Brief, den er an den Prager Erzbischof Schwarzenberg schrieb, wieder. Dort hieß es: „An eine Fortführung des gegenwärtigen, spezifisch italienischen Concils ist auch nicht mehr zu denken, also auch nicht an eine Umänderung des Schemas der Ecclesia, aber vielleicht ist Rom jetzt schon in den Händen der Italiener und Pius bereits ein Gefangener – Gott lässt das alles zu, damit mit der römischen Wirtschaft – ich meine in der Kirche – einmal gründlich aufgeräumt werde. Er will, dass das Elend eine solche Höhe erreiche, damit ein nächster Papst gezwungen sei, ein neues freies Concil – freilich nicht in Rom – zu halten."[34] Förster unterschrieb deshalb vorerst, wie fünf andere Minoritätsbischöfe auch, den Hirtenbrief der deutschen Bischöfe, in dem die Beschlüsse des Konzils

32) Vgl. von Schulte (wie Anm. 27), S. 378f.
33) Vgl. Küry: Altkatholische Kirche (wie Anm. 18), S. 69.
34) Vgl. Joachim Köhler: Bistum Breslau. Neuzeit 1940–1945 (Christliche leben im schlesischen Raum 3). Kehl 1997, S. 30.

verkündigt wurden, nicht. Wie alle deutschen Bischöfe unterwarf sich aber auch Heinrich Förster letztendlich den Beschlüssen des Ersten Vatikanischen Konzils und verkündigte die Konzilstexte in seinem Bistum.[35]

4.2 Die katholisch-theologische Fakultät der Breslauer Universität

Wie in den meisten katholischen Kreisen des Deutschen Reiches und in vielen Ländern Europas regte sich auch in Breslau Widerstand gegen die neuen Glaubensartikel. Es waren vor allem Intellektuelle, Geistliche und Universitätsprofessoren, die meinten, die vom Vatikanischen Konzil definierten Dogmen nicht anerkennen zu können. Zu ihnen gehörten unter anderen Joseph Hubert Reinkens, Johann Baptist Baltzer, Theodor Weber und Peter Joseph Elvenich. Allesamt Professoren der Katholisch-Theologischen Fakultät der Breslauer Universität. Auch sie haben sich schon im Vorfeld des Vatikanums als Kirchenreformbejahende und -fordernde hervorgetan und damit den Reformkurs der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Katholisch-Theologischen Fakultät aufgegriffen und fortgesetzt. Es war also kein Zufall, dass diese Männer auch die Lehren des Ersten Vatikanischen Konzils ablehnten und so in die Opposition zum eigenen Bischof gerieten. Baltzer und Reinkens unterschrieben bereits am 25. August 1870 zusammen mit elf weiteren Vertretern der kirchlichen Wissenschaft eine von Ignaz Döllinger aus München ausgearbeitete Erklärung, in der sie die Minoritätsbischöfe aufforderten, auf die Einberufung eines wahren und freien ökumenischen Konzils hinzuwirken. Diese Nürnberger Erklärung wurde später von weiteren 20 namhaften Persönlichkeiten unterschrieben, darunter von den Breslauern Elvenich, Kutzen, Schmölders und Weber.

Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Nachdem Fürstbischof Förster sich selbst den Konzilsbeschlüssen unterwarf, verlangte er desgleichen von seinen Diözesanen. Da die genannten Professoren Baltzer (er starb am 1. Oktober 1871), Reinkens und Weber sich weigerten, sich den Vatikanischen Beschlüssen zu unterwerfen, wurden sie und die Priester Otto Hassler, Franz Hirschwälder und der geistliche Schriftsteller Lic. theol. Jakob Buchmann exkommuniziert.[36]

35) Vgl. Marschall (wie Anm. 1), S. 138.
36) Vgl. Max Kopp: Der Altkatholizismus in Deutschland (1871–1912). Kempten (Allgäu) 1913, S. 8.

5. Die ersten Gemeindegründungen

Dem Beschluss des Münchner (Alt-) Katholiken-Kongresses – er fand vom 22. bis 24. September 1871 unter imposanter Beteiligung statt[37] – folgend, machte man sich daran, an „allen Orten, wo sich das Bedürfnis einstellt und die nötigen Personen vorhanden sind" eine regelmäßige Seelsorge zu organisieren.[38] In Schlesien wurden im Jahr 1871 mehrere Alt-Katholikenvereine, beziehungsweise Gemeinden gegründet: In Hirschberg wurde ein Alt-Katholikenverein am 27. Januar gegründet. In Kattowitz organisierte Pfarrer Kaminski den alt-katholischen Widerstand. Der erste alt-katholische Gottesdienst fand dort bereits am 23. Juli 1871 in einer eigens für diesen Zweck erworbenen Notkirche statt. Im April hielt Prof. Michelis den ersten Gottesdienst in Gleiwitz und gründete dort einen Verein. Im September 1872 kam es unter der Mitwirkung von Prof. Theodor Weber und Lic. Buchmann zur Gründung eines Alt-Katholiken-Vereins in Breslau.[39]

Weitere Impulse zu Gemeindegründungen kamen vom zweiten Alt-Katholiken-Kongress, der im September 1872 in Köln stattfand, von der Wahl des ersten Bischofs im Juni und seiner Weihe im August 1873, vom dritten Alt-Katholiken-Kongress im September 1873 in Konstanz, so wie von der ersten Synode in Bonn im Mai 1874.

Am 23. März 1873 konstituierte sich ein alt-katholischer Verein in Neisse. Neue Vereine und Gemeinden entstanden auch in Gottesberg, Zobten, Sagan, Sorau und Waldenburg.[40] Am Ende des 19. Jahrhunderts gab es in Schlesien folgende alt-katholische Haupt- und Nebengemeinden: Breslau mit den Filialen in Sagan, Sorau, Zobten am Berge, Groß Strehlitz und Neisse, Beuthen, Gleiwitz mit den Filialen in Birkenau-Siedlung, Hindenburg, Laband, Oehringen, und Oppeln, Gottesberg mit den Filialen in Fellhammer, Hermsdorf, Rothenbach, Schweidnitz, Görlitz und Waldenburg, Hirschberg und Kattowitz. Neben Bayern, Baden, Rheinland und Westfalen gehörte Schlesien zu den Zentren der alt-katholischen Bewegung im Deutschen Reich.

37) Ebd., S. 15.
38) Ebd.
39) Ebd.
40) Ebd., S. 24, 34.

6 Die Gründung des Bistums

Da die Katholiken, welche die neuen vatikanischen Dogmen ablehnten von der Römisch-Katholischen Kirche exkommuniziert wurden, ihrerseits jedoch katholisch bleiben wollten, jedoch von den bestehenden römisch-katholischen Gemeinden ausgeschlossen wurden, mussten sie nach Wegen suchen, ihren katholischen Glauben trotzdem weiter ausüben zu können. Dazu gehörte neben der Gründung von Gemeinden auch die Gründung eines Bistums und die Wahl eines Bischofs.

Die staatsrechtliche Anerkennung des alt-katholischen Bischofs

Zur wichtigsten äußeren Aufgabe des neuen Bistums gehörte nun eine gesetzliche Regelung des Verhältnisses zum Staat. Dieses geschah nicht ohne Schwierigkeiten. Die Alt-Katholiken mussten sich die staatliche Anerkennung und die daraus ihnen zufließenden Rechte in mühsamer Kleinarbeit erst erkämpfen. Eine herausragende, ja entscheidende Rolle spielte dabei Johann Friedrich von Schulte, ein Professor der Prager Universität. Er war einer der Väter der alt-katholischen Bewegung und der bedeutendste katholische Kirchenrechtslehrer des 19. Jahrhunderts, ein Laie. Geboren in Winterberg in Westfalen lehrte er ab 1854 als Professor des Kirchenrechts und der deutschen Rechtsgeschichte an der Universität Prag und von 1873 bis 1906 an der Universität Bonn. Seine Ämter und Ehrenämter waren zahlreich: Fürstbischöflicher Konsistorialrat bei Kardinal Schwarzenberg in Prag, Geheimer Justizrat, Reichstagsabgeordneter, Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften, zweiter Vorsitzender der alt-katholischen Synodalvertretung in Deutschland von deren Konstituierung 1873 bis 1906, Präsident aller zehn Alt-Katholiken-Kongresse von 1871 bis 1890. Schulte arbeitete nach dem Ersten Vatikanum die grundlegenden kirchenrechtlichen Vorlagen für die Organisation der alt-katholischen Kirche aus und verfasste die im Wesentlichen noch heute gültige „Synodal und Gemeindeordnung“ (1874), die Verfassung und das Kirchenrecht des Katholischen Bistums der Alt-Katholiken in Deutschland.[41]

41) Vgl. Kirche für Christen heute. Eine Information über die Alt-Katholische Kirche, Berlin 1994, S. 133f.

In seiner Argumentation sowohl intern wie auch nach außen hin, wies v. Schulte immer wieder darauf hin, dass die Alt-Katholiken diejenigen Katholiken seien, die die Katholische Kirche vertreten, wie sie vor der Verkündigung der Papstdogmen war. Es sei deshalb nur logisch und richtig, dass die Alt-Katholiken als Katholiken alle ihre Rechte weiterhin behalten müssten. Diese Strategie verfolgend richtete v. Schulte am 9. Mai 1873 eine gleichlautende Eingabe an den Reichskanzler Bismarck, den Kultusminister Falk und die Regierungspräsidenten, in der er die Bischofswahl, die am 4. Juni erfolgen sollte, anzeigt und ihre rechtliche Grundlage erläutert und begründet.

Mit einem Schreiben vom 15. Mai 1873 teilt ihm Bismarck daraufhin mit, „dass er gegen die Wahl keine Einwände zu machen habe". Am 11. Juni 1873 zeigte v. Schulte in seiner Eigenschaft als zweiter Vorsitzender der Synodalrepräsentanz die am 4. Juni 1873 erfolgte Wahl des Breslauer Universitätsprofessors Dr. Joseph Hubertus Reinkens zum ersten Bischof der Alt-Katholiken des Deutschen Reiches Bismarck und den Ministern Roon und Falk an und bat zugleich, die Sache in Angriff zu nehmen, damit nach der Konsekration die Anerkennung sofort erfolgen könne. Auch die Konsekration des Bischofs am 11. August 1873 in Rotterdam wurde unter der Beilage des beglaubigten Dokuments über die erfolgte Bischofsweihe dem Kultusminister angezeigt. Darauf folgte am 3. September 1873 ein Schreiben aus dem Kultusministerium mit dem Wortlaut: „Anbei der Entwurf einer Eidesformel mit der Bitte, mich gefälligst umgehend in den Besitz einer von dem Herrn Bischof Dr. Reinkens schriftlich abzugebenden (vertraulichen) Erklärung setzen zu wollen: dass er bereit sei, eventuell den Homagialeid in der angegebenen Form zu leisten."[42] Dies wurde am nächsten Tag sofort getan.

Am 27. September 1873 erging an Bischof Reinkens folgendes Reskript: „Eure Bischöfliche Hochwürden habe ich bereits telegraphisch davon in Kenntnis gesetzt, dass ihre landesherrliche Anerkennung als katholischer Bischof erfolgt ist, dieselbe aber erst durch die Aushändigung der Allerhöchstvollzogenen Anerkennungs-Urkunde vom 19. d. Monats nach erfolgter Vereidigung wirksam werden kann. Bei der besonderen Bedeutung des vorliegenden Falles wünsche ich selbst den Eid von Ihnen entgegen zu nehmen, wiewohl es sonst die Regel ist, dass der Königliche Oberpräsident der Provinz, in welcher der betreffende Bischof seinen Sitz hat, mit der

42) Vgl. von Schulte (wie Anm. 27), S. 402.

Eidesabnahme betraut wird. Eure Bischöfliche Würden ersuche ich daher, sich, sobald es Ihnen genehm ist, hierher zu begeben [...]. Den Tag Ihrer Ankunft wollen Sie mir gefälligst mittheilen. gez. Falk“[43]

Bischof Reinkens zeigte mit Schreiben vom 1. Okt. 1873 dem Minister Falk an, er werde am 6. Oktober in Berlin eintreffen. Die Eidesleistung fand am 7. Oktober 1873 im Sitzungssaal des Kultusministeriums statt. Die Anerkennungs-Urkunde hatte folgenden Wortlaut:

„Wir, Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen etc. thun und fügen hiermit zu wissen, dass Wir den ordentlichen Professor in der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Breslau, Dr. Joseph Hubertus Reinkens, auf Grund der am 4. Juni dieses Jahres in Köln stattgefundenen Bischofswahl und der ihm am 11. August dieses Jahres in Rotterdam durch den Bischof von Deventer ertheilten Konsekration als katholischen Bischof hiermit und in Kraft dieses anerkennen. [...]

Dessen zu Urkunde haben Wir gegenwärthige Anerkennungs-Urkunde Höchsteigenhändig vollzogen und mit Unserem Königlichen Insiegel besiegeln lassen.

So gegeben Berlin, den 19. September 1873.

gez. Wilhelm. ggez. Falk.“[44]

Mit dieser Urkunde wurde der erste Bischof der Alt-Katholiken in Deutschland in allen Rechten und Pflichten den anderen katholischen Bischöfen gleichgestellt. Damit wurde der Grundstein für die weitere Gleichstellung der Alt-Katholiken mit den Römischen-Katholiken gelegt. Eine weitere Regelung des Verhältnisses zwischen dem Preußischen Staat und der Alt-Katholischen Kirche erfolgte 1875 durch die Verabschiedung der sogenannten Alt-Katholiken Gesetze durch den Preußischen Landtag. Ähnliche Gesetze wurde bereits 1874 im Herzogtum Baden verabschiedet.

6.2 Die Gründung der alt-katholischen Parochie Breslau und ihre Geschichte bis 1945

An der Gründung[45] und Entwicklung der alt-katholischen Parochie Breslau soll hier exemplarisch dargestellt werden, mit welchen Schwierigkeiten man in der Praxis dennoch konfrontiert wurde, auch nachdem man in

43) Vgl. Ebd., S. 403.
44) Vgl. Ebd., S. 405.
45) Vgl. auch Kopp (wie Anm. 36), S. 39ff.

Preußen 1875 die Alt-Katholiken-Gesetze verabschiedet hatte, in denen das Katholische Bistum der Alt-Katholiken im Deutschen Reich – so lautet der formelle Name der Alt-Katholischen Kirche – und ihr Bischof juristisch mit der Römisch-Katholischen Kirche gleichgestellt wurden.

Die Anregung, die Alt-Katholische Parochie Breslau zu bilden, gab der Formularverwalter und Vorsteher der Billettdruckerei der Rechte-Oderufer-Eisenbahn-Gesellschaft, Heinrich Jurascheck, durch einen Aufruf in der Breslauer Morgen-Zeitung vom 11. Juli 1872. Jurascheck war 28 Jahre alt, verheiratet und wohnte in der Sonnenstraße 7. „Die dem Gewissen aufgezwungene Lehre der Unfehlbarkeit des Papstes hat", so schrieb er in seinem Aufruf, „bei jedem denkenden Menschen Aufregung hervorgerufen, die an vielen Orten, besonders in Oberschlesien[46], durch Gründung alt-katholischer Gemeinden zum Ausdruck gekommen ist. In Breslau ist hierfür noch nichts geschehen, es hoffe auf einen Anfang – wohlan! – sei dieser Anfang hiermit begonnen!"[47]

Der Aufruf blieb nicht ohne Echo. Bald erschienen in der gleichen Zeitung zustimmende Äußerungen. Diese Äußerungen gingen davon aus, dass es in Breslau viele Tausende Katholiken gab, die an die Unfehlbarkeit des Papstes nicht glaubten. Am 25. Juli 1872 schrieben dann die Herren Hubrich, Schmidt und Schwittlinsky an den Universitätsprofessor Theodor Weber – den späteren zweiten alt-katholischen Bischof – einen Brief. Sie schrieben darin, dass seit etwa 14 Tagen ein kleiner alt-katholischer Verein existiere, der bei der letzten Zusammenkunft 23 Mitglieder zählte, allesamt Beamte der Eisenbahn und des Magistrats. Man sei bisher nicht an die Öffentlichkeit gegangen, weil man sich erst von innen her festigen möchte. Sie hofften, in Prof. Weber einen geeigneten Führer zu finden und bäten ihn deshalb, die Leitung zu übernehmen, wobei sie versprachen, selbst nach Kräften mitzuwirken. Im Namen des Vereins luden sie Prof. Weber ein zu ihrer Zusammenkunft am 26. Juli in das Cafe-Restaurant.[48]

Es ist nicht bekannt ob, Prof. Weber dieser Einladung gefolgt ist. Die weitere Entwicklung läßt aber vermuten, dass er mit den Absendern des Briefes Kontakt aufnahm. Denn am Freitag, den 2. August 1872, fand in dem oben erwähnten Saal dann die erste öffentliche alt-katholische Ver-

46) Damit ist die bereits Mitte 1871 entstandene Alt-Katholische Kirchengemeinde in Kattowitz gemeint, eine der ältesten alt-katholischen Gemeinden des Deutschen Reiches.
47) Altkatholischer Kalender 1920, Jg. 20, S. 57.
48) Ebd.

sammlung statt. Die Berichte bezüglich der Teilnehmerzahl differieren zwischen 100 und 200 Personen. Prof. Weber hielt dort einen Vortrag über die vatikanischen Dekrete vom 18. Juli 1870 und ihre Folgen. Nach diesem Vortrag ergriff Pfarrer Paul Kaminski aus Kattowitz das Wort und rief die Anwesenden zur Gründung eines alt-katholischen Vereins auf. Dies sollte durch die Eintragung in die ausgelegten Listen geschehen. Auf Vorschlag der Versammelten übernahm Prof. Weber die weitere Leitung der Versammlung. Neben den bereits oben erwähnten 23 Personen traten weitere 60–70 Katholiken dem neuen Verein bei. Prof. Weber wies darauf hin, dass der Verein zur Konstituierung unbedingt einen Vorstand wählen müsste. Zu diesem Zweck wurde eine Vorschlagsliste erarbeitet. In einer Wahl wurde dann der provisorische Vorstand gewählt. Diesem gehörten zehn Personen an; zum Vorsitzenden wurde der Eisenbahnsekretär Adolf Lodahl gewählt.

Bereits elf Tage später, am 13. August 1872, fand im großen Saal von Pietsch in der Gartenstraße die zweite öffentliche Versammlung statt. In einem Vortrag erläuterte Prof. Weber die Gründe, die die Bildung einer alt-katholischen Gemeinde notwendig machten. Nach diesem Vortrag traten weitere 32 Personen der Gemeinde bei. Als freiwillige Beiträge flossen in die Gemeindekasse 11 Thaler, 1 Silbergroschen und 6 Pfennige.[49]

Der provisorische Vorstand erarbeitete nun in mehreren Sitzungen die Statuten des neuen Vereins, die in einer Vereinsversammlung am 3. September 1872 angenommen wurden. Dieser Tag wurde als der Gründungstag der Alt-Katholischen Gemeinde Breslau angesehen. Davon zeugte z.B. die Feier des zehnjährigen Bestehens am 3. September 1882.

Weitere Versammlungen wurden am 1. und am 15. Oktober 1872, am 19. November 1872 und am 31. Januar 1873 abgehalten. In der ersten sprach Prof. Weber über die Gründe, aus welchen die Katholiken dem Alt-Katholikenverein beitreten sollten. In der zweiten Versammlung, wie schon auch am 3. September sprach Lizentiat Buchmann über das Thema: „Was wollen die Ultramontanen“; und in den zwei letzten hielt Prof. Josef Hubert Reinkens, der spätere erste Bischof der Alt-Katholiken in Deutschland, Vorträge.

Am 10. Dezember 1872 wurde der endgültige Vorstand des Vereins gewählt. Ihm gehörten elf Herren an. Der bisherige provisorische Vorsitzende, Eisenbahnsekretär Lodahl, wurde in seinem Amt bestätigt. Am

49) Ebd., S. 38.

27. Dezember 1872 nahm der Verein Kontakt mit schon bestehenden alt-katholischen Vereinen in Kattowitz, Gleiwitz, Groß-Strehlitz und Hirschberg und mit dem Zentralkomitee in Köln auf.

Die nächste Aufgabe, die sich dem Verein nun stellte, war die Absicherung der Zukunft der jungen Gemeinde. Dazu gehörten entsprechende finanzielle Mittel, eine Gottesdienststätte und eine gesicherte Seelsorge. Dem ersten Zweck diente ein Aufruf am 18. Januar 1873 an alle Mitglieder, sich durch Beiträge an der Finanzierung zu beteiligen. Um die seelsorgliche Betreuung auf die Dauer zu sichern, wurde im Mai 1873 Franz Strucksberg aus Wald bei Solingen zum ersten Seelsorger berufen. Ab Juni des gleichen Jahres übernahm er diese Aufgabe. Da es nicht möglich war, die Gottesdienste in einer katholischen Kirche zu feiern, wandte man sich an die evangelische Gemeinde St. Bernhardin mit der Bitte um Mitbenutzung der Kirche. Dieser Bitte wurde entsprochen. Der erste alt-katholische Gottesdienst in Breslau wurde am 6. Juli 1873 um 11.30 Uhr in der evangelischen Kirche St. Bernhardin mit Pfr. Strucksberg gefeiert. Die Predigt hielt Prof. Theodor Weber.

Ein Jahr später, im September 1874, wurde die Gemeinde zur staatsrechtlich anerkannten Parochie erhoben. Die entsprechende bischöfliche Urkunde trug das Datum vom 11. September und die Unterschrift von Bischof Dr. Reinkens. Am 15. September wurde sie durch die Königliche Regierung in Breslau unterzeichnet und am 30. September des gleichen Jahres vom Kultusminister genehmigt.[50]

Am 19. Oktober 1875 fanden die ersten Wahlen der Kirchenvorsteher und Gemeindevertreter statt. Der Kirchenvorstand wählte am 9. November des gleichen Jahres zum Vorsitzenden Universitätsprofessor Dr. Schmölders und zu seinem Stellvertreter den Geheimen Regierungsrat Prof. Dr. Elvenich. Die Gemeindevertretung wählte zu ihrem Vorsitzenden den praktischen Arzt Dr. Haehnel, der dieses Amt fast 30 Jahre lang bekleidete.[51] Mit all diesen Handlungen wurde im juristischen Sinn die Gemeindebildung vollzogen. Was der Breslauer Gemeinde nicht erspart blieb, war die Auseinandersetzung mit der Römisch-Katholischen Kirche um das gemeinsame Kirchenvermögen, insbesondere um die Zuweisung einer Kirche.

50) Johannes J. Urbisch: Die Geschichte des Altkatholizismus in Schlesien bis 1945. Berlin 2006, S. 38.
51) Altkatholischer Kalender 1920, Jg. 20, S. 38.

Am 24. September 1875 richtete der Kirchenvorstand auf Grund des Gesetzes betreffend der Rechte der Alt-Katholiken am kirchlichen Vermögen vom 4. Juli 1875[52] an den Oberpäsidenten Graf von Arnim ein Gesuch zwecks Zuweisung einer Kirche an die Alt-Katholische Gemeinde. Dem Vorschlag des Kirchenvorstandes folgend, stellte der Oberpräsident zunächst die Mitbenutzung der St. Adalbertkirche in Aussicht. Je länger aber die Verhandlungen dauerten, umso komplizierter wurde die Sachlage. Am 4. Juli 1876 traf der Oberpräsident eine wahrlich „salomonische" Entscheidung. Er räumte den Alt-Katholiken, die aus den vereinigten Römisch-Katholischen Gemeinden von St. Corpus-Christi und St. Nikolaus der alt-katholische Gemeinde beigetreten waren, das Recht ein, die Corpus-Christikirche[53] mit den notwendigen Gerätschaften mitzunutzen. Juristische Auseinandersetzungen zwischen der Alt-Katholischen Gemeinde und den Römisch-Katholischen Gemeinden waren damit vorprogrammiert.

In der Tat, gegen diese Verfügung reichte der römisch-katholische Kirchenvorstand der genannten Gemeinden eine Berufung beim Kultusminister ein. Nachdem diese abgelehnt wurde, legte er den Streit dem Stadtgericht zur Entscheidung vor. Dagegen legte seinerseits der Oberpräsident Einspruch ein, mit der Begründung, es bestehe ein Kompetenzkonflikt. Der Vorgang musste zum Königlichen Obergericht. Dieses entschied am 13. Oktober 1877, dass der Rechtsweg unzulässig und der Einspruch des Oberpräsidenten insofern rechtens sei, soweit der Klageantrag dahin gehe, die aus der vereinigten Römisch-Katholischen Kirchengemeinde zu St. Corpus-Christi und St. Nikolaus zur alt-katholischen Gemeinschaft übertretenen Gemeindemitglieder zum Mitgebrauch der St. Corpus-Chris-

52) Es handelt sich hierbei um die sogenannten Alt-Katholiken-Gesetze.

53) Die Corpus-Christikirche wurde im frühen 15. Jahrhundert errichtet als Kommendenkirche des Malteser-Ritterordens. Sie kann als ein typisches Beispiel schlesischer Backsteingotik gelten, die in enger künstlerischer Beziehung zur norddeutschen Backsteingotik stand. Das Glanzstück des Baues war der Stufengiebel der Westfassade. Er entstand um 1450. Wie alle Ordenskirchen besaß sie keinen Turm. In den Jahren 1540 bis 1548 wurde sie als evangelisches Gotteshaus benutzt. Später wurde sie Salzmagazin, bis sie Fürstbischof Franz Ludwig im Jahr 1692 für 30.000 Gulden einlöste und der katholischen Gemeinde für den Gottesdienst übergab. Die Kirche wurde barockisiert und 1703 mit einer bedeutenden Orgel von Ignaz Menzel ausgestattet. Während des Siebenjährigen Krieges und auch in den Jahren 1778 bis 1790 und 1805/6 wurde die Kirche wieder entweiht und diente der preußischen Armee als Getreidemagazin und 1813/14 als Lazarett. Ab 1814 wurde sie wieder als Pfarrkirche genutzt.

tikirche für nicht berechtigt zu erklären, dass dagegen der Rechtsweg für zulässig und der Kompetenzkonflikt für unbegründet zu erachten sei, insoweit der Antrag dahin gerichtet sei, die übrigen Mitglieder der alt-katholischen Pfarrgemeinde, welche anderen Parochien angehörten, zum Mitgebrauch der Kirche für nicht berechtigt zu erklären.[54] Das Stadtgericht, an das nun die Sache zur Entscheidung verwiesen wurde, entschied am 3. Juni 1878, indem es in seinem Urteil die Entscheidung des Königlichen Obergerichtes übernahm.

Auch dieses Urteil brachte, wie man sich leicht denken kann, keinen Frieden zwischen den streitenden Parteien. Bereits im Oktober des gleichen Jahres machte der Kirchenvorstand der Römisch-Katholischen Gemeinde die Anzeige, „dass am Sonntag, den 13. Oktober ein Kind des alt-katholischen Schuhmachers Janek, welcher seiner Wohnung nach nicht zur vereinigten Parochie St.Corpus-Christi und St. Nikolaus gehörte, in der St. Corpus-Christikirche getauft worden sei und stellte den Antrag, die Zulassung des Mitgebrauchs der Pfarrkirche zur Vornahme von Parochialhandlungen, wie Taufe, Trauungen, Einsegnungen usw. für außerhalb der Parochie von St.Corpus-Christi und St.Nikolaus wohnhafte Alt-Katholiken zur Vermeidung einer Strafe von 100 M. für jede fernere Zuwiderhandlung zu untersagen."[55] Das Stadtgericht folgte dieser Anzeige und erließ eine entsprechende Verfügung. Die alt-katholische Gemeinde war nicht bereit, diese Verfügung hinzunehmen. Sie hätte bedeutet, dass die Mehrheit ihrer Mitglieder, die ursprünglich nicht aus den beiden genannten Römisch-Katholischen Gemeinden stammten, von den sog. Parochialhandlungen ausgeschlossen worden wären. Dies hätte die Seelsorge praktisch unmöglich gemacht. Der alt-katholische Kirchenvorstand erhob deshalb gegen die Verfügung des Stadtgerichtes Beschwerde beim Appellatiosgericht. Dieses entschied am 4. April 1879 zu Gunsten der alt-katholischen Gemeinde. In der Begründung hieß es: „Die Alt-Katholiken der Parochie St. Corpus-Christi und St. Nikolaus haben das Recht zum Mitgebrauch der St. Corpus-Christikirche und die Frage, ob und in welchem Umfange dieselben wieder als einen Ausfluss ihres Rechts für die übrigen, außerhalb der Parochie St. Corpus-Christi und St. Nikolaus wohnenden Mitglieder der alt-katholischen Gemeinde die gastweise Teilnahme an ihrem Mitgebrauchsrecht prätendieren und ausüben wollten, liege außerhalb der Grenzen des

54) Altkatholischer Kalender 1920, Jg. 30, S. 39.
55) Ebd.

Prozesses." Daraus folgte, dass den in der Parochie St. Corpus-Christi und St. Nikolaus wohnhaften Mitgliedern der alt-katholischen Pfarrgemeinde die Zulassung von außerhalb der Parochie wohnenden Alt-Katholiken zum Mitgebrauch der St. Corpus-Christikirche nicht untersagt war. „Der römisch-katholische Vorstand hätte den Nachweis führen müssen, dass nicht einzelne in der Parochie St. Corpus-Christi und St. Nikolaus wohnende Alt-Katholiken, sondern der verklagte alt-katholische Vorstand ohne Zustimmung dieser Mitglieder den außerhalb der klagenden Parochie wohnenden Alt-Katholiken den Mitgebrauch der Kirche gestattet hat. Dieser Nachweis ist nicht einmal angetreten, geschweige denn geführt worden."[56] Damit wurde der Höhepunkt der Auseinandersetzungen um den Mitgebrauch der Corpus-Christikirche erreicht. Die St. Corpus-Christikirche wurde seither von der Römisch-Katholischen Seite nicht mehr benutzt. Das Breve des Papstes vom 13. März 1873 verbot nämlich „die Benutzung einer an die Neuhäretiker zugewiesenen Kirche", da dadurch die eigenen Gläubigen dem Indifferentismus und in der Folge dem Glaubensabfall ausgesetzt sein würden.

Die Auseinandersetzungen um die Corpus-Christikirche waren damit aber keinesfalls beendet. Immer wieder musste sich der Kirchenvorstand auch in den nachfolgenden Jahren – zuerst unter dem Vorsitz des schon genannten Prof. Schmölders und später des Leutnant Franke – gegen die Versuche wehren, der Gemeinde die Mitgebrauchsrechte streitig zu machen. Am 19. Dezember 1915 verfügte der Preußische Kultusminister ohne Begründung die Rückgabe der St. Corpus-Christikirche an die Römisch-Katholische Kirche. Alle Einwände und Berufungen auf die Rechtslage und die Gesetze, sowohl seitens des Kirchenvorstandes wie auch der bischöflichen Behörde, blieben ohne das erhoffte Ergebnis. In Ausführung dieser Verfügung hob Oberpräsident von Günther am 23. Mai 1918 das Mitbenutzungsrecht der Alt-Katholiken an der St. Corpus-Christikirche auf und wies ihnen die für sie passend einzurichtende St.-Anna-Seminarkirche[57] in der Sandstraße zu. Schon in der Vergangenheit wurde

56) Ebd.

57) Die St.-Anna-Kirche wurde zwischen 1686 und 1690 für die Augustinerinnen im barocken Stil erbaut. Nach der Säkularisation 1810 kam die Kirche an das katholische Lehrerseminar. Ab 1921 bis zu ihrer Zerstörung im Zweiten Weltkrieg diente sie der Alt-Katholischen Pfarrgemeinde Breslau als Gotteshaus. Am Ende des Zweiten Weltkriegs wurden in der Kirche fast eine halbe Million Bücher der Breslauer Universitätsbibliothek eingelagert. Während des Kampfes um Breslau wurde die

die St.-Anna-Kirche immer wieder den Alt-Katholiken im Tausch gegen die St. Corpus-Christikirche angeboten. Dies wurde abgelehnt, weil ihre Lage und Größe ungünstig war und auch die Rechtslage ungewiss und nicht hinlänglich geklärt war. Wegen der Kriegswirren und des Fehlens eines angemessenen Ersatzes verzögerte sich der Vollzug der Anordnung des Kultusministers immer wieder, so dass die Corpus-Christikirche erst 1921 endgültig an die römisch-katholische Kirche zurückgegeben wurde.

Die hier dargestellte jahrelange Auseinandersetzung der Breslauer Alt-Katholiken mit den römisch-katholischen Glaubensgeschwistern bezeugte, welche Standhaftigkeit und Glaubensüberzeugung notwendig waren, um sich diesen Schwierigkeiten zu stellen. Die Art und Weise, wie sie an der Ausübung ihres Glaubens gehindert wurden, hatte sie aber weder entmutigt noch ihre Überzeugungen ins Wanken gebracht. Im Gegenteil, sie waren eine Bestätigung für die Richtigkeit ihrer Entscheidung.

Als Seelsorger der ersten Stunde waren die bereits erwähnten Prof. Theodor Weber und Lic. Buchmann tätig. Am 20. Juni 1873 wurde dann – wie schon oben erwähnt – Franz Strucksberg zum ersten Seelsorger der alt-katholischen Pfarrgemeinde Breslau bestellt. In einer Gemeindeversammlung am 2. Dezember des gleichen Jahres wurde er zum Pfarrer gewählt und nach der kirchenstaatsrechtlichen Errichtung der Parochie im September 1874 am 11. November des gleichen Jahres von Bischof Dr. Reinkens in sein Amt eingesetzt. Er hatte dieses Amt inne, bis er Ende 1876 zum Staatspfarrer von Ober-Herzogswaldau ernannt wurde. Er blieb aber noch bis 1877 Pfarrverweser der Breslauer Gemeinde. Von 1873 wurde er von Domherr Karl Freiherr von Richthofen unterstützt, bis dieser 1875 zur evangelischen Kirche übertrat.

Außer den Geistlichen prägte auch eine ganze Reihe von Laien das Gemeindeleben bei der Gründung und in den ersten Jahren danach. Der bekannteste unter ihnen war Max von Forckenbeck. Er wurde im westfälischen Münster am 23. Oktober 1821 geboren. Als Abgeordneter des preußischen Abgeordnetenhauses gehörte er zu den Mitbegründern der Deutschen Fortschrittspartei (1861) und später der Nationalliberalen Partei (1866). Von 1866 bis 1873 war er Präsident des Abgeordnetenhauses, von

Kirche stark zerstört und brannte mitsamt den Büchern völlig aus. Nach dem Krieg wurden zunächst kleinere Sicherungsmaßnahmen durchgeführt. 1970 ging das Gebäude an die orthodoxe Gemeinde der Stadt und wurde wiederaufgebaut. Die Kirche wird seitdem den Aposteln der Slawen Kyrill und Method gewidmet. Ab 1976 wird sie als orthodoxes Gotteshaus genutzt.

1874 bis 1879 Reichstagspräsident, Mitglied des Reichstages blieb er bis 1884. Seit 1873 war er Oberbürgermeister von Breslau, wo er sich auch der alt-katholischen Bewegung anschloss und seit 1878 Oberbürgermeister von Berlin. Dort starb er am 26. Mai 1892.[58] Neben von Forckenbeck waren es noch die Professoren Peter Elvenich (gest. Juni 1886) und Schmölders (gest. Februar 1880), Leutnant Theodor Franke (gest. Oktober 1887), Materialienverwalter Schmidt, Oberst Kirsch und Prokurist Mark[59], die das Gemeindeleben prägten.

Am 24. Oktober 1875 fand in Breslau eine Versammlung von Delegierten der alt-katholischen Gemeinden aus ganz Schlesien und Berlin statt. Es kamen 68 Delegierte nach Breslau. Den Vorsitz hatte Bischof Reinkens. Ziel dieser Versammlung war, einen Provinzialausschuss zu bilden. Er sollte helfen, den Aufbau der alt-katholischen Bewegung in Mittel- und Ostdeutschland besser zu koordinieren. Die Provinzialversammlung wählte in den Provinzialausschuss die Professoren Elvenich, Schmölders und Weber, Pfr. Strucksberg und Leutnant a.D. Franke.

Für das Jahr 1876 wurde nach Breslau der fünfte Alt-Katholiken-Kongress einberufen. Er fand vom 22. bis 24. September 1876 statt.

Am 25. November 1877 wurde Anton Th. Herter als Nachfolger von Pfr. Strucksberg in das Amt des Pfarrers der Breslauer Alt-Katholischen Pfarrgemeinde eingeführt. Er stammte aus Böhmisch-Leipa und war bisher Professor an der Königlichen Lehrerbildungsanstalt in Trautenau. Als Hilfsgeistliche unterstützten ihn: Friedrich Jaskowski, Anton Ledwina, Adolf Tobias und Dr. Walther Herberz. Herter war 30 Jahre Seelsorger der Breslauer Gemeinde. Es war sein Verdienst, dass sich die Gemeinde nun konsolidieren und weiterentwickeln konnte. Er war ein begnadeter Redner, der durch seine Predigten und Ansprachen große Anziehungskraft ausübte. Er sorgte auch für einen guten Kirchenchor, der nun die sonntäglichen feierlichen Hochämter an Stelle der bisherigen stillen Messen gestaltete. Seinem Bestreben war es schließlich zu verdanken, dass am 15. März 1893 die deutsche Sprache in den Gottesdienst eingeführt wurde. Um die ständigen Reibereien mit den Römisch-Katholischen Gemeinden zu beenden, erwirkte er die Zuweisung zweier Begräbnisfelder

58) Brockhaus Enzyklopädie. Bd. 6: F–Geb. Wiesbaden [17]1968, S. 406, vergl. auch Verzeichnis der katholischen Reichstagsabgeordneten bürgerlicher Parteien außerhalb der Deutschen Zentrumspartei (römisch-katholisch und alt-katholisch) bis 1933.
59) Vgl. Kopp (wie Anm. 36), S. 40.

auf dem städtischen Friedhof für die Alt-Katholiken. Dadurch fanden die Störungen bei Beerdigungen auf den römisch-katholischen Friedhöfen, die deshalb bisweilen unter polizeilichem Schutz stattfinden mussten, ihr Ende. Hinzu kam, dass häufig den Alt-Katholiken von den römisch-katholischen Friedhofsverwaltungen Gräber in den äußersten Ecken oder auf Begräbnisfeldern für Selbstmörder zugewiesen wurden.

Das Gemeindeleben entwickelte sich in diesen Jahren sehr erfolgreich. Davon zeugten auch die vielen Gemeindekreise und -vereine. In diese Zeit fielen die Gründungen des Frauen-, Bürger- und Kirchenchorvereins. Der Frauenverein wurde bereits am 24. Januar 1878 gegründet. Zu seiner ersten Vorsitzenden wurde Frau Franke gewählt. Ihr folgte Frau Herter, die Gattin des Pfarrers. Unter dem Vorsitz der Letzteren entfaltete er die größten Aktivitäten. Er veranstaltete Verlosungen und Konzerte, deren Erträge zur Unterstützung von Kindern aus minderbemittelten Familien verwendet wurden. Oft wurden so bis zu 80 Kinder vollständig eingekleidet und das ohne Unterschied der Konfession. Der Arbeit des Frauenvereins war auch die prächtige Ausstattung der Kirche mit Paramenten, Altarwäsche und anderen Gegenständen zu verdanken.

Dem geselligen Zusammenhalt der Gemeinde selbst widmete sich der am 1. August 1894 anlässlich des 25-jährigen Priesterjubiläums von Pfr. Herter durch den Hilfsgeistlichen Pfr. Adolf Tobias gegründete Bürgerverein. Dieser Verein veranstaltete Versammlungen, Unterhaltungen, Ausflüge und unterstützte die Gemeinde auch finanziell.[60] Im gleichen Jahr wurden ein Jünglings- und 1909 ein Jungmannschaftsverein gegründet.

Während einer Visitationsreise im Jahr 1894 durch den Osten des Deutschen Reiches besuchte Bischof Reinkens auch Breslau und spendete am 20. Mai 60 jungen Menschen das Sakrament der Firmung.[61] Das war auch der letzte Besuch von Bischof Reinkens in der Stadt seines früheren Wirkens als Universitätsprofessor.

An der außerordentlichen Synode am 4. März 1896, die den bisherigen Generalvikar Dr. Theodor Weber zum Bischof und Nachfolger des verstorbenen Bischofs Reinkens wählte, nahmen als Abgeordnete neben dem Pfarrer der Kaufmann Heinrich Hoffmann und der Stadtverordnete Gelbgießer-Obermeister Franz Kuppe teil.[62]

60) Alt-Katholischer Kalender 1920, S. 42.
61) Amtliches Altkatholisches Kirchenblatt vom 9. Juli 1894, S. 121.
62) Amtliches Altkatholisches Kirchenblatt vom 17. Mai 1896, S.188.

Ein Jahr später kam Bischof Weber zu seinem ersten Besuch nach Breslau. Der Bericht im Amtlichen Altkatholischen Kirchenblatt über bischöfliche Funktionen im Jahr 1897 vermerkte: „Die Rückkehr aus Österreich nach Bonn benutzte er (A. d. A.: Bischof Weber) zum Besuche sämtlicher Gemeinden Schlesiens mit Ausnahme der in Kattowitz und Gleiwitz. [...] Der Gemeinde Breslau wurden die Tage vom 15. bis 19. September gewidmet. Der Bischof machte mehrere Besuche bei verschiedenen Staatsbehörden, wohnte einem Herrenabende und einer öffentlichen Versammlung bei, die beide sehr zahlreich besucht waren und in denen er sich über die religiöse Reformbewegung der Altkatholiken nach verschiedenen Richtungen hin ausführlich aussprach. Sonntag, den 19. September spendete der Bischof in der vom Pfarrer Herter celebrierten Hl. Messe bei dicht gefüllter Kirche an 90 Personen das hl. Sakrament der Firmung."

In die Zeit von Pfarrer Herter fiel auch die Feier des 25-jährigen Bestehens der Gemeinde. Die Jubiläumsfeier wurde am 25. September 1898 begangen. Die Festeucharistie leitete Bischof Weber. Er hielt auch die Predigt und den anschließenden Vortrag.

Ende September 1905 besuchte Bischof Weber abermals die Gemeinde. Am 1. Oktober predigte er im Hauptgottesdienst und spendete anschließend 57 Gläubigen das Sakrament der Firmung. Der nächste Tag diente dem Besuch einiger staatlicher Behörden. „Am 3. Oktober sprach er in einer zahlreich besuchten Gemeindeversammlung über das Bistum der Altkatholiken als einer Stiftung des Friedens zwischen Staat und Kirche, Katholizismus und Protestantismus, Glauben und Wissen." Es war sein letzter Besuch in Breslau, denn einige Monate später starb er unerwartet an Herzversagen.[63]

Am 16. April 1907 starb auch Pfarrer Herter nur 63-jährig. Bereits einen Monat nach seinem Tod wurde am 12. Mai 1907 Dr. phil. Walther Herberz aus Bonn zum Pfarrer der Breslauer Pfarrgemeinde gewählt. Er war schon seit 1896 in Breslau. Und so konnte die bisherige Linie in der Seelsorge ohne große Brüche fortgesetzt werden. Als Hilfsgeistliche unterstützten ihn der neugeweihte Vikar Friedrich Grzechowiak, Hieronymus Banasch und Paul Mazura. Dadurch war es möglich, dass die Breslauer Geistlichen lange Zeit auch andere Gemeinden Schlesiens betreuten. Dazu gehörten u.a. Berlin, Hirschberg, Groß-Strehlitz, Gleiwitz, Neisse und Zobten am Berg. Und ab Oktober 1908 auch die Gemeinden Sagan und Sorau.[64]

63) Amtliches Altkatholisches Kirchenblatt vom 1. Juli 1906, S. 16.
64) Kopp (wie Anm. 36), S. 40.

Der alt-katholische Kalender für 1912 zählte für Schlesien (Stand von 1911) insgesamt vier Hauptgemeinden (Breslau, Gottesberg, Hirschberg und Kattowitz) und fünf Filialgemeinden (Gleiwitz, Neisse, Sagan, Sorau und Waldenburg) auf. Der gleiche Kalender bezeugt für Breslau als Pfarrer und Vorsitzenden des Kirchenvorstandes Dr. Walther Herberz und als stellvertretenden Vorsitzenden den Prokuristen Mark.

Der Beginn des Ersten Weltkrieges und seine Folgen blieben nicht ohne Auswirkungen auf das Gemeindeleben und die Stimmung. 1915 berichtete ‚Der romfreie Katholik' aus Breslau: „Einer unserer Gemeindegenossen starb im Lazarett zu Stralsund an seinen auf dem russischen Kriegsschauplatz erhaltenen Verletzungen. Nach dem Bericht des Lazarett-Oberinspektors sollte der römisch-katholische Geistliche sich geweigert haben, die Beerdigung vorzunehmen, weil der Verstorbene alt-katholisch war."[65]

Das ‚Amtliche Altkatholische Kirchenblatt' vom 10. Dezember 1916 veröffentlichte ein Verzeichnis der Gemeinden, die zur Entsendung von Synodalen zur 24. Ordentlichen Bistumssynode am 14. März 1917 berechtigt waren. Zugleich wurde die Zahl der Abgeordneten nach dem Modus, wie es die vorausgehende 23. Synode festgelegt hat, festgestellt. Demnach standen der Gemeinde Breslau acht Abgeordnete zu, die im ganzen Bistum höchste Zahl. Das bezeugt indirekt, dass die Breslauer Gemeinde zu dieser Zeit die größte des Bistums war.[66] Wie stark die Gemeinde unter den Auswirkungen des Ersten Weltkrieges gelitten hat, davon Zeugt die Tatsache, dass das Verzeichnis der Abgeordneten für die 25. ordentliche Bistumssynode im Jahr 1920 nur noch vier Abgeordnete für Breslau feststellte. Die Zahl der Abgeordneten hatte sich somit seit der letzten Synode halbiert.[67]

Das Jahr 1921 brachte die Entscheidung im jahrelangen Streit mit der Römisch-Katholischen Kirche um die Benutzung der Corpus-Christikirche. Sie war leider zu Ungunsten der Breslauer Gemeinde ausgefallen. Das ‚Alt-Katholische Volksblatt' berichtete darüber: „Was uns fünf Jahre hinauszuschieben gelungen war, ist nunmehr eingetreten, wir müssen die St. Corpus-Christikirche, in welcher die Gemeinde fast 47 Jahre ihre Gottesdienste gehalten hat, räumen. Unter dem 29. Januar d. Js. entschied der Kultusminister, dass er bei der früheren Verfügung vom 23. Mai 1918, gegen den Einspruch erhoben worden war, sein Bewenden habe, und dass

65) Der romfreie Katholik, Nr. 30 vom 29. Juli 1915, S. 239.
66) Amtliches Altkatholisches Kirchenblatt vom 10. Dezember 1916, S. 184.
67) Amtliches Altkatholisches Kirchenblatt vom 15. Januar 1920, S. 48.

der Umzug auf das Drängen der Römischen hin bald stattfinden müsse. In einer Sitzung von Regierungsvertretern, dem alt- und rom-katholischen Kirchenvorstande am 19. Februar, verlangte der Letztere den Umzug bereits zum 28. Februar. Dagegen wurde von unserer Seite die Unmöglichkeit eines derart überhasteten Umzuges angeführt und Räumung bis 1. April beantragt. [...] Es wurde nicht bewilligt; gegen unseren Einspruch setzten Regierung und Römische den 15. März als Zeitpunkt der Räumung fest. Am 13. März haben wir daher den letzten Gottesdienst in der St. Corpus-Christikirche und am 20. März den ersten in der Seminarkirche auf der Sandstraße gefeiert. Die Veränderung wird von der Gemeinde selbstverständlich auf das Schmerzlichste empfunden und besonders wird die Verweigerung der Ostergottesdienste in der alten Kirche als eine unnötige Härte beurteilt. Aber trotz aller Einsprüche und Verhandlungen ging man in allen Stücken stets mit Gewalt gegen uns vor und dieser Gewalt müssen wir unter Widerspruch weichen. Die neu zugewiesene Kirche hält nach Lage und Größe den Vergleich mit der entzogenen nicht im Entferntesten aus."[68]

Im Nachhinein haben sich diese Befürchtungen als unbegründet erwiesen. Die Seminarkirche St. Anna wurde durch die Gemeinde schneller akzeptiert, als man dachte, mehr noch, der Wechsel in das neue Gotteshaus schien der Gemeinde neue Impulse gegeben zu haben. Und so konnte bereits im April 1921 im ‚Alt-Katholischen Volksblatt' berichtet werden: „Nach den bisherigen Erfahrungen glauben wir keine Besorgnis wegen der neuen Kirche hegen zu müssen, es hat vielmehr den Anschein, als ob die Ereignisse den kirchlichen Eifer der Mitglieder angespornt hätten. Am Ostersonntag hielten wir zwei Gottesdienste; bei dem zweiten war die Kirche zu klein. [...] Die Kirche gefällt im Allgemeinen und wir hoffen, dass wir uns in ihr recht heimisch und wohl fühlen werden. – Im vorigen Jahr hatten wir 30 Beitritte und 6 Austritte, in diesem Jahre bereits 9 Beitritte."[69]

Kennzeichnend für die Beziehungen zwischen den Alt-Katholiken und der Römisch-Katholischen Kirche jener Tage waren auch die Vorgänge im Zusammenhang mit der Übergabe der St. Corpus-Christikirche an die römisch-katholische Kirchengemeinde. Sie veranlassten den alt-katholischen Pfarrer Dr. Herberz zur folgenden Stellungnahme: „Die hiesigen Neuen Nachrichten schrieben am 21. März ds. Js., dass die St. Corpus-Christikirche im Auftrage des Kardinals durch Ehrendomherr Erzpriester Ziegan

68) Alt-Katholisches Volksblatt, Nr. 5, von 1921, S. 38.
69) Alt-Katholisches Volksblatt, Nr. 8, von 1921, S. 61.

neu geweiht worden sei. Auf befragen erklärte mir Ehrendomherr Ziegan vor der Übergabe im Beisein des jetzigen Pfarrers von St. Corpus-Christi, dass die Kirche nicht neu geweiht werde, worauf ich erwiderte, dass sie ja auch nach kanonischem Rechte nicht durch unsere Benützung entweiht sei. Wegen der obigen Zeitungsnachricht befragt, erklärte mir Ehrendomherr Ziegan, dass sie nicht zutreffe, er habe die Kirche nicht neu eingeweiht, da sie ja nicht entweiht sei, er habe auch keine Benedediktion, sondern eine Rekonziliation vorgenommen."[70]

Am 20. November 1921 wurde in Breslau eine Ortsgruppe des Bundes alt-katholischer Jugend Deutschlands gegründet. Ein Jahr später konnte man stolz auf das Erreichte in einer Feier, zu der die anderen Vereine der Gemeinde, der Bürgerverein und der Frauenverein eingeladen wurden, hinweisen. Die beiden Vorsitzenden Gerhard Sucker und Umberto Tonini berichteten ausführlich über die Aktivitäten des vergangenen Jahres.[71]

Zu den Höhepunkten im Leben jeder Gemeinde gehören die Bischofsbesuche. Über einen solchen Höhepunkt berichtete das ‚Alt-Katholische Volksblatt' 1922: „Am 23. Juli spendete Bischof Dr. Moog 54 Firmlingen das hl. Sakrament der Firmung in einem sehr gut besuchten und erhebenden Gottesdienste, in welchem er auch die Predigt hielt. Am Nachmittag versammelte sich die Gemeinde gesellig um ihn. Pfarrer Dr. Herberz begrüßte ihn herzlich und führte u.a. aus, dass die Gemeinde die großen Umwandlungen der Zeiten bis jetzt unverändert überstanden habe. Ebenso seien Geist und Gesinnung, mit denen unsere früheren von hier ausgegangenen Bischöfe Dr. Reinkens und Dr. Weber die Gemeinde erfüllt hätten, dieselben geblieben. Diese als hohes Gut übernommene Überlieferung übertrage sich nunmehr auf unseren jetzigen Bischof und werde für immer so gepflegt und erhalten bleiben. Er sprach von den alten und den jungen Mitgliedern und ermunterte die Letzteren, in derselben Treue wie jene zur Gemeinde und zur Kirche zu stehen. Bischof Dr. Moog erwiderte darauf in längeren Ausführungen, in denen er auch seinerseits seiner Freude Ausdruck gab in einer unserer Sache so ergebenen Gemeinde zu weilen. Musikalische und deklamatorische Vorträge der Jugendgruppe umrahmten die Veranstaltung. Eisenbahn-Obersekretär Scholz sprach im Namen des Bürgervereins und gelobte unentwegte Arbeit zum Wohle der Gemeinde."[72]

70) Alt-Katholisches Volksblatt, Nr. 12, von 1921, S. 93.
71) Alt-Katholisches Volksblatt, Nr. 1, von 1922, S. 4.
72) Alt-Katholisches Volksblatt, Nr. 15, von 1922, S. 119.

Ein zweiter Höhepunkt des Jahres 1922 war die 50-Jahr-Feier des Bestehens der Gemeinde am 3. September. Zugleich feierte der alt-katholische Bürgerverein sein Stiftungsfest.[73] Und auch die Weihnachtsfeier des gleichen Jahres, am 30. Dezember, wurde zum krönenden Höhepunkt. Sie wurde von der Breslauer Jugendgruppe gestaltet. Ihr Vorsitzender Umberto Tonini, der auch zu ihren Gründern zählte, gab einen Überblick über die Aktivitäten der Gruppe von 1914 bis 1922. Die Aktivitäten der Breslauer Gemeinde auf dem Gebiet der Jugendarbeit wurden weit über die Grenzen der Gemeinde bekannt, und so hat sie auch der Vaterländische Hilfsausschuss für Jugendpflege mit mehreren Auszeichnungen honoriert. Er verlieh sechs Mitgliedern der Breslauer Pfarrgemeinde, die sich auf dem Gebiet der Jugendbetreuung besondere Verdienste erworben hatten, das Ehrenkreuz für Jugendpflege II. Klasse am gelb-weiß-gelben Bande. Zu den Ausgezeichneten gehörten der Vorsitzende Umberto Tonini und sein Stellvertreter Otto Schickfluß, Gerhard Sucker, Karl Scholz, Fräulein Margareta Fink und Fräulein Ruth Lüdemann. Das Ehrenkreuz wurde ihnen während der Weihnachtsfeier überreicht.[74]

Wie angespannt die Beziehungen zur Römisch-Katholischen Kirche immer noch waren und welche traurigen Auswirkungen das auf manche Ereignisse vor Ort hatte, berichtete das Alt-Katholische Volksblatt vom Mai 1925: „Am 27. März wurde die Frau des Lokomotivführers im Ruhestande Franz Reiter auf dem alt-katholischen Friedhofe beerdigt. Da der Mann auch sogleich schwer erkrankte, wurde vom Pfarramte dem Totengräber Anweisung gegeben, die Grabstelle neben der Frau für ihren Mann vorzubehalten. Er wurde in seiner Krankheit vom Pfarrer besucht und kam in das römisch-katholische St.-Josefs-Krankenhaus. Vier Tage vor seinem Tode war er geistig nicht mehr imstande, die Empfangsbescheinigung über sein Monatsgehalt zu unterschreiben, welche ihm Lokomotivführer in Reserve Jaenisch überbrachte. Und zwei Tage vor seinem Tode soll er sich, wie der römisch-katholische Geistliche von St. Michael in seiner Grabrede erwähnte, wieder zur Römischen Kirche ‚bekehrt' haben. Wie diese Bekehrung erfolgt ist, mag das Geheimnis des Krankenhauses sein. Lokomotivführer Jaenisch berichtet, dass diejenigen, welche die Gesinnung und Denkungsart des Franz Reiter gekannt haben, über den Vorfall empört seien, umso mehr, als der Verstorbene nun nicht, wie es sein Wille war,

73) Alt-Katholisches Volksblatt, Nr. 18, von 1922, S. 143.
74) Alt-Katholisches Volksblatt, Nr. 2, von 1923, S. 13.

neben seiner Frau, sondern in einem anderen Teile des Friedhofes von ihr getrennt begraben liegt. Er war Mitglied der alt-katholischen Gemeinde seit dem Jahre 1887. Da eine Umbeerdigung zu kostspielig ist, lässt sich in der Sache weiter nichts mehr tun, als dass sie der Öffentlichkeit übergeben werde."

Anders, wenn auch anfangs nicht ganz problemlos, gestalteten sich die Beziehungen zur Evangelischen Kirche. Davon zeugte ein anderer Bericht der alt-katholischen Bistumszeitung vom gleichen Jahr: „Am 16. Mai starb [...] der städtische Kircheninspektor und Propst zum Heiligen Geist, Pastor Primarius D. Decke. […] Als unsere Bewegung in den siebziger Jahren begann und die Gemeinde in Breslau um die Mitbenützung der St. Bernhardinkirche sich bemühte, da waren der damalige Propst Dittrich und Senior Treblin mit dem Konsistorium dagegen. Decke aber, der die Sache richtig erfasst hatte, dafür; er gewann auch die Gemeindekörperschaften dafür und die Mitbenutzung wurde bewilligt. Von dieser Kanzel haben nicht nur rom-katholische und evangelische, sondern auch alt-katholische Geistliche wie Reinkens, Weber, Jaskowski und Strucksberg das Wort Gottes verkündet und erklärt. Decke hielt auch später mit Bischof Weber enge Freundschaft."[75]

Am 2. August 1925 wurde in der St.-Anna-Kirche eine vom alt-katholischen Bürgerverein gestiftete Gedenktafel für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Mitglieder der Gemeinde enthüllt. In seiner Ansprache regte Pfarrer Dr. Herberz an, sie möge insbesondere den Angehörigen, deren Lieben in der Ferne gefallen oder vermisst sind, als sinnbildliche Grabstätte dienen.[76]

Von den Gruppen der Gemeinde war der Frauenverein besonders aktiv. Die Bistumszeitung berichtete über das Weihnachtsfest 1926: „Der Frauenverein, unter dem Vorsitze von Fräulein Kroll, hat auch diesmal zu Weihnachten an einige bedürftige Gemeindemitglieder Geldgeschenke und Kalender verteilt, die durch Sammlung aufgebracht worden waren. Desgleichen spendete der Verein zwei große Weihnachtsbäume auf beide Seiten des Chorraumes."[77] Dem Frauenverein stand in nichts der Bürgerverein nach. Dem Alt-Katholische Volksblatt zufolge zählte er 60 Mitglieder.[78]

75) Alt-Katholisches Volksblatt, Nr.25, von 1925, S. 197f.
76) Alt-Katholisches Volksblatt, Nr.33, von 1925, S. 264.
77) Alt-Katholisches Volksblatt, Nr. 2, von 1927, S. 14.
78) Alt-Katholisches Volksblatt, Nr. 18, von 1928, S. 142.

Einen kleinen Einblick in die Ökumene jener Tage vermittelt ein Bericht im ‚Sorauer Tageblatt' vom 24. Mai 1928. Dieses berichtete, dass bei dem am Pfingstsonntag in Kunzendorf bei Sorau stattfindenden Missionsfest des evangelischen Kirchenkreises Sorau der alt-katholische Pfarrer aus Breslau, Dr. Herberz, das Schlusswort sprach, in dem er die Bedeutung der Evangelischen Kirche bei der Besinnung der Christenheit auf die Heilige Schrift und „das apostolisch-altkatholische Zeitalter der Kirche" hervorhob.

Über die allgemeine Lage der Gemeinde seit dem Ersten Weltkrieg und danach erfahren wir aus einem Bericht über die Gemeindeversammlung vom 24. April 1929. Darin lesen wir: „Pfarrer Dr. Herberz, welcher den Abend eröffnete und leitete, schilderte in eingehender Weise die kirchlichen und materiellen Verhältnisse der Gemeinde in der Zeit vor dem Kriege und ihre Entwicklung über die Kriegs- und Inflationsjahre bis auf den heutigen Tag. War der Stand der finanziellen Verhältnisse bis zur Inflation als gut und gesichert zu bezeichnen, so ist es seit der Entwertung des Kirchenvermögens bisher nur unter äußerster Anstrengung möglich gewesen, die Kosten für die laufenden Ausgaben aufzubringen, zumal die Gemeinde unter dem Druck von römischer Seite gezwungen wurde, das gesamte Inventar der Kirche abzugeben und auf eigene Kosten ein Neues zu beschaffen. Dr. Herberz bat die Anwesenden, am Leben der Gemeinde regen Anteil zu nehmen und vor allem durch regelmäßige und pünktliche Zahlung der Beiträge nach Kräften zum Wohle der Gemeinde beizutragen. Nachdem noch auf die bestehenden Vereine aufmerksam gemacht und zum Beitritt zu ihnen aufgefordert worden war, wurden vier Mitglieder als Gemeindehelfer vorgeschlagen. Diese sollen unter Leitung des Pfarrers durch regelmäßige Besuche der Gemeindemitglieder das Interesse an der Gemeinde und den Vereinen fördern und zu erhalten suchen. Es kam noch der Vorschlag über eine Heizanlage in der Kirche zur Sprache, worüber jedoch wegen der damit verbundenen materiellen und technischen Schwierigkeiten erst später entschieden werden soll."[79] Da die Gemeinde, wie im obigen Bericht erwähnt, durch eine Entscheidung des Gerichtes gezwungen wurde, sämtliches Inventar der Kirche an die römisch-katholische Kirche auszuliefern, musste man nach und nach neue Bilder und anderen Schmuck beschaffen.

79) Alt-Katholisches Volksblatt, Nr. 19, von 1929, S. 149.

1931 wurde feierlich das 10-jährige Bestehen der Ortsgruppe des Bundes alt-katholischer Jugend Deutschlands begangen. Aus diesem Anlass führte die Jugend ein eigens für diese Feier geschriebenes Schauspiel mit dem Titel „Die Neuketzer" auf. Es thematisierte die nach wie vor bestehenden starken Kontroversen mit der Römisch-Katholischen Kirche.[80] Den Vorsitz der BAJ-Ortsgruppe hatte Gerhard Sucker inne, der sie auch vor zehn Jahren mitgründete. Die fürs gleiche Jahr geplante Tagung der Gruppenleiter fiel der Wirtschaftskrise zum Opfer.

Wie gespannt nach wie vor das Verhältnis zur Römisch-Katholischen Kirche war, davon zeugt ein Bericht des ‚Alt-Katholischen Volksblattes' vom April 1933. Es berichtete, dass nun auch in Breslau, in der Buchhandlung E. Pusch in der Nähe des Hauptbahnhofes, Schriften des alt-katholischen Willibrord-Verlages erhältlich seien. Die Reaktion ließ nicht lange auf sich warten. Bereits kurze Zeit später machte ein römischer Katholik der Inhaberin Vorwürfe, dass sie „kirchenfeindliche" Schriften vertreibe.[81] Die Ökumene war dennoch nicht ganz ein Fremdwort. Die Bistumszeitung berichtete einen Monat später von einer Einladung an die Alt-Katholiken Breslaus zu einem gesellschaftlichen Abend, die von der „Russischen Kolonie in Schlesien" ausging. „Damit sollten die ökumenischen Beziehungen zwischen der Orthodoxen und der Alt-Katholischen Kirche einen ebenso herzlichen gesellschaftlichen Niederschlag finden."[82]

Am 8. Mai 1935 wurde der neue Bischof, Erwin Kreuzer in der Mannheimer Schlosskirche geweiht. Am 5. Dezember des gleichen Jahres weilte Bischof Erwin Kreuzer zu seiner ersten Visitation in Breslau. Er nahm an der Sitzung des Kirchenvorstandes teil, in der die aktuellen Fragen des Gemeindelebens erörtert wurden. Abends fand eine Gemeindeversammlung statt. Dr. Herberz hieß den Bischof in der Stadt herzlich willkommen, aus der – wie er hinzufügte – die ersten Bischöfe Reinkens und Weber ihren Ausgang genommen hätten. Bischof Kreuzer hielt einen längeren Vortrag, in dem er die Frage behandelte, ob die Alt-Katholische Kirche auch unter den veränderten Verhältnissen ein Recht auf ihr Sonderdasein habe und der die Gemeindemitglieder in der Überzeugung ihres Glaubens und in der Treue zu ihrer Kirche bestärkten sollte.[83]

80) Alt-Katholischer Kalender 1932, S.17; Alt-Katholisches Volksblatt, Nr. 18, vom 1. Mai 1931, S. 152.
81) Alt-Katholisches Volksblatt vom 7. April 1933, Nr. 7, S. 69.
82) Alt-Katholisches Volksblatt vom 19. Mai 1933, Nr. 10, S. 98.
83) Alt-Katholisches Volksblatt, Nr. 26 von 27. Dez. 1935, S. 294.

6.3 Die Katholisch-Nationalkirchliche Bewegung

Die 1930er Jahre waren für das Katholische Bistum der Alt-Katholiken in Deutschland segensreich und verheerend zugleich. Nach der Stagnation und den Umbrüchen in der Folge des Ersten Weltkrieges und der darauffolgenden wirtschaftlichen Krise verzeichnete man am Anfang der dreißiger Jahre eine gewisse Aufbruchstimmung und neue Zuversicht. Leider erfolgte das nicht ohne Irritationen und Irrwege. Das Erwachen des nationalen Bewusstseins in Deutschland meinten einige Vertreter der Alt-Katholischen Kirche nutzen zu können, um die eigene Kirche als die katholische nationale deutsche Kirche hoch zu stilisieren und die damit verbundenen Ereignisse als die längst fällige „deutsche Revolution" zu bezeichnen. Der Herausgeber des ‚Alt-Katholischen Kalenders' 1934 schrieb voller Enthusiasmus darüber: „Die deutsche Revolution ist in ihrem tieferen Wesen eine christliche Erneuerung, weshalb unsere deutsche alt-katholische Kirche sie von Anfang an freudig bejaht hat, weil sie sie aus ihrer völkischen Einstellung nicht nur bejahen konnte, sondern bejahen musste."

Aus der heutigen Perspektive klingen diese Worte unerhört und unbegreiflich. Vergessen wir aber nicht, es war erst der Anfang und viele waren den Nationalsozialisten auf den Leim gegangen ohne selbst nationalsozialistisch zu sein. Und es gab nur wenige in Deutschland, die die Weitsicht besaßen, die es ihnen ermöglichte, bereits zu Beginn der 30-er Jahre sich auszumalen, wozu dieser übersteigerte Nationalismus führen musste. Die meisten begrüßten die Ordnung, die das Chaos des letzten Jahrzehnts ersetzen sollte. Nur wenige haben zwischen national und nationalistisch unterschieden. Und so merkten viele zuerst nicht, dass es sich bei den Nationalsozialisten nicht um eine nationale, sondern um eine nationalistische Bewegung handelt. Eine Bewegung also, die dem christlichen Universalismus zutiefst widersprach, weil sie nicht nur die eigenen Werte hochhielt, was durchaus legitim und erstrebenswert sein kann, sondern zugleich auch die Werte anderer erniedrigte und mit Füßen trat und damit das Entwicklungs-, ja das Existenzrecht der anderen in Frage stellte und in der letzten Konsequenz sogar negierte. Das aber kann und darf keine christliche Kirche gutheißen.

Leider gehörten zu den Verblendeten auch nicht wenige Alt-Katholiken. Sie haben den Begriff einer katholischen Nationalkirche ins Spiel gebracht. Dabei setzten sie ihn als Gegenpol zum von ihnen kritisierten und abgelehnten Internationalismus der Römisch-Katholischen Kirche. In den

Auseinandersetzungen mit der Letzteren scheuten sie dabei nicht, sich der Nomenklatur des Nationalsozialismus zu bedienen. Durch die ungewöhnlich großen Erfolge bei der Gewinnung neuer Mitglieder insbesondere aus der Römisch-Katholischen Kirche fühlten sich diese Vertreter der Alt-Katholischen Kirche in ihrer Meinung bestätigt, die richtige Sache zu vertreten. Die Art und Weise aber, wie diese neuen Mitglieder durch die von Pfarrer Hütwohl aus Essen gegründete Katholisch-Nationalkirchliche Bewegung gewonnen wurden, war zumindest fragwürdig. Ja, aus der Perspektive der Zeit gesehen, inakzeptabel.

Es gab auch Stimmen, die auf die Einseitigkeit solch eines Vorgehens und seine Gefahren hinwiesen. So schrieb Pfarrer Carl Bermer in einem Artikel über „Nationale Kirche, internationales Christentum" im ‚Alt-Katholischen Volksblatt': „Gewiss, auch die Alt-Katholiken sprechen von einer Nationalkirche und erstreben diese. Allein uns bedeutet Nationalkirche in christlichem, in katholischem Sinne: der Anschluss eines Volkes als solches an Christus den Herrn, und zwar – und das ist das Durchschlagende –, ohne die Absicht, den Anschluss anderer Völker an Christus zu bestreiten oder zu verhindern. [...] Die einzelnen Nationalkirchen in ihrer Zusammenfassung bilden die eine, große, weltumspannende Kirche Jesu Christi, die katholische Kirche. [...] Das Evangelium ist international und übernational. Es arbeitet an der Gewinnung aller Völker für Christus."[84] Auch wenn Bermer in diesem Artikel die nationale Kirche bejaht, kann man sich des Gefühls nicht erwehren, dass es ihm nicht um die Gegner aus dem anderen Lager, sondern um die eigenen Mitbrüder ging, besonders um jene, die das Nationale so überhöht haben, dass es zum Nationalistischen abzugleiten drohte.In Schlesien hat sich in dieser Hinsicht Pfarrer Josef Kaufmann zuerst in Gottesberg und ab 1937 in Gleiwitz eine durchaus fragwürdige Berühmtheit erworben. Josef Braun aus Gleiwitz schrieb über ihn im ‚Alt-Katholischen Volksblatt' von 1937: „Das große Wachstum unserer alt-katholischen Kirche in Oberschlesien hat die Aufmerksamkeit jedes Alt-Katholiken voll Freude und Stolz gerade auf diesen deutschen Gau gelenkt; wenn wir uns nach den Ursachen der Erfolge unserer Kirche in diesem Gebiet fragen, so weiß jeder Alt-Katholik, dass ohne die unermüdliche Arbeit unseres Pfarrers Josef Kaufmann, der in gleicher Weise für den alt-katholischen Glauben und unser deutsches Volkstum

84) Alt-Katholisches Volksblatt, Nr. 31 vom 4. Aug. 1939, S. 241f.

glüht, diese Erfolge nicht zu verzeichnen wären."[85] Der ‚Alt-katholische Kalender' 1937 schrieb hierzu u.a.: „Besonders stark sind die Fortschritte der Bewegung in Oberschlesien und im Rhein-Ruhrgebiet. So verzeichnete Gleiwitz, bislang eine kleine Filialgemeinde von Gottesberg, Ende 1935 90 Beitritte, im April 1936 100 und im Mai des gleichen Jahres bereits 254, sodass die Errichtung einer eigenen alt-katholischen Parochie beantragt wurde. In Beuthen hat sich die Notwendigkeit der Errichtung einer eigenen Gottesdienststation ergeben, da auch dort die Arbeit der KNB [A.d.A.: Katholisch-Nationalkirchlichen Bewegung] unter Pfarrer Kaufmanns Leitung reiche Ernte trägt."

Dass man die Gefahren dieses ungewöhnlichen Wachstums, wenn nicht bewusst, so mindestens unterschwellig ahnte, davon zeugte eine Mahnung, die der ‚Alt-Katholische Kalender' 1937 zum Ausdruck brachte und die auch zum wiederholten Mal Bischof Kreuzer an die Gemeinden richtete: „Dieses äußere Wachsen der Kirche muss aufs Innigste zusammenhängen mit der inneren Verlebendigung der Gemeinden im Geiste des ursprünglichen Christentums."[86]

Auch ein Jahr später berichtete der ‚Alt-Katholische Kalender' über „Missionserfolge" der Katholisch-Nationalkirchlichen Bewegung in Schlesien. „So verdankt unsere Kirche der Arbeit der KNB, die hinwiederum ihre Arbeitskraft aus den reinen und starken Quellen des religiösen Lebens der Kirche schöpft, ihre stete und starke Vorwärts- und Aufwärtsentwicklung. Ganz überraschend sind die Erfolge, die der Oberbezirk XII (Schlesien) dank der einzigartigen und opferfreudigen Arbeit seines Leiters, des Pfarrers Kaufmann (früher in Gottesberg jetzt in Gleiwitz, der Gemeinde, die er geschaffen und im Sturmschritt erobert hat), vorweisen kann: Errichtung der Parochie Gleiwitz (bislang eine kleine Filialgemeinde der Pfarrgemeinde Kattowitz), Neugründung von Gemeinden in Beuthen, Birkenau und viel versprechender Vorstoß zur Gründung einer Gemeinde in Oppeln, also fünf neue und blühende große Gemeinden, in denen wirkliches kirchliches Leben lebendig ist, wie der Gottesdienstbesuch, der Gradmesser des religiösen Lebens in einer Gemeinde, ausweist. Dazu bringt jeder Gottesdienst neue zahlreiche Beitritte: das ist die Werbekraft unserer deutschen katholischen Gottesdienstfeier, aber auch der Lohn der zielbewussten und mühevollen Arbeit des Pfarrers Kaufmann."[87]

85) Alt-Katholisches Volksblatt, Nr. 43 vom 29. Okt. 1937, S. 340.
86) Alt-Katholischer Kalender 1937, S. 16.
87) Alt-Katholischer Kalender 1938, S. 16.

Der Letztere berichtete in einem Artikel für das ‚Alt-Katholische Volksblatt' über die Werbearbeit dieser Jahre in Oberschlesien. Darin schrieb er über die Art und Richtung dieser Werbung. Demnach richtete sich der „Angriff", wie er nicht selten diese Arbeit bezeichnete, vor allem gegen die Römisch-Katholische Kirche. Diese wiederum versuchte sich natürlich dagegen zu wehren, was hier und da – laut Kaufmanns Bericht – durch Anzeigen auch zu Schwierigkeiten mit den staatlichen Stellen führte. In einigen Fällen wurden die Versammlungen der Katholisch-Nationalkirchlichen Bewegung deshalb polizeilich verboten, so z.B. in Hindenburg und Beuthen mit der Begründung, dort gäbe es zu wenig Alt-Katholiken oder der Angriff der Alt-Katholiken auf die Römisch-Katholische Kirche würde in den grenznahen Gebieten zur Unruhe führen und die Romkatholiken pro polnisch stimmen.[88] Festzustellen ist, dass sich die Eiferer dieser Bewegung auf einem sehr problematischem Terrain befanden, indem sie das Volkstum und den Nationalgedanken in ihren Aktionen maßlos überhöhten und damit dem nationalsozialistischen Gedankengut Vorschub leisteten.

Diese nationale Euphorie hinterließ auch im Gemeindeleben der Breslauer Alt-Katholischen Gemeinde ihre Spuren und zwar sowohl in der Ausdrucksweise – aus dem Vereinsvorsitzenden z.B. wurde ein Vereinsführer –, wie auch in der Gesinnung. Am 9. Dezember 1939 hielt die Bezirksgruppe Breslau des KNV[89] seine monatliche Mitgliederversammlung in den Räumen des Konditors Fritz Luder ab, der auch selbst Mitglied war. Der Bezirksgruppenleiter betonte u.a., „dass es unsere Pflicht ist, unseres Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler und der Kameraden zu gedenken, die für Führer und Volk unter den Waffen stehen, um unser Vaterland in dem aufgezwungenen Krieg zu beschützen."[90]

Die ostdeutsche Pfarrervereinigung, die im Mai 1940 in Oppeln gegründet wurde, hielt am 11. September des gleichen Jahres ihre erste Pfarrerversammlung in Breslau ab. Die Zeitung berichtete: „Sie wurde um 10 Uhr vormittags vom Vorsitzenden, Dr. Buchta/Berlin, eröffnet, der auch mit besonderer Freude Geistl. Rat Stiller begrüßte, welcher es sich nicht hatte nehmen lassen, an der Tagung teilzunehmen. Dann nahm Dr. Wald-

88) Alt-Katholisches Volksblatt, Nr. 11 vom 12. März 1937, S. 82ff.
89) Auf Anordnung der Behörden wurde 1937 die Katholisch-Nationalkirchliche Bewegung in Katholisch-Nationalkirchlicher Verein umbenannt worden. Als Bewegung durfte nur der Nationalsozialismus bezeichnet werden.
90) Alt-Katholisches Volksblatt, Nr. 5/6, vom 9. Febr. 1940, S. 23.

ner, Oppeln, das Wort zu einem Vortrag über die Stelle: ‚Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben.' Der Vortrag bot zum Teil ganz neue wertvolle Gesichtspunkte über den Ursprung des Primates [...] Als zweiter Punkt wurden Vorschläge für die Aufteilung der Diasporagebiete an die einzelnen Pfarreien gemacht."[91]

Mit dem Beginn des Krieges werden die schriftlichen Nachrichtenquellen immer dürftiger. Mitte 1941 wird aus kriegswirtschaftlichen Gründen die Herausgabe des ‚Alt-Katholischen Volksblattes' eingestellt. Aus dem gleichen Grund wird ab 1942 der ‚Alt-Katholische Hauskalender' nicht mehr herausgegeben. Auch das Bistumsarchiv enthält neben den beiden Seelsorgeberichten von 1942 und 1943 keine weiteren Informationen über das Schicksal der Alt-Katholischen Kirchengemeinde in der „Festung Breslau".

Es sind nur noch wenige Jahre bis die Gemeinde aufhörte zu existieren. Einzelne Zeugenberichte geben einen kleinen Einblick in diese tragische und dramatische Zeit. So berichtet Frau Otte aus Gera in Thüringen: „Ich bin Schlesierin und habe in Breslau gewohnt, der Stadt, die im Januar 1945 durch den ehemaligen Gauleiter Hanke zur Festung erklärt wurde. Das hatte die überstürzte Evakuierung von Frauen und Kindern zur Folge (ab 20. Januar 1945 bei minus 24 Grad!). Ich war ab dem im Oktober 44 erfolgten Staatsexamen im studentischen Kriegshilfsdienst eingesetzt und zum Zeitpunkt der Räumung unseres Stadtteils 250 Kilometer vom Elternhaus entfernt und durfte nicht mehr ostwärts nach Hause fahren."[92]

Johannes J. Urbisch

Kościół katolicki i starokatolicki ruch wyznaniowy na Śląsku w XIX i XX wieku

Sekularyzacja w 1810 roku i reorganizacja Kościoła katolickiego na Śląsku (1821) uwarunkowały atmosferę przełomu, która zaowocowała kościelną odnową. Odpowiednie postulaty reform formułowali profesorowie teologii uniwersytetu wrocławskiego, m.in. Johann Anton Theiner, Johann Baptist

91) Alt-Katholisches Volksblatt, Nr. 37/38, vom 20. Sept. 1940, S. 151f.
92) Berlis (Hg.): Erentrud Kraft (wie Anm.12), S. 199.

Balzer, Joseph Hubert Reinkens, Peter Joseph Elvenich i Theodor Hubert Weber, którzy jednak napotkali na opór Kościoła instytucjonalnego.

Sobór watykański I (1870) uchwalił dogmaty o nieomylności i prymacie papieża. Katolicy, który odrzucali te dogmaty powołując się na prawo do wolności wiary i sumienia, zostali ekskomunikowani. Ponieważ jednak chcieli – odwołując się do porządku i wiary starego Kościoła – pozostać przy katolicyzmie, po kongresach w Monachium (1871), Kolonii (1872) i Konstancji (1873) ukonstytuowali Kościół Starokatolicki, w 1873 roku wybierając biskupem Josepha Huberta Reinkensa. W październiku tego samego roku został on zaprzysiężony w pruskim Ministerstwie Kultury (Kultusministerium), wobec czego Kościół Starokatolicki uznany został przez państwo.

Na Śląsku stowarzyszenia względnie gminy starokatolickie zakładane były już od 1871 roku, m.in. w Jeleniej Górze, Katowicach, Gliwicach i Wrocławiu. Pod koniec XIX wieku czynne były tu 22 parafie starokatolickie, wobec czego Śląsk – obok Bawarii, Badenii, Nadrenii i Westfalii – zaliczany był do centrów ruchu starokatolickiego w Niemczech.

Problemy z zakładaniem gmin zarysowane zostały na przykładzie wrocławskiej parafii starokatolickiej. Początkowo chodziło o informowanie i pozyskiwanie członków, następnie – o kwestie związane z finansowaniem, miejscami odprawiania nabożeństw i duszpasterstwem. Współużytkowanie kościoła Bożego Ciała napotykało na problemy ze strony parafii katolickiej, zarówno pod względem prawnym, jak i na co dzień. Mimo to życie parafii starokatolickiej rozwijało się pomyślnie a liczba członków rosła. Synody diecezji odbywały się również we Wrocławiu. W 1921 roku parafia starokatolicka przejęła w użytkowanie kościół św. Anny przy seminarium. Wobec rosnących tendencji nacjonalistycznych w 1934 roku w ramach Kościoła Starokatolickiego utworzył się Kościelny Ruch Katolicko-Narodowy (Katholisch-Nationalkirchliche Bewegung). Wraz z upadkiem Festung Breslau w 1945 roku zanikła również i wrocławska parafia Kościoła Starokatolickiego na Śląsku. Tł. Klara Kaczmarek-Löw

Die evangelische Kirche Schlesiens zwischen Orthodoxie und Aufklärung*

Von Dietrich Meyer

Wenn man ältere Pfarrer aus Schlesien, die noch in Schlesien Dienst getan hatten, nach dem Charakter der schlesischen Kirche fragte, bekam man gern die Antwort: Die schlesische Kirche ist eine lutherische Kirche. Wenn man ihnen antwortete: Aber die schlesische Kirche gehörte doch zur Kirche der preußischen Union, dann hieß es: Ach, die Union war doch nur eine Verwaltungsunion, aber hatte mit dem wahren Leben der Gemeinden nichts zu tun. In Schlesien gab es doch fast keine reformierten Gemeinden. Und dann verwies man gern auf die vielen schlesischen Kirchenlieddichter, aber auch auf ihre Generalsuperintendenten.

Professor Dr. Eberhard Günter Schulz (1929–2010), der frühere Vorsitzende des schlesischen Kirchentags, vertrat eine andere Ansicht. Für ihn war Schlesien durch die Aufklärung, durch Philosophen wie Christian Wolff (1679–1754) und Christian Garve (1742–1798) oder auch durch den Theosophen Jakob Böhme (1575–1624), den man den ersten Philosophen der Neuzeit genannt hat, oder den aus Schlesien stammenden „Kirchenvater des 19. Jahrhunderts", Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768–1854), geprägt. Diesen weiten, manchmal grüblerischen, philosophischen Geist der Schlesier fand er charakteristisch. Was also macht die Eigenart der schlesischen evangelischen Kirche aus? Können beide so unterschiedliche Ansichten zutreffend sein? Offenbar kann man ein ganz entgegengesetztes Interesse und Bild von der schlesischen evangelischen Kirche haben. Ich will versuchen, Ihnen die Entstehung und Auswirkung dieser Polarität zu zeigen. Die evangelische schlesische Kirchengeschichte ist ein ständiges Pendeln zwischen diesen beiden Polen: lutherische Tradition und Öffnung für neue geistige Strömungen. Es ist die immer

*) Da es sich bei diesem Vortrag nicht um einen Beitrag zur wissenschaftlichen Forschung, sondern um einen Überblick in Art eines Essais handelt, wird im Folgenden auf die Angabe wissenschaftlicher Literatur weitgehend verzichtet. Zudem wird die Form des mündlichen Vortrags beibehalten.

wieder zu beobachtende Polarität zwischen Rückbesinnung auf das Erbe der Reformation und die Öffnung hin zum Geist der Zeit, zwischen Bekenntnis und freier Entfaltung, zwischen Rechtgläubigkeit und Toleranz für Pluralität. Was ich damit meine, wird im Folgenden erläutert. Wenn ich für diese Tagung um einen Überblick und eine Positionsbeschreibung der evangelischen schlesischen Kirche gebeten wurde, dann will ich meinen Rückblick auf 500 Jahre Kirchengeschichte auf diese grundlegende Polarität konzentrieren.

1. Reformation und Humanismus

Die Anfänge der evangelischen schlesischen Kirche liegen in einer Zeit des Aufbruchs und der Erneuerung der geistigen Elite. Was die Reformation im Allgemeinen und in ganz besonderer Weise in Schlesien auszeichnet, ist ja ihre Verknüpfung mit dem Humanismus, der in mancher Hinsicht so etwas wie eine frühe Form der Aufklärung gewesen ist.[1] Aus schlesischer Perspektive muss man sagen, dass nur aufgrund dieser Verschmelzung der Reformation mit dem Humanismus der gesellschaftliche Umbruch möglich wurde. Das Netzwerk der Humanisten bildete die geistesgeschichtliche Voraussetzung für die Entfaltung der Reformation und ihren Eingang in fast alle Schichten der Gesellschaft.

Dafür nur einige Stichworte: Die humanistische Forderung *Ad Fontes – Zu den Quellen* bedeutete für die Kirche die Rückbesinnung auf die heilige Schrift in ihrer Ursprache und die Bibel als einzige Norm und Basis einer Kirche. Der Rückgang zu den Quellen bedeutete ja auch die Übersetzung der heiligen Schrift aus den Ursprachen, dem Griechischen und Hebräischen, in die Muttersprache der einzelnen Nationen und Sprachfamilien. Dass die Messe nun in deutscher Sprache zu verfolgen war, was in Schlesien freilich erst recht spät geschah, bedeutete eine unerhörte Chance für die breite Volksmasse, den Gottesdienst mitzuerleben und zu verstehen. (Wir haben in ähnlicher Weise nach dem Zweiten Vatikanum erlebt, wie der konsequente Gebrauch der deutschen Sprache die Messe auch für

1) Einen guten Überblick über die Geschichte der Reformation in Schlesien aus jüngster Zeit bietet Andreas Stegmann: Die Reformation in Schlesien, in: Archiv für schlesische Kirchengeschichte (zit. als ASKG) 75 (2017), S. 133–167; ferner Norbert Conrads: Der Aufbruch Schlesiens im Zeitalter von Humanismus und Reformation, in: Ebd., S. 169–183.

evangelische Christen zugänglich machte.) Für Schlesien bedeutete die Verschmelzung mit dem Humanismus in erster Linie eine bisher nicht gekannte Bildungsreform und die Entstehung von vorbildlichen Gymnasien für das aufstrebende Bürgertum unter vorzüglichen Pädagogen wie Petrus Vincentius[2] (1519–1581) in Görlitz und Breslau oder Valentin Trotzendorf[3] (1490–1556) in Goldberg (auch Brieg und Beuthen). Diese Schulen haben im sog. Späthumanismus die Grundlage für die geistesgeschichtliche Bedeutung Schlesiens im 17. Jahrhundert gelegt. Mit dieser Bildungsreform eng verknüpft war das Entstehen einer eigenen Lied- und Gesangskultur, in Schlesien mit dem Gesangbuch von Valentin Triller (um 1493–1573) oder dem Komponisten Thomas Stolzer[4] (um 1475–1526). Die Bildungsreform wurde ferner unterstützt durch die Edition von Katechismen, wobei in Schlesien Caspar von Schwenckfeld[5] (1489–1561) und der Liegnitzer Pfarrer Johann Sigismund Werner[6] (um 1491–1554) 1525 mit dem Katechismus Lignicensis den Reformatoren Martin Luther (1483–1546) und dem Breslauer Pfarrer Ambrosius Moiban[7] (1494–1554) noch vorangingen. Vor allem aber führte die Verschmelzung von Humanismus und Reformation zu erheblichen *sozialen* Konsequenzen, nämlich dem Ende der Spaltung der Gesellschaft in die beiden Stände, der Laien und der Geistlichen, eine Reform, gegen die sich die katholische Kirche noch heute eisern wehrt. Diese biblisch begründete Lehre des allgemeinen Priestertums der Gläubigen, die zur Priesterehe und zur Auflösung vieler Klöster führte, bedeutete einen Angriff auf die mittelalterliche Kirchenstruktur und war vielleicht der nach außen hin sichtbarste Einschnitt

2) Vgl. dazu Hartmut Freytag: Petrus Vincentius (1519–1581), in: Arno Herzig (Hg.): Schlesier des 14. bis 20. Jahrhunderts (Schlesische Lebensbilder 8). Neustadt an der Aisch 2004, S. 60–68.
3) Vgl. dazu Karl Weidel: Valentin Trozendorf, in: Friedrich Andreae u.a. (Hg.): Schlesier des 16. bis 19. Jahrhunderts (Schlesische Lebensbilder 4). Breslau 1931, Sigmaringen 1985, S. 98–107.
4) Vgl. zu ihm Lothar Hoffmann-Erbrecht: Thomas Stoltzer (um 1470–1526), in: Josef Joachim Menzel und Ludwig Petry (Hg.): Schlesier des 15. bis 20 Jahrhunderts (Schlesische Lebensbilder 6). Sigmaringen 1990, S. 19–27.
5) Vgl. zu ihm Ernst Lohmeyer: Caspar Schwenckfeld von Ossig, in: Andreae (wie Anm. 3), S. 42–49.
6) Vgl. Arno Herzig: Johann Sigismund Werner (~ 1491–1554), in: Herzig (wie Anm. 2), S. 47–55.
7) Vgl. Dietrich Meyer: Ambrosius Moiban (1494–1554), in: Joachim Bahlcke (Hg.): Schlesische Lebensbilder. Bd. 9. Insingen 2007, S.109–120.

in das bisherige Kirchenwesen. Dieser Gedanke stand und steht ja auch hinter der Feier des Abendmahls in beiderlei Gestalt, die in vielen Orten den Übergang zur Reformation bezeichnete. Doch damit sei es genug der Andeutungen, um diese Erneuerung und Öffnung der Kirche in die Gesellschaft kurz zu kennzeichnen, die in Schlesien angesichts der Vielzahl der kleinen Territorien im Einzelnen sehr unterschiedlich verlaufen ist. Dabei deutete sich in Luthers Streitschrift gegen den Humanisten Erasmus von Rotterdam (um 14667–1536) bereits eine Spannung innerhalb des Humanismus an, der fortan einen biblischen Humanismus von einem mehr philosophischen trennte. Auch neigten Humanisten in Schlesien wie Caspar von Schwenckfeld und Valentin Krautwald (um 1490–1545) dem Spiritualismus zu, was Luther klar erkannte und geißelte. Horst Weigelt hat diese spiritualistische Tradition im Protestantismus, die sich bei Schwenckfeld in seiner von der Mystik angeregten Kritik der Rechtfertigungslehre und dann bei Krautwald in einem von Johannes 6 abgeleiteten Abendmahlsverständnis, das von Ulrich Zwingli (1484–1531) und Johann Ökolampad (1482–1531), von Erasmus und den alten Kirchenvätern beeinflusst wurde, aufgezeigt.[8] Es zeigte sich also schon im 16. Jahrhundert die beobachtete Polarität in Schlesien.

Nun – Aufbruch ist das eine, aber die Verfestigung der Neuerungen in Form von Kirchenordnungen und Gottesdienstformularen und die sich bald als notwendig erweisende Bindung an den weltlichen Arm, d.h. an den jeweils herrschenden Landesherrn, ist das andere. Das Fehlen einer starken reformatorischen Persönlichkeit, die Zersplitterung der Territorien war Schwäche und Vorzug der schlesischen Reformation zugleich. In Schlesien glaubte man noch lange, mit den katholischen Reformern und Kirchenvertretern eins zu sein und hielt, „als die Spaltung der Kirche in Schlesien bereits Realität war," noch „bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts an der Fiktion ihrer Einheit fest."[9] Die Gestaltung und Festigung der evangelischen Gemeinden hat in Schlesien erst relativ spät eingesetzt und Konturen gewonnen, führte dann aber gegenüber der katholischen Oberherrschaft zu einer Verkrustung und Starrheit, die sich theologisch in der Orthodoxie äußerte.

8) Horst Weigelt: Spiritualistische Tradition im Protestantismus. Die Geschichte des Schwenckfeldertums in Schlesien (Arbeiten zur Kirchengeschichte 43). Berlin, New York 1973, bes. S. 42–46 und 53–65.
9) Norbert Conrads (Hg.): Deutsche Geschichte im Osten Europas. Schlesien. Berlin 1994, S. 209.

2. Lutherische Orthodoxie

Wie aber kam es vom Aufbruch der Reformation zu der Kirche der lutherischen Orthodoxie im 17. Jahrhundert? Ich möchte dafür drei Gründe nennen:

1. Der politische Rahmen. Entscheidend für die weitere Entwicklung war in erster Linie die politische Abhängigkeit Schlesiens von den Habsburgern und damit von König Ferdinand I., der 1526 Landesherr wurde und sehr geschickt als Schutzherr seiner katholischen Kirche auftrat. Unter seinen Nachfolgern Ferdinand II. und Ferdinand III., unterstützt von den Breslauer Bischöfen, ist es zur endgültigen Durchführung der Gegenreformation mit der Rückführung von 656 Kirchen zur katholischen Kirche und Entlassung von ca. 500 evangelischen Pfarrern gekommen.[10] Dieser Vorgang der sog. Reduktion von Kirchen, der ja einen Verlust von ca. zwei Drittel aller evangelischen Kirchen bedeutete, hatte die Isolierung und den Rückzug der lutherischen Gemeinden auf sich selbst zur Folge. Nur dank der Zufluchts- und Grenzkirchen konnte diese Kirche überleben. Zugleich aber stärkte dieser Vorgang den Widerstandswillen und die Durchhaltekraft der Gläubigen gegenüber einer andersgläubigen Obrigkeit.[11]

2. Als zweites Motiv nenne ich die Abwehr aller internen Angriffe und Infragestellungen. Um sich zu behaupten, verteidigten sich die Pfarrer gegen alles, was die reine Lehre des Luthertums zu gefährden schien. Zwar lehnten die schlesischen Theologen eine Unterschrift unter die das deutsche Luthertum einigende und abgrenzende Konkordienformel von 1577 ab, ebenso wie die Gruppe der sog. Gnesiolutheraner, deren Anführer Flacius Illyricus (1520–1575) Schlesien besuchte, um sie für sich zu gewinnen,[12] denn Schlesien war überwiegend von Philipp Melanchthon (1497–1560), man sagte damals „philippistisch", geprägt. Aber immerhin kam es auch

10) Die Zahlen sind entnommen aus Christian-Erdmann Schott: Schlesien, in: Theologische Realenzyklopädie (zit. als TRE). Bd. 30: Samuel-Seele. Berlin 1999, S. 189–198, hier S. 191.

11) Beispielhaft für das Erstarken der Gegenreformation und der katholischen Reform sei die Grafschaft Glatz genannt, s. dazu Arno Herzig: Reformatorische Bewegungen und Konfessionalisierung. Die habsburgische Rekatholisierungspolitik in der Grafschaft Glatz (Hamburger Veröffentlichungen zur Geschichte Mittel- und Osteuropas 1). Hamburg 1996.

12) Ernst Koch: Konkordienformel, in: Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, Bd. 19: Kirchenrechtsquellen-Kreuz. Berlin 1990, S. 476–483, hier 479.

in Schlesien zu einer eigenen „Heidersdorfer Konkordienformel“ (1574), in der 26 Pfarrer Schwenckfeld und vor allem die Schweizer Reformierten, Zwingli, Calvin (1509–1564) und Theodor Beza (1519–1605), verwarfen. Die Abwehr schwenckfeldischer Einflüsse beschäftigte die Kirche seit 1527, seit Luthers Schrift gegen Caspar von Schwenckfeld, und war schon ein Gegenstand der Polemik bei dem Reformator Ambrosius Moiban. Der Kampf in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gegen die sog. Kryptocalvinisten beraubte Schlesien wertvoller Theologen, wie Abraham Scultetus (1566–1624) und Zacharias Ursinus (1534–1583), der dann nach Heidelberg ging und Hauptverfasser des reformierten Heidelberger Katechismus war, oder Martin Füssel (1571–1626), den der Brandenburger Kurfürst Sigismund für Berlin gewinnen konnte und der der eigentliche Verfasser der Confessio Sigismundi, des Bekenntnisses der reformierten Brandenburgischen Herrscher, war. Dieser Prozess der lutherischen Konfessionalisierung in Schlesien führte andrerseits dazu, dass es zu kirchenkritischen Unterströmungen kam. Ich denke an die Theosophie von Jakob Böhme, der dann zum Protagonisten einer überkonfessionellen philadelphischen Gemeinschaft wurde, die sich im 17. Jahrhundert bis nach Holland und England, unter dem Namen der sog. Behmenists verbreitete. Sein Gegenüber, Pfarrer Gregor Richter (1560–1624) in Görlitz, vertrat auf der anderen Seite mit seiner Starrheit und Rigidität eben genau das, was wir lutherische Orthodoxie nennen und wie es uns in Görlitz jeden Sommer in einem Schauspiel immer wieder vorgeführt wird.

3. Dieser Zwang zur Selbstbesinnung und Reduzierung der Kräfte auf das Zentrale brachte andrerseits erstaunliche Leistungen hervor wie die künstlerisch einmaligen Fachwerkbauten der Friedenskirchen (nach dem Westfälischen Frieden von 1648) in Glogau, Jauer und Schweidnitz. Dasselbe geschah in der Dichtung. Die auf den schlesischen Gymnasien Ausgebildeten, die gezwungen waren, im Ausland zu studieren, erhielten so eine überdurchschnittliche, weil internationale Bildung, und brachten die beiden schlesischen Dichterschulen des Barock hervor. Es war eine leise, unter dem Druck der Gegenreformation und dann des 30jährigen Krieges entstandene Dichtung, die das Leiden unter den Zeitverhältnissen verarbeitete. Das 17. Jahrhundert wurde der Höhepunkt der evangelischen Kirchenlieddichtung mit Martin Behm (1557–1622), Valerius Herberger[13]

13) Vgl. Christian-Erdmann Schott: Valerius Herberger (1562–1627), in: Josef Joachim Menzel (Hg.): Schleier des 15. bis 20. Jahrhunderts (Schlesische Lebensbilder 7). Stuttgart 2001, S. 30–35.

(1562–1627), Johann Heermann[14] (1585–1647), Andreas Gryphius[15] (1616–1684), Friedrich von Logau[16] (1605–1655), Christian Knorr von Rosenroth[17] (1636–1689), Matthäus Apelles von Löwenstern[18] (1694–1648). In dieser Zeit entstanden bekannte Andachtsbücher, wie Martin Hyllers (1575–1651) ‚Güldenes Schatzkästlein' (1650) oder die Schriften des Liegnitzschen Landeshauptmanns David von Schweinitz[19] (1600–1667), die sog. Tröster für die Gemeinden, und die zahlreichen Leichenpredigten mit einer erstaunlichen Gelegenheitsdichtung, die in den letzten Jahrzehnten intensiv von Rudolf Lenz[20] und Klaus Garber[21] untersucht wurde. Diese sind ein Zeugnis der lutherischen Kreuzes- und Leidenstheologie und drücken das Frömmigkeitsempfinden dieser Zeit am deutlichsten aus. Hier wird der nach außen wirkenden prachtvollen Barockfrömmigkeit der Jesuiten, die sich in Bauten, Bildprogrammen und Schauspiel entfaltet, eine auf Innerlichkeit zielende Antwort, die sich aus der lutherischen Wort-Theologie speist, entgegengestellt. Es ist die Hochzeit der lutherischen Kirche in Schlesien und ihres konfessionellen Selbstbewusstseins, kurz der lutherischen Orthodoxie.

Diese Phase der lutherischen Orthodoxie hat in Schlesien sehr lange, bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, gedauert und hatte – je länger, je

14) Vgl. Georg Blümel: Johannes Heermann, in: Friedrich Andreae u.a. (Hg.): Schlesier des 17. bis 19. Jahrhunderts (Schlesische Lebensbilder 3). Breslau 1928, Sigmaringen 1985, S. 36–42.
15) Vgl. Paul Merker: Andreas Gryphius, in: Ebd., S. 109–119; Marian Szyrocki: Andreas Gryphius. Sein Leben und Werk. Tübingen 1964.
16) Vgl. Martin Bojanowski: Friedrich von Logau, in: Andreae (wie Anm. 14), S. 10–19.
17) Vgl. Rosemarie Zeller: Christian Knorr von Rosenroth (1636–1689), in: Joachim Bahlcke (Hg.): Schlesische Lebensbilder. Bd. 11. Insingen 2012, S. 175–184.
18) Peter Epstein: Matthäus Apelles von Löwenstein, in: Andreae (wie Anm. 14), S. 42–47.
19) Johannes Wallmann: Schlesische Erbauungsliteratur des 17. Jahrhunderts. Die Schriften des Liegnietzschen Landeshauptmanns David von Schweinitz (1600–1667), in: Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte 86 (2007), S. 45–98.
20) Rudolf Lenz (Hg.): Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften. Marburger Personalschriftensymposion, Forschungsgegenstand Leichenpredigten. Bd. 1, 1974 – Bd. 4, 2002. Stuttgart 1975–2004 sowie die Verzeichnung der in den einzelnen Archiven enthaltenen schlesischen Leichenpredigten.
21) Klaus Garber (Hg.): Handbuch des personalen Gelegenheitsschrifttums in europäischen Bibliotheken und Archiven. Breslau: Bd. 1, 2, 9–11 und 17–18. Hildesheim 2001–2005.

deutlicher – auch *fatale* Folgen. Die Hüter der lutherischen reinen Lehre haben den theologischen Aufbruch des Pietismus einfach verschlafen und in seiner Bedeutung nicht erkannt. Gestatten Sie mir dazu ein sprechendes Beispiel: die Auseinandersetzung des Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf (1700–1760) mit dem Breslauer Kircheninspektor Johann Friedrich Burg[22] (1689–1766) in den Jahren 1743/44. Als der preußische König Friedrich II. der Brüdergemeine in einer Generalkonzession von 1742/43 die Niederlassung in einigen Brüderorten genehmigte, war Zinzendorf, der sich als Lutheraner verstand, dieser Akt der Toleranz und Großzügigkeit suspekt, weil er das Misstrauen der schlesischen Lutheraner erwecken musste. Darum bot Zinzendorf dem Breslauer Inspektor eine Unterstellung der Herrnhuter Siedlungen in Schlesien unter die lutherischen Konsistorien an. Dieser nahm eine Prüfung der Lehre der Brüdergemeine vor und fand, dass sie trotz vieler Gemeinsamkeiten mit den lutherischen Ansichten letztlich nicht übereinstimme und verweigerte eine Zusammenarbeit. Zinzendorf konnte darauf nur antworten, dass es ihm nicht um eine Inkorporation der Brüdergemeine in die lutherische Kirche ginge, da habe der Inspektor ihn wohl falsch verstanden. Aber da dieser als Repräsentant der lutherischen Kirche in Schlesien die Brüder nicht für lutherische Glaubensgenossen halte, so wäre eine Subordination unter die schlesischen Konsistorien allerdings ein „latudinarischer Mischmasch", und er sei weit davon entfernt, einen solchen „Indifferentismus" zu befördern.[23] Zinzendorf nahm mit dieser Antwort geschickt die Vorwürfe seiner Gegner auf, die ihm eben solchen Indifferentismus (Gleichgültigkeit in Lehrfragen) und Religionsmischmasch in der reinen Lehre vorwarfen. Das aber sei ihm, dem Ordinarius der Herrnhuter Gemeinschaft, ebenso zuwider und lehne er entschieden ab. So also noch 1744.

Im übrigen bedeutet das Herrnhutertum und die Theologie Zinzendorfs eine eigentümliche Verbindung von Aufklärung und Frömmigkeit. So entschieden Zinzendorf den reinen Rationalismus ablehnte, so viel lag ihm andererseits an einer Begründung der Religion in der natürlichen, von Gott

22) Vgl. Georg Blümel: Johann Friedrich Burg, in: Friedrich Andreae u.a. (Hg.): Schlesier des 18. Und 19. Jahrhunderts (Schlesische Lebensbilder 2). Breslau 1926, Sigmaringen 1985, S. 73–77.

23) Vgl. dazu Dietrich Meyer: Zinzendorf, Friedrich der Große und die Brüdersiedlungen in Schlesien, in: Wolfgang Breul und Peter Vogt (Hg.): Die Herrnhuter Brüdergemeine im 18. und 19. Jahrhundert. Theologie, Geschichte, Wirkung. Göttingen 2023, S. 239–261, hier S. 246–248.

geschaffenen Anlage des Menschen. Nicht in der Vernunft oder in einer natürlichen Theologie hat sich Gott dem Menschen zu erkennen gegeben, sondern in seinem Sohn und seiner Liebe zu den Menschen. Das bedeutet aber: „Die Religion muss eine Sache sein, die sich ohne alle Begriffe durch bloße Empfindungen erlangen lässt." Oder: „Die Religion kann nicht vernünftig gefasst werden, wenn sie der Empfindung widerspricht."[24] Christlicher Glaube kommt also in der Empfindung zum Vorschein und zur Wirklichkeit, wird in den Empfindungen des Menschen real. Aus dieser Erkenntnis konnte dann Friedrich Schleiermacher seine Religionsschrift entwickeln, wonach sich Glaube in Gefühl und Anschauung entfaltet. Im übrigen wurde diese Erkenntnis von den brüderischen Pädagogen in den Schulen tradiert.[25]

3. Aufklärung

Nur 50 Jahre später war die schlesische Kirche eine völlig andere. In wenigen Jahrzehnten wurde aus der Kirche der lutherischen Rechtgläubigkeit eine Kirche der Aufklärung und des Rationalismus. Wie konnte es dazu kommen? Lassen Sie mich dafür vier Gründe nennen:

1. Das entscheidende Ereignis war sicherlich wieder ein politischer Vorgang, nämlich die Eroberung Schlesiens durch Friedrich II. von Preußen 1740/41. Damit zugleich entstand zum ersten Mal in Preußen eine einheitliche evangelische schlesische Kirche, die in die preußische Verwaltung und ihr Bildungswesen integriert wurde. Da Schlesien keine eigene Universität besaß, studierte die theologische Jugend an den damaligen Zentren der Aufklärung, in Halle, Jena und Leipzig. Die französischen Aufklärer Jean-Jaques Rousseau (1712–1778) und Voltaire (1694–1778),

24) So Nikolaus Ludwig von Zinzendorf: Der Teutsche Socrates. Leipzig, Görlitz (1732), ND Leipzig 1902, S. 289–296, Punkt 2 und Punkt 11. Abgedruckt bei Dietrich Meyer: Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. Er der Meister, wir die Brüder. Gießen, Basel 2000, S. 201–203.

25) Vgl. dazu den Organisator des Schulwesens in der Brüdergemeine nach 1750 Paul Eugen Layritz (1707–1788). Dazu Dietrich Meyer: Die Begründung einer christlichen Psychologie als einer Psychotheologie. Die Schulprogramme des Neustädter Pädagogen Paul Eugen Layritz, in: Udo Sträter (Hg.): Alter Adam und neue Kreatur. Pietismus und Anthropologie: Beiträge zum II. Internationalen Kongress für Pietismusforschung 2005 (Hallesche Forschungen 28/1). Tübingen 2009, S. 293–304.

der Schlesier Christian Wolff,[26] seit 1707 Professor in Halle (nach seiner Denunziation und Ausweisung 1723 im Jahr 1740 wieder zurückgeholt) und Christian Garve[27] in Breslau und natürlich dann auch Immanuel Kant (1724–1804) in Königsberg waren nun die prägenden Männer der Stunde und Leitbilder der Studenten.

2. Ein weiteres Argument: Friedrich II. brachte nach Schlesien etwas, das man bisher so schmerzlich vermisst hatte, nämlich Gewissensfreiheit. Auch wenn der König alles andere als ein praktizierender Christ war, er gestattete freie Religionsausübung. Das wurde nicht nur von lutherischer Seite, sondern gerade auch von Seiten der Pietisten, Reformierten und anderen bisher untersagten Religionsgemeinschaften hoch geschätzt und brachte eine natürliche Zuneigung zu diesem neuen Staat, auch wenn er den Evangelischen nicht die Rückgabe der Kirchengebäude brachte. Aber die Gestattung der freien Religionsausübung ermöglichte doch den Aufbau schlichter Bethauskirchen, wenn die finanziellen Verhältnisse es erlaubten.

3. Mit der Öffnung für den preußischen Staat änderte sich auch das Sprachempfinden und die allgemeine Geisteskultur. Man kann diesen Wandel am besten an den Gesangbüchern beobachten. Burgs ‚Allgemeines und vollständiges Gesangbuch' von 1742 (3. Aufl. 1744) war noch ganz der lutherischen Orthodoxie verpflichtet (Burg war allerdings mehr Redaktor als Urheber).[28] Es enthielt u.a. 177 Lieder des lutherischen Schweidnitzer Pfarrers Benjamin Schmolck (1672–1737). Aber gerade die Sprache Schmolcks empfand man im 18. Jahrhundert nicht mehr als zeitgemäß, und der Wunsch nach einem neuen Gesangbuch nach dem Vorbild von Berlin wurde laut. Im Jahr 1800 erschien dann ein ‚Neues evangelisches Gesangbuch', das der Breslauer Kircheninspektor David Gottfried Gerhard (1734–1809) herausgab und das nun eindeutig von dem Geist einer gemäßigten Aufklärung beherrscht wurde. Es enthielt neben der Glaubenslehre einen ebenso gewichtigen Teil „Christliche Sittenlehre" und legte damit den Schwerpunkt auf die Bewährung des christlichen Lebens im täglichen Leben. Unter den geschätzten Liederdichtern finden sich fast keine Schlesier, sondern die bekannten Namen Christian Fürchtegott Gellert

26) Vgl. Richard Hönigswald: Christian Wolff, in: Andreae (wie Anm. 22), S. 56–60; Hans-Joachim Kertscher: „Er brachte Licht und Ordnung in die Welt" Christian Wolff – eine Biographie. Halle (Saale) 2018.
27) Vgl. Werner Milch: Christian Garve, in: Andreae (wie Anm. 22), S. 60–69.
28) Vgl. zum Folgenden Christian-Erdmann Schott: Geschichte der schlesischen Provinzialgesangbücher 1742–1950. Würzburg 1997.

(1715–1769), Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803) und Johann Andreas Cramer (1723–1788). Christian Erdmann Schott (1932–2016) hat den Übergang der schlesischen Kirche zur Aufklärung auf das Jahr 1778, dem Amtsantritt von Kircheninspektor David Gottfried Gerhard in Breslau, datiert, weil diese Besetzung des erst 44jährigen Gerhard auf Bitten der Kaufmannschaft und Bürgerschaft von Breslau geschah. Dieser hatte in Halle seit 1754, dem Todesjahr von Christian Wolff, Theologie studiert und war dort im Geist der Aufklärung groß geworden.

4. Zu den Glanzworten des neuen Staats gehörte ferner der Begriff der Toleranz. Dieses den Hugenotten, Salzburgern u.a. Flüchtlingen gewährte politische Ideal sollte durch den Unionsaufruf König Friedrich Wilhelms III. in der Durchführung der Gottesdienstgemeinschaft mit den Reformierten, zu denen ja auch das Herrscherhaus zählte, im Jahre 1817 verwirklicht werden. In Schlesien schloss man sich diesem Leitbild an und die Unionssynode von 1822, auf der sich alle Superintendenten Schlesiens hinter die preußische Union und hinter Professor David Schulz[29] (1779–1854), den Systematiker der theologischen Fakultät in Breslau und einflussreichstes Mitglied des Breslauer Konsistoriums, stellten, stimmte dem zu.

4. Die Kritik an der Aufklärungsfrömmigkeit

Schulz schied erst 1845 aus dem Konsistorium aus, und es zeigte sich wieder einmal eine ausgesprochen konservative Einstellung der Mehrheit der Geistlichen Schlesiens, die die geistlichen Aufbrüche des 19. Jahrhunderts, die Missions- und Bibelvereine, den Beginn der Erweckungsbewegung ignorierten und geradezu bekämpften. Diese seien „auf Geltendmachung und Verbreitung einer mystisch-pietistischen, dem evangelisch-kirchlichen Wesen der gegenwärtigen Zeit entgegengesetzten Glaubensansicht“[30] gerichtet. Es gab aber auch die, die den Rationalismus und die Bibelkritik der Zeit bewusst ablehnten, wie die Herrnhuter Brüdergemeine, die Basler Christentumsgesellschaft und die Kreise der Erweckung. Sehr deutlich war

29) Vgl. Konrad Müller: David Schulz, in: Friedrich Andreae u.a. (Hg.): Schlesier des 19. Jahrhunderts (Schlesische Lebensbilder 1). Breslau 1922, Sigmaringen 1985, S. 143–146.

30) Gustav Kawerau: Der Kampf des schlesischen Konsistoriums gegen die ersten Missionsvereine, in: Allgemeine Missions-Zeitschrift 27 (1900), S. 545–564, hier S. 556.

der Protest gegen den preußischen Landesherrn, Friedrich Wilhelm III., als er in den 1820er Jahren eine neue, von ihm entworfene Agende einführen wollte. 1827 lehnten von 744 Pfarrer 500 die preußische Agende ab.[31] Dazu zählten auch die Gemeinden der Oberlausitz, die 1815 nach Preußen kamen und die an ihrer ausführlicheren sächsischen Agende festhielten, und Generalsuperintendent Johann Gottlob Worbs (1760–1833) hatte seine Mühe, den Pfarrern und Gemeinden die fortschrittliche preußische Verwaltung und aufgeklärte Gesinnung zu empfehlen.

Dann geschah etwas Unerwartetes: Der Protest einiger Gemeinden gegen die Union war so stark, dass es zur Abspaltung einer selbstständigen lutherischen Freikirche kam, die der Breslauer Universitätsprofessor Johann Gottfried Scheibel[32] (1783–1843) 1830 anlässlich der 300 Jahrfeier der Augsburger Konfession anstiftete. Der eigenwillige, aber mitreißende Prediger Scheibel kam aus der Erweckungsbewegung, sah das Erbe Luthers durch die von oben angeordnete Union mit der reformierten Kirche in Gefahr und fand Unterstützung durch eine ganze Reihe von Gemeinden, die mit ihm den Weg in die Separation gingen. Knüpften diese Pfarrer und Gemeinden einerseits an das Erbe der lutherischen Orthodoxie an, so äußerte sich in ihnen andrerseits ein in die Zukunft weisendes Unabhängigkeitsbewusstsein, das nicht mehr gewillt war, staatlichen Anordnungen einfach zu folgen. Die sog. Altlutheraner, die dann auch in Pommern, Rheinland, Hessen u.a. Nachfolger fanden, waren die erste staatsfreie Kirche der Neuzeit.

In der Landeskirche war es der 1847 zum Generalsuperintendenten ernannte August Hahn[33] (1792–1863), der mit den Altlutheranern sympathisierte, andrerseits aber in Treue zum König stand. Hahn hatte 1827 als Leipziger Theologieprofessor eine Schrift gegen den Rationalismus geschrieben, in der er diesen für unkirchlich erklärte und ihre Anhänger aufforderte, ehrlicherweise aus der Kirche auszutreten. Das war revolutionär, weil es die Mehrheit seiner theologischen Kollegen traf. Er wurde aber

31) So bei Friedrich-Wilhelm Kantzenbach und Joachim Mehlhausen: Neuluthertum, in: TRE, Bd. 24: Napoleonische Epoche-Obrigkeit. Berlin 1994, S. 327–341, hier S. 329.
32) Vgl. Konrad Müller: Johann Gottfried Scheibel, in: Andreae (wie Anm. 22), S. 194–197.
33) Vgl. Dietrich Meyer: August Hahn (1792–1863), in: Joachim Bahlcke (Hg.): Schlesische Lebensbilder. Bd. 12, Würzburg 2017, S. 165–179.

1833 von der preußischen Regierung wegen seiner konservativen Haltung unterstützt und als Konsistorialrat nach Breslau berufen. Ein Jahr später, am 23. Dezember 1834, sandte ihn die Regierung nach Hönigern, wo eine Gemeinde von Altlutheranern unter Pfarrer Eduard Gustav Kellner (1801–1878) die Kirche besetze. Er sollte die Gemeinde zum Einlenken bewegen, was ihm natürlich nicht gelang, zumal der Einsatz von Militär vom König bereits angeordnet war. So zog er sich nach Namslau zurück, um nicht miterleben zu müssen, wie das Militär die Kirche gewaltsam öffnete. Er räumte später ein, dass er als Professor der Theologie in Königsberg in den 1820er Jahren ebenfalls die Annahme der preußischen Agende verweigert habe.

5. Die Verfestigung der Fronten in sog. Kirchenparteien

Das ganze 19. Jahrhundert ist gekennzeichnet durch die Auseinandersetzung der konservativen, an den Bekenntnissen der Reformation festhaltenden Lutheranern mit den liberalen Kräften, die sich für unabhängige Synoden und freie Kirchenwahlen gegen eine straffe Staatskirche aussprachen. Ein Jahr bevor Hahn Generalsuperintendent in Schlesien wurde, 1842, versammelten sich 120 Pfarrer der Landeskirche, um sich für eine selbstständige, vom Staat unabhängige Landeskirche einzusetzen und in einer eigenen Zeitschrift mit dem programmatischen Titel ‚Der Prophet' für ihre Ideen zu werben.[34] Daraus entstand in dem Krisenjahr 1848 das Komitee zur Wahrung der Interessen der unierten evangelischen Kirche. Als Antwort darauf bildete sich einen Monat später der Lutherische Verein, der nicht nur die Augsburger Konfession von 1530 als seine Grundlage erklärte, sondern auch die Aufhebung der bisherigen Union und die Bildung einer lutherischen Landeskirche anstrebte.[35] Damit bekam die Spannung zwischen Orthodoxie und Aufklärung nun ein neues Gesicht. Die

34) Dietrich Meyer: „Der Prophet." Eine theologisch-liberale Zeitschrift des Vormärz, in: Marek Hałub und Anna Mańko-Matysiak (Hg.): Śląska Republika Uczonych/Schlesische Gelehrtenrepublik/Slezská Vědecká Obec. Bd. 2. Wrocław 2006, S. 186–209.

35) Dietmar Ness: Die kirchenpolitischen Gruppen der Kirchenprovinz Schlesien von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1933. Hamburg 1980 (masch.), S. 6.

Aufklärer, meist Liberale, später Protestantenverein genannt, stellten sich leidenschaftlich hinter die preußische Union, die sie in Gefahr glaubten. Demgegenüber stand die kirchliche Partei des Lutherischen Vereins, der das lutherische Bekenntnis bedroht sah. Die Spaltung der Landeskirche in „Parteien" fächerte sich bald weiter auf: Es bildete sich 1870/75 die Gruppe der Freunde der Positiven Union, die als Mittelpartei auf der Basis der Vernunft zu vermitteln suchte. Die Köpfe dieser Parteien kamen meist aus der Universität Breslau, auch aus dem Konsistorium. Die Spaltung der Landeskirche in verschiedene Blöcke ging also durch alle Ebenen der Kirche. Diese Blockbildung bestimmte die Entscheidungen der seit 1869 (seit 1864 Kreissynoden) regelmäßig stattfindenden Landessynoden und das gesamte kirchliche Leben, die Besetzung von Pfarrstellen und kirchlichen Lehrstühlen an der Universität Breslau. Diese Demokratisierung und Auffächerung der Gegensätze von aufgeklärten Unionisten und konfessionellen Lutheranern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts betraf natürlich nicht nur Schlesien, sondern die gesamte preußische Landeskirche und ist ein höchst interessanter Vorgang. Kirchenparteien sind ja nicht nur unterschiedliche theologische Lehrmeinungen, sondern eine von politischem Handeln bestimmte Gruppenbildung, die auf Umsetzung kirchenpolitischer Ideen im öffentlichen politischen Leben abzielen. Sie bedeuteten grundsätzlich die Gefahr der Aufspaltung einer Landeskirche, und es bedurfte starker Generalsuperintendenten, um die verschiedenen Gruppen zusammenzuhalten. Generalsuperintendent Hahn war eine solche Persönlichkeit, die die politischen Strömungen der Landeskirche zusammenhalten konnte, sicherlich auch deshalb weil seine Position in der Nähe eines konservativen Luthertums stand. Sein Nachfolger, Generalsuperintendent David Erdmann (1821–1905), war als Kirchenhistoriker und Lutherforscher in Königsberg hervorgetreten und stand theologisch Hahn nahe. Übrigens ist es interessant zu beobachten, dass die Erweckungsbewegung, auch die Brüdergemeine nun in der Nähe des konservativen Luthertums verortet wurde und Generalsuperintendent Hahn diese förderte. Der Pietismus und die Erweckungsbewegung gingen ein Bündnis mit den Konfessionellen ein.

Diese Aufspaltung der schlesischen Kirche in die genannten Kirchenparteien reichte bis in die Weimarer Republik hinein, dann entstand 1932 eine neue, an die Partei der Nationalsozialisten angelehnte Partei, die „Deutschen Christen". Ihr gegenüber bildete sich 1933 ein Pfarrernotbund unter Martin Niemöller (1892–1984), aus dem 1934 die Bewegung der

Bekennenden Kirche, in Schlesien unter der Leitung von Bischof Otto Zänker[36] (1876–1960) hervorging, die sich als rechtmäßige Kirchenleitung verstand. Über der Frage der Zusammenarbeit mit dem Staat in den sog. Kirchenausschüssen kam es 1936 zur Spaltung der Bekennenden Kirche in einen gemäßigten, zur Kooperation bereiten Flügel unter Bischof Zänker, bis auch er vom Staat 1941 in den Ruhestand versetzt wurde. Der Flügel der Naumburger Synode unter Bischof Ernst Hornig[37] (1894–1976) lehnte jede Zusammenarbeit mit dem Staat ab und übernahm nach dem Verlassen des Konsistoriums 1945 die Leitung der schlesischen Kirche, auch über das Kriegsende hinaus bis zu seiner vom polnischen Staat angeordneten Aussiedlung im Dezember 1946. Wir erleben im Kirchenkampf ein Erstarken des konfessionellen Bewusstseins und den Rückgang auf die reformatorischen Bekenntnisse. Die Bekennende Kirche sammelte sich in „Bekenntnissynoden", deren bekannteste die von Barmen 1934 wurde, weil dort die sog. Barmer Theologische Erklärung angenommen wurde. (In Breslau traf sich übrigens 1942 eine der letzten gesamtdeutschen Bekenntnissynoden.) Dieses Bekenntnis bildete neben den reformatorischen Bekenntnissen auch nach 1945 die theologische Grundlage der schlesischen Kirche. Wir erleben also in den bedrängenden Jahren des Kirchenkampfes noch einmal die Konfrontation lutherisch konfessionellen Kirchenverständnisses mit einer sich als Volkskirche verstehenden nationalen Staatskirche, die an die Aufklärung anknüpfte.

6. Schluss

Ich komme zum Schluss. Man kann die gesamte schlesische evangelische Kirchengeschichte als eine Auseinandersetzung eines konfessionellen Luthertums, ich nenne sie lutherische Orthodoxie, mit einer von der Aufklärung geprägten liberalen, unionsfreundlichen Volkskirche verstehen. Es ist dies eine grundsätzliche Polarität, die sich im Grunde in jeder christlichen Verkündigung wiederfindet. Denn jede Predigt bezieht sich

36) Vgl. Wilhelm Rahe: Otto Zänker, in: Helmut Neubach und Ludwig Petry (Hg.): Schlesier des 15. bis 20. Jahrhunderts (Schlesische Lebensbilder 5). Würzburg 1968, S. 208–214.
37) Vgl. Dietrich Meyer: Ernst Hornig (1894–1976), in: Bahlcke (wie Anm. 7), S. 373–386.

grundsätzlich auf die feste Größe der heiligen Schrift, doch soll sie zugleich den jeweiligen Menschen in seiner Zeit ansprechen. Darum wird sie mal mehr konservativ auf die Schrift und Bekenntnisse der Kirche bezogen sein, mal mehr auf den Menschen der jeweiligen Zeit zugehen. Man kann diese Spannung schon in der Reformation beobachten. So sehr die Reformation zunächst mit dem Humanismus zusammenging, so sah Luther doch bald die Gefahr eines zu weitgehenden Zugeständnisses und distanzierte sich von dem wohl bekanntesten Humanisten der damaligen Zeit, Erasmus von Rotterdam, in seiner Schrift ‚Über den freien Willen' und leitete damit die Spaltung der Humanisten in einen katholisch-altgläubigen und einen reformationsfreundlichen Flügel ein. In Schlesien blieb dieser Riss innerhalb des Humanismus zunächst verborgen und erst die Gegenreformation leitete die Rückbesinnung auf die Quelle des Evangeliums und die eigenen Wurzeln ein. Eine Öffnung zum herrschenden Zeitgeist wurde erst wieder durch den Anschluss an Preußen und die Entfaltung eines freieren, unionsfreundlichen, toleranten Protestantismus möglich, der sich unter verschiedenen Namen bis zum Ende der Weimarer Republik fortsetzte. Im Kirchenkampf erleben wir dann wieder die notwendige Rückbesinnung auf die eigenen Wurzeln, die auch in diesem Fall wie im 17. Jahrhundert Dichter wie Kurt Ihlenfeld[38] (1901–1972) und Jochen Klepper[39] (1903–1942) hervorbrachte.

Und noch eines konnten wir verfolgen, ein kritisches Verhältnis von Orthodoxie und Aufklärung zum Staat, in dem sich beide in Schlesien einig waren. Die Folgen von Luthers Zusammengehen mit den Fürsten und weltlicher Obrigkeit, um die reformatorische Bewegung zu schützen, konnte sich in Schlesien auf der Landesebene nicht, sondern nur in einzelnen Territorien (z.B. der Piasten) positiv auswirken, wurde aber oft durch die Willkür und den Opportunismus des Adels enttäuscht. Erst als Preußen Besitz von Schlesien ergriff und damit ein evangelischer Landesherr zum Oberhaupt der evangelischen Kirche wurde, stellte sich die Frage, inwieweit der Landesherr in die Kirche eingreifen darf, unter anderem Vorzeichen. Gerade die Vertreter des lutherischen Konfessionalismus zeigen hier in

38) Vgl. Christian-Erdmann Schott: Kurt Ihlenfeld (1901–1972), in: Ebd., S. 413–421.

39) Vgl. Fritz Teschner: Jochen Klepper, in: Neubach/Petry (wie Anm.36), S. 255–268; Martin Johannes Wecht: Jochen Klepper. Ein christlicher Schriftsteller im jüdischen Schicksal (Studien zur Schlesischen und Oberlausitzer Kirchengeschichte 3). Düsseldorf, Görlitz 1998.

Einzelfällen ein erstaunliches Misstrauen, das wohl eine Folge ihres jahrhundertelangen Widerspruchs gegen eine katholische Obrigkeit war. Es ist doch bezeichnend, dass die Abspaltung der altlutherischen Kirche ihren Anfang in Schlesien nahm. Und es ist nicht weniger bezeichnend, dass sich die Bekennende Kirche nur in Schlesien in der Frage des Verhältnisses zum Staat spaltete. Es gab offensichtlich in Schlesien eine Mehrheit von Menschen, die sich eine gesunde Kritik an den Maßnahmen der Obrigkeit bewahrten und empfindlich bei einem Eingriff des Staates in die Kirche reagierten. Das ist bemerkenswert, war doch die lutherische Kirche im Unterschied zur reformierten eine ausgesprochen obrigkeitsfromme, oft staatshörige Kirche. Sie bewies in Schlesien, dass die Bewahrung ihres Erbes in entscheidenden Momenten der Kirchengeschichte nur möglich war, wenn sie den Absichten des Staates misstraute und sich widersetzte.

Dietrich Meyer

Kościół ewangelicki na Śląsku między ortodoksją a oświeceniem

Niniejszy esej stanowi zarys historii Kościoła ewangelickiego na Śląsku, ze szczególnym uwzględnieniem relacji między luterańską ortodoksją a oświeceniem. Z jednej strony Kościół ewangelicki wychodził z założenia, iż mocno stoi na gruncie luteranizmu, z drugiej strony najpóźniej od momentu przyłączenia Śląska do Prus poczuwano się do zobowiązań wobec postępowego oświecenia. Konflikt te dostrzegalny był już w czasach reformacji, gdy na Kościół w znacznym stopniu oddziaływał humanizm, dążący do powrotu do źródeł dawnej eklezji i Pisma Świętego, a jednocześnie do realizacji nowych ideałów kształcenia; częściowo doszło wówczas do otwarcia na spirytualizm. Wobec prześladowań ze strony Kościoła katolickiego w XVII wieku na Śląsku wykształciła się luterańska ortodoksja, która jednak nie odpowiadała dominującym tu wpływom Filipa Melanchtona. Wraz z przyłączeniem Śląska do Prus oświecenie pozyskało duchowieństwo na swoją stronę, jednocześnie zamierzano uchronić spuściznę reformacji poprzez symbiozę tradycji luterańskiej i reformowanej. W tym momencie doszło do konfrontacji między zwolennikami konserwatywnego luteranizmu i postępowo-liberalnego oświecenia chrześcijańskiego. W XIX wieku te odmienne grupy znajdowały się w różnych stronnictwach tego samego

Kościoła – wiek później doszło do rozłamu na Kościół Wyznający i niemiecki Kościół Ewangelicki. Urok historii Kościoła ewangelickiego na Śląsku polega na konfrontacji ciągle nowych wariantów Kościoła konserwatywno-wyznaniowego, dążącego do zachowania dawnej tradycji, z chrześcijańskimi grupami o spirytualistyczno-oświeceniowym nacechowaniu.

Tł. Klara Kaczmarek-Löw

Friederike Gräfin von Reden und ihr pietistisches Wirken

Von Urszula Bończuk-Dawidziuk

Friederike Gräfin von Reden (1774–1854) entfaltete ein umfangreiches religiös-kulturelles Handeln im Hirschberger Tal und im Riesengebirge in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Den institutionellen Rahmen für diese Tätigkeit bildete die Bibelgesellschaft in Buchwald, den ideologischen und spirituellen Rahmen die innerprotestantische Andachtsbewegung, die als Erweckungsbewegung bekannt wurde.[1] Angesichts der Bedeutung, die die Erweckungsbewegung für die Legitimierung der gesellschaftlichen Stellung der Gräfin Reden als fromme und einflussreiche Witwe hatte, soll ihr pietistisches Wirken vor dem Hintergrund des religiösen und gesellschaftlichen Lebens im Hirschberger Tal in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dargestellt werden.

Die Erweckungsbewegung im Hirschberger Tal

Die Erweckungsbewegung im Hirschberger Tal entwickelte sich seit Anfang des 19. Jahrhunderts, also in den Jahren des Durchbruchs der Aufklärung nach dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen (zwischen 1785 und 1815). Diese religiöse Erneuerungsbewegung knüpfte an pietistische Traditionen an und gewann einen kleinen Kreis von Anhängern. Die Herrnhuter Brüder berichteten von Hirschberg, dass Pastor Johann Friedrich Glaubitz († 1810) „fast der einzige ist, der noch das Evangelium lauter und rein verkündigt und über das Abweichen in der Lehre von der

1) Erich Beyreuther: Die Erweckungsbewegung – die Kirche in ihrer Kirche. Göttingen 1977; Ulrich Gäbler: Erweckungsbewegung, in: Evangelisches Kirchenlexikon. Internationale theologische Enzyklopädie. Bd. 1. Göttingen 1986, Sp. 1081–1088; Gustav Adolf Benrath: Erweckungsbewegung, in: Lexikon für Theologie und Kirche. Bd. 3. Freiburg u.a. 1995, S. 846–847; Hartmut Lehmann: Die neue Lage, in: Martin Brecht u.a. (Hg.): Geschichte des Pietismus. Bd. 3: Ulrich Gäbler (Hg.): Der Pietismus im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert. Göttingen 2000, S. 2–24.

Versöhnung Christi in den protestantischen Kirchen sehr bekümmert ist."[2] Neben Pastor Glaubitz in Hirschberg wirkten auch andere einzelne erweckte Geistliche in diesem Gebiet: Pastor Johann Friedrich Rudolphi († 1789) in Schmiedeberg, Pastor August Wilhelm Ludwig Vangerow († 1810) in Goldberg und der Direktor des Bunzlauer Waisenhauses Erdmann Friedrich Buquoi (in den Jahren 1796–1814).[3] Diese Personen waren jedoch nur Ausnahmen, weil die Aufklärung in Schlesien sehr stark dominierte. Nach den Freiheitskriegen folgte in Schlesien die sog. Ära David Schulz in den Jahren 1815 bis 1845. Der Professor der Breslauer Universität David Schulz (1779–1854) war ein bedeutender und einflussreicher Theologe in der Geschichte der Kirche in Schlesien. Dank ihm erlangte der theologische Rationalismus die fast unbeschränkte Dominanz, und der Einfluss David Schulz' auf die schlesische Geistlichkeit und auf die junge Pastorengeneration war durch seine jahrzehntelange Mitgliedschaft im Konsistorium übermächtig.[4] Auch in dieser Epoche zeichneten sich der Hirschberger und der Jauersche Kirchenkreis durch einen besonders starken, zersetzenden Geist der Aufklärung aus, jener unter Leitung des Superintendenten Fredrich Andreas Nagel (abgesetzt 1845), dieser unter dem Superintendenten Johann Wilhelm August Scherer (abgesetzt 1828).[5]

Trotzdem gab es im Land Spuren der Nachwirkung des alten Pietismus. 1780 weist ein Brief des Grafen Heinrich XXXVIII. von Reuß aus Stonsdorf darauf hin, dass „die Gebirgsgegend von Greiffenberg bis Landeshut seit vierzig Jahren unter der fortdauernden Nachwirkung gesegneter Glaubensmänner stehe."[6] Vor allem konnte die Erweckungsbewegung sich in der schlesischen Brüdergemeine in Gnadenberg, Gnadenfrei und Gnadenfeld entwickeln. In späterer Zeit, also in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nahm die Zahl der Geistlichen, die Träger der Erweckungsbewegung wurden, beträchtlich zu, vielfach selbst erst durch den Rationalismus hindurchgegangen wie etwa Ludwig Feldner in Schreiberhau († 1890), Carl Heinrich Postel in Goldberg (gest. 1861) und August Gottlieb Balcke in Jauer († 1863).[7]

2) Hellmut Eberlein: Schlesische Kirchengeschichte (Das Evangelische Schlesien 1). Ulm [4]1962, S. 122.
3) Ebd., S. 123.
4) Ebd., S. 124.
5) Ebd., S. 126.
6) Ebd., S. 135.
7) Ebd., S. 136.

Hellmut Eberlein nennt drei charakteristische Merkmale der schlesischen Erweckungsbewegung.[8] Vor allem hat sich die Erweckung unter Kampf und Verfolgung durchgesetzt. Nach dem Befreiungskrieg verstärkte sich der Druck, und zwar sowohl seitens der rationalistischen Kirchenbehörden als auch seitens einzelner Personen. Die Erweckten litten unter Ablehnung der Aufgeklärten, so dass in den Diasporaberichten ausdrücklich und oft betont wird, dass es viele aus Angst nicht wagen, zu den Bibelstunden zu kommen. In Petersdorf kam es sogar zu fanatischen Vorfällen, bei denen Menschen, die an Bibelstunden teilnahmen, mit Steinen beworfen wurden. Bezeichnend für die schlesische Erweckung ist auch, dass sie fast ausschließlich von der sogenannten gesunden Frömmigkeit der Brüdergemeine geprägt war, d.h. einer innigen Liebe zu Christus, einer tiefen Erkenntnis von Sünde und Gnade, einem reichen Gebetsleben, einem ernsthaften Engagement für die christliche Brüderlichkeit und der Vorbereitung auf die Ewigkeit.[9] Die Erweckungsbewegung trug darüber hinaus zur Überwindung von Klassen- und Sozialunterschieden bei, indem sie ein christliches Gemeinschaftsbewusstsein formte. Auf den Konventen trafen sich Vertreter verschiedener Stände zum gemeinsamen Gebet, so dass der Satz aus dem Brief des Paulus an die Galater lebendig und sichtbar wurde: „Hier sind sie alle eins in Christus." (Gal 3,28)[10]

Zu diesen drei charakteristischen Merkmalen der Erweckungsbewegung in Schlesien könnte man im Hirschberger Tal noch auf eine spezifische Eigenschaft hinweisen: den Einfluss der Laien.[11] Hier bildeten die Erweckten Strukturen aus, die sich besonders in adeligen Kreisen entfalteten. Die Erweckungsbewegung in Schlesien hatte zunächst einen Befürworter in Gestalt des Philanthropen Hans Ernst Freiherr von Kottwitz (1757–1843), der seit 1812 in Schlesien tätig war und lokale Weber unterstützte. Der Adel wurde jedoch durch den Kreis beeinflusst, der sich in Breslau um Karl Graf von der Groeben, den Leser des ‚Christlichen Wochenblatts für gesammelte und zerstreute Kinder Gottes und alle, die den Herrn von

8) Ebd., S. 138.
9) Ebd., S. 135.
10) Ebd., S. 136.
11) Peter Maser: Schlesiens Anteil an der Erweckungsbewegung des frühen 19. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte (zit. als JSKG) 63 (1984), S. 45–66; Ulrich Hutter-Wolandt: Die evangelische Kirche Schlesiens im Wandel der Zeiten. Studien und Quellen zur Geschichte einer Territorialkirche (Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ostmitteleuropa B 43). Dortmund 1991.

ganzem Herzen suchen', versammelt hatte. Das Wochenblatt forderte einen Kampf gegen die rationalistische Philosophie, machte auf die Notwendigkeit, die Schrift in der ganzen Welt zu verbreiten, aufmerksam und forderte die „wahre Umkehr in Christus".[12] In der schlesischen Provinz setzte der Adel die Ideen der Erweckungsbewegung ähnlich wie in anderen Regionen Preußens (z.B. Pommern)[13] um und führte das Modell der Neopietisten auf dem Land ohne großes Aufsehen ein *(Stillen im Lande).* Zu den bedeutendsten Zentren der Erweckungsbewegung gehörte das Schloss Buchwald. Hier wohnte die Gräfin Friederike von Reden, Präsidentin der Buchwalder Bibelgesellschaft.

Friederike Gräfin von Reden und Buchwald

Johanne Juliane Friederike von Reden wurde 1774 in Wolfenbüttel geboren, verbrachte ihre frühe Kindheit aber in Nordamerika und Kanada, wo ihr Vater, General Friedrich Adolf von Riedesel, die Braunschweiger Armee kommandierte. 1802 heiratete sie Friedrich Wilhelm Graf von Reden (1752–1815), der ein paar Monate später preußischer Minister für Bergbau- und Hüttenwesen wurde. Das Ehepaar lebte in Berlin, verbrachte den Sommer aber auf seiner Besitzung in Buchwald im Hirschberger Tal. Von Anfang an interessierte sich die Gräfin besonders für die Verbesserung der sozialen Situation des Volkes, aber erst nach dem Tod ihres Mannes 1815 konnte sie selbst als Vorsitzende der Buchwalder Bibelgesellschaft die Religions-, Bildungs- und Sozialtätigkeit innerhalb der Gesellschaft des Hirschberger Tals weiterentwickeln. Neben Alltagsbeschäftigungen, die die Führung der Landwirtschaft im englischen Typ der *ornamented farm* umfassten, organisierte die Gräfin Bibelstunden in ihrem Schloss und setzte den Parkausbau fort, den ihr Mann begonnen hatte. Auf ihre Initiative hin wurde die Hirschberger Bibel veröffentlicht.

12) Dietrich Meyer: Die evangelische Kirche 1797–1932, in: Joachim Josef Menzel (Hg.): Geschichte Schlesiens. Bd. 3: Preußisch-Schlesien 1740–1945, Österreichisch-Schlesien 1740–1918/45. Stuttgart 1999, S. 271–315, hier S. 278.
13) Agnieszka Chlebowska: W kręgu pomorskich neopietystów. Główne ośrodki, źródła postaw i zasad życia codziennego szlachty „przebudzonej" w pierwszej połowie XIX wieku [Im Kreis der pommerschen Neopietisten. Hauptzentren, Quellen von Haltungen und Prinzipien des Alltagslebens des ‚erweckten' Adels in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts], in: Zapiski Historyczne 71(2006), S. 45–63.

Friederike Gräfin von Reden im Jahre 1817, Lithographie nach der Zeichnung von der Gräfin von Egloffstein [Privatbesitz]

Sie empfing viele Gäste in Buchwald und erfreute sich allgemeiner Achtung. Als Beweis dafür dienen zwei bedeutende Unternehmungen, die der Gräfin von König Friedrich Wilhelm III. und seinem Sohn anvertraut wurden: die Ansiedlung der Auswanderer aus Zillertal in Erdmannsdorf in den Jahren 1837 bis 1840 und die Überführung der Kirche Wang nach Brückenberg in den Jahren 1841 bis 1844. Beide Denkmäler sind noch heute existierende Zeugnisse der Rolle der Erweckungsbewegung im Leben der Gräfin. Nach dem Tod ihres Mannes ließ sich die Gräfin nämlich vom romantischen, stark religiösen Philosophiegedanken und der Erweckungsbewegung beeinflussen. Friedrike Gräfin von Reden ist 1854 in Buchwald im Alter von 80 Jahren gestorben.[14]

Das pietistische Wirken der Gräfin konnte sich deshalb derart entfalten, weil sie oft von den wichtigsten Personen im preußischen Staat besucht

14) Urszula Bończuk-Dawidziuk: Działalność kulturalna hrabiny Friederike von Reden (1774–1854) [Das kulturelle Handeln der Gräfin Friederike von Reden (1774–1854)] (Studia z historii kultury Europy Środkowej 5). Wrocław 2019.

wurde. Als das Riesengebirge um 1800 im Zuge der romantischen Faszination für das höchste Gebirge in Preußen immer beliebter wurde, besuchten das Hirschberger Tal viele Dichter, Politiker, Gelehrte. Dieser Mode folgte auch der Adel, der bald zahlreiche Landgüter im Hirschberger Tal erwarb.[15] 1816 kaufte Karl Friedrich Graf von Gessler (1753–1829) ein Haus in Schmiedeberg, und Feldmarschall August Neidhardt Graf von Gneisenau (1760–1831) erwarb Schloss Erdmannsdorf. 1822 zog der Bruder des preußischen Königs, Prinz Wilhelm von Preußen, mit seiner Ehefrau Marie Anne geb. Prinzessin von Hessen-Homburg in Schloss Fischbach ein. Im gleichen Jahr kamen die Radziwill nach Ruhberg. Der polnische Fürst Anton Radziwill und seine Ehefrau Luise von Preußen erwarben das dortige Schloss im Jahre 1825. Sieben Jahre später wurde Schloss Erdmannsdorf von König Friedrich Wilhelm III. gekauft, der 1839 für seine Tochter eine ansehnliche Schlossresidenz in Schildau errichten ließ.[16] Geistiges Zentrum dieser gesellschaftlichen Kreise war die kleine Ortschaft Buchwald unweit von Schmiedeberg und Hirschberg, wo die tatkräftige Gräfin von Reden lebte.[17] Als Präsidentin der Buchwalder Bibelgesellschaft spielte sie die Hauptrolle bei den Aktivitäten der prakti-

15) Jan Harasimowicz und Matthias Weber (Hg.): Adel in Schlesien. Bd. 1: Herrschaft – Kultur – Selbstdarstellung (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 36). München 2010; Joachim Bahlcke und Wojciech Mrozowicz (Hg.): Adel in Schlesien. Bd. 2: Repertorium: Forschungsperspektiven – Quellenkunde – Bibliographie (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 37). München 2010. Bedeutung, Bewertung und Beispiele für die Tätigkeit des schlesischen Adels wurden im Ausstellungskatalog vorgestellt: Markus Bauer u.a. (Hg.): Adel in Schlesien und in der Oberlausitz. Mittelalter. Neuzeit. Gegenwart. Szlachta na Śląsku i górnych Łużycach. Średniowiecze. Nowożytność. Współczesność. Dresden 2014, hier auch die weitere Literaturangaben.

16) Romuald Mariusz Łuczyński: Rezydencje magnackie w Kotlinie Jeleniogórskiej w XIX wieku [Magnatenresidenzen im Hirschberger Tal im 19. Jh.] (Biblioteka Dolnego Śląska 4). Wrocław 2007. Angelika Marsch: Das Hirschberger Tal und die Sommerschlösser der Hohenzollern, in: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 42/43/44 (2001/2002/2003), S. 285–310.

17) Urszula Bończuk-Dawidziuk: Kręgi towarzyskie i kulturalne hrabiny Friederike von Reden (1774–1854) w świetle jej działalności na terenie Kotliny Jeleniogórskiej [Die gesellschaftlichen und kulturellen Kreise der Gräfin Friederike von Reden (1774–1854) im Lichte ihrer Tätigkeit im Hirschberger Tal], in: Małgorzata Konopnicka u.a. (Hg.): Szlachta europejska w strukturach lokalnych XVI–XVIII wieku [Der europäische Adel in den lokalen Strukturen des 16. bis 18. Jhs.]. Zielona Góra 2010, S. 241–259.

schen Frömmigkeit des Adels im Hirschberger Tal in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.[18]

Dies gelang ihr, weil die Erweckungsbewegung eine immer wichtigere Rolle in den höfischen Kreisen der preußischen Könige in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts spielte und damit deren Innenpolitik beeinflusste.[19] König Friedrich Wilhelm III. veranlasste unter dem Einfluss Friedrich Daniel Ernst Schleiermachers (1768–1834) den Abschluss der Union im Jahre 1817. Er versammelte gläubige Minister um sich wie beispielsweise August von Gneisenau und Karl vom Stein. Sein Bruder Wilhelm engagierte sich zusammen mit seiner Frau Marie Anne aktiv an Initiativen der Erweckten, darunter denjenigen der Gräfin von Reden. Alle entstammten dem engsten gesellschaftlichen Kreis der Gräfin von Reden. Der nachmalige König Preußens, Friedrich Wilhelm IV., war dagegen im gewissen Sinne ein *Schützling* der Gräfin, die um das Jahr 1800 in Berlin Kinderbälle veranstaltet hatte, an denen der damalige Thronfolger teilnahm. Ihre Autorität war beim König zweifelsohne groß, was sowohl Friedrich Wilhelm IV. selbst als auch Personen aus seiner Umgebung (z.B. sein Erzieher Johann Friedrich Gottlieb Delbrück) betonten, die dies aus Angst vor dem übermäßigen Einfluss der frommen Witwe auf den Herrscher kritisierten. Solch eine starke Frau stand an der Spitze der erweckten Laien im Hirschberger Tal, und sie schuf Strukturen für die Entwicklung der praktischen Frömmigkeit.[20]

18) Urszula Bończuk-Dawidziuk: Erscheinungsformen der praktischen Frömmigkeit des Adels im Hirschberger Tal in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für die Kunstgeschichte, in: Thomas K. Kuhn und Veronika Albrecht-Birkner (Hg.): Zwischen Aufklärung und Moderne. Erweckungsbewegungen als historiographische Herausforderung (Religion – Kultur – Gesellschaft. Studien zur Kultur- und Sozialgeschichte des Christentums in Neuzeit und Moderne 5). Berlin 2017, S. 325–340.

19) Thomas Stamm-Kuhlmann: Der Hof Friedrich Wilhelms III. von Preußen 1797 bis 1840, in: Karl Möckl (Hg.): Hof und Hofgesellschaft in den deutschen Staaten im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert (Bündiger Forschungen zur Sozialgeschichte 1985 und 1986). Boppard am Rhein 1990, S. 275–320, hier: S. 304.

20) Das Thema der weiblichen Tätigkeit im Rahmen der Erweckungsbewegung bei Martin Jung: Frauen des Pietismus. Zehn Porträts. Von Johanna Regina Bengel bis Erdmuthe Dorothea von Zinzendorf. Gütersloh 1998; Ders.: „Mein Herz brannte richtig in der Liebe Jesu". Autobiographien frommer Frauen aus Pietismus und Erweckungsbewegung. Eine Quellensammlung. Aachen 1999; Ruth Albrecht: Frauen, in: Martin Brecht (Hg.): Geschichte des Pietismus. Bd. 4: Glaubenswelt und Lebenswelten. Göttingen 2004, S. 522–555.

Nicht ohne Bedeutung für die Position der Gräfin von Reden war hierbei die große Popularität der Buchwalder Schloss- und Gartenanlage im englischen Stil. Als Friedrich Wilhelm Graf von Reden das Gut Buchwald mit Quirl im Jahre 1785 kaufte, ließ er den Renaissance-Gutshof in klassizistischem Stil umbauen und einen weitläufigen englischen Garten anlegen. Er hat ein beliebtes Konzept in der Gartenkunst in England, die so genannte *ornamental farm* – also ein geschmücktes Bauernhaus –, in Buchwald eingeführt. Auf dem Parkgelände befanden sich zahlreiche Gartenpavillons unterschiedlichen Stils (z.B. ein neugotisches Mausoleum in der Form einer künstlichen Ruine) sowie stattliche Vorwerksbauten (z.B. ein Wirtschaftsgebäude im klassizistischen Stil). Der englische Garten in Buchwald war eine der ersten Umsetzungen dieses neuen Konzeptes der europäischen Gartenkunst in Schlesien, daher erfreute er sich großen Interesses bei Besuchern und spielte eine Repräsentationsrolle in Redens Leben.[21] In dieser künstlerisch ausgestalteten Landschaft des Hirschberger Tals hat Gräfin von Reden auf der Grundlage der Tätigkeit der von ihr geleiteten Buchwalder Bibelgesellschaft neue Werte geschaffen.[22]

Buchwalder Bibelgesellschaft

Die Buchwalder Bibelgesellschaft hatte Friedrich Wilhelm Graf von Reden am 19. Juni 1815 gestiftet und seine Frau zu deren Präsidentin ernannt. Die Satzung der Organisation orientierte sich an den Statuten ähnlicher,

21) Hanna Wrabec: Park w Bukowcu – rozwój, analiza i geneza ideowa [Buchwalder Park – Entwicklung, Analyse und ideologische Genese], in: Roczniki Sztuki Śląskiej 16 (1997), S. 141–154; Urszula Bończuk-Dawidziuk: Wizyta księżnej Izabeli Czartoryskiej w Bukowcu w Kotlinie Jeleniogórskiej w lipcu 1816 roku [Der Besuch der Fürstin Izabela Czartoryska in Buchwald im Hirschberger Tal im Juli 1816], in: Hubert Łaszkiewicz (Hg.): Ziemiaństwo na Lubelszczyźnie III. Panie z dworów i pałaców. Materiały z III sesji naukowej w Muzeum Zamoyskich w Kozłówce [Der Landadel in der Region Lublin III. Damen aus Herrenhäusern und Schlössern. Materialien der 3. wissenschaftlichen Tagung im Zamoyski-Museum in Kozłówka]. 11.–13.10.2006. Bd. 1. Lublin 2007, S. 126–137.

22) Urszula Bończuk-Dawidziuk: Erweckungsbewegung im Landschaftspark – Erfahrung im künstlerisch gestalteten Raum der Gräfin Friederike von Reden (1774–1854), in: Christian Soboth und Udo Sträter (Hg.): „Aus Gottes Wort und eigener Erfahrung gezeiget". Erfahrung – Glauben, Erkennen und Handeln im Pietismus. Beiträge zum III. Internationalen Kongress für Pietismusforschung 2009 (Hallesche Forschungen 33/2). Halle 2012. Bd. 2, S. 795–807.

in England wirkender Gesellschaften. Hauptzweck war die Verbreitung der Bibel ohne Kommentar, was aus den Beiträgen der Mitglieder sowie durch Spenden von Nichtmitgliedern zu finanzieren war.[23] Kurz nach der Stiftung starb Graf von Reden, und die glückliche Ehe der von Redens ging zu Ende. Die kinderlose 39-jährige Witwe, vom Gefühl der Einsamkeit ergriffen, wandte sich verstärkt der Religion und der Frömmigkeit zu. Im Rahmen der Buchwalder Bibelgesellschaft hat die Gräfin von Reden ihr pietistisches Wirken entwickelt.

Im Rahmen der Gesellschaft beschäftigte sie sich mit dem Einwerben der Geldmittel. Dank ihrer guten Beziehungen zu den Königen Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. und ihren Höfen konnte sie ihre sozialen und kulturellen Initiativen durchführen. Sie sammelte unter den Adligen Spenden für die Anschaffung von Bibelexemplaren, die sie anschließend gegen kleine Gebühr an die Bevölkerung verteilte. Sie motivierte auch den lokalen Adel für Nothilfen bei Naturkatastrophen.

Anfang 1822 entwarf die Gräfin Statuten für einen „Auxiliarverein", dem zwölf Jungfrauen angehörten, die die Verteilung von Bibeln an arme Konfirmanden überwachten.[24] Der Auxiliarverein sollte die Mädchen unter die Spendensammler aufnehmen und gleichzeitig den Kindern Zugang zu einem eigenen Exemplar der Bibel geben. Die Initiative funktionierte so, daß die Kinder jede Woche einen Pfennig an den Gemeinschaftsfonds schenkten, die Bibelgesellschaft in Buchwald subventionierte die gesammelten Mittel und kaufte die Bibeln. Die Gräfin wollte, daß auch die ärmsten Kinder eine eigene Schulbibel haben und am Tag der Konfirmation eine Bibel in größerem Format erhalten sollten, die sie dann ihr weiteres Leben begleiten sollte. Indem sie diese bahnbrechende Idee, Mädchen ins Handeln einzubeziehen, umsetzte, hoffte Friederike von Reden, daß dieser Jungfrauenverein als Inspiration für diee Entstehung ähnlicher Initiativen

23) Die handschriftliche Satzung gilt als verschollen, der Inhalt der Satzung ist jedoch durch ihre Veröffentlichung 1883 und dann 1992 bekannt; vgl. O[tto] Schütze: Die innere Mission in Schlesien (Die innere Mission in Deutschland 6). Hamburg 1883. S. 263; Peter Maser: Erweckung – Union – Altluthertum, in: Gustav Adolf Benrath u.a. (Hg.): Quellenbuch zur Geschichte der evangelischen Kirche in Schlesien (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte 1). München 1992, S. 251–308, hier 264–266 (Satzung), 253 mit Anm. 14.

24) Eleonore Fürstin Reuss: Friederike Gräfin von Reden geb. Freiin Riedesel zu Eisenbach. Ein Lebensbild nach Briefen und Tagesbüchern. 2 Bde. Berlin 1888, Bd. 1, S. 337.

in anderen Bibelgesellschaften dienen mochte.[25] Und das ist passiert. 1824 wurde ihr Jungfrauen- und Jüngligsverein von Herrn Treschow aus London gelobt, der in einem offiziellen Schreiben über die Vorteile dieser Initiative ausführte: „Ein besonderes Interesse verdienen Ihre Jungfrauen= und Jünglings=Vereine. Möchten diese in vielen anderen Orten des Continents Nachfolge finden; welch' ein kräftiges Mittel würden sie sein zur Bewahrung vor jugendlichen Abweichungen, zur Erzeugung und Ernährung edler Gesinnungen und Triebe, zur Bildung würdiger Diener und Dienerinnen Gottes, zur Erschaffung eines neuen und bessern Geschlechts!"[26]

Die Idee der Bibelpfennigkasse verbreitete sich schnell in anderen Bibelgesellschaften wegen ihrer „positiven" Wirkung auf Kinder und Jugendliche und wurde sogar von britischen Gesellschaften gefördert.[27] 1834 rief die Preußische Haupt-Bibelgesellschaft in einem offiziellen Schreiben an die Tochtergesellschaften diese auf, das Vorbild der Einbeziehung von Kindern und Jugendlichen und der Bibelpfennigkasse zu übernehmen und verwies dabei auf die guten Ergebnisse der langjährigen Spenden in den Bibelgesellschaften in Buchwald, Bunzlau und Mittenwalde. Auf Grundlage der Buchwalder Erfahrungen argumentierte die Preußische Haupt-Bibelgesellschaft unter verschiedenen Aspekten für die Notwendigkeit solcher Geldbeiträge, betonte aber vor allem den eigenen Beitrag der Armen am Erwerb der Heiligen Schrift.[28] Dies war ganz im Sinne der Gräfin von Reden, die glaubte, daß Nächstenliebe allein nicht genug sei, daß Menschen in Not geholfen und ihnen die Richtung gezeigt werden solle, in die sie gehen sollten, um etwas zu erreichen. Dieser didaktische Charakter zeigt sich in vielen Erscheinungsformen der Tätigkeit der Friederike von Reden.

Gräfin von Reden vertrieb über die Buchwalder Bibelgesellschaft nicht nur Bibeln, sondern auch Erbauungsschriften, die von der Zensur in Preußen strengstens überwacht und nur von dem „Haupt-Verein für christ-

25) Ebd.
26) Zur Geschichte der Buchwalder Bibelgesellschaft vom 19. Juni 1815 – 19. Juni 1865. Hirschberg [1865], S. 20.
27) Ebd., S. 34.
28) Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin (zit. als GStA PK Berlin), I. HA Kultusministerium III, Rep. 76, Sektion 12, Abteilung XVII, Nr. 12, Bd. 1: Blatt „An die Tochter=Bibelgesellschaften in den Königl. Preußischen Landen" 8.1. 1834 (unnummerierte Karten).

liche Erbauungsschriften in den preußischen Staaten“[29] offiziell verteilt werden durften.[30]

Unter dem Einfluss der Missionare aus Niesky, insbesondere des Bischofs Theophilus Reichel, begann Gräfin von Reden 1821, den Plan einer äußeren Mission im Rahmen der Tätigkeit der Buchwalder Bibelgesellschaft umzusetzen. Ihre Werbeaktivitäten erbrachten Spenden von 500 Talern, die sie innerhalb von zwei Jahren zu diesem Zweck sammelte, ein nicht unbedeutender Betrag.[31] Die Reise der Gräfin von Reden zu den Landgütern der Familie von Reuß in Jänkendorf in der Oberlausitz – ein in der Nähe von Niesky gelegenes Dorf – im Jahre 1822 inspirierte sie zur Abhaltung von Bibelstunden, was sie gleich nach ihrer Rückkehr in Buchwald umsetzte. Diese Bibelstunden mit dem täglichen gemeinsamen Abendgebet sämtlicher Hausbewohner fanden in ihrem Schloss jahreslang statt.[32] Die christlichen Abendstunden im Schloss Buchwald waren in adligen Kreisen sehr populär, weil sie klassenübergreifend und integrierend waren, versammelten sie doch Gläubigen aus allen Schichten in einem Saal.[33] Sogar der preußische König Wilhelm IV. nahm mit seiner Frau während seiner Aufenthalte im Hirschberger Tal an den Bibelstunden in Buchwald teil.

29) Aus dem Brief von Friederike von Reden an ihre Schwägerin Caroline Riedesel, Buchwald, 1. März 1836, in: Reuss (wie Anm. 24), Bd. 2, S. 113f.
30) Der Haupt-Verein entstand am 21. Oktober 1816 (vom König genehmigt), obwohl seine Anfänge in das Jahr 1811 zurückreichen, als er auf Jänickes Anregung gegründet wurde. Sein Zweck war es „kleine religiöse Schriften unter ihren Mitbürgern zu verteilen, besonders unter solchen, welche, auf die Bibel gegründet, rein evangelisch abgefaßt sind.“, vgl. Christina Rathgeber: Zwischen Staat und Gesellschaft: „Die Preußische Hauptbibelgesellschaft“ und der „Hauptverein für christliche Erbauungsschriften in den preußischen Staaten“ (1814 bis 1848), in: Acta Borussica. Neue Folge. 2. Reihe: Preußen als Kulturstaat, Abteilung I: Das Preußische Kultusministerium als Staatsbehörde und gesellschaftliche Agentur (1817–1934). Bd. 3.1: Kulturstaat und Bürgergesellschaft im Spiegel der Tätigkeit des preußischen Kultusministeriums. Fallstudien. Berlin 2012, S. 55–103, hier S. 79–81.
31) Łuczyński (wie Anm. 16), S. 336.
32) Aus dem Brief der Gräfin von Reden an ihre Schwägerin Caroline Riedesel, Buchwald, 16. März 1822, wiedergegeben bei Reuss (wie Anm. 24), Bd. 1, S. 336. Die erste Bibelstunde fand auf Ersuchen der Preußischen Haupt-Bibelgesellschaft in Berlin erst im März 1837 statt; vgl. Rathgeber (wie Anm. 30), S. 75.
33) Bemerkenswert ist, daß die Idee des Treffens in einem Kreis, der sich aus „verschiedenen Ständen und Altern“ zusammensetzte, von König Friedrich Wilhelm III. präferiert wurde; vgl. Stamm-Kuhlmann (wie Anm. 19), S. 285.

Gräfin von Reden war als Präsidentin der Bibelgesellschaft in Buchwald eine typische Vertreterin der sogenannten „Stillen im Lande". Sie folgte dem Prinzip des Handelns „ohne Aufsehen", das nicht nur im Statut der Bibelgesellschaft in Buchwald verankert war, sondern auch in den jährlichen Bibelberichten genannt wurde. Ihre Politik basierte auf Dialogbereitschaft und Zugänglichkeit für neue Ideen, und sie ermutigte oft andere Mitglieder der Gesellschaft, ihre Beobachtungen mit ihr zu teilen: „Ich werde jede Bemerkung, jeden Rath, der zum wahren Nutzen unsers Werkes gereicht und seine Dauer begründet, dankbar hinnehmen, ihn mit dem engern Ausschuss in reifliche Erwägung ziehen und das Zweckmäßigere wählen und mit treuem Herzen ausführen".[34] Sie postulierte auch noch Veränderungen im fortgeschrittenen Alter. So erklärte sie 1847, daß sie beobachtet habe, daß die Bibel auch außerhalb der Schulen verbreitet und an Haushalte gereicht werden sollte.[35]

Im Allgemeinen versuchte die Gräfin, die Bibeln zu verkaufen – auch für kleine Beträge –, war sie doch der Meinung, daß jeder, auch der kleinste Betrag in eine gemeinsame Kasse schließlich eine beträchtliche Summe ausmachte. Die Beiträge waren auch didaktischer Natur: Die Bevölkerung erfuhr, daß gedruckte Exemplare der Heiligen Schrift einen bestimmten Wert haben, und um sie zu erhalten, musste man selbst etwas geben. Nur in Ausnahmefällen (für die Allerärmsten) stimmte sie der kostenlosen Verteilung der Bibel zu. Sie tat dies 1830 in Bezug auf ausgewählte Schulen in Oberschlesien, in denen die Armut so gravierend war, daß die Schulen die Heilige Schrift nicht mehr hatten. Die Gräfin versuchte, diesen ärmsten Schulen das Neue Testament zur Verfügung zu stellen, ebenso oberschlesischen Pfarrern, die sie dann an Gläubige weitergaben, die sich zu ihnen zu Fuß aufmachten, etwa nach Cosel, und für den Erhalt ihnen mögliche Dienstleistungen anboten.[36]

Es scheint, daß Gräfin Reden ihre Ansichten über die Bedeutung der Bibelverbreitung klar zum Ausdruck gebracht hat, indem sie einen der vier großen Kirchenväter, Gregor den Großen, in einem ihrer Bibelberichte zitierte: „Die heilige Schrift übertrifft ohne Vergleich jede Wissenschaft und Gelehrtheit; sie verkündet Wahres; sie ladet zum himmlischen Vaterlande ein; sie übt durch dunkle Stellen die Starken und liebkoset die Kleinen mit

34) Zur Geschichte der Buchwalder Bibelgesellschaft (wie Anm. 26), S. 17.
35) Ebd., S. 70.
36) Reuss (wie Anm. 24), Bd. 1, S. 453f.

herablassender Weise; sie ist nicht so verschlossen, als ob dabei Etwas zu fürchten wäre, und nicht so offen, als ob sie dem Gespötte Preis gegeben würde; sie entfernt durch fleissiges Lesen die Unlust, und wird um so lieber gelesen, je mehr man sie mit Nachdenken lies't; sie kommt durch ihre einfache Sprache dem Gemüth des Lesers zu Hülfe, erhebt es durch höhern Sinn; sie wächst gleichsam mit dem Lesen; die meisten Leute, die sie lesen, gewinnen sie immer lieber doch auch den gelehrten Männern bleibt sie immer neu!"[37]

Die Hirschberger Bibel

Im Jahre 1829 kam die Idee einer neuen Auflage der sog. Hirschberger Bibel auf, die die Gräfin von Reden wahrscheinlich dank einem „gewissen frommen Lehrer aus dem Bunzlauer Waisenhaus"[38] erreicht hatte. Die Hirschberger Bibel ist die Heilige Schrift mit Anmerkungen des pietistisch geprägten Pfarrers Christian Ehrenfried Liebich (1713–1780)[39] aus Lomnitz, herausgegeben mit Unterstützung des Oberkonsistorialrates Johann Friedrich Burg (1689–1766) aus Breslau.[40] Erstmals erschien sie

37) Zur Geschichte der Buchwalder Bibelgesellschaft (wie Anm. 26), S. 37.
38) Dieses Datum des Interesses der Gräfin an der Wiederveröffentlichung der Hirschberger Bibel findet sich in einem Brief aus Erdmannsdorf vom 27. September 1841 an den Finanzminister Thilo, in: GStA PK Berlin, I. HA Geheimes Zivilkabinett jüngere Periode, Rep. 89, Nr. 23561, Bl. 1.
39) Liebich war der Sohn eines Müllers, besuchte die Lateinschule in Schweidnitz und anschließend das St. Elisabeth-Gymnasium in Breslau. Von 1738 bis 1740 studierte er Theologie an der Universität Leipzig. Von 1742 bis zu seinem Tod war er Pfarrer in Lomnitz und Erdmannsdorf, vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 18 (1883), S. 584f. Liebich galt als einer der besten deutschen Liedermacher in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Er komponierte acht Lieder für das Hirschberger Liederbuch von 1752. Er veröffentlichte 142 Lieder in seinem Werk: Geistliche Lieder und Oden, nebst einigen Gedanken von den Evangelischlutherischen Kirchenliedern und denen damit vorgenommenen Veränderungen. Hirschberg, Leipzig 1768, und weitere 94 in seinem Werk: Geistliche Lieder zur Erbauung. Liegnitz 1774. Vgl. John Julian: Dictionary of Hymnology. New York 1892, S. 674f.
40) Das Neue Testament unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, nach der deutschen Uebersetzung D. M. Luthers. Mit jedes Capitels angezeigten Hauptinhalte, ausgesuchten Real- und Verbal-Parallelstellen, und vornemlich mit kurz gefaßten gründlichen Anmerkungen nach und aus dem Grundtexte. Ans Licht gestellet durch Ehrenfried Liebich, Evangelischen Pastor zu Lomnitz bey Hirschberg. Unter der Auf-

1756 im Verlag Krahn in Hirschberg. Nach dem Vorwort des Pro-Rektors des Hirschberger Lyzeums Johann Christian Leuchner (1719–1792), das für die Veröffentlichung des ersten Teils des Werkes im Jahr 1756 verfasst wurde, ist die Hirschberger Bibel die erste vollständige Bibelausgabe in Schlesien. Ziel der Verlage war es, die Heilige Schrift mit Fußnoten, die den biblischen Text erklären, vorzubereiten und in einem handlichen Format zu veröffentlichen, z.B. um sie mitzunehmen und in die Kirche zu bringen. Liebich kommentierte nur die Wörter oder Sätze, die es erforderten, d.h. diejenigen, deren Bedeutung für den Durchschnittsleser aufgrund veralteter Sprache oder mangelnder Kenntnisse unverständlich sein könnten. Die Rechtschreibung wurde auf der Grundlage des deutschsprachigen Lehrbuchs ‚Grundlegung einer deutschen Sprachkunst' von Johann Christoph Gottsched (1700–1766) aus dem Jahre 1748 modernisiert.[41] Die Erläuterungen wurden von Johann Friedrich Burg, Oberkonsistorialrat aus Breslau, der auch der Autor des Vorwortes von 1765 war, korrigiert. Pastor David Seidel aus Gross Walditz in der Gemeinde Löwenberg und aus Seifersdorf in der Gemeinde Lauban war für die Suche nach Parallelen zu bestimmten Fragmenten verantwortlich.[42]

Dieses gemeinsame Werk der schlesischen Pastoren und evangelischen Pädagogen wurde in der Zeit der Aufklärung und des Rationalismus nicht hoch geschätzt und geriet bald in Vergessenheit. Mehr als tausend Exemplare der ersten Ausgabe wurden als Altpapier verkauft.[43] Zu Beginn

sicht und vorher gegangener sorgfältiger Prüfung und durch gethanen Beytrage von Johann Friedrich Burg, Königl. Preuß. Oberconsistorialrath zu Breslau, der Evangel. Kirchen und Schulen Inspector. Hirschberg 1764.

41) Die Bibel, oder: Die ganze Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments, nach der deutschen Uebersetzung D. M. Luthers; mit jedem Capitel vorhergesetzten kurzen Summarien, sorgfältigst ausgesuchten, und zahlreich beygefügten Real- und Verbal- Parallel- Stellen mit möglichst kurz gefaßten Anmerkungen nach und aus dem Grundtexte zu Anzeige des in demselben befindlichen Nachdruckes, zu Aufklärung des Zusammenhanges, Hebung scheinender Widersprüche und Abweisung schnöder Spöttereyen, begleitet und erläutert. Ans Licht gestellet durch Ehrenfried Liebich, Evangelischen Pastor zu Lomnitz bey Hirschberg; Mit einer Vorrede und in den Anmerkungen vorhergegangener Prüfung, auch größtentheils eignem Beytrage und selbst geführter Feder von D. Johann Friedrich Burg, Königl. Preuß. Ober-Consistorial-Rath zu Breslau, der Ev. Kirchen und Schulen-Inspector. Hirschberg 1765, S. XV–XVI, XX.

42) Ebd., S. XII, XVIII.

43) Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage von 1844.

des 19. Jahrhunderts kannte und nutzte man die Hirschberger Bibel nur noch vereinzelt und so wurden auch die fünf letzten Exemplare, die als antiquarische Rarität in den Beständen des Verlags erhalten blieben, restlos verkauft. Gräfin von Reden erkannte in der Hirschberger Bibel ein Schriftdenkmal lokaler Literatur und begann, mit dem Enkel des ersten Verlegers über eine Neuauflage im Jahre 1833 zu verhandeln.[44] Das Werk erschien 1844 und 1846 mit finanzieller Unterstützung des preußischen Königs. Friedrich Wilhelm IV. überwies dann jeder preußischen Schule ein Exemplar.[45] 1849 begann die Gräfin mit dem Geldeinwerben für die vierte Ausgabe der Hirschberger Bibel. Nachdem der König den Betrag von 1.050 Talern aus der königlichen Geldschatulle zugesagt hatte,[46] unterschrieb sie am 20. April 1850 einen Vertrag mit dem Drucker Carl Wilhelm Immanuel Krahn.[47] 1852 erschien die vierte Ausgabe, von der 600 Exemplare für Seminare, Schulen und andere Bildungseinrichtungen in Liegnitz bestimmt waren.[48]

Wenige Jahre vor ihrem Tod beteiligte sich die Gräfin an der Neuauflage der Danziger Bibel von 1632, die von der Preußischen Hauptbibelgesellschaft entsprechend den Bedürfnissen der in Oberschlesien und Mähren

44) GStA PK Berlin, I HA Rep. 89, Nr. 23561, Bl. 68: Abgeschloßener Contract mit dem Buchdrucker Immanuel Krahn wegen Druck der Hirschberger Bibel vom 1ten April 1842.

45) Die Bibel, oder: Die ganze Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments, nach der deutschen Uebersetzung D. M. Luthers; mit jedem Capitel vorhergesetzten kurzen Summarien, sorgfältigst ausgesuchten, und zahlreich beygefügten Real- und Verbal-Parallelstellen, und vornehmlich bei allen schweren von Spöttern gemißhandelten oder sonst zweifelhaft scheinenden Stellen mit möglichst kurz gefaßten Anmerkungen nach und aus dem Grundtexte, zur Anzeige des in demselben befindlichen Nachdruckes, zu Aufklärung des Zusammenhanges, Hebung scheinender Widersprüche und Abweisung schnöder Spöttereien, begleitet und erläutert. Ans Licht gestellt durch Ehrenfried Liebich, Evangelischen Pastor zu Lomnitz bei Hirschberg. Mit einer Vorrede und in den Anmerkungen vorhergegangener Prüfung, auch größtentheils eignem Beitrage und selbst geführter Feder von D. Johann Friedrich Burg, Königl. Preuß. Ober-Consistorialrath zu Breslau, der Evangelischen Kirchen und Schulen Inspector. Vierte, sorgfältig durchgesehene Auflage. Hirschberg, 1852, S. XXII.

46) GStA PK Berlin, I. HA Geheimes Zivilkabinett jüngere Periode, Rep. 89, Nr. 23561, Bl. 137–138, 144.

47) Reuss (wie Anm. 24), Bd. 2, S. 449, 451.

48) Zur Geschichte der Buchwalder Bibelgesellschaft (wie Anm. 26), S. 78. Diese Lösung wurde dem König von Friederike von Reden in einem Brief vom 11. Februar 1852 vorgeschlagen; vgl. GStA PK Berlin, I HA Rep. 89, Nr. 23561, Bl. 154.

lebenden polnischen Bevölkerung neu aufgelegt werden sollte. Zu diesem Zweck erhielt die Gräfin 400 Taler vom preußischen König. Für die Neuausgabe orientierte man sich an der siebten Auflage von 1810, erschienen in Berlin. Die Neuauflage sollte zunächst in Österreich erscheinen, schließlich wurde sie 1854 (als zwölfte Auflage) in Halle veröffentlicht.[49]

Die Tiroler und die Kirche Wang

Das pietistische Werk der Gräfin von Reden umfasst zwei weitere Projekte, die sie im Auftrag der preußischen Könige durchgeführt hat: die Ansiedlung der Tiroler Exilanten in Erdmannsdorf und den Wiederaufbau der Kirche Wang in Brückenberg. Die religiösen Flüchtlinge aus Tirol trafen mit Zustimmung König Friedrich Wilhelms III. 1837 im Hirschberger Tal ein. Es handelte sich um eine Gruppe von 416 Personen, die ihre Heimat wegen der Verunmöglichung der Ausübung des evangelischen Bekenntnisses in der katholischen Habsburger-Monarchie verlassen hatten. Im Winter 1837/38 wurden die Flüchtlinge provisorisch in Schmiedeberg untergebracht. Ein eigens gegründetes Komitee beschäftigte sich mit dem Bau von Häusern für die Immigranten auf königlichen bzw. auf den vom König in Erdmannsdorf und Seidorf erworbenen Grundstücken. Die Leitung des Komitees übernahm Gräfin von Reden, zwei andere Mitglieder waren Graf Matuschka und Bürgermeister Flügel aus Schmiedeberg.[50] Gräfin von Reden beaufsichtigte den Bau von 56 Häusern, die bereits 1838 bezogen werden konnten, und half den neuen Bewohnern des Hirschberger Tales, sich in ihrer neuen Heimat zurecht zu finden. Sie vermittelte bei der Arbeitssuche der Tiroler, stattete sie mit Bibeln aus, wählte einen Schullehrer und Pfarrer für die neue Gemeinde, vor allem aber stand

49) Biblia to jest wszystko Pismo Święte Starego i Nowego Przymierza / podług edycyi berlińskiey z roku 1810 i gdańskiey z roku 1632 dla zborów polskich ewangielickich za przyczyną Głównego Towarzystwa Biblijnego Pruskiego na nowo przedrukowane [Die Bibel, das ist die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments / nach den Ausgaben von Berlin 1810 und Danzig 1632 für polnische evangelische Gemeinden veranlasst von der Preußischen Hauptbibelgesellschaft in einer neuen Auflage]. Halle 1854.

50) GStA PK Berlin, I. HA Rep. 89, Nr. 23741, Bl. 103r: Entwurf zum Geschäfts-Regulation für den Comité zur Unterbringung der Tyroler Inklinanten in der Stadt Schmiedeberg, Buchwald 18. August 1837.

sie ihnen mit Rat und Tat zur Seite.[51] In Anerkennung ihrer Verdienste wurde ihr von den Tirolern die Bezeichnung „Mutter des Hirschberger Tales“ verliehen.[52] 1844 nahm sie an einer anderen spektakulären, vom preußischen König finanzierten Aktion teil. Es ging um den Wiederaufbau der mittelalterlichen, aus Norwegen hertransportierten Kirche Wang in Brückenberg. Die Gräfin wählte den Standort für die neue Kirche im Riesengebirge, überwachte ihren Wiederaufbau und anschließend ihre Ausstattung. Sie plante die Umgebung der Kirche und wählte den Pfarrer für die neue Gemeinde aus. In Anerkennung ihrer Verdienste schnitt Friedrich Wilhelm IV. während der feierlichen Einweihung der Kirche zusammen mit Gräfin von Reden das Band durch.[53]

Die religiösen Motivationen der Gräfin von Reden bei der Ansiedlung der Tiroler Exilanten und bei der Festlegung des Standortes für die neue evangelische Gemeinde in den höheren Bergregionen, wo der Zugang zur Kirche eingeschränkt war, haben ihre kulturbildende Rolle erfüllt. Die allgemein geschätzte Gräfin von Reden wusste ihre gesellschaftlichen Kontakte zu nutzen, um die Kulturlandschaft des Hirschberger Tales mitzugestalten.

51) GStA PK Berlin, I. HA Rep. 89, Nr. 23742, Bl. 161r: Summarische Uebersicht über früheren Verhältniße der Zillerthaler Einwanderer, ihren Besitzstand in Tyrol und ihre Geldmitteln, Schmiedeberg, 3. Mai 1837; Archiwum Państwowe we Wrocławiu (zit. als APW) Abteilung Hirschberg: Akta Gminy Mysłakowice II (1838–1937), Nr. 46, Bd. 5: Obrigkeitliche Erlasse, Verfügungen, Aufträge und Urtheile, 1838–1881, Dokument 7.

52) Mehr über die Ansiedlung der Tiroler im Hirschberger Tal bei Georg Friedrich Heinrich Rheinwald: Die Evangelischen Zillerthaler in Schlesien. Berlin 1838; Max Beheim-Schwarzbach: Die Zillerthaler in Schlesien. Die jüngste Glaubenscolonie in Preußen. Breslau 1875; Joachim Bahlcke: Die ‚jüngste Glaubenscolonie in Preußen‘. Kirchliche Praxis und religiöse Alltagserfahrungen der Zillerthaler in Schlesien, in: Joachim Bahlcke und Rainer Bendel (Hg.): Migration und kirchliche Praxis. Das religiöse Leben frühneuzeitlicher Glaubensflüchtlinge in alltagsgeschichtlicher Perspektive (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands 40). Köln, Weimar, Wien 2008. S. 181–202.

53) Mehr über den Wiederaufbau der Kirche Wang bei Erich Gebhardt: Die Kirche Wang im Riesengebirge und ihre Geschichte. Auf Grund der vorhandenen Quellen und in Norwegen gemachter Studien. Hamburg 1913; Zoe Droysen: Wang im Riesengebirge. Weg und Schicksal der Kirche Wang von Norwegen bis Schlesien. Ulm 1956; Urszula Bończuk-Dawidziuk: Johanne Juliane Friederike Gräfin von Reden und die Kirche Wang in Brückenberg (Karpacz Górny), in: JSKG 84/85 (2005/2006), S. 203–212; Anja Rösner: Kirche Wang. Reise einer Stabkirche von Norwegens Fjorden ins Riesengebirge. Grevenbroich 2006.

Die Idee des Pietismus sieht man auch bei anderen Unternehmungen der Gräfin von Reden. Als Mittel zur Bekämpfung der Armut sah sie die Sicherung von Arbeitsplätzen. Deswegen half sie den armen Webern und Spinerinnen durch die Besorgung von Flachs und Garn. Dann kaufte sie deren Produkte zum Weiterverkauf. Dank dieser Unterstützung hatten die Weber Arbeit während der langen Winterabende, und sie – als Vermittlerin – schützte die Weber vor der Ausbeutung durch die Händler. Den Einsatz der Gräfin von Reden für die Verbesserung der materiellen Lage der schlesischen Weber wusste Alexander Graf von Minutoli (1806–1887), Jurist, Ökonom und schlesischer Kunstsammler, zu schätzen.[54]

Ihre mäzenatenhafte Förderung der schlesischen Dichterin Johanne Juliane Schubert (1776–1864) aus Würgsdorf (Gemeinde Bolkenhain),[55] einer einfachen Weberin und ein künstlerisches Naturtalent, hatte eine ähnliche Art: Um die arme Frau zu unterstützen, stellte sie sie als Schreiberin im Schloss Buchwald ein. Seit ca. 1817 nutzte Gräfin von Reden ihre „anmutige Schrift", diktierte ihr Briefe und Dokumentationen, z.B. Bibelberichte.[56] Als Dankeswort schrieb die Schubertin wie viele Dichter Widmungen an ihre Wohltäterin. Sie war auch gewissermaßen die künstlerische Chronistin des Lebens der Gräfin. Am 15. Mai 1835 wurde in feierlichem Rahmen der Grundstein für das Armenhaus in Quirl neben Buchwald gelegt, eine Stiftung der Gräfin von Reden. An der Feier nahm die Dichterin teil, die zu diesem Anlass ein Gedicht verfasste.[57] Im Juni 1823 gab Gräfin von Reden Schuberts Gedichtband in einer Auflage von 400 Exemplaren, die man vorbestellen konnte, heraus. Unter den Subskribenten waren u.a. König Friedrich Wilhelm III., seine beiden Söhne sowie Prinz Wilhelm und Prinzessin Marie Anne aus Fischbach. Die Erlöse plante die Gräfin

54) Alexander von Minutoli: Die Lage der Weber und Spinner im Schlesischen Gebirge und die Maßregeln der Preußischen Staats-Regierung zur Verbesserung ihrer Lage. Berlin 1851. S. 52, 55.
55) Margarete Arndt: Die dichtende schlesische Webersfrau. Über Johanne Juliane Schubert (1776–1864) und ihre Lyrik, in: Schlesien 29 (1984), S. 25–35; Rudolf Grieger: Die Schubertin im Spiegel ihrer Gedichte und ihrer Leserschaft, in: JSKG 74 (1995), S. 119–148.
56) Reuss (wie Anm. 24), Bd. 1, S. 320.
57) APW Abteilung Hirschberg: Nachlass der Gräfin Friederike von Reden, Nr. 20: Gedicht von Juliane Schubert „Bey Gelegenheit der Grundsteinlegung zu einem Armenhause in Quirl am 15ten Mai 1835".

für den Bau eines Hauses für die Dichterin zu verwenden, um damit ihre Lebensverhältnisse zu verbessern.[58]

Friederike von Reden liebte die Gesellschaft von Kindern. Im Schloss Buchwald hielten sich viele Kinder aus befreundeten Adelsfamilien auf, die von der Gräfin in englischer Sprache und in Botanik unterrichtet wurden. Ein wichtiges Element der Bildung war die religiöse Literatur, die die Gräfin den Kindern anbot, so waren z.B. die Kinder der Luise zu Stolberg mit den Lehren des ‚Schatzkästleins' von Johannes Evangelista Goßner (1773–1858) vertraut.[59] Viele der adeligen Kinder bereiteten sich auf die Konfirmation in Buchwald vor und wurden in der Buchwalder Kirche konfirmiert. So kamen beispielsweise am 22. Juni 1834 Friedrich Prinz zu Schoenaich-Carolath (1790–1859) und sein Sohn Ferdinand (1818–1893) nach Buchwald. Der junge Prinz blieb wochenlang in Buchwald, um sich unter der Leitung des Buchwalder Pastors Johann Friedrich Wilhelm Haupt auf dieses wichtige religiöse Fest vorzubereiten.[60] Die Konfirmation von Ferdinand zu Schoenaich-Carolath fand am Samstag, dem 9. August 1834, in Buchwald statt.

Die Gräfin lehrte die Kinder der Untertanen das Schreiben, Zählen und die Gartenarbeit. Es war nicht ungewöhnlich, dass so gebildete Kinder als Erwachsene für sie im Schloss oder für andere befreundete Adelige arbeiteten. So realisierte sie teilweise das Konzept der Erziehung des halleschen Pädagoge August Herrmann Francke (1663–1727).

Der erwähnte Berliner Prediger Goßner, katholischer Priester, Konvertit und dann evangelischer Pastor, verzauberte die Gräfin von Reden mit seinen feurigen Predigten und Ansichten, die ihr erwecktes Herz ansprachen. Der charismatische Prediger war nicht nur ein guter Redner, sondern auch Autor von populären „Erbauungsschriften" und Kirchenliedern. Goßner gewann die Sympathie des Königshausess, insbesondere von Prinzessin Elisabeth von Bayern (1801–1873) und ihrem Mann, dem Nachfolger auf dem preußischen Thron. Zusammen mit anderen Geistlichen schuf er eine Camarilla um den zukünftigen König. Nach dem Tod von Johannes Jänicke (1748–1827) wurde er 1829 Pastor in der sogenannten tschechischen Kir-

58) Reuss (wie Anm. 24), Bd. 1, S. 351f.
59) Ebd., S. 391.
60) Aus einem Brief von Friederike von Reden an ihre Nichte Marline (Marie Caroline von Rotenhan, geb. Riedesel), Buchwald, 26.6.1834; vgl. ebd., Bd. 2, S. 71.

che in Berlin (Bethlehemskirche, genannt Böhmische Kirche, wurde 1737 für religiöse Auswanderer aus Böhmen erbaut) und hatte diese Funktion bis 1846 inne. Da er auch Missionar war, widmete er sein ganzes Leben mit Leidenschaft der Missionsarbeit, um die Missionsunion in Berlin zu leiten und Missionare auszubilden.[61]

Die Gräfin traf Goßner 1824 in Stonsdorf zum ersten Mal und unterhielt fortan persönlichen oder brieflichen Kontakt mit ihm, der sich während ihrer Krankheit 1832 verstärkte. Goßner wurde ihr „Führer auf dem Weg zum ewigen Leben",[62] und sie schrieb über ihn: „Das ist der Geistliche nach meinem Herzen – ganz Wahrheit, Liebe, Feuer im Gespräch; für mich so überzeugend, wie noch Keiner".[63] Ihre Faszination für Goßner zeigte sich darin, dass sie ihn 1837 dem König für das Amt des Pfarrers in Erdmannsdorf und damit als geistlichen Führer für die Tiroler vorschlug,[64] aber die Wahl fiel schließlich auf einen anderen Prediger, Johann Roth.[65]

Obwohl die Gräfin stark von neopietistischen Tendenzen in der evangelischen Kirche beeinflusst wurde, versuchte sie ihr ganzes Leben lang, einen interkonfessionellen Dialog zu führen, insbesondere mit Katholiken. Ein Beispiel dafür ist ihre Beziehung zu einem anderen Priester, der von ihr beeinflusst wurde: dem katholischen Bischof Johann Michael Sailer (1751–1832) von Regensburg, der Lehrer der Grafen von Stolberg-Wernigerode war. Dieser Priester, der für sein interkonfessionellen Wirken bekannt ist, lebte seine ökumenischen Ansichten auch in Schlesien. In Peterswaldau zum Beispiel, das Ferdinand von Stolberg-Wernigerode (1775–1854) gehörte, sprach er am Morgen während der Sonntagsmesse in einer katholischen Kirche und am Nachmittag in der evangelischen Schlosskapelle. Dank solcher Auftritte stand Sailer den Erweckten nahe.

61) Charlotte Sauer: Johannes E. Goßner. Ein Leben für die Wahrheit. Neuhausen-Stuttgart ²1995; Klaus Roeber: Johannes Evangelista Goßner und Albert Ludwig Carl Büchsel. ‚Missionsväter und Kirchenväter' im Berlin des 19. Jahrhunderts. Berlin 2005.

62) Reuss (wie Anm. 24), Bd. 1, S. 382.

63) Ebd, S. 383f.

64) Aus dem Tagebuch von Friederike von Reden, Buchwald, 12.11.1837; vgl. ebd, S. 177.

65) Alfred Glatz: Aus der Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Zillerthal-Erdmannsdorf (Riesengebirge), Kreis Hirschberg, in: JSKG 52 (1973), S. 127–156, hier S. 144, 146; Aus einem Brief von Friederike von Reden an ihre Schwägerin Caroline Riedesel, Buchwald, 12.10.1838, vgl. Reuss (wie Anm. 24), Bd. 2, S. 247.

Seine theologischen Ansichten wurden von der „Zentralidee", übernommen vom schwäbischen Pietisten Philipp Matthäus Hahn (1739–1790), über die Erlösung durch Christus und die Erfahrung durch Glauben und Bekehrung bestimmt. Dennoch blieb er dank der bayerischen Allgäuer Erweckunsbewegung, die ihm nahe stand und zunächst sogar zu seinem Kreis gehörte,[66] in den Strukturen der katholischen Kirche. Die preußische Regierung versuchte dreimal, Sailer zum Professor für Katholische Theologie an der Universität Breslau zu ernennen, allerdings ohne Erfolg.[67]

Die Gräfin traf Sailer 1830 während einer Heilkur in Karlsbad, und in den folgenden Jahren erhielt sie viele Briefe von ihm, die sie mit Sorgfalt aufbewahrte, weil sie zu Recht glaubte, dass sie einen einzigartigen Charakter hätten. Als der Katholik Leopold Christian Graf Schaffgotsch (1793–1864) einmal darum bat, die Briefe von Sailer zu sehen, schrieb die Gräfin, dass sie sie nicht aus ihren Hände geben würde und lud Schaffgotsch ein, zu ihr zu kommen und mit ihr „unsers Sailer's eigenhändige Briefe an mich – Evangelische!"[68] zu lesen. 1842 teilte Prinzessin Marie von Preußen mit, der Kronprinz von Bayern, ihr zukünftiger Ehemann, wolle ebenfalls die Briefe von Sailer sehen. Die Gräfin, die vom Respekt des Prinzen vor Bischof Sailer wußte, bereitete ihre „Schätze von Sailer"[69] für diesen Anlass extra vor. Die Bekanntschaft mit Sailer erweiterte den religiösen Horizont der Gräfin Reden in Richtung Ökumene erheblich.

Die Gräfin bewies schließlich ihre ökumenische Einstellung, indem sie sich von der Tätigkeit der Elizabeth Fry (1780–1845), einer Vertreterin der Quäker, d.h. der Religiösen Gesellschaft der Freunde *(Religious Society of Friends)*, und englische Reformerin des Gefängniswesens für Frauen, begeisteren und inspirieren ließ. 1840 korrespondierte die Gräfin intensiv mit dieser berühmten englischen Sozialaktivistin, die die Gräfin zu ihren Aktivitäten in Buchwald beglückwünschte, was diese so kommentierte: „Es ist mir ordentlich beschämend, denn ich bin nicht werth,

66) Peter Maser: Hans Ernst von Kottwitz. Studien zu Erweckungsbewegung des frühen 19. Jahrhunderts in Schlesien und Berlin. Göttingen 1990, S. 146.
67) Bertram Meier: Johann Michael Sailer. Theologe und Seelsorger zwischen Aufklärung und Romantik, in: Peter Walter und Martin H. Jung (Hg.): Theologen des 17. und 18. Jahrhunderts. Konfessionelles Zeitalter – Pietismus – Aufklärung. Darmstadt 2003, S. 244–261.
68) Reuss (wie Anm. 24), Bd. 2, S. 460.
69) Aus einem Brief von Friederike von Reden an ihre Schwägerin Caroline Riedesel, Buchwald, September 1842; vgl. ebd., S. 358.

ihr [Elizabeth Fry – UBD] die Schuhriemen aufzulösen."[70] Wer war die Person, die die Gräfin Reden so bewunderte? Elizabeth Fry hat den Frauen einen großen Dienst zu erweisen, da sie zur Umsetzung einer Reihe von Reformen in Frauengefängnissen beigetragen hat (Verbesserung der Lebensbedingungen, Einrichtung von Arbeitsgruppen, Organisation der Pflege für die Kinder der Häftlinge). Sie war Autorin mehrerer Bücher über das Gefängnissystem[71] und beteiligte sich an der Gründung von zwei Vereinigungen zur Förderung von entsprechenden Reformen *(Association for the Reformation of the Female Prisoners in Newgate* und *British Ladies' Society for Promoting the Reformation of Female Prisoners)*. Sie war Mitbegründerin eines Obdachlosenheims in London, einer Wohltätigkeitsorganisation, die Freiwillige, die die Armen in ihren Häusern in Brighton besuchen, zusammenbrachte *(Brighton District Visiting Society)*, und führte Trainingskurse für Krankenschwestern in London ein. In ihrer Arbeit für Gefangene erwaretete Fry bessere Ergebnisse bei der Resozialisierung durch die christliche Lehre als durch das damals übliche System der körperlichen Bestrafung.[72] Die persönliche Begegnung mit Fry im Jahr 1841 hatte eine inspirierende Wirkung auf die Gräfin von Reden, die in ihrem Bibelbericht vom 10. November 1841 auf die Notwendigkeit hinweist, Inhaftierte in den Gefängnissen von Jauer und Görlitz mit der Heiligen Schrift zu erreichen.[73]

Zum Abschluss

Das pietistische Wirken von Friederike Gräfin von Reden, das so viele Bereiche des soziokulturellen Lebens abdeckt, wurde in der Regel im offiziellen Rahmen der Buchwalder Bibelgesellschaft durchgeführt. Diese Gesellschaft, die kurz vor dem Tod ihres Mannes gegründet wurde, wurde zum Ausgangspunkt für das tatkräftige Handeln der Gräfin, die die Buchwalder Bibelgesellschaft zur bedeutendste aller schlesischen Bibelgesellschaften machte. Zum Zeitpunkt ihrer Stiftung zählte sie nur sieben

70) Aus einem Brief von Friederike von Reden an ihre Schwägerin Caroline Riedesel, Buchwald, 5.5.1840, vgl. ebd., S. 301.
71) Z.B. Elizabeth Fry: Observations on the visiting, superintendence, and government, of female prisoners. London 1827.
72) Zur Geschichte der Buchwalder Bibelgesellschaft (wie Anm. 26), S. 53.
73) Ebd., S. 52.

Personen, sie entwickelte sich aber dynamisch: 1819 hatte sie 49 Mitglieder, 1825 waren es bereits 114. Im Jahre 1840 war sie die tatkräftigste, obgleich nicht die größte Bibelgesellschaft in Schlesien.[74]

Der messbare Nutzen (oder Vorteile) dieser Stiftung ist jedoch nicht nur in Zahlen messbar. Nach dem Tod ihres Mannes bedeutete der Glaube an Gott für die Gräfin vor allem Hilfe zur Bewältigung ihrer tiefen Trauer, aber er beeinflusste auch die Stabilisierung ihrer zukünftigen sozialen Position.[75] Das jahrelang gepflegte Bild einer frommen Dame legitimierte ihre gesellschaftliche Position als Witwe und entwickelte es bald zu einem anderen, nämlich zu dem einer selbständigen Frau.[76] All dies geschah im Rahmen der Erweckungsbewegung, die es den Frauen ermöglichte, unabhängig zu sein.

Urszula Bończuk-Dawidziuk

Hrabina Friederike von Reden i jej pietystyczna działalność

W artykule została przedstawiona pietystyczna działalność hrabiny Friederike von Reden (1774–1854) z Bukowca na tle życia religijnego w Kotlinie Jeleniogórskiej w pierwszej połowie XIX wieku. Ta wpływowa dama była aktywną przedstawicielką ruchu przebudzeniowego i silnie oddziaływała

74) Wilhelm Heinrich Havenstein: Predigt, gehalten auf Veranlassung der zehnjährigen Stiftungsfeier des Bibelvereins zu Buchwald, am acht und zwanzigsten Juny 1825. Hirschberg 1825; Johann Friedrich Wilhelm Haupt: Nachrichten für und über die evangelische Gemeinde zu Buchwald und Quirl. Hirschberg [1842]; Zur Geschichte der Buchwalder Bibelgesellschaft (wie Anm. 26); Wilhelm Gundert: Geschichte der deutschen Bibelgesellschaften im 19. Jahrhundert. Bielefeld 1987, S. 168.

75) Das Schicksal der einsamen adeligen Frauen in Pommern in der preußischen Zeit erforschte Prof. Dr. Agnieszka Chlebowska in Agnieszka Chlebowska: „Stare panny", wdowy i rozwiedzione. Samotne szlachcianki w Prusach w latach 1815–1914 na przykładzie prowincji Pomorze [‚Alte Jungfern', Witwen und Geschiedene. Alleinstehende adlige Frauen in Preußen zwischen 1815 und 1914 am Beispiel der Provinz Pommern]. Szczecin 2012.

76) Urszula Bończuk-Dawidziuk: Friederike v. Reden – zwischen Tradition und Moderne. Eine Dame um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Friedrike v. Reden – między tradycja a nowoczesnością. Dama na przełomie wieków XVIII i XIX, in: Bauer (wie Anm. 15), S. 270–279.

na lokalne życie religijne i kulturalne. Dzięki bliskim kontaktom z rodziną królewską i pruską arystokracją, hrabina brała udział w realizacji szeregu ważnych w historii Śląska inicjatyw kulturalnych, takich jak wznowienie wydania Biblii Jeleniogórskiej, wzniesienie kościółka Wang w Karpaczu Górnym czy osiedlenie emigrantów religijnych z Tyrolu w Mysłakowicach i Sosnówce. Zasadniczą działalność religijną sprawowała w ramach Towarzystwa Biblijnego w Bukowcu, którego była pierwszą przewodniczącą. Imponujący dorobek na polu działalności religijno-kulturalnej hrabiny Reden był możliwy dzięki przez lata pielęgnowanemu wizerunkowi pobożnej wdowy, który legitymizował jej pozycję społeczną jako samodzielnej kobiety. Tł. Urszula Bończuk-Dawidziuk

Die Altlutheraner in Schlesien

Von Gilberto da Silva

Die Geschichte der „Altlutheraner“ ist eng verbunden mit der Geschichte Preußens, Schlesiens und Breslaus. In der schlesischen Hauptstadt nahm die „Evangelisch-lutherische Kirche in Preußen“ ihren Anfang und änderte ihren Namen aufgrund der historisch bedingten besonderen Situation Preußens mehrmals: Seit 1933 hieß sie „Evangelisch-lutherische Kirche Altpreußens“, nach dem Zweiten Weltkrieg dann „Evangelisch-lutherische Kirche im früheren Altpreußen“. Ab 1954 und bis 1972 nahm sie die anfängliche Fremdbezeichnung „Altlutheraner“ auf und nannte sich „Evangelisch-lutherische (altlutherische) Kirche“.[1] Hier wird der Einfachheit halber die Bezeichnung „Altlutheraner“ bzw. „Altlutherische Kirche“ verwendet.

Entstehung und Entwicklung der Altlutherischen Kirche haben als Voraussetzungen die Mentalitäten des 19. Jahrhunderts (1) und die protestantische Union in Preußen (2). Beides gilt es, im Vorfeld zu skizzieren. Danach kommen die eigentliche Entstehung der altlutherischen Bewegung (3) und die Verfolgungszeit 1834–1840 (4). Daran schließt sich die Duldungszeit mit der kirchlichen Strukturierung (5) an. Die Zeit unter dem Nationalsozialismus wird kurz gestreift (6), bevor wichtige Ereignisse der Nachkriegszeit, die den Blick zurück auf die Entstehung der Altlutherischen Kirche werfen, angesprochen werden (7).

1. Mentalitätengeschichtliche Voraussetzungen protestantischer Union und lutherischer Opposition im 19. Jahrhundert

Die kirchliche Landschaft des beginnenden 19. Jahrhunderts war mentalitätengeschichtlich von zwei großen geistigen Bewegungen, dem Rationa-

1) Vgl. Werner Klän, Gilberto da Silva (Hg.): Quellen zur Geschichte selbstständiger evangelisch-lutherischer Kirchen in Deutschland. Dokumente aus dem Bereich konkordienlutherischer Kirchen (Oberurseler Hefte Ergänzungsbände 6). Göttingen ^{2}2010, S. 30.

lismus und der Erweckung, die im historischen Zusammenhang mit Aufklärung und Pietismus standen, geprägt. Der Rationalismus setzte sich durch in den Universitäten und Kirchenleitungen mit der Reduzierung der „christlichen Religion" auf Vernunft und Ethik. Die Aufgabe von Theologie und Kirche bestand demnach darin, das Volk vernünftig-moralisch zu erziehen.[2] Grob gesehen kann man hier von einer „Veräußerlichung" der Religion sprechen, die sie auch für die Eingriffe des immer mächtiger werdenden Staates[3] – besonders in Preußen – anfällig machte.

Gegen den rationalistischen Mainstream in Theologie und Kirche des 19. Jahrhunderts positionierten sich die sogenannten Erweckungsbewegungen,[4] die mit unterschiedlichen Akzentuierungen und Eigentümlichkeiten in den verschiedenen Landeskirchen entstanden. Diese kritischen Erneuerungsbewegungen[5] erstrebten eine kirchliche Frömmigkeitserneuerung, die sich durch Verinnerlichung und Individualisierung des Glaubens zeigen sollte. Entscheidend in der Religion sollte der persönliche Glaube und das eigene fromme Gefühl sein, gewissermaßen das „schlechthinnige Abhängigkeitsgefühl",[6] wie der zeitgenössische Theologe Friedrich Schleiermacher (1768–1834)[7] – ein in Breslau geborener Schlesier – es ausdrückte.

Doch obwohl Rationalismus und Erweckung als gegensätzliche Mentalitäten zu betrachten sind, bestand eine bedeutende Schnittmenge zwischen ihnen. Denn durch Rationalität und Emotionalität bedingt, nahmen die

2) Vgl. Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat. München 1998, S. 423f.
3) Vgl. ebd., S. 320ff.
4) Vgl. Thomas K. Kuhn, Veronika Albrecht-Birkner (Hg.): Zwischen Aufklärung und Moderne. Erweckungsbewegungen als historiographische Herausforderung (Religion – Kultur – Gesellschaft 5). Münster 2017; Gustav Adolf Benrath: Die Erweckung innerhalb der deutschen Landeskirchen 1815–1888. Ein Überblick, in: Ulrich Gäbler (Hg.): Der Pietismus im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert (Geschichte des Pietismus 3). Göttingen 2000, S. 150–271.
5) Vgl. Peter Maser: Schlesiens Anteil an der Erweckungsbewegung des frühen 19. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte (zit. als JSKG) 63 (1984), S. 45–66, hier S. 46.
6) Friedrich Schleiermacher: Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt. Zweite Auflage (1830/31). Erster und zweiter Band, hrsg. von Rolf Schäfer. Berlin 2008, S. 201ff.
7) Vgl. Maser (wie Anm. 5), hier S. 48ff; Wichmann von Meding: Schleiermacher und die Schlesische Separation. Unbekannte Dokumente in ihrem Zusammenhang, in: Kerygma und Dogma 39 (1993), S. 166–201.

tendenzielle Reduzierung auf die Ethik und das Unverständnis für die dogmatischen Unterschiede zwischen den seit der Reformation existierenden beiden großen evangelischen Kirchen, der Reformierten und der Lutherischen, in Theologie und Kirche stark zu. Unter diesen Voraussetzungen entwickelten sich die Mentalitäten vieler Kirchenleitungen, Pfarrer und Gemeinden in Richtung einer allgemein-protestantischen, nicht mehr spezifisch bzw. bekenntnisgebundenen lutherischen oder reformierten Prägung.[8] Dogmatische Gegensätze, „das Produkt unfruchtbaren Theologengezänks" – wie es damals hieß – sollten relativiert werden, denn die ganze geistige Entwicklung der Zeit deutete in diese Richtung.[9]

Dieser allgemeinen Entwicklung entgegengesetzt entstanden punktuell innerhalb der damaligen Landeskirchen konfessionell-erweckliche Bewegungen, die eine Erneuerung in Theologie, Kirche und Frömmigkeit in Anbindung an die lutherischen Bekenntnisschriften suchten. Diese konfessionell-erwecklichen Bewegungen standen im Zusammenhang des sogenannten „Neuluthertums",[10] einer zeitgenössischen Wiederentdeckung Martin Luthers (1483–1546) und seiner Theologie, waren aber mit ihm nicht deckungsgleich. In der konfessionell-lutherischen Erweckung suchte man die reformatorische Objektivität von Bibel und lutherischem Bekenntnis mit der aus der Moderne nicht mehr wegzudenkenden Subjektivität zu verbinden.[11] Zu dieser „subjektiven Objektivität" – oder „objektiven Subjektivität" – gehörte nicht nur die allgemeinerweckliche Betonung der existentiellen Glaubenserfahrung, sondern auch die entscheidende Verbindung von persönlichem Glauben und lutherischem Kirchenbekenntnis.[12]

Die konfessionell geprägte Erweckung stand in den Wurzeln lutherischer Oppositionsbewegungen gegen den Rationalismus und die protestantische

8) Vgl. Wolf-Dieter Hauschild: Lehrbuch der Kirchen- und Dogmengeschichte. Bd. 2: Reformation und Neuzeit. Gütersloh [2]2001, S. 757; Nipperdey (wie Anm. 2), S. 423f.
9) Ebd., S. 432.
10) Vgl. Gustav Adolf Benrath u.a. (Hg.): Handbuch der Dogmen- und Theologiegeschichte. Bd. 3: Die Lehrentwicklung im Rahmen der Ökumenizität. Göttingen [2]1998, S. 174–178.
11) Vgl. Nipperdey (wie Anm. 2), S. 424f.
12) Vgl. Andrea Grünhagen: Erweckung und konfessionelle Bewußtwerdung. Das Beispiel Hermannsburg im 19. Jahrhundert (Quellen und Beiträge zur Geschichte der Hermannsburger Mission und des Ev.-Luth. Missionswerkes in Niedersachsen 19). Münster 2010.

Union von Reformierten und Lutheranern, die zum Teil zur Bildung selbstständiger konfessionell-lutherischer Kirchen in den deutschen Territorien des 19. Jahrhunderts führte.[13] Unter ihnen waren die Altlutheraner, deren Bewegung in Breslau begann, die ersten.

2. Die protestantische Union in Preußen

Abgesehen von den bereits erwähnten Mentalitäten, war eine Union der protestantischen Kirchen im Königreich Preußen aus staatlich-politischen Gesichtspunkten durchaus erstrebenswert. Der militärischen Niederlage Preußens gegen Frankreich 1806 mit dem damit verbundenen Zusammenbruch des Staates folgte die Ära der Stein-Hardenbergschen Reformen, die die Grundlage für den preußischen Einheitsstaat nach 1815 legten.[14] Die in diesen Reformen erzielten „Modernisierungen" des Staates betrafen auch die Kirchen, weil die Kirchenleitungen neu strukturiert wurden. Unter anderem wurde eine straffe Hierarchie geschaffen: Sie begann mit dem Summepiskopat des Königs, der nach dem seit der Reformationszeit geltenden landesherrlichen Kirchenregiment das Oberhaupt der Landeskirche war. Der König übte diese Funktion in enger Verbindung mit dem Kultusministerium aus, das über die provinzialen Konsistorien bis hin zu den von Superintendenten als Vertretern des landesherrlichen Kirchenregiments geleiteten Kirchenkreisen die Landeskirche verwaltete. In diesem Zusammenhang wurden alle Vorstöße in Richtung der Implementierung einer „demokratischen" Presbyterial- und Synodalkirchenordnung – mit Ausnahme Westfalens und der Rheinprovinz[15] – in Preußen zunächst abgelehnt.

Angesichts der Tatsache, dass mit den Strukturreformen alle lutherischen und reformierten Gemeinden unter derselben Kirchenleitung zusammen-

13) Zur Geschichte dieser Kirchen vgl. Kläⁿ/da Silva (wie Anm. 1).

14) Vgl. J. F. Gerhard Goeters: Die Reorganisation der staatlichen und kirchlichen Verwaltung in den Stein-Hardenbergischen Reformen: Verwaltungsunion der kirchenregimentlichen Organe, in: J. F. Gerhard Goeters, Rudolf Mau (Hg.): Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union. Bd. I: Die Anfänge der Union unter landesherrlichem Kirchenregiment (1817–1850). Leipzig 1992, S. 54–58, hier S. 56.

15) Vgl. Wilhelm Neuser: Die Entstehung der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung, in: Goeters/Mau (wie Anm. 14) Bd. 1, S. 241–256.

gefasst wurden, bestand in Preußen seit 1815 faktisch eine protestantische Verwaltungsunion.[16] Es lag jedoch im Interesse des preußischen Staates, über eine reine Verwaltungsunion hinaus zu gelangen. Zur Konsolidierung des Staates sollten die Kräfte gebündelt werden, denn den Bedürfnissen des Staates nach Integration und innerem Frieden sollte Rechnung getragen werden.[17] Außerdem war es dem selbstbewussten protestantischen Staat wichtig, eine starke, einheitliche bzw. unierte protestantische Kirche gegen die „ultramontanisch" geleitete römisch-katholische Kirche aufzustellen.[18] Die Aufbruchstimmung der Befreiungskriege und das Aufblühen der Erweckungsbewegung dort, wo sie nicht konfessionell geprägt war, kamen begünstigend hinzu.[19] Die protestantische Union in Preußen war also auf einem äußerst vielschichtigen Untergrund errichtet worden, indem ihr epochale Mentalitäten, innerkirchlich-theologische Entwicklungen sowie nüchternes Kalkül der Staatsräson den Boden bereiteten.[20]

Die praktische Umsetzung der protestantischen Union nahm ihren Lauf am 27. September 1817, als König Friedrich Wilhelm III. (1770–1840) eine Kabinettsorder erließ, in der er anlässlich des bevorstehenden 300. Reformationsjubiläums am 31. Oktober 1817 zur Vereinigung der lutherischen und reformierten Kirchen seines Landes aufrief,[21] damit „beide Eine neubelebte, evangelische christliche Kirche im Geiste ihres heiligen Stifters werden".[22] Somit verdankte sich die Gründung der protestantischen Union im Königreich Preußen zwar der Initiative des Königs,[23] doch nicht ihre Idee, denn diese lag – wie gesagt – bereits in den Mentalitäten des 19. Jahrhunderts und war von ihnen bedingt, wie die Entstehung solcher Unionen in anderen deutschen Territorien wie zum Beispiel den

16) Vgl. Hauschild (wie Anm. 8), S. 755.
17) Vgl. Nipperdey (wie Anm. 2), S. 432.
18) Vgl. Ernst Ziemer: Vor hundert Jahren. Aktenmäßige Ergänzungen zur Entstehungsgeschichte der ev.-luth. Gemeinde in Breslau. Breslau 1930, S. 8f.
19) Vgl. Kurt Nowak: Evangelische Kirchengeschichte von der Französischen Revolution bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, in: Hubert Wolf (Hg.): Ökumenische Kirchengeschichte. Bd. III: Von der Französischen Revolution bis 1989. Darmstadt 2007, S. 19–90, hier S. 28.
20) Vgl. Klaus Wappler: Reformationsjubiläum und Kirchenunion (1817), in: Goeters/Mau (wie Anm. 14) Bd. I, S. 93–115, hier S. 114.
21) Vgl. ebd., S. 94.
22) Klän/da Silva (wie Anm. 1), S. 33.
23) Vgl. Wappler (wie Anm. 20), S. 95.

Großherzogtümern Baden[24] und Hessen[25] verdeutlicht. Außerdem wurde die Union protestantischer Kirchen im Herzogtum Nassau[26] noch vor der Initiative des preußischen Königs bereits im August 1817 realisiert.

In Breslau trat man schon im November 1817 zu einer ersten von den lutherischen und den beiden reformierten Pfarrern gemeinsamen einberufenen Superintendenturbezirkssynode zusammen. Alle Anwesenden – bis auf einen – stimmten der Union zu. Die eine Gegenstimme gehörte Johann Gottfried Scheibel (1783–1843), Diakonus an St. Elisabeth[27] und Theologieprofessor an der Breslauer Universität, über den noch zu sprechen sein wird. Weitere Unionssynoden fanden jährlich in Breslau statt, wobei Scheibel ob seiner Positionierung heftig angefeindet wurde.[28] Die Synode von 1822 sprach sich definitiv für die Union aus,[29] finanzielle Fragen verzögerten aber ihre Einführung.[30]

Die Auseinandersetzung eskalierte allerdings wegen der konkreten Frage nach der gottesdienstlichen Verwendung der vom König entworfenen und zur Annahme von Seiten aller protestantischen Gemeinden befohlenen (unierten) Kirchenagende.[31] Der so genannte „Agendenstreit" seit 1822 ist also ein „Streit im Streit", der jedoch einen repräsentativen Charakter hat. Die Agende war im Wesentlichen des Königs eigenes Werk, erstellt aufgrund seiner Erfahrungen mit der russisch-orthodoxen und der anglikanischen Liturgie sowie aufgrund persönlicher Beschäftigung mit Luthers Schriften ‚Formula Missae et Communionis' (1523)[32] und ‚Deutsche Mes-

24) Vgl. Frank Martin Brunn: Union oder Separation? Eine Untersuchung über die historischen, ekklesiologischen und rechtlichen Aspekte der lutherischen Separation in Baden in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Karlsruhe 2006, S. 31–235.
25) Vgl. Karl Müller: Die selbständige evangelisch-lutherische Kirche in den hessischen Landen. Ihre Entstehung und Entwicklung. Elberfeld 1906, S. 9–42.
26) Vgl. Gottfried Herrmann: Lutherische Freikirche in Sachsen. Geschichte und Gegenwart einer lutherischen Bekenntniskirche. Berlin 1985, S. 256–280.
27) Von 1525 bis 1946 war St. Elisabeth die evangelisch-lutherische Haupt- und Pfarrkirche von Breslau. Seit 1946 ist sie eine römisch-katholische Kirche. Vgl. Ulrich Bunzel: Entstehen und Vergehen der evangelischen Kirchen Breslaus. München 1964, S. 27ff.
28) Vgl. Ziemer (wie Anm. 18), S. 12ff.
29) Vgl. ebd., S. 19ff.
30) Vgl. ebd., S. 40ff.
31) Vgl. Martin Kiunke: Johann Gottfried Scheibel und sein Ringen um die Kirche der lutherischen Reformation (Kirche im Osten 19). Göttingen 1985, S. 167–191.
32) D. Martin Luthers Werke (Weimarer Ausgabe) (zit. als WA) 12,205–220.

se' (1526).[33] Die neue Kirchenagende war der fromme Versuch des Königs, dem völlig säkularisierten Gottesdienst seinerzeit entgegenzuwirken. Sie brachte aber für die meisten Gemeinden völlig ungewohnte Neuerungen und zum Teil praktische Überforderungen, wie z.B. die durchgängige Beteiligung eines Chores auch in kleinen Dorfkirchen.[34] Aber die Agende war „Lieblingskind und Steckenpferd" des Königs,[35] und dieser scheute nicht die Ausübung von Druck und Zwang – auch nicht den Einsatz militärischer Gewalt –, um ihre Einführung durchzusetzen.[36] Nach anfänglicher Ablehnung in der Pfarrschaft wurde die unierte Kirchenagende auf Druck des Königs vom Breslauer Magistrat und Stadtkonsistorium 1830 eingeführt. Damit war die protestantische Union auch in Breslau beschlossene Sache.[37]

3. Die altlutherische Opposition gegen die protestantische Union in Schlesien

Der hartnäckige Unionskritiker Johann Gottfried Scheibel ist in einem lutherisch geprägten Haus geboren und bewegte sich im Rahmen des starken konfessionellen Bewusstseins der lutherischen Kirche in Schlesien. Dieses konfessionelle Bewusstsein war durch die Geschichte der schlesischen lutherischen Kirche, die zwischen dem Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) und der preußischen Annexion nach dem Ersten Schlesischen Krieg (1740–1742) unter starken habsburgischen Rekatholisierungsmaßnahmen litt, bedingt.[38] Der Kirchenhistoriker und Scheibels Biograph Martin Kiunke (1898–1983, ebenfalls ein Breslauer) spricht von einer „eigenartige[n] Prägung des schlesischen Luthertums", die eine wichtige Voraussetzung für die Entstehung der Altlutherischen Kirche sei.[39] In diesem Sinne kann man auch von einem durch den Rationalismus wenig be-

33) WA 19,72–113.
34) Vgl. Hauschild (wie Anm. 8), S. 760.
35) Thomas Stamm-Kuhlmann: König in Preußens großer Zeit. Friedrich Wilhelm III., der Melancholiker auf dem Thron. Berlin 1992, S. 477–486.
36) Vgl. Wilhelm Neuser: Agende, Agendenstreit und Provinzialagenden, in: Goeters/Mau (wie Anm. 14), Bd. I, S. 134–159, hier S. 155–158.
37) Vgl. Ziemer (wie Anm. 18), S. 59f.
38) Vgl. Kiunke (wie Anm. 31), S. 8ff.
39) Ebd., S. 28.

einflussten konservativeren Charakter der lutherischen Kirche in Schlesien sprechen.[40]

Während seines Theologiestudiums in Halle ab 1801 sah sich Scheibel mit dem theologischen Rationalismus konfrontiert.[41] In der zweiten Hälfte des Studiums (1803) spielte er sogar mit dem Gedanken, nach Göttingen zu wechseln und Historiker, nicht Theologe, zu werden.[42] Die zusätzliche Beschäftigung mit der Naturphilosophie führte während des Studiums zu einer Glaubenskrise,[43] die Scheibel jedoch überwand. Er kehrte nach Breslau zurück und legte „vor dem heimatlichen Stadtkonsistorium in den Jahren 1804 und 1806 seine Examina ab".[44] Danach bestritt er „die übliche Laufbahn für den Kirchendienst" in Breslau, 1807 als Lektor in St. Barbara,[45] 1808 in St. Elisabeth, 1809 als „Mittagsprediger" wieder in St. Barbara,[46] seit 1815 fünfter Diakonus an St. Elisabeth. Mit einer Schrift über die methodische Behandlung der Geschichte bewarb[47] er sich um eine Professur an der 1811 (neu-)gegründeten Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau[48] und wurde im selben Jahr außerordentlicher, ab 1818 ordentlicher Professor an deren theologischer Fakultät.[49] Als Pfarrer sammelte Scheibel eine Art „Personalgemeinde" um sich, die seine Gottesdienste schätzte und für eine Erweckung in Breslau sorgte.[50]

Entscheidend für Scheibels Opposition gegen die protestantische Union ist seine in die Breslauer Zeit fallende (Wieder-)Entdeckung der normativen Bedeutung der lutherischen Bekenntnisschriften für die lutherische Kirche.[51] In diesem Zusammenhang wurde die lutherische Abendmahls-

40) Vgl. Christian-Erdmann Schott: Die Unterdrückung der Altlutheraner in der Sicht der Historisch-Politischen Blätter, in: JSKG 63 (1984), S. 29–44, hier S. 42f.
41) Vgl. Kiunke (wie Anm. 31), S. 44ff.
42) Vgl. ebd., S. 53.
43) Vgl. ebd., S. 52ff.
44) Ebd., S. 59.
45) Vgl. Bunzel (wie Anm. 27), S. 46ff.
46) Kiunke (wie Anm. 31), S. 59;
47) Bewerbungsschrift in Peter Hauptmann (Hg.): Gerettete Kirche. Studien zum Anliegen des Breslauer Lutheraners Johann Gottfried Scheibel 1783–1843 (Kirche im Osten 20). Göttingen 1987, S. 182ff.
48) Vgl. Dietrich Meyer: Zur Geschichte der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Breslau (1811–1845), in: JSKG 68 (1989), S. 149–174.
49) Vgl. Kiunke (wie Anm. 31), S. 63.
50) Vgl. ebd., S. 82–85; Ziemer (wie Anm. 18), S. 93ff; zum Verhältnis Scheibels zur Erweckungsbewegung vgl. Maser (wie Anm. 5), hier S. 61ff.
51) Vgl. Kiunke (wie Anm. 31), S. 71–73.

lehre zum Zentrum seiner Theologie.[52] Für ihn war die Abendmahlsfeier nicht eine einzelne Feier oder eine für sich bestehende Lehre, sondern sie hatte die „bedeutsamste Wirkung" auf den ganzen Glauben an Jesus Christus und die ganze christliche Hoffnung auf ihn. In dieser Sicht der Dinge ist der tiefere Grund für Scheibels Überzeugung zu sehen, dass eine unbiblische Abendmahlslehre, wie er sie bei den nichtlutherischen Kirchen zu erkennen meinte, notwendig kirchentrennenden Charakter habe.[53] Anders ausgedrückt bedeutet das, dass „verschiedene Lehre auch verschiedene Kirche bedingt";[54] eine Vorstellung, die durchaus im Einklang mit der Tradition sowohl der lutherischen als auch der reformierten Kirche stand. Erst die Mentalitäten des 19. Jahrhunderts – wie bereits gesehen – stellten diese Tradition in Frage.

Diese konfessionell-lutherischen Überzeugungen bilden den theologischen Kern der altlutherischen Opposition gegen die preußische Union, die der König mit ihrer endgültigen Einführung und der Verpflichtung zur Verwendung der neuen Agende anhand der Kabinettsorder vom 4. April 1830 und des Erlasses vom 30. April 1830[55] heraufbeschwor. Für Scheibel spiegelte die neue Gottesdienstordnung eine unierte Theologie wider, die aus diesem Grund kein Recht und keinen Raum in der lutherischen Kirche haben darf. Für ihn hatte die königlich verordnete Agende nur den Zweck, die kirchliche Union auf dem Weg über den Gottesdienst einzuführen,[56] aber das Gewissen der lutherischen Gemeinde erlaube ihr, „nimmer, irgend Etwas in ihrem Gottesdienste zu gebrauchen, was irgend wie zu einer Union hinleiten könne", schrieb er in einer Bittschrift an den König vom 3. Juni 1830.[57] Scheibel betonte, dass der Gottesdienst ganz und gar Gottes Wort und dem Bekenntnis der ihn haltenden Gemeinde entsprechen sollte. Für die lutherische Kirche bedeutete dies, dass die klare Bezeugung der Realpräsenz von Christi Leib und Blut im Abendmahl nicht verschwiegen, verdrängt oder verschleiert werden dürfe. Außerdem bestritt Scheibel das *ius liturgicum* (das liturgische Recht) des Königs, indem er eine Unterscheidung zwischen dem

52) Vgl. ebd., S. 74–76.
53) Vgl. Werner Klän: Johann Gottfried Scheibel (1783–1843), in: Hauptmann (wie Anm. 47), S. 11–29, hier S. 16.
54) Kiunke (wie Anm. 31), S. 75.
55) Texte in Klän/da Silva (wie Anm. 1), S. 35–37.
56) Vgl. Klän (wie Anm. 53), S. 20.
57) Klän/da Silva (wie Anm. 1), S. 34.

ius circa sacra (Recht um die heiligen Dinge), das der König im Zuge des landesherrlichen Kirchenregiments ausüben dürfe, und dem *ius in sacra* (Recht in den heiligen Dingen), das nur der Kirche bzw. der Gemeinde vorbehalten sei, machte.[58]

Dem König missfielen diese Ausführungen und er lehnte Scheibels Gesuch kategorisch ab.[59] Daraufhin wurde Scheibel des Amtes suspendiert.[60] Doch inzwischen stand Scheibel nicht mehr allein, denn die Opposition wuchs in Breslau und Umgebung, indem sich um ihn eine immer größer werdende Gruppe konfessioneller Lutheraner, die den Übertritt zur preußischen Union nicht vollziehen wollten, sammelte.[61] Unter ihnen waren in führender Position der Jurist und Dekan der juristischen Fakultät Georg Philipp Eduard Huschke (1801–1886)[62] und der Naturphilosoph und Rektor der Breslauer Universität Henrich Steffens (1773–1845).[63] Gegen Ende 1830 dürfte es um die 1.000 Altlutheraner in Breslau gegeben haben.[64] Nach der Amtssuspendierung Scheibels verschärfte die preußische Regierung die Sanktionen gegen ihn mit seiner Exilierung nach Sachsen im Jahr 1832. Mit dem Weggang Scheibels übernahm Huschke die Leitung der Altlutheraner in Breslau. Einige Pfarrer aus Ortschaften außerhalb Breslaus schlossen sich nun der Bewegung an: Ferdinand Berger (1798–1852) in Hermannsdorf bei Breslau, Eduard Gustav Kellner (1801–1878) in Hönigern und Friedrich Biehler (1798–1844) in Kaulwitz, beide im Kreis Namslau, sowie Adolf Friedrich Hirschfeldt (1799–1834) in Freystadt. Alle

58) Vgl. Kiunke (wie Anm. 31), S. 167ff; Werner Klän: Die altlutherische Kirchenbildung in Preußen, in: Wolf-Dieter Hauschild (Hg.): Das deutsche Luthertum und die Unionsproblematik im 19. Jahrhundert. Göttingen 1991, S. 153–170, hier S. 153ff.
59) Vgl. Ziemer (wie Anm. 18), S. 69.
60) Ebd., S. 72ff.
61) Vgl. ebd., S. 93ff.
62) Vgl. Jobst Schöne: Kirche und Kirchenregiment im Wirken und Denken Georg Philipp Eduard Huschkes (Arbeiten zur Geschichte und Theologie des Luthertums 23). Berlin 1969.
63) Vgl. Ingetraut Ludolphy: Henrich Steffens. Sein Verhältnis zu den Lutheranern und sein Anteil an Entstehung und Schicksal der altlutherischen Gemeinde in Breslau (Theologische Arbeiten 17). Berlin 1962; Georg Froböss: Drei Lutheraner an der Universität Breslau. Die Professoren Scheibel, Steffens, Huschke in ihrer religiösen Entwicklung bis zu ihrem Eintritt in die Kämpfe der lutherischen Kirche im Jahre 1830. Breslau 1911.
64) Vgl. Ziemer (wie Anm. 18), S. 102.

wurden suspendiert.[65] In dieser Zeit ersuchten die Altlutheraner anhand wiederholter Bittschriften[66] die Anerkennung ihrer Rechte als lutherische Kirche in Preußen, während ihre Bewegung eine weitere Ausdehnung in Schlesien erfuhr. Bald gab es Altlutheraner auch in Brandenburg, Pommern, Posen und Halle/Saale.[67]

4. Die Verfolgungszeit zwischen 1834 und 1840

Dezidierte Opposition und Wachstum der altlutherischen Bewegung missfielen Friedrich Wilhelm III. und Kultusminister Karl Sigmund Franz Freiherr vom Stein zum Altenstein (1770–1840) immer stärker. In einer auf den 28. Februar 1834 datierten Kabinettsorder ließ der König verkünden:

> „Es hat Mein gerechtes Mißfallen erregen müssen, daß von einigen Gegnern des kirchlichen Friedens der Versuch gemacht worden ist, durch die Mißdeutungen und unrichtigen Ansichten, in welchen sie hinsichtlich des Wesens und des Zwecks der Union und Agende befangen sind, auch andere irre zu leiten. […] Auch in nicht unirten Kirchen muß der Gebrauch der Landes-Agende unter den für jede Provinz besonders zugelassenen Modificationen stattfinden; am wenigsten aber – weil es am unchristlichsten sein würde – darf gestattet werden, daß die Feinde der Union im Gegensatz zu den

65) Vgl. Gottfried Nagel: Unsere Heimatkirche. Kurze Geschichte der Ev.-lutherischen Kirche in Preußen. Breslau 1924, S. 54ff; Johannes Nagel: Die Errettung der Evang.-lutherischen Kirche in Preußen von 1817–1845. Den Gemeinden erzählt. Elberfeld [4]1905, S. 71.

66) Vgl. Kläˈn/da Silva (wie Anm. 1), S. 37–55.

67) Vgl. Hermann Th. Wangemann: Sieben Bücher preußischer Kirchengeschichte. Eine aktenmäßige Darstellung des Kampfes um die evangelisch-lutherische Kirche im XIX. Jahrhundert. Bd. 2. Berlin 1859, S. 99ff; Nagel (wie Anm. 65), S. 100ff; Werner Kläˈn: Die Anfänge der altlutherischen Bewegung in Breslau, in: Peter Hauptmann (Hg.): Kirche im Osten. Studien zur osteuropäischen Kirchengeschichte und Kirchenkunde. Bd. 21/22. Göttingen 1978/79, S. 141–169, hier S. 153f. Nagel (wie Anm. 65), S. 72: „Eine ganze Reihe von Orten war es schon in diesen ersten Jahren, wo die Anfänge zu lutherischen Gemeinden sich bildeten, so in der Gegend von Liegnitz, Bunzlau, Löwenberg, Hartliebsdorf, Deutmannsdorf, Militsch, Trebnitz, Salzbrunn, Juliusburg, Bernstadt, Kreuzburg, Strehlen, Luzine, Waldenburg, Münsterberg, Guhrau, und auch schon in der Mark in und um Züllichau, Schwiebus, in Guben in der Lausitz und anderen Orten.“

> Freunden derselben als eine besondere Religions-Gesellschaft sich constituiren."[68]

Diese Kabinettsorder gab den preußischen Staats- und Kirchenbehörden die rechtliche Grundlage, gegen die Altlutheraner vorzugehen. Ihr folgten polizeiliche Maßnahmen gegen Pfarrer und Gemeindeglieder. Der Altlutheraner Johannes Nagel (1839–1895) spricht in seinem Geschichtswerk von einem „Kriegszustand" zwischen dem Staat und der lutherischen Kirche.[69] Dieser beinhaltete das Verbot von „Konventikeln", d.h. Versammlungen außerhalb der Gottesdienstzeiten, das Verbot unbefugter Verrichtung geistlicher Amtshandlungen durch suspendierte Pfarrer, die Verpflichtung der Kinder altlutherischer Familien zum (unierten) Religionsunterricht und die Strafverfolgung der Altlutheraner mittels Zwangsgelder, Pfändungen und Verhaftungen.[70] Pfarrer wurden „um Amt und Brot gebracht", ins Gefängnis gesteckt, ihr Hab und Gut wurde konfisziert.[71]

In diesem Kontext zeigt der groteske Vorfall am Heiligabend des Jahres 1834 im niederschlesischen Dorf Hönigern, dass die Auseinandersetzung um die lutherische Kirche einen traurigen Tiefpunkt erreicht hatte: Die evangelisch-lutherische Gemeinde von Hönigern weigerte sich zusammen mit ihrem Pfarrer Eduard Gustav Kellner,[72] der suspendiert wurde, aber die Suspension nicht anerkannte, die neue königliche unierte Kirchenagende einzuführen, und ließ sich auch nicht durch Drängen des zuständigen Superintendenten dazu bewegen. Der Landrat verlangte die Herausgabe des Kirchenschlüssels, aber die Kirchengemeinde weigerte sich, ihn auszuhändigen. Bald wurde mit dem Einmarsch des Militärs gedroht, doch „[a]lle erklärten, daß sie stiller Ergebung das Militär abwarten müßten, in Gewissensangelegenheiten dürften sie sich durch Drohungen nicht bestimmen lassen, aber gegen Gewalt würden sie wahrlich keinen Finger aufheben, denn der Heiland befehle den Seinen geistliche Ritterschaft".[73]

Darauf folgte ein vom königlichen Polizeipräsidenten, dem königlichen Konsistorialrat und dem königlichen Landrat unterzeichnetes Ultimatum,

68) Kläн/da Silva (wie Anm. 1), S. 55f.
69) Nagel (wie Anm. 65), S. 93.
70) Vgl. ebd., S. 70ff.
71) Schott (wie Anm. 40), hier S. 33f.
72) Vgl. Georg Froböss: Eduard Gustav Kellner. Ein Zeuge der lutherischen Kirche, gewürdigt um der Wahrheit willen zu leiden. Lebensbild nach Briefen und Aufzeichnungen desselben. Elberfeld 1893, S. 36ff.
73) Ebd., S. 160.

das in deutscher und polnischer Sprache gedruckt, an die Kirche und die Zäune angeheftet wurde:

> „[W]ir [fordern] die Gemeinde hierdurch auf: | den Eingang zur Kirche frei zu machen, uns die Kirchenschlüssel, Kirchenbücher und das sonstige Kirchengut der hiesigen Kirche binnen 24 Stunden auszuhändigen, | und erwarten, daß die Gemeindeglieder als christliche und getreue Unterthanen sich dem Willen unsers Königs und Herrn gehorsam fügen werden. […] | Sollte die Gemeinde ferner daher im Widerstande beharren, so wird unverzüglich die Macht einschreiten, welche dem Könige zu Gebote steht, um Gehorsam und Ordnung aufrecht zu erhalten.“[74]

Da Kellner und seine Gemeindeglieder nicht nachgaben, schritt das preußische Militär am Heiligabend des Jahres 1834 mit 400 Mann Infanterie, 50 Kürassieren (schwere Kavallerie) und 50 Husaren (leichte Kavallerie) ein, um die von ca. 200 Dorfbewohnern geschlossen gehaltene und bewachte Dorfkirche aufzuschließen. Die Soldaten nahmen die Kirche mittels Kolbenschläge und Verprügelungen in Besitz und legten die unierte Agende demonstrativ auf den Altar.[75] Erst nach sechs Tagen zog das Militär wieder ab. Zurück blieb eine Gemeinde ohne Pfarrer, deren Vertrauen in Landeskirche und Regierung stark erschüttert und die lange in ihrer Entwicklung lahmgelegt worden war.[76]

Die sogenannte „Hönigernsche Dragonade“ blieb außerhalb Preußens nicht unbemerkt: Es erschienen in der englischen Presse Artikel darüber, und der britische Botschafter in Berlin leitete diplomatische Schritte ein. Es erfolgten ebenfalls eine Anfrage der dänischen Regierung, eine Protestnote der sächsischen Regierung und zahlreiche Protestschreiben einiger Theologen.[77] Diese unnötige und unverhältnismäßige Gewaltanwendung gegen Zivilisten zeigt, wie empfindlich Friedrich Wilhelm III. und seine Regierung, besonders Kultusminister Altenstein, gegen die Altlutheraner in Schlesien inzwischen geworden waren. Das dadurch erregte Aufsehen und die Empörung in Preußen und im Ausland stand mentalitätengeschichtlich

74) Ebd., S. 160f.
75) Vgl. Wangemann (wie Anm. 67), S. 85; Nagel (wie Anm. 65), S. 61;Froböss (wie Anm. 63), S. 162f. Wangemann (wie Anm. 67), S. 85 spricht allerdings von „400 Mann Infanterie, 30 Kürassire und 50 Husaren“.
76) Vgl. Peter Merx: Hönigern 1834 – ein Staat mißbraucht sein Machtmonopol, in: Schlesischer Gottesfreund 68 (2017), S. 101–103, hier S. 103.
77) Vgl. ebd.

auf der hintergründigen Vorstellung, dass eine solche Anwendung brachialer Gewalt in geistlichen Angelegenheiten einer aufgeklärten Gesellschaft nicht mehr würdig sei.

Nach Hönigern war es den Altlutheranern klar, dass sie vom preußischen Staat die erwünschte Anerkennung nicht bekommen würden. Bereits am 31. Dezember 1834 trafen sich unter Huschkes Leitung in Breslau einige Pfarrer, Kandidaten der Theologie und Gemeindeglieder, um über das weitere Vorgehen zu beraten. Dabei beschlossen sie, eine Generalsynode im Februar 1835 abzuhalten.[78] Bisher waren es einzelne Pfarrer und Kirchengemeinden, die sich weigerten, Teil der neuen unierten preußischen Landeskirche zu sein. Die erste Generalsynode sollte der Versuch sein, der altlutherischen Bewegung eine institutionelle Struktur zu geben.

Die sogenannte „constituierende Synode" tagte in Breslau in zwei Sessionen: am 19./20. Februar 1835 trafen sich die Gemeindevertreter des rechten Oderufers; die des linken Oderufers später am 3. März 1835.[79] Dieses Verfahren durfte von der Sicherheitslage bedingt gewesen sein. Zunächst traf die erste Teilsynode drei Grundsatzentscheidungen: (a) Wegen Aussichtslosigkeit wird das Anerkennungsgesuch über Petitionen an König und Kultusministerium abgestellt; (b) die Auswanderung als Möglichkeit der Konfliktlösung wird abgelehnt; (c) Gemeinden und Kirche sollen organisiert werden.[80]

Von Bedeutung ist die getroffene Entscheidung bezüglich des Verhaltens der bereits suspendierten Pfarrer gewesen. Es wurde nämlich beschlossen, „daß *alle* Ordinirten das Amt, für welches sie die Weihe des heiligen Geistes empfangen haben, auch *verwalten müssen*, und zwar zunächst bei ihren Gemeinden".[81] Dieser Beschluss ist insofern brisant, als er aus staatlicher Sicht zum offenen Rechtsbruch anstiftet. Aus der Sicht der Altlutheraner aber hatten die uniert gewordenen Konsistorien und Superintendenten keinerlei Rechtsbefugnisse mehr über die lutherische Kirche.[82] Weiterhin sind Entscheidungen über die Führung der Kirchenbücher, die Kandida-

78) Vgl. Wangemann (wie Anm. 67), S. 118; Nagel (wie Anm. 65), S. 86.
79) Vgl. Klän (wie Anm. 53), S. 158. Wangemann (wie Anm. 67), S. 118f. nennt als Teilnehmer der ersten Synodenhälfte die Pfarrer Wermelskirch (Posen), Wehrhan (Wischütz), Lasius (Prittisch bei Meseritz), Kellner (Hönigern), Biehler (Kaulwitz) und Berger (Hermannsdorf) sowie drei Kandidaten der Theologie und 24 Laien.
80) Vgl. ebd.; Nagel (wie Anm. 65), S. 86.
81) Wangemann (wie Anm. 67), S. 120, Hervorhebungen im Original.
82) Vgl. Nagel (wie Anm. 65), S. 87, 92f.

tenexamina und die Ordination zum Pfarramt sowie über die Gründung einer Missionsanstalt getroffen worden.[83] Ebenfalls von Bedeutung ist die beschlossene Einrichtung einer „Central-Geschäftsführung", die als „verbindende[r] Mittelpunkt" für die einzelnen Gemeinden fungieren sollte und eine Art provisorische Kirchenleitung darstellte.[84] Zum Schluss ist noch eine „Ermahnung" aufgenommen worden: die Lutheraner verwerfen zwar die unierte Kirche als eine falsch lehrende Kirche, dürfen aber „die Liebe gegen unirte Christen [nicht] versäumen".[85] Die im März tagende Teilsynode des linken Oderufers nahm die Beschlüsse der ersten Teilsynode mit geringfügigen Änderungen an.[86]

Die harte Verfolgungszeit mit Zwangsgeldern, Pfändungen und Verhaftungen[87] konnte jedoch die altlutherische Bewegung in ihrer Ausbreitung nicht verhindern, denn bereits 1838 gab es altlutherische Gemeinden wohl in allen preußischen Provinzen.[88] Auf der anderen Seite hat die Verfolgungszeit zwischen 1837 und 1840 auch Auswanderungswellen verursacht, obwohl sich die Generalsynode von 1835 bereits dagegen gestellt hatte.[89] Zunächst verweigerte die preußische Regierung rechtswidrig die Auswanderung derer, die einen solchen Antrag stellten. Friedrich Wilhelm III. schickte sogar einen Gesandten in den Kreis Züllichau in der Neumark, um die dortigen auswanderungswilligen Altlutheraner davon abzubringen. Der Gesandte kam aber mit der Botschaft zurück, dass dies nicht möglich sei. Daraufhin wurde im September 1837 den Altlutheranern die Auswanderung genehmigt. Schätzungsweise gingen in den Jahren

83) Vgl. Wangemann (wie Anm. 67), S. 120f., 123.
84) Ebd., S. 121; vgl. Nagel (wie Anm. 65), S. 87.
85) Wangemann (wie Anm. 67), S. 123.
86) Vgl. ebd., S. 124.
87) Vgl. Nagel (wie Anm. 65), S. 93, 140ff.
88) Vgl. Schöne (wie Anm. 62), S. 115. Hier ist besonders die Ausbreitung in der Provinz Posen bedeutend. Nagel (wie Anm. 65), S. 100ff. berichtet über die Entstehung von Gemeinden in Tirschtiegel, Bromberg, Rogasen und Margonin, „abgesehen von kleineren Ortschaften", im Jahr 1835. In Pommern entstanden durch die Initiative von Gutsherren wie von Thadden (Trieglaff), von Below (Seehof) sowie von Puttkammer (Versin) weitere Gemeinden. 1835 ist auch eine Gemeinde in Berlin entstanden, eine Filiale in Potsdam folgte bald nach. In der Provinz Sachsen entstand eine Gemeinde in Halle mit der Filiale Naumburg, 1836 kamen Erfurt und Magdeburg hinzu. Auch in Danzig und Marienwerder entstanden konfessionell-lutherische Gemeinden).
89) Vgl. ebd., S. 140–153.

1837/38 etwa 2.000 Altlutheraner aus Schlesien, Pommern und Sachsen nach Nordamerika und Australien.[90] Dort gründeten sie verschiedene lutherische Kirchen.

5. Staatliche Duldung und Strukturierung ab 1840

Mit dem Tod Altensteins (14. Mai 1840) und Friedrich Wilhelms III. (7. Juni 1840) sowie dem darauffolgenden Regierungsantritt König Friedrich Wilhelms IV. (* 1795, 1840–1858, † 1861) änderte sich die Lage der Altlutheraner gründlich.[91] Bereits seinerzeit als preußischer Kronprinz missfiel Friedrich Wilhelm IV. die Verfolgungspolitik der Regierung gegen die Altlutheraner. Das geschah allerdings nicht, weil er Sympathien für die Altlutheraner regte oder ihr Anliegen als berechtigt erachtete, sondern weil er im Gesamtzusammenhang einen „ministeriellen Absolutismus" zu sehen glaubte. Sobald er sein Amt als König antrat, versuchte er diesen „ministeriellen Absolutismus" durch souveräne königliche Maßnahmen zu schwächen,[92] was unter anderem den Altlutheranern zugutekam.

Der neue König verfügte bereits im August 1840 die Freilassung inhaftierter altlutherischer Pfarrer und erlaubte ihre Amtsausübung in den Gemeinden.[93] Im Ganzen gewährte er den Altlutheranern eine Duldung. Die neue Lage ermöglichte es den konfessionellen Lutheranern, ihre kirchliche Organisation in Angriff zu nehmen, wodurch die definitive Bildung einer staatsfreien lutherischen Kirche ihren Lauf nahm. Dabei hielten die Altlutheraner im September 1841 eine Generalsynode ab, die Kirchen- und Gemeindeordnungen verabschiedete. Diese Ordnungen verdankten sich dem juristischen Können Huschkes, wobei vor allem konsistoriale und synodale Züge zum Tragen kamen und vom Prinzip geleitet wurden, dass die Kirche ein in Amt und Gemeinde gegliederter Organismus sei, zu dessen Leitung Geistliche und Laien paritätisch zusammenwirkten.

90) Vgl. Christina Rathgeber (Hg.): Die Altlutheraner und die preußische Religionspolitik (1830–1847) (Acta Borussica. Neue Folge. 2. Reihe: Preußen als Kulturstaat). Berlin, Boston 2017, S. 17–21; Lieselotte Clemens: Die Auswanderung der pommerschen Altlutheraner in die USA. Ablauf und Motivation 1839–1843. Hamburg 1976.
91) Vgl. Klän (wie Anm. 53), S. 161.
92) Vgl. Rathgeber (wie Anm. 90), S. 32f.
93) Vgl. Wangemann (wie Anm. 67), S. 374ff.; Rathgeber (wie Anm. 90), S. 192.

Das öffentliche Lehramt und die Sakramentsverwaltung blieben aber den Pfarrern vorbehalten. Wichtiger Synodalbeschluss war die Einrichtung des „Ober-Kirchen-Collegiums“ (OKC), der altlutherischen Kirchenleitung, in Breslau.[94]

In diesem Zusammenhang beantragten die Altlutheraner auch die Einrichtung eines theologischen Lehrstuhls für die Belange der lutherischen Kirche an der Universität. Dem Antrag wurde nicht stattgegeben. Weitere Verhandlungen mit dem Staat führten zu einer ausführlichen Darstellung des konfessionell-lutherischen Anliegens, die Voraussetzung für eine mögliche staatliche Anerkennung sein sollte.[95] Der preußische Staat gewährte den Altlutheranern im Juli 1845 mittels einer Generalkonzession[96] schließlich eine, wenn auch stark eingeschränkte, Anerkennung, indem sie die Rechte einer „moralischen Person“[97] bekamen. Darin werden sie allerdings nicht „Kirche“, sondern „die von der Gemeinschaft der evangelischen Landeskirche sich getrennt haltenden Lutheraner“ genannt.[98] Aufgrund dessen sahen sich die Altlutheraner genötigt, immer wieder um die uneingeschränkte Anerkennung ihrer kirchlichen Stellung bei den Staatsbehörden nachzusuchen. Von großer Bedeutung für die Altlutheraner war allerdings die in der Konzession verfügte Befreiung von der Kirchensteuerzahlung.[99]

Die sogenannte „Spezialkonzession“ vom August 1847 benannte auch die Einzelgemeinen mit den jeweils residierenden Pfarrern,[100] denen die Konzession von 1845 gelten sollte, und listete die Namen der Pfarrer, die

94) Vgl. Klän (wie Anm. 53), S. 162f.
95) Vgl. Klän/da Silva (wie Anm. 1), S. 82–87.
96) Text: Ebd., S. 88f.
97) Ebd., S. 88: „Sie kann daher auch Grundstücke auf ihren Namen mit Genehmigung des Staates erwerben, sowie eigene, dem Gottesdienste gewidmete Gebäude besitzen, welchen jedoch der Name und die Rechte der Kirchen (§. 18, Titel 11, Theil II des allgemeinen Landrechts) nicht beizulegen sind.“
98) Ebd.
99) Vgl. ebd., S. 89.
100) Ebd., S. 90: „Als Kirchengemeinden, mit den in Nr. 3 der General-Concession denselben beigelegten Rechten einer moralischen Person, werden die in der in sechs Abdrücken hier anliegenden Uebersicht A. verzeichneten Gemeinden zu Breslau, Waldenburg, Goldschmieden, Bernstadt, Woiselwitz, Liegnitz, Militsch, Freistadt, Schwirz, Ratibor, in der Provinz Schlesien, – Züllichau, Berlin, in der Provinz Brandenburg, – Cammin, Ubedel in der Provinz Pommern, – Posen, Prittisch, Bromberg, Rogasen, in der Provinz Posen, – Thorn, Danzig, in der Provinz Preußen, – und Erfurt, in der Provinz Sachsen, anerkannt.“

amtieren durften, auf.[101] Diejenigen, die 1847 nicht mehr amtierten, wurden nachträglich rehabilitiert.[102] Nicht preußische Staatsangehörige hätten allerdings zuerst, um die „Aufnahme in den Preußischen Unterthanen-Verband […] nachzusuchen".[103]

Die Generalsynode der Altlutherischen Kirche von 1864 ersuchte in einer weiteren Petition die Anstellung eines staatlich besoldeten Professors für lutherische Theologie in Breslau,[104] hatte damit aber keinen Erfolg. Aufgrund der wiederholten Absagen fasste man erstmals den Gedanken, eine eigene, von der Kirche getragene „Professur" einzurichten. Konkrete Pläne für die Eröffnung einer eigenen Ausbildungsstätte wurden jedoch erst Jahre später vom Ober-Kirchen-Collegium in Breslau veröffentlicht. Erst die Generalsynode von 1882 beschloss die Einrichtung eines eigenen altlutherischen Theologischen Seminars in Breslau, nachdem die benötigten Mittel in einem Seminarfonds angesammelt worden waren.[105] Bis zur Eröffnung des Seminars 1883 studierten die zukünftigen Pfarrer der Altlutherischen Kirche an den staatlichen Universitäten und wurden nach dem Ablegen eines Kolloquiums in den kirchlichen Dienst übernommen. Mit der Einrichtung einer eigenen Ausbildungsstätte begannen die Altlutheraner, in eigener Verantwortung ihren theologischen Nachwuchs auszubilden.

Im Jahr 1910 erlangten die Altlutheraner als „Verein der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinden […] die Rechte einer juristischen Per-

101) Ebd., S. 92: „Karl Ferdinand Berger zu Goldschmieden, Eduard Kellner zu Schwirz, Johann Gottlieb Heinrich Reinsch zu Züllichau, Heinrich Adolph Geßner zu Freistadt, Friedrich August Senckel zu Woiselwitz, Friedrich Lasius in Berlin, Johann George Gottfried Wermelskirch zu Erfurt, Johann Heinrich Caspar Wedemann zu Breslau, Christian Theodor Ludwig Wagner zu Militsch, Ludwig Otto Ehlers zu Liegnitz, Dr. Johann Heinrich Ludwig Schröder zu Thorn, August Ferdinand Gotthilf Gaudian zu Ratibor, Karl Friedrich August Wolff zu Prittisch, Eduard Kluge zu Bernstadt, Karl Julius Schneider zu Berlin, Wilhelm Heinrich Brandt zu Danzig, Karl Sigismund Hennig zu Schwirz, Herrmann Aurelius Latzel zu Breslau, Dr. Emil Franke zu Rogasen, Dr. Johann Benjamin Trautmann zu Waldenburg."
102) Ebd., S. 92: „Dr. Johann Gottfried Scheibel, Gottlieb Friedrich Eduard Biehler, Norbert Wehrhan, Otto Friedrich Wehrhan, Friedrich Leberecht Ehregott Krause, Karl Kaul, Heinrich Ernst Ferdinand Guericke, Karl Wilhelm Ehrenström, Johann Andreas August Grabau, Ernst Wilhelm Eduard Ehregott Gaudian, Daniel Gotthart Fritsche, Gustav Adolph Kindermann, Vinzenz Reinhard Klein."
103) Ebd. Dies betraf die Pfarrer Philipp Jacob Oster, Johann Rudolph Caspar Hasert und Gottlob Gottfried August Plenz.
104) Vgl. ebd., S. 535.
105) Vgl. ebd., S. 535–537.

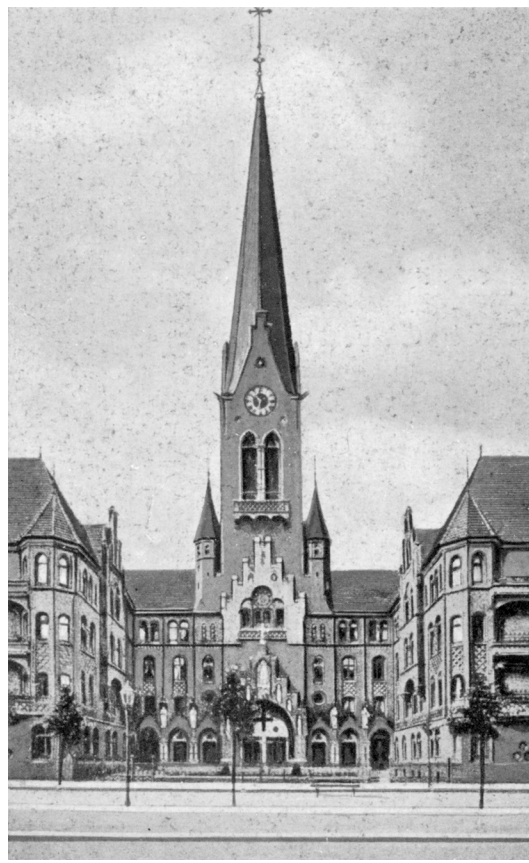
son".[106] Schließlich erfolgte 1930 die Anerkennung als „Körperschaften des öffentlichen Rechts" für die altlutherischen Kirchengemeinden.[107] Eine offizielle Statistik vom 23. Mai 1941 gibt folgendes Bild „über den Stand der Evang.-lutherischen Kirche Altpreußens"[108] ab:

Diözesen	**Pfarrbezirke**	**Gemeinden**	**Mitglieder**	**Pfarrer**	**Hilfsprediger**
Breslau	14	25	11.291	13	2
Niederschlesische	13	33	8.363	12	2
Nordöstliche	8	19	3.177	8	0
Pommern	10	30	9.394	10	1
Berlin-Märkische	10	27	8.786	11	1
Thüringisch-Sächsische	7	21	3.750	6	3
Rheinisch-Westfälische	13	31	12.707	13	1
Thorn	6	22	3.661	4	0
Insgesamt	81	208	61.129	77	11

Dazu folgende Informationen: „81 Pfarrbezirke erhalten 165 eigene Kirchen und Kapellen, 75 Pfarrhäuser, 72 sonstige Gebäude, 37 Friedhöfe. Sie leisten dies ohne staatliche Hilfe." Die Altlutheraner besaßen einen großen Häuserblock in der Hohenzollernstraße 53–57, Breslau. Mittelpunkt des Gebäudekomplexes war die große Christuskirche. Über dem Kirchenraum lag die Geschäftsstelle des Ober-Kirchen-Collegiums mit Bibliothek und Archiv. In dem Haus befand sich auch eine Diakonissenstation. Die weiteren Gebäude beherbergten drei Pfarrwohnungen, die Räumlichkeiten des Theologischen Seminars und eine weitere Bibliothek.[109] Vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs hatten die Altlutheraner vier Pfarrbezirke in Breslau: Breslau-Süd mit der Christuskirche (Hohenzollernst. 55) und dem Predigtort Brockau; Breslau-Nord mit der

106) Ebd., S. 102.
107) Ebd.
108) Johannes Landgraf (Hg.): Christophorus. Evangelisch-lutherischer Volks-Kalender 1941. Breslau, S. 84.
109) Vgl. ebd., S. 75; Bunzel (wie Anm. 27), S. 107–109.

Katharinenkirche (Katharinenstr. 17) und den Predigt- und Bibelstundenorten Trebnitz, Kapsdorf, Schebitz und Kottwitz; Breslau-West ohne eigenes Kirchengebäude (Gottesdienste in der Wildestr. 1/3 in der Aula der Aufbauschule) und den Predigtorten Wohlau und Herrnstadt sowie Breslau-Goldschmieden mit Kirche und Pfarrhaus (Bergiusstr. 43/45) und den Predigtorten Neumark, Schmolz und Gursche-Leonhardwitz. Im Süden Breslaus (Menzelstr.) besaßen die Altlutheraner einen etwa 10.000 qm großen Friedhof mit Verwalterwohnung.[110]



Breslau, Christuskirche
[Sammlung Dietmar Neß, Groß Särchen]

110) Vgl. ebd., S. 108f.

6. Die Zeit des Nationalsozialismus

Die Altlutheraner sowie andere selbstständige Lutheraner in ganz Deutschland waren in der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur anders als die Landeskirchen von der Auseinandersetzung zwischen Deutschen Christen (DC) und Bekennender Kirche (BK) zwar institutionell nicht betroffen, zeigten aber in ihren Reihen die gleichen Mentalitäten jener Zeit, besonders was Anpassung oder Unterstützung der nationalsozialistischen Ideologie angeht.[111] Es herrschte durchaus „eine deutschnationale, obrigkeitsstaatliche Gesinnung vor."[112] Allerdings dominierte dabei auch die Befürchtung, bei politischer Aktivität gegen das Regime genau wie die Landeskirchen gleichgeschaltet zu werden.[113]

Das Ober-Kirchen-Collegium in Breslau zum Beispiel beschloss 1938, dass all seine im Deutschen Reich angestellten Pfarrer als Träger eines öffentlichen Amtes folgenden Treueid zu leisten hätten:

> „Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden: ich werde dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, treu und gehorsam sein, die Gesetze beachten und meine Amtspflichten gewissenhaft erfüllen, so wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum."[114]

Nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 schickte das Breslauer Ober-Kirchen-Collegium ein Telegramm an Hitler:

> „Mit tiefem Dank gegen Gott den Herrn für die gnädige Bewahrung grüßen wir ehrerbietig und treu unseren Führer. Wir bitten mit der ganzen ev. luth. Kirche Altpreußens unsern Gott, ihm sein Leben auch fernerhin zu schützen und ihm Kraft und Segen zu geben zum Heil unsers Volkes."[115]

111) Vgl. Gilberto da Silva: 145 Jahre Hessische Renitenz – gestern und heute, in: Lutherische Theologie und Kirche 42 (2018), S. 194–216, hier S. 207f.
112) Christian Neddens: Unerwartete Nähe und naheliegende Weggemeinschaft, in: Jürgen Kampmann, Werner Klän (Hg.): Preußische Union, lutherisches Bekenntnis und kirchliche Prägungen. Theologische Ortsbestimmungen im Ringen um Anspruch und Reichweite konfessioneller Bestimmtheit der Kirche (Oberurseler Hefte Ergänzungsbände 14). Göttingen 2014, S. 232–269, hier S. 233.
113) Vgl. ebd., S. 241ff.
114) Kirchenblatt für die Ev.-luth. Gemeinden in Preußen 93 (1938), S. 299.
115) Zit. nach Volker Stolle: Lutherische Kirche im gesellschaftlichen Wandel des 19. und 20. Jahrhunderts. Aus der Geschichte selbstständiger evangelisch-lutheri-

Freilich spiegelt dieses Verhalten nicht die ganze Haltung der Altlutheraner gegenüber dem Nationalsozialismus wider. Als Gegenbeispiel sei hier der in Breslau geborene Pfarrer Ernst Gasde (1912–2005) erwähnt, der bereits 1941 in seinen Feldpostbriefen aus der Ostfront über die Morde der SS berichtete und urteilte: „Diese grauenvolle, vieltausendfache Schuld, die im Namen Deutschlands hier begangen wird, kann nicht ohne Gottes Strafe bleiben".[116]

Theologisch betrachteten die Altlutheraner bereits 1934 die Deutsche Evangelische Kirche (DEK) als eine unionistische Staatskirche und positionierten sich auf der Seite des Pfarrernotbunds und gegen die Deutschen Christen.[117] In diesem Zusammenhang gab es von Seiten altlutherischer Pfarrer und Gemeinden vielerorts Solidaritätsbekundungen mit der Bekennenden Kirche und zahlreiche altlutherische Gemeinden gewährten der Bekennenden Kirche Gastfreundschaft für ihre Gottesdienste, da Pfarrern der Bekennenden Kirche der Zutritt zu ihren Kirchgebäuden von den durch die Deutschen Christen dominierten Kirchenleitungen verboten wurde.[118] Zum Teil kam es zu Übertritten landeskirchlicher Gemeinden bzw. Gemeindeglieder zur altlutherischen Kirche.[119] Diesbezüglich ist nichts oder fast nichts bekannt im Bereich der altlutherischen Diözesen Breslau und Niederschlesien. Der Grund dafür dürfte darin liegen, „dass hier die Bekennende Kirche relativ stark war und teilweise über legale Strukturen verfügte".[120]

Der Seminarbetrieb konnte mit vielen Einschränkungen und unter großen Schwierigkeiten bis 1944 aufrechterhalten werden. Im folgenden Jahr wurde das Schicksal des Theologischen Seminars der Altlutherischen Kirche besiegelt, in dem die Kriegshandlungen Breslau erreichten.[121] In deren Verlauf wurde auch der gesamte Gebäudekomplex in der Hohenzollernstraße

scher Kirchen in Deutschland (Oberurseler Hefte Ergänzungsbände 23). Göttingen 2019, S. 261.
116) Zit. nach ebd., S. 262.
117) Vgl. Neddens (wie Anm. 112), S. 239.
118) Vgl. ebd., S. 243–261.
119) Vgl. ebd., S. 206f; Stolle (wie Anm. 115), S. 274f.
120) Neddens (wie Anm. 112), S. 256; vgl. Gerhard Besier, Eckhard Lessing (Hg.): Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union. Bd. 3: Trennung von Staat und Kirche. Kirchlich-politischen Krisen. Erneuerung kirchlicher Gemeinschaft (1918–1992). Leipzig 1999, S. 295.
121) Vgl. Ernst Hornig: Die Schlesische Kirche in der Nachkriegszeit 1945–1951, in: JSKG 51 (1972), S. 108–135, hier S. 108ff.

mit der Christuskirche, der Geschäftsstelle des Ober-Kirchen-Collegiums, den Seminarräumen und Wohnungen zerstört. Bibliothek und Archiv waren zuvor noch ausgelagert worden, aber die Gutsgebäude, in denen sie untergebracht waren, wurden gleichfalls zerstört. Damit wurde auch der größte Teil der kirchlichen Unterlagen, Dokumente und Akten der Altlutherischen Kirche vernichtet.[122]

7. Entfremdung und Versöhnung

Das Kriegsende hatte erhebliche Auswirkungen auf die Altlutheraner und andere selbständige lutherische Kirchen in Deutschland. Viele Pfarrer waren gefallen oder in Kriegsgefangenschaft; viele Gebäude waren zerstört und ihr Wiederaufbau war erforderlich. Die Altlutherische Kirche war besonders hart betroffen; denn ihre hauptsächlichen Verbreitungsgebiete in Schlesien, Pommern, Posen und Ostpreußen gingen verloren. Mit Flucht, Vertreibung und der schwierigen kirchlichen Reorganisation der Geflüchteten bzw. Vertriebenen verlor die Altlutherische Kirche ca. 2/3 ihrer Gemeinden und Predigtplätze sowie 1/3 ihrer Gemeindeglieder.[123] Es wurden „Flüchtlingspfarrämter" eingerichtet, um die zerstreuten Gemeindeglieder zu sammeln. Deutschlands Teilung führte zur Entstehung je einer Altlutherischen Kirche in der Bundesrepublik mit der Kirchenleitung in Wuppertal-Elberfeld und in der DDR mit der Kirchenleitung in Berlin.[124] Nach der „Wende" trat die Evangelisch-lutherische (altlutherische) Kirche in der ehemaligen DDR zur Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche (SELK) 1991 bei.[125]

122) Zur Geschichte des altlutherischen Seminars in Breslau vgl. Werner Klän: Theologische Ausbildungsstätten selbständiger evangelisch-lutherischer Kirchen in Deutschland. Vorgeschichte und Gründungsphase der Lutherischen Theologischen Hochschule Oberursel, in: Lutherische Theologische Hochschule Oberursel 1948–1998. Festschrift zum 50jährigen Jubiläum (Oberurseler Hefte Ergänzungsbände 3). Oberursel, Groß Oesingen 1998, S. 9–38, hier S. 9–20; Klän/da Silva (wie Anm. 1), S. 530–534.

123) Vgl. Hans Kirsten: Einigkeit im Glauben und in der Lehre. Groß Oesingen 1980, S. 13f.

124) Vgl. Stolle (wie Anm. 115), S. 280ff.

125) Vgl. Dokumentationen und Beiträge dazu in Gilberto da Silva, Stefan Süss (Hg.): Und es geschah doch 19 Jahre später … Der Beitritt der Evangelisch-Lutheri-

In der Nachkriegszeit, während sich die lutherischen Landeskirchen in der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) und alle Landeskirchen in der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) reorganisierten, distanzierten sich die Altlutheraner von ihnen, denn sie sahen in der EKD auch eine Unionskirche.[126] Gleichzeitig näherten sich die selbstständigen evangelisch-lutherischen Kirchen, unter ihnen auch die Altlutheraner, einander mit dem Ziel eines Zusammenschlusses an. Dies war allerdings ein sehr langwieriger Prozess, der in der damaligen Bundesrepublik Deutschland erst 1972 mit der Gründung der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche (SELK) gelungen ist.[127] In der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik ist die Geschichte anders verlaufen.[128]

Die Wende in Sachen Entfremdung begann allerdings schon 1967, als der Präsident der Evangelischen Kirche der Union (EKU), Franz-Reinhold Hildebrandt (1906–1991), eine Predigt von großer historischer Bedeutung anlässlich des 150. Jubiläums der Union am 5. November jenes Jahres in Berlin hielt. Darin bat Hildebrandt die Altlutheranern überraschenderweise um Vergebung:

> „Mit Beschämung bekennen wir, dass es bei der Durchsetzung der Union nicht an Anwendung von Gewalt gefehlt hat. Jener Weihnachtsabend des Jahres 1834 in dem schlesischen Dorf Hönigern im Kreise Namslau diente nicht der Auferbauung des Leibes Christi. Mit Kolbenstößen von Soldaten, gewaltsamen Öffnen von Kirchentüren und Verhaftungen von Pfarrern, wie es damals geschah, lud unsere Kirche eine Schuld auf sich, die noch heute nachwirkt. Damals sind viele Familien aus ihrer Heimat nach Australien und Nordamerika ausgewandert, um ihren lutherischen Glauben rein zu bewahren, den sie in der Union gefährdet sahen. Und wenn

schen (altlutherischen) Kirche in der ehemaligen DDR zur Selbständigen Ev.-Luth. Kirche 1991 (Oberurseler Hefte 51). Oberursel 2011.

126) Vgl. Klän/da Silva (wie Anm. 1), S. 598ff.

127) Vgl. ebd., S. 619ff.

128) Zum gesamten Annäherungsprozess und Zusammenschluss vgl. Gilberto da Silva: Ein ökumenisches Modell im Kleinen? Die Selbständige Evangelisch-Lutherische Kirche (SELK) als die theologisch-ekklesiologische Mitte ihrer Vorgängerkirchen, in: Christoph Barnbrock, Gilberto da Silva (Hg.): „Die einigende Mitte". Theologie in konfessioneller und ökumenischer Verantwortung (Oberurseler Hefte Ergänzungsbände 20 – FS für Werner Klän). Göttingen 2018, S. 231–250, hier S. 247ff.

> Schuld allein durch Vergebung bedeckt werden kann, so wollen wir diesen Tag nicht vorbeigehen lassen, ohne unsere altlutherischen Brüder um solche Vergebung zu bitten."[129]

Die Rezeption dieser historisch höchstbedeutenden Geste ist allerdings – sowohl in der Union als auch unter den Altlutheranern – gering geblieben,[130] bis im Vorfeld des Reformationsjubiläums 2017 eine von der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche (SELK) und der Union Evangelischer Kirchen (UEK), die jeweils als Nachfolgekirchen der Altlutheraner und der preußischen Union gelten, eingesetzte gemeinsame Arbeitsgruppe die Geschichte beider Kirchen aufgearbeitet hat. Dieser Prozess kulminierte in der Verfassung zweier Texte, eines „Gemeinsamen Wortes" sowie eines „Briefes an die Gemeinden", die durch die zuständigen Gremien beider Kirchen approbiert und in einem Versöhnungsgottesdienst am Buß- und Bettag, dem 22. November 2017, in der SELK-Gemeinde in der Annenstraße zu Berlin von den leitenden Geistlichen beider Kirchen feierlich unterzeichnet worden sind.[131]

Beide Kirchen sind sich in der Lehre nach wie vor nicht einig, weshalb sie getrennt bleiben. Aber sie haben ihre gemeinsame, zum Teil leidvolle Geschichte aufgearbeitet und haben gemeinsam neue Wege des ökumenischen Miteinanders gefunden.

8. Zusammenfassung

Die Geschichte der Altlutheraner in Schlesien begann mit der Opposition Johann Gottfried Scheibels gegen die protestantische Union in Preußen ab 1817. Während die Union von den herrschenden Mentalitäten des 19. Jahrhunderts, dem Rationalismus und der Erweckung, gepaart mit dem preußischen Staatszentralismus, bedingt war, erwuchs die altlutherische Bewegung aus einer Wiederentdeckung der Bedeutung der lutherischen

129) Franz-Reinhold Hildebrandt: Predigt zu Epheser 4, 15f., gehalten am 5.11. 1967, in: Kampmann/Kläν (wie Anm. 112), S. 19–23, hier S. 20f.
130) Vgl. Wilhelm Hüffmeier: Die Predigt von Franz-Reinhold Hildebrandt zur 150-Jahr-Feier der Union 1967, in: Kampmann/Kläν (wie Anm. 112), S. 24–31.
131) Beide Texte mit einer Einführung abgedruckt in Gilberto da Silva: „Lasset uns aber wahrhaftig sein in der Liebe…" (Eph 4,15), in: Lutherische Theologie und Kirche 42 (2018), S. 47–62.

Bekenntnisschriften für die lutherische Kirche als Teil der Erweckungsbewegung. Die Altlutheraner wurden von den preußischen Behörden, bis hin zum militärischen Einsatz gegen eine Kirchengemeinde, hart verfolgt, was allerdings ihre Expansion von Breslau und Schlesien aus auf das ganze preußische Gebiet nicht verhinderte. Erst der Regentenwechsel 1840 brachte die Duldung, später eine Teilanerkennung. „Kirche" durften die Altlutheraner aber erst im 20. Jahrhundert sein. Der Zweite Weltkrieg brachte große Verluste für die Altlutheraner, die sich in der ehemaligen BRD und der ehemaligen DDR neu organisieren mussten. Mit einer Vergebungsbitte von Seiten der Evangelischen Kirche der Union im Jahr 1967 begann ein Prozess, der anlässlich des Reformationsjubiläums 2017 zur historischen Versöhnung der Nachfolgekirchen der Evangelischen Kirche der Union und den Altlutheranern führte.

Gilberto da Silva

Staroluteranie na Śląsku

Historia staroluteran na Śląsku rozpoczęła się wraz ze sprzeciwem Johanna Gottfrieda Scheibla wobec powstania Ewangelickiego Kościoła Unijnego w Królestwie Prus od 1817 roku. O ile Kościół Unijny warunkowały sposoby myślenia typowe dla XIX wieku – racjonalizm i przebudzenie, połączone z pruskim centralizmem państwowym, to ruch staroluterański wyrósł z odkrywanego na nowo znaczenia luterańskich pism teologicznych przez Kościół ewangelicki, w ramach ruchu przebudzeniowego. Staroluteranie doświadczali ciężkich prześladowań ze strony pruskich urzędów, aż po wojskową operację przeciwko jednej z gmin wyznaniowych, co jednak nie przeszkodziło im ekspandować z Wrocławia i Śląska na tereny całych Prus. Dopiero zmiana na tronie w 1840 roku przyniosła tolerancję wyznaniową, później częściowe uznanie staroluteran, przy czym status Kościoła uzyskali oni dopiero w XX wieku. II wojna światowa przyniosła duże straty dla staroluteran, którzy musieli zreorganizować się w dawnej Republice Federalnej Niemiec i w NRD. Prośba o przebaczenie, wystosowana przez Ewangelicki Kościół Unijny w 1967 roku, rozpoczęła proces, który doprowadził do historycznego pojednania sukcesorów Kościoła Unijnego i staroluteran w jubileuszowym roku reformacji (2017). Tł. Klara Kaczmarek-Löw

Der franziskanische Bußprediger Giovanni da Capestrano und die Juden in Breslau 1453

Von Karl Borchardt

Aus dem späteren Mittelalter gibt es in Archiven und Bibliotheken zahlreiche ungedruckte, kaum bekannte und wenig benutzte Geschichtsquellen. Unter anderem bieten die Bestände des alten Stadtarchivs Breslau, heute im Archiwum Państwowe in Wrocław, umfangreiche Unterlagen zu 1453 in Breslau beschlagnahmten Schuldurkunden und Wertsachen von getöteten und vertriebenen Juden. Der in Breslau geborene, vom NS-Regime nach Litauen verschleppte und dort ermordete Historiker Willi Cohn (1888–1941),[1] von dem tagebuchartige Aufzeichnungen[2] sowie Vorarbeiten zur Breslauer Judengemeinde bis 1349[3] erhalten sind, setzte sich 1926 in einer kleinen Studie mit den Vorgängen von 1453 auseinander. Dabei verglich er Capistrano mit dem amerikanischen Industriellen Henry Ford und mit Adolf Hitler, und zwar in dieser Reihenfolge;[4] Hitler erschienen Cohn damals wohl noch weit von der Machtübernahme entfernt. Zu den Hef-

1) Cohn promovierte 1910 in Breslau mit einer Arbeit über die normannisch-sizilische Flotte, der ähnliche Studien folgten. Gemeinsamer Wiederabdruck Willi Cohn: Die Geschichte der sizilischen Flotte 1060–1266. Vereinigter Nachdruck dreier Abhandlungen aus den Jahren 1910–1926 mit Anhang: Die Basler Konzilsflotte des Jahres 1437. Die Bedeutung der Seemacht in der Geschichte. Aalen 1978.
2) „Kein Recht, nirgends." Tagebuch vom Untergang des Breslauer Judentums 1933–1941, hg. von Norbert Conrads (Neue Forschungen zur schlesischen Geschichte 13,1–2). Köln u. a. 2006.
3) Norbert Conrads: Die verlorene *Germania Judaica*. Ein Handbuch- und Autorenschicksal im Dritten Reich, in: Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 15 (2007), S. 215–254.
4) Willy Cohn: Capistrano, ein Breslauer Judenfeind in der Mönchskutte, in: Menorah. Jüdisches Familienblatt für Wissenschaft, Kunst und Literatur 4 (1926), Nr. 5 (Mai), S. 262–265, hier S. 263f. Ebd., S. 262 heißt es: „Immer wieder steht Amalek gegen Juda auf, ob er nun Capistrano heißt oder Ford oder Hitler!"

ten im Stadtarchiv[5] liegt eine (Teil)Edition aus dem Jahre 1864 vor; der Editor Ludwig Oelsner kürzte allerdings nach seiner Meinung repetitive Passagen, was er immerhin – damals nicht selbstverständlich – durch drei Auslassungspunkte markierte.[6] Inzwischen gibt es eine Neuedition von Mateusz Goliński 2006, zusammen mit einer Studie über die jüdischen Vermögensverhältnisse.[7] Den aktuellen Forschungsstand bieten insbesondere Studien von Hanna Zaremska.[8]

Nachfolgend geht es allgemein um das religiös-politischen Wirken des franziskanischen Bußpredigers Giovanni da Capestrano, latinisiert Johannes Capistranus,[9] 1453/54 in Schlesien. Er hielt sich in Breslau vom 13. Februar bis zum 31. August 1453 auf, mit einer kurzen Unterbrechung, als er in Neisse mit dem Breslauer Bischof Peter Nowag[10] konferierte, und erneut vom 29. Mai bis Ende Juli 1454. Capestranos Predigten beeindruckten die Bevölkerung und förderten eine Situation, in der Juden bezichtigt wurden, Hostienfrevel begangen zu haben. Bei einem Gerichtsverfahren,

5) Zespół 28-0, Akta miasta Wrocławia, Seria 03, Księgi miasta Wrocławia, Nr. 575–579 = Verzeichnisse der Wertsachen und Schuldbriefe E 10,1-5. Freundliche Auskunft Adam Żurek, 4. Juni 2019. Vgl. Eschenloer: Geschichte (wie Anm. 23), S. 167 Anm. 7.

6) Ludwig Oelsner: Schlesische Urkunden zur Geschichte der Juden im Mittelalter, in: Archiv für Kunde österreichischer Geschichts-Quellen 31 (1864), S. 57–144, hier S. 136–143 Nr. 36f.

7) Mateusz Goliński: Wrocławskie spisy zastawów, długów i mienia żydowskiego z 1453 roku. Studium z historii kredytu i kultury materialnej [Breslauer Verzeichnisse von jüdischen Pfändern, Schuldbriefen und Besitztümern im Jahre 1453. Eine Studie zur Geschichte des Kredits und der materiellen Kultur] (Historia 173; Acta Universitatis Wratislaviensis 2852). Wrocław 2006, S. 150–235.

8) Hanna Zaremska: John of Capistrano and the 1453 Trial of Wrocław Jews, in: The Grand Tour of John of Capistrano in Central and Eastern Europe (1451–1456). Transfer of Ideas and Strategies of Communication in the Late Middle Ages, hg. von Paweł Kras und James D. Mixton. Warszawa, Lublin 2018, S. 149–168; Dies.: Zmora śląskich Żydów [Der Alptraum schlesischer Juden], in: Źródło. Teksty o kulturze średniowieczna ofiarowane Bronisławowi Geremkowi [Die Quelle. Texte über die mittelalterliche Kultur. Festschrift für Bronisław Geremek], hg. von Wojciech Brojer. Warszawa 2003, S. 135–162.

9) Benannt nach seinem Geburtsort Capestrano (nicht Capistrano!) bei Aquila in den Abruzzen (Königreich Neapel). Obwohl es sich um einen Herkunftsnamen handelt, spricht man vielfach von Capistrano, deutsch auch Kapistran, ausgenommen z. B. Edith Pásztor (wie Anm. 17) und ursprünglich auch Johannes Hofer (wie Anm. 16).

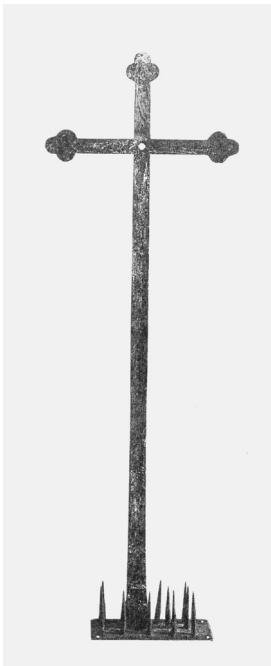
10) Oft Nowak geschrieben, aber wohl benannt nach dem Dorf Nowag (Nowaki) nordwestlich der Stadt Neisse.

an dem sich Capestrano persönlich beteiligte, wurden mittels Folter Geständnisse erpresst. Während des Julis und Augusts 1453 wurden Juden hingerichtet, verbrannt oder ausgewiesen. Die Wertsachen der Juden wurden beschlagnahmt und die Kredite gelöscht, die sie vergeben hatten. Dabei war Capestrano eigentlich unterwegs, um das christliche Volk zur Buße aufzurufen und Klöster für seinen besonders strengen Zweig des Franziskanerordens zu begründen. Weder das Blutgericht über die Juden noch deren Ausweisung hatte Capestrano in Breslau geplant. Doch wie viele Bußprediger dachte Capestrano dezidiert antijüdisch[11] und ließ sich von Interessierten benutzen. Durch seine Predigten heizte er die Atmosphäre auf. Die Stimmung entlud sich nicht in wilden Pogromen, aber in einem Gerichtsprozess, dessen Zulässigkeit selbst Zeitgenossen fragwürdig erscheinen konnte.

Capestranos Bild schwankt in der geschichtlichen Erinnerung. Zum Andenken an die Verbrennung der Eitelkeiten vom 18. März 1453 wurde – zu welcher Zeit, ist bisher unklar – auf dem Salzmarkt in Breslau ein Kreuz aus Eisen errichtet. Es stand dort bis zur Errichtung des Blücherdenkmals 1827. Danach wurde es an ein gegenüberliegendes Haus versetzt, zwischen zwei Fenster an jenem Stock, wo Capestrano, wie man glaubte, gewohnt hatte. Als das Haus abgebrochen wurde, kam das Kreuz Ende des 19. Jahrhunderts in ein Museum. Heute gilt es als verschollen (Abb. 1).[12] Dafür steht seit 1996 auf dem Salzmarkt (Plac Solny) eine Nadelskulptur aus Stein, entworfen von Adam Wyspiański, die durch ihre Form an züngelnde Flammen erinnert (Abb. 2). Ob das angesichts der Judenverbrennungen,

11) Symptomatisch erscheinen z. B. die Vorgänge in Frankfurt am Main; vgl. Kinnichi Ogura: Kardinal Nikolaus von Kues und die Reichs-Wahlstadt Frankfurt am Main. Die Pfarreiteilung und Judendiskriminierung auf seiner deutschen Legationsreise, in: The Comparative Urban History Review 20,1 (2001), S. 13–20, ND in: Nicholas of Cusa. A Medieval Thinker for the Modern Age, hg. von Kazuhiko Waseda. Richmond 2002, S. 125–133.

12) Abb. J. G. Herder-Institut, Marburg. Gedruckt in Peter Moraw: Das Mittelalter (bis 1469), in: Norbert Conrads (Hg.): Deutsche Geschichte im Osten Europas. Schlesien. Berlin 1994, S. 37–176, hier S. 163 links. Dazu Katalog der vom Verein „Jüdisches Museum Breslau" in den Räumen des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer veranstalteten Ausstellung: Das Judentum in der Geschichte Schlesiens, verfaßt von Erwin Hintze. Breslau 1929, S. 12f.; New York, Center for Jewish History, John H. Richter Collection 1904–1994, https://archive.org/stream/johnhenryrichter_57_reel57/johnhenryrichter_57_reel57_djvu.txt [Zugriff am 18.08.2023].



links Abb. 1: Das Kreuz zur Erinnerung an die Verbrennung der Eitelkeiten am 18. März 1453, ehemals am Salzmarkt in Breslau [Aus Norbert Conrads (Hg.): Deutsche Geschichte im Osten Europas. Schlesien. Berlin 1994, S. 163 links]
rechts Abb. 2: Die Kleine Nadel auf dem Salzmarkt im heutigen Breslau, Skulptur von Adam Wyspiański [Foto: Maja Orzechowska; wikipedia CC BX-SA 4.0]

an denen Capestrano beteiligt war, als geschmackvoll zu werten ist, muss nicht die Geschichtswissenschaft entscheiden. Ein Stich von 1810 belegt, wie sich Romantiker die Szene vom 18. März 1453 vorstellten (Abb. 3), im Zentrum der brennende Scheiterhaufen mit Schmuck, Theatermasken und Schachbrettern, daneben mit großer Geste Capestrano als würdiger Greis, umgeben von vielen, nach der Mode eher des 16. als des 15. Jahrhunderts reich gekleideten Menschen aller Stände. Man beachte Capestranos Bart; der strenge Franziskaner trug in Wirklichkeit selbstverständlich nie einen Bart.[13] Die bisher letzte umfassende Monographie in deutscher Sprache

13) Abb. Projektbereich Schlesische Geschichte, Universität Stuttgart. Gedruckt bei Moraw (wie Anm. 12), S. 163 rechts.

über Capestrano erschien 1936 in Innsbruck, in italienischer Übersetzung 1955, auf Deutsch in zweiter, überarbeiteter Auflage 1964/65. Der Autor Johannes Hofer lebte von 1879 bis 1939 und war ein Urenkel des Freiheitskämpfers Andreas Hofer (1767–1810). Seine Studie ist nicht frei von Antijudaismus – nach der „Erfindung" menschlicher Rassen im 18. Jahrhundert[14] kann man sagen, von Antisemitismus[15] – und verfolgt klar eine apologetische Tendenz.[16] Andere einschlägige Forschungen motiviert mitunter die Frage, ob Capestrano 1690 zu Recht oder zu Unrecht heiliggesprochen wurde.[17]

Für das in der Wissenschaft unverzichtbare Streben nach Objektivität ist dies problematisch. Insofern dürfte es sich ein unterscheidender, im Wortsinn kritischer – von griech. krínein trennen, unterscheiden – Blick lohnen, wie man Capistrano und sein Agieren in Breslau 1453 beurteilen könnte. Judenverfolgungen hatten immer sowohl aktuell politische und soziale als auch längerfristig wirkende geistige Voraussetzungen. Die Sekundärliteratur dazu ist unübersehbar[18] und kann hier nicht näher gewürdigt werden. In zwei Schritten sollen aber nachfolgend mögliche politische, soziale und ökonomische Hintergründe einerseits und zentrale

14) Karl Ubl: Rasse und Rassismus im Mittelalter. Potential und Grenzen eines aktuellen Forschungsparadigmas, in: Historische Zeitschrift 316 (2023), H. 2, S. 306–341; Walter Demel: Wie die Chinesen gelb wurden. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Rassentheorien, in: Historische Zeitschrift 255 (1992), S. 625–666.

15) Wissenschaftlich korrekt wäre es, Antijudaimus und Antisemitismus zu trennen. Vgl. aber Léon Poliakov: Geschichte des Antisemitismus. 8 Bde. Frankfurt/Main 1977/1988; einschlägig sind Bd. 1: Von der Antike bis zu den Kreuzzügen. 1977, Bd. 2: Das Zeitalter der Verteufelung und des Ghettos. Mit einem Anhang zur Anthropologie der Juden. 1978, Bd. 3: Religiöse und soziale Toleranz unter dem Islam. 1979, Bd. 4: Die Marranen im Schatten der Inquisition. 1981.

16) Johannes Hofer: Johannes Kapistran. Ein Leben im Kampf um die Reform der Kirche. 2 Bde. (Bibliotheca franciscana 1). 2. Aufl., bearb. von Ottokar Bonmann. Heidelberg 1964/65; zuerst unter dem Titel: Johannes von Capestrano. Innsbruck 1936; italienische Übersetzung: Giovanni da Capestrano. Una vita spesa nella lotta per la riforma della Chiesa. L'Aquila 1955.

17) Peter Dinzelbacher: Heilige und weniger Heilige Patrone der Juristenzunft, in: Hagiographica 22 (2015), S. 231–258. Grundlegend Kaspar Elm: Die Bedeutung Johannes Kapistrans und der Franziskanerobservanz für die Kirche des 15. Jahrhunderts, in: Edith und Lajos Pásztor (Hg.): S. Giovanni da Capestrano nella chiesa e nella società del suo tempo. Atti del Convegno storico internazionale Capestrano – L'Aquila 8–12 ottobre 1986. L'Aquila 1989, S. 373–390.

18) František Graus: Pest – Geissler – Judenmorde. Das 14. Jahrhundert als Krisenzeit. Göttingen 1987; Johannes Heil: „Gottesfeinde" – „Menschenfeinde". Die Vor-

Abb. 3: Verbrennung der Eitelkeiten auf dem Salzmarkt in Breslau am 18. März 1453, Stich um 1810
[Aus Norbert Conrads (Hg.): Deutsche Geschichte im Osten Europas. Schlesien. Berlin 1994, S. 163 rechts]

religiös-kulturelle Traditionen andererseits beleuchtet werden, welche zu den damals von christlichen Fanatikern eifrig gewünschten Todes- und Vertreibungsurteilen führten.

Zur politisch-sozialen Lage in Breslau

Capestranos Wirken in Breslau 1453/54 wird sowohl durch erzählende als auch durch dokumentarische Quellen gut beleuchtet. Zu ersteren zählen drei zeitnah in Breslau geschriebene Chroniken, eine von dem Breslauer Domdekan Sigismund Rosicz, der ein Augenzeuge für Capestranos Auf-

stellung von jüdischer Weltverschwörung (13. bis 16. Jahrhundert) (Antisemitismus. Geschichte und Strukturen 3). Essen 2006.

enthalt war,[19] und zwei von Peter Eschenloer, der 1455 Stadtschreiber in Breslau wurde.[20] Eschenloer hinterließ einen eher offiziellen Bericht auf Latein,[21] die in den frühen 60er Jahren angelegte und bis 1472 reichende ‚Historia Wratislaviensis'.[22] Seine Erzählung auf Deutsch, die ‚Geschichte der Stadt Breslau',[23] bot zahlreiche Dokumente, welche der Stadtschreiber selbst in amtlicher Funktion abgefasst hatte, und richtete sich an Ratsherren und Angehörige der städtischen Führungsschicht. An ihr hat Eschenloer wohl bis kurz vor seinem Tode am 12. Mai 1481 gearbeitet. Hinzu kommen drei noch im 15. Jahrhundert abgefasste Viten Capestranos. Die erste stammte aus der Feder des Nikolaus von Fara, eines Augenzeugen der Breslauer Ereignisse;[24] die zweite verfasste Christoph von Varese,[25] die dritte Hieronymus von Udine.[26] Ferner sind erhalten lateinische Fassungen der

19) Sigismundus Rosicz: Gesta diversa tarnsactis temporibus facta in Silesia et alibi, in: Franz Wachter (Hg.): Geschichtsschreiber Schlesiens des XV. Jahrhunderts [Scriptores rerum Silesiacarum (zit. als SrS) 12]. Breslau 1883, S. 37–86.
20) Josef Joachim Menzel: Eschenloer, Peter, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, 2., völlig neu bearb. Aufl. (zit. als Verfasserlexikon). Bd. 2. Berlin, New York 1980, Sp. 630–632; Halina Manikowska: Peter Eschenloer on John of Capistrano's Sojourn in Wroclaw, in: Grand Tour (wie Anm. 8), S. 187–200. Nebenbei: Im Inhaltsverzeichnis Grand Tour S. 8 lautet der Titel: John of Capistrano in the Account of Peter Eschenloer. Vgl. auch Dies.: Eine erschreckliche Sache mit den Juden. Piotr Eschenloer o udziale Jana Kapistrana w procesie i kaźni Żydów we Wrocławiu w 1453 roku [Peter Eschenloer über den Anteil Giovanni da Capestranos am Prozess und an der Hinrichtung von Juden in Breslau 1453], in: Dies. (Hg.): Księga. Teksty o świecie średniowiecznym ofiarowane Hannie Zaremskiej [Das Buch. Texte über die mittelalterliche Welt. Festschrift für Hanna Zaremska]. Warszawa 2018, S. 163–200.
21) Peter Eschenloer: Historia Wratislaviensis et que post mortem regis Ladislai sub electo Georgio de Podiebrat Bohemorum rege illi acciderant prospera et adversa, hg. von Hermann Markgraf (SrS 7). Breslau 1872.
22) Menzel (wie Anm. 20), Sp. 630 gibt 1460–1472 als Abfassungszeit an. Manikowska (wie Anm. 20), S. 194 präzisiert, Eschenloer habe seine Historia spätestens Ende 1462/Anfang 1463 begonnen.
23) Peter Eschenloer: Geschichte der Stadt Breslau, hg. von Gunhild Roth. 2 Tle. (Quellen und Darstellungen zur schlesischen Geschichte 29). Münster, New York, München, Berlin 2003.
24) Nicolaus de Fara: Vita clarissimi viri Ioannis de Capistrano, hg. von Jan van Ecke, in: Acta Sanctorum Octobris 10. Paris 1869, Sp. 439b–483b.
25) Ioannes Christophorus de Varisio: Vita s. Ioannis a Capistrano, hg. von Jan van Ecke, in: Ebd. Sp. 491b–542a.
26) Hieronymus de Utino: Vita s. Iohannis de Capistrano, in: Ebd. Sp. 483b–491a.

Predigten, die Capestrano in Breslau hielt,[27] zwei heute als De expulsione[28] und De persecutione[29] bekannte kleine Traktate sowie ein deutsches Volkslied von 19 Strophen, verfasst durch Jakob von Ratingen, das die Verfolgung jüdischer Hostienschänder feiert.[30] Zu den dokumentarischen Quellen zählen Prozessakten, die erwähnten Inventare des beschlagnahmten Judenvermögens, ferner eine größere Anzahl Urkunden und Briefe. Wichtige Aktenstücke wie Oswald Reicholfs Bericht vom 7. Juli 1453 sind bisher leider nicht gedruckt.[31] Sowohl für Breslau selbst als auch für andere schlesische Städte, wo nach Breslaus Muster Juden hingerichtet oder ausgewiesen wurden, würden sich weitere Archivrecherchen zweifellos lohnen. Capestranos Briefe, die er zwischen 1451 und 1456 betreffend Polen und Schlesien schrieb, wurden unlängst neu herausgegeben,[32] gefolgt von denen, die er 1451 bis 1456 Ungarn betreffend schrieb.[33]

27) Johannes von Capistrano, Teil 2: Die auf der Königlichen und Universitäts-Bibliothek zu Breslau befindlichen handschriftlichen Aufzeichnungen von Reden und Tractaten Capistrans, 3. Folge: XLIV sermones Vratislaviae habiti a.D. MCCCCLIII, hg. von Eugen Jacob. Breslau 1911, S. 93 Anm. 36, S. 117 Anm. 4, S. 143 Anm. 9, S. 183 und Nr. 24, 31, 35, 44. Eschenloer: Geschichte (wie Anm. 23) S. 169 Anm. 1; Hofer (wie Anm. 16) 1, S. 218 mit Anm. 223. Handschriften Breslau I-F-518, Bamberg B-VI-4 und Paris lat. 9608.

28) De expulsione Iudaeorum, hg. von Aleksander Semkowicz, in: Monumenta Poloniae Historica 3. Lwów 1878, S. 785–789; Bożena Wyrozumska: Relacja o pogromie Żydów wrocławskich w 1453 roku [Ein Bericht über das Pogrom an den Breslauer Juden von 1453], in: Roczniki Historyczne 69 (2003), S. 189–194; https://www.geschichtsquellen.de/werk/1963 (Bearbeitungsstand: 11.07.2022).

29) De persecutione Iudaeorum Vratislaviensium a. 1453, hg. von Wojciech Kętrzyński, in: Monumenta Poloniae Historica 3. Lwów 1884, S. 1–5; https://www.geschichtsquellen.de/werk/1988 (Bearbeitungsstand: 16.05.2022).

30) Thomas Cramer: Jakob von Ratingen, in: Verfasserlexikon (wie Anm. 20), Bd. 4. Berlin, New York 1983, Sp. 487.

31) Christine Stöllinger-Löser: Reicholf, Oswald, in: Verfasserlexikon (wie Anm. 20), Bd. 7. Berlin, New York 1989, Sp. 1138f.; Nachtrag ebd. 11, 2004, Sp. 1294. Der Text wird überliefert Wien, Cod. 3520, fol. 232r–234r und 239v [um 1460].

32) The Correspondence of John of Capistrano. Bd. 1: Letters Related to the History of Poland and Silesia (1451–1456), hg. von Paweł Kras, Halina Manikowska, Marcin Starzyński und Anna Zajchowska-Bołtromiuk, englische Übersetzung Stephen C. Rowell (Corpus Epistolarum 1). Warsaw, Lublin 2018.

33) The Correspondence of John of Capistrano. Bd. 2: Letters Exchanged during His Stay in the Kingdom of Hungary (1455–1456) and with Hungarian Recipients Beforehand (1451–1455), hg. von György Galamb mit Julian Mihai Damian, Ottó Gecser and Balázs Kertész (Corpus Epistolarum 2). Szeged, Budapest 2023.

Auf dieser Ausgangslage lassen sich politische, soziale und ansatzweise auch ökonomische Hintergründe gegenwärtig nur mit Vorbehalten skizzieren.[34] Landesherr in Schlesien war damals als böhmischer König der Habsburger Ladislaus Postumus (1440–1457), der wie sein 1439 verstorbener Vater Albrecht auch über das Königreich Ungarn und das Herzogtum Österreich zu herrschen beanspruchte. Aus seiner Vormundschaft musste Kaiser Friedrich III. 1452 den jungen Ladislaus entlassen. Seither rangen an dessen Hof einflussreiche Magnaten um die Vormacht, vor allem Georg von Podiebrad in Böhmen, Johann Hunyadi und Graf Ulrich von Cilli in Ungarn sowie Ulrich Eizinger in Österreich. Von Schlesiens Nachbarn verfolgten die Wettiner in Sachsen und die Zollern in Brandenburg eigene Interessen, ähnlich die Jagiellonen in Polen und Litauen. Der Krakauer Hof hoffte, bei passender Gelegenheit einen Jagiellonen zum König in Ungarn und vielleicht auch in Böhmen zu machen, war aber durch den sich zuspitzenden Konflikt mit dem Deutschen Orden in Preußen abgelenkt, der 1454–1466 zu einem langen Krieg führte. In Schlesien war Ladislaus zugleich Territorialherr der beiden Herzogtümer Breslau und Schweidnitz-Jauer, wo er durch Hauptleute vertreten wurde. Für Breslau versah dieses Amt ab 1454 – König Ladislaus ernannte ihn ausgerechnet auf Vorschlag des Utraquisten Georg von Podiebrad – der hochadelige böhmische Katholik Heinrich von Rosenberg († 1457),[35] dessen Bruder Jost 1456 der neue Bischof von Breslau wurde; Heinrich selbst hatte 1452 großen Anteil daran gehabt, dass Friedrich III. die Vormundschaft über Ladislaus aufgeben musste.[36] In den anderen Teilen Schlesiens gab es eigene Herzöge und Adelsherrschaften. Der Breslauer Bischof Peter Nowag († 1456), der geistliche Oberhirte des gesamten Landes, übte mancherorts, darunter in seiner gewöhnlichen Residenz Neisse, selbst herzogliche Gewalt aus. Den Rat von Breslau bestimmte eine Oligarchie von Kaufleuten; ein Versuch der Handwerker, größere Mitbestimmung zu erlangen, hatte 1418 die Unterstützung des von König Wenzel eingesetzten Hauptmanns in Breslau gefunden. Doch nach Ausbruch der Hussitenkämpfe bestrafte Wenzels Bruder und Nachfolger König Sigismund 1420 die Rädelsführer blutig und

34) Zum Hintergrund Václav Filip und Karl Borchardt: Schlesien, Georg von Podiebrad, die römische Kurie (Wissenschaftliche Schriften des Vereins für Geschichte Schlesiens 6). Würzburg 2005 [erschienen 2006].
35) Ebd., S. 64f.
36) Ebd., S. 54–58.

restituierte 1423 die sich selbst ergänzende Ratsoligarchie.[37] Über Einfluss in der Stadt Breslau verfügten zudem das Domkapitel sowie verschiedene Stifte und Klöster, darunter die Franziskaner von St. Jakob. In Böhmen musste die Stellung der vormaligen Hussiten geklärt werden, die jetzt als Utraquisten, angeführt durch Georg von Podiebrad, gleiche Rechte wie die Katholiken einforderten. In Ungarn drohten von Süden her die Osmanen mit Angriffen. Während Capestrano sich in Breslau aufhielt, eroberte der junge Sultan Mehmed II. am 29. Mai 1453 die alte Kaiserstadt Konstantinopel. Capestranos eigene Ziele, die Verbreitung der Observanten und die Zurückdrängung der Konventualen innerhalb des Franziskanerordens, standen zu solchen Erwartungen keineswegs im Widerspruch. Der Kampf gegen Häretiker und Türken konnte setzte Gottes Gnade voraus, und wie konnte man die besser gewinnen als durch Förderung der Observanten?

Sowohl die Hussiten- als auch die Türkenfrage besaßen allgemeine Bedeutung für die Kirche. Mit ihnen und nicht mit lokalen Breslauer Verhältnissen oder gar den Juden hatte es zu tun, dass 1453 Capestrano als Bußprediger anreiste. Das Konzil von Basel, das sich einer Erneuerung „von unten" verschrieben hatte, war 1449 endgültig zu Ende gegangen. Die erhoffte Reform sollte nun durch die römische Kurie „von oben" betrieben werden. Die Päpste bevollmächtigten dazu Legaten wie Kardinal Nikolaus von Kues (1401–1464)[38] und andere Nuntien, darunter eben Giovanni da Capestrano (1386–1456), der seit den 20er Jahren predigend, Friedenseinungen vermittelnd und Gegenstände des Lasters und des Luxus

37) Ebd., S. 17f.; Colmar Grünhagen: Der Reichstag zu Breslau und das Strafgericht des Kaisers Sigismund im Jahr 1420, in: Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur 1868, H. 2 S. 1–19; Ders.: Zur Geschichte des Breslauer Aufstands von 1418. Nebst urkundlichen Belegen, in: Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens (zit. als ZVGS) 11 (1871), S. 188–196.

38) Josef Koch: Der deutsche Kardinal in deutschen Landen. Die Legationsreise des Nikolaus von Kues (1451/52) (Kleine Schriften der Cusanus-Gesellschaft 5, Schriftenreihe der Katholischen Erwachsenenbildung im Bistum Trier 10). Trier 1964; Erich Meuthen: Die deutsche Legationsreise des Nikolaus von Kues 1451/52, in: Bernd Moeller, Hartmut Boockmann u.a. (Hg.): Lebenslehren und Weltentwürfe im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit (Abhandlungen Göttingen III 179). Göttingen 1989, S. 421–499; Ders.: Das Itinerar der deutschen Legationsreise des Nikolaus von Kues 1451/52, in: Papstgeschichte und Landesgeschichte. Festschrift für Hermann Jakobs zum 65. Geburtstag, bearb. Jürgen Miethke, Folker F. Reichert und Eike Wolgast, hg. von Joachim Dahlhaus und Armin Kohnle (Archiv für Kulturgeschichte, Beiheft 39). Köln 1995, S. 473–502.

verbrennend durch Italien zog, zeitweise zusammen mit seinem wenig älteren Ordensbruder Bernardino da Siena (1380–1444). Dabei war Nikolaus von Kues *Legatus de latere* für Deutschland und Böhmen, Capestrano aber nur Generalvikar der Franziskaner-Observanten für die österreichischen und böhmischen Länder und zugleich päpstlich beauftragter Inquisitor gegen Häretiker.[39] Im Auftrag des seit 1447 regierenden Papstes Nikolaus V. und auf Einladung des römischen Königs Friedrich III., welche dessen Sekretär Enea Silvio Piccolomini vermittelt hatte, der 1458 bis 1464 selbst Papst wurde, reiste Capestrano ab 1451 nördlich der Alpen, zunächst in Österreich und Mähren, dann in Böhmen, wo man ihn aber nicht haben wollte, und weiteren Nachbarregionen Böhmens.[40]

Für die Frage, wie Capestrano in Breslau aufgenommen wurde, muss man sich vergegenwärtigen, was politisch und ökonomisch interessierte Kreise in Ostmitteleuropa damals bewegte: Da König Ladislaus heranwuchs und nach Eigenständigkeit strebte, musste sich bald herausstellen, wo und unter welchem Einfluss der Herrscher und sein Hof agieren würden. Wien, Buda und Prag boten sich an. Gegen Prag hatten kirchliche Eiferer Vorbehalte, wegen der von den Hussiten enteigneten Kirchengüter, und weil dort die Utraquisten Brot und Wein, also Leib und Blut Christi, bei der Kommunion bedenkenlos an Laien austeilten. Insbesondere den Laienkelch lehnten katholische Kräfte ab, obwohl ihn das Baseler Konzil 1433 in den Prager Kompaktaten zugelassen hatte, allerdings nur für Böhmen und Mähren, nicht für das ebenfalls der böhmischen Krone unterstehende Schlesien. So kamen in Breslau städtische und kirchliche Kräfte anscheinend auf die Idee, Ladislaus die Odermetropole als mögliche *altera sedes regni* anzudienen. Engere Beziehungen zum Hof mochten jedenfalls den Geschäften nützen. Außerdem ließ sich so und möglicherweise nur so sicherstellen, dass auch in Zukunft Utraquisten in Schlesien nichts zu melden hatten.

Der wohlinformierte Stadtschreiber Peter Eschenloer spielt an zwei Stellen auf solche Gedanken an.[41] Die erste gehört in den Herbst 1454.

39) Repertorium Germanicum VII: Calixt III. 1455–1458. Bd. 1 Text, bearb. von Ernst Pitz. Tübingen 1989, S. 446–448 Nr. 4407 mit den Daten 29. Dezember 1450 und 19. August 1452, Capestrano ebd. S. 274 Nr. 2669. Dazu Zaunmüller (wie Anm. 59), S. 293 mit Anm. 95. Dort heißt es, die Öffentlichkeit habe Capestrano mitunter für einen Legaten gehalten, was er nicht immer korrigierte.
40) Duncan B. Nimmo: Reform and Division in the Medieval Franciscan Order. From Saint Francis to the Foundation of the Capuchins. Rome 1987, S. 433–645.
41) Manikowska (wie Anm. 20), S. 196 mit Anm. 28–29.

Vertreter der drei böhmischen Kronländer, Nebenländer aus böhmischer Sicht, Mähren, Schlesien und Lausitz reisten damals nach Prag, um dem nunmehr vierzehnjährigen Ladislaus bei seiner böhmischen Königskrönung zu huldigen. In Breslau und anderwärts argwöhnte man, Ladislaus stehe in Prag unter dem Einfluss des Utraquisten Georg von Podiebrad. Der Breslauer Bischof Peter Nowag huldigte trotzdem. Die Stadt aber verlangte, Ladislaus solle persönlich nach Breslau kommen, denn sie seien *„edocti ex vetusta consuetudine alteram Wratislavie regni esse sedem, in quam regem descendere deceat et suscipere a Slesitis debitam debitum fidelitatis"*.[42] In Eschenloers Geschichte hieß es: *„Breslow sey der andir stul des konigreichs zu Behemen, do alle fursten, lande vnd stete in Slesien vnd sust nyndert andirswo hulden sulden."* Und die Eiferer in Breslau hätten damals den Rat schwer angegangen, weil er sich nicht klar von den Ketzern in Prag distanziere.[43] Als es im Dezember 1459 ähnlich um die Huldigung gegenüber dem neuen König Georg von Podiebrad ging, verlangte die Stadt wiederum, der feierliche Akt müsse in Breslau stattfinden, denn *„Wratislavia altera sit sedes regni Bohemie, ubi principes et populi Slesie et non alibi homagium prestare tenentur"*,[44] auf Deutsch *„Breslow ist der andir stul in Behem, do die Fürsten vnd die Slesier vnd sust nirne hulden sullen."*[45] Das war deutlich: Breslau sei nicht nur eine Metropole in den Ländern der böhmischen Krone neben anderen, sondern es sei der zweite Hauptsitz des böhmischen Königs.[46]

Eschenloer schrieb aus der Rückschau, nachdem Jahre, sogar Jahrzehnte vergangen waren. Spätestens jetzt erkannte er, wie problematisch solche Wunschvorstellungen waren. Die Odermetropole besaß zwar eine überragende Stellung in Schlesien, hatte aber gerade deshalb Gegner und Neider unter Fürsten und Städten des Landes. Den König und sein Gefolge nach Breslau zu ziehen, kostete Geld. Den König militärisch zu unterstützen, kostete noch mehr Geld. Außerdem würden viele Böhmen den König begleiten, sowohl katholische Hochadelige wie die Rosenberger als auch Georg von Podiebrad und seine Utraquisten. Und nicht zuletzt

42) Eschenloer: Historia (wie Anm. 21), S. 6.
43) Eschenloer: Geschichte (wie Anm. 23), S. 172.
44) Eschenloer: Historia (wie Anm. 21), S. 72.
45) Eschenloer: Geschichte (wie Anm. 23), S. 304.
46) Karl Borchardt: Breslau als Zentrum Schlesiens im 15. Jahrhundert: Überlegungen zur Genese gesamtschlesischer Einrichtungen, in: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau (zit. als JFSWUB) 42/43/44 (2001/2002/2003), S. 9–47.

stellten sich Machtfragen, z. B. ob in Breslau mit Hilfe des Hofes der Rat die Kirche dominieren sollte oder kirchliche Eiferer vereint mit niederen Schichten den Rat.

In die Kirchenprovinz Gnesen, zu der Breslau gehörte, wurde Capestrano eingeladen durch den Krakauer Bischof Kardinal Zbigniew Oleśnicki († 1455), einen der führenden Großen am jagiellonischen Königshof,[47] den polnischen König Kasimir IV. (r. 1444/47–1492) selbst[48] sowie z. B. Herzogin Margarethe von Ohlau und Nimptsch († 1454/55)[49] und den Breslauer Bischof Peter Nowag.[50] Margarethe stammte aus Oppeln, das sich damals nicht als Teil Schlesiens fühlte, und Bischof Peter repräsentierte in Breslau eine denkbare Konkurrenz zum Rat. In Krakau hoffte man auf Ausgleich, nicht auf Konfrontation mit Böhmen. Oleśnicki schrieb Capestrano, er solle die Böhmen (Tschechen), einen herausragenden Teil der Slawen, zum reinen katholischen Glauben zurückführen.[51] Zwischen dem 31. August 1453 und dem 29. Mai 1454, als Capestrano nicht in Breslau weilte, begab der Prediger sich an den Königshof in Krakau, wie es wohl von Anfang an geplant war.

Die Vorgänge in Breslau

Mittel der Wahl für sein Wirken waren für Capestrano wie immer Predigten. Diesmal hielt er die Fastenpredigten in Breslau ab dem 14. Februar, Aschermittwoch. Bis Ostern, am 1. April 1453, sollte alles vorbei sein. Am 13. Februar wurde Capestrano feierlich in die Stadt geleitet, durch den Ratsherrn Nikolaus Meidenborg[52] und den Geistlichen Nikolaus Tempelfeld, die beide – so mag man vermuten – ihm gewogen waren. Nikolaus Tempelfeld aus Brieg († 1474) war seit 1447 Breslauer Dom-

47) Hofer (wie Anm. 16), S. 90–95 Nr. 1, S. 128–133 Nr. 6, S. 134f. Nr. 7.
48) Ebd., S. 116–121 Nr. 4, S. 122–127 Nr. 5.
49) Ebd., S. 96–99 Nr. 2. Margarethe war eine Tochter des Herzogs Boleslaw IV. von Oppeln und die Gemahlin des Herzogs Ludwig von Lüben und Ohlau.
50) Ebd., S. 140f. Nr. 9, S. 176f. Nr. 20.
51) Ebd., S. 106: *„ […] spes indubia, quod Bohemorum gens, Slavorum pars nobilis in varias opiniones et supersticiones dudum dogmate nefario prolapsa, tuo ductu, tuis auspiciis et meritis ad catholice fidei puritatem redibit.“*
52) Die Familie wird nicht erwähnt bei Oskar Pusch: Die Breslauer Rats- und Stadtgeschlechter in der Zeit von 1241 bis 1741 (Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund B 38). Bd. 3. Dortmund 1988.

kantor und Prediger an der dortigen Pfarrkirche St. Elisabeth.[53] Nicht gewogen waren Capestrano dagegen seine eigenen Ordensbrüder, die Konventualen, weshalb er nicht in deren Kloster St. Jakob abstieg. Vielmehr fand er Unterkunft im Hause des Bürgers Hans Glatz. Das Predigen war kompliziert und anstrengend. Der große Zulauf zu dem berühmten Mönch – zeitweise sprach Capestrano von einem Eckhaus zwischen Ring und Salzmarkt, so dass man ihn auf den beiden größten Plätzen der Stadt hören konnte – erforderte sehr lautes Reden, sowohl von Capestrano selbst als auch von seinen Übersetzern, gewöhnlich des Deutschen mächtige Observanten,[54] die ihren Meister in größerer Zahl begleiteten und wohl in Breslau auf eine dauerhafte Bleibe hofften. Ob die über 40 erhaltenen lateinischen Predigttexte genau wiedergeben, was gesagt und gehört wurde, sei dahingestellt. Jedenfalls erscheint bemerkenswert, dass die Texte keine besonderen Ausfälle gegen die Juden bieten. Wie er z.B. in Wien gerade bewiesen hatte, konnte Capestrano auch anders. Aber in Breslau hielt er sich zurück. Gegen Ende der Predigtsaison war Capestrano so erschöpft, dass er einige Tage in einer Kammer nur vor wenigen Personen sprach.[55]

Zwei öffentliche Akte am Sonntag Judica, dem 18. März 1453, schon 14 Tage vor Ostern und eine Woche vor dem Palmsonntag, setzten den Schlusspunkt. Zuerst wurden auf dem Salzmarkt Tand und Eitelkeiten verbrannt. Menschen aller Schichten aus der Stadt und dem Umland strömten zusammen, entfachten unter tätiger Mitwirkung Capestranos und seiner Helfer einen Scheiterhaufen und ließen sündhafte Luxusgegenstände aus ihrem Besitz demonstrativ in Rauch aufgehen, Kleidung, Schmuck, Utensilien für Glücksspiele usw.[56] Durch das Feuer setzten

53) Jan Drabina: Nikolaus Tempelfeld von Brieg und seine antihussitischen Traktate, in: Gerhard Kosselleк (Hg.): Oberschlesische Dichter und Gelehrte vom Humanismus bis zum Barock (Tagungsreihe der Stiftung Haus Oberschlesien 8). Bielefeld 2000, S. 103–112.

54) Z. B. Friedrich von Thorn in Preußen, der 1455 drei Jahre lang Capestrano also *„fidelissimus interpres in lingua Alemannica"* gedient hatte: Correspondence (wie Anm. 33), S. 137–139 Nr. 32.

55) Zaremska (wie Anm. 8), S. 152f.; Manikowska (wie Anm. 20), S. 192 Anm. 19; allgemein Anna Zajchowska-Bołtromiuk: John of Capistrano's *ars praedicandi:* The Preaching of John of Capistrano in the Light of His Wrocław Sermons and Polish-Silesian Epistolary, in: Grand Tour (wie Anm. 8), 323–334.

56) Gábor Klaniczay: Disciplining Society through Dress: John of Capistrano, the „Bonfire of Vanities", and Sumptuary Law, in: Grand Tour (wie Anm. 8), S. 99–115.

die Gläubigen ein Fanal für ihre geistig-moralische Bekehrung – kaum anders wie am 7. Februar 1497 in Florenz bei Girolamo Savonarola. Der Dominikaner ging allerdings nicht gegen die Juden vor, was zeigt, dass wir es in Breslau mit einem persönlichen Zug Capestranos zu tun haben, den nicht alle Bußprediger teilten.[57] Aber ähnlich wie Savonarola drohte schon Capestrano in die Rolle eines Diktators der Stadt hereinzuwachsen, zumindest solange die aufgeheizte Stimmung anhielt. Nach dem Fegefeuer der Eitelkeiten zogen Capestrano und begeisterte Massen weiter zur feierlichen Grundsteinlegung der Bernhardinerkirche. Für seine strenge Franziskanergruppe, benannt nach dem 1444 verstorbenen, gerade erst 1450 heiliggesprochenen Bernardino da Siena,[58] erhielt Capestrano einen Platz an der Grenze zwischen Alt- und Neustadt. Aus Holz begann man dort eilig einen provisorischen Kirchenbau.

Capestrano blieb noch in Breslau bis zu der üblichen jährlichen Diözesansynode. Sie fand diesmal vom 22. bis 24. April 1453 statt. Dort wurden – wohl aufgrund der angeheizten Stimmung – Reformstatuten für die Diözese Breslau akzeptiert, die der Legat Nikolaus von Kues schon am 5. August 1451 zu Minden an der Weser für Breslau erlassen hatte. Vom nächsten Weihnachtsfest an sollten alle Juden und Jüdinnen kennzeichnende Kleidung tragen und allen Wuchergeschäften mit Christen entsagen sowie den empfangenen Wucher zurückerstatten. Die vorjährige Breslauer Diözesansynode hatte, als Bischof Peter Nowag das Dekret am 30. April 1452 publizierte, dagegen am 6. Mai 1452 beim Papst Appellation eingereicht.[59] Zugleich wurde die Hostienverehrung wurde gestärkt, indem

57) Ernst Piper: Savonarola: Prophet der Diktatur Gottes. München 2009, S. 68. Zu Savonarola, den Juden, der Wucherfrage und den Montes pietatis Michael Benkö: Religion und Republikanismus im Florenz Savonarolas. Wien 2015, S. 147–153 (PDF einer Magisterarbeit).

58) Nicht zuletzt wegen Bernardinos Verdiensten lud der Breslauer Bischof Peter Nowag im Februar 1453 Capestrano nach Breslau ein: Correspondence (wie Anm. 32), S. 140f. Nr. 9.

59) Karl-Heinz Zaunmüller: Nikolaus von Cues und die Juden. Zur Stellung der Juden in der christlichen Gesellschaft um die Mitte des 15. Jahrhunderts in den deutschen Landen. Diss. Trier 2001, https://ubt.opus.hbz-nrw.de/opus45-ubtr/frontdoor/deliver/index/docId/191/file/diss_zaunmueller.pdf, S. 54–99, hier besonders S. 44, 73, 77, ferner S.165f., 246–248. Zum Text Concilia Poloniae. Źródła i studia krytyczne [Quellen und kritische Studien]. Bd. 10: Synody Diecezij Wrołwskiej i ich Statuty. Na podstawie materiałow przysposobionych przy udziale Alfreda Sabischa [Die Synoden der Diözese Breslau. Auf der Grundlage des von Alfred Sabisch

man untersagte, den realen Leib Christi unbedeckt öffentlich zur Schau zu stellen. Jetzt, 1453, gab es keinen Widerstand mehr. Nach der Synode verließ Capestrano gemeinsam mit Bischof Peter die Stadt und begleitete den Oberhirten des Oderlandes in dessen Residenz Neisse. Unklar bleibt, ob Capestrano nach Breslau zurückkehren oder gleich nach Krakau weiterreisen wollte.[60]

Wie sich zeigen sollte, kehrte er zurück,[61] als in Breslau Juden der Hostienschändung angeklagt wurden. Wer genau ein Interesse daran hatte, solche im Spätmittelalter keineswegs unüblichen Anschuldigungen diesmal zum Anlass für ein förmliches Gerichtsverfahren ernst zu nehmen, bleibt im Dunkeln. Vielleicht fürchteten Capestranos Freunde oder sogar Capestrano selbst, die Wirkung der Fastenpredigten könne verpuffen. Tatsächlich gab es von Anfang an auch Proteste gegen Capestrano. Bereits am 26. März hatte von Brünn aus der Pfarrer von St. Maria Magdalena in Breslau Heinrich Rohrau Entschädigung verlangt, falls das geplante Observantenkloster seine pfarrlichen Einkünfte schmälerte.[62] Heinrich Rohrau, benannt nach seinem Herkunftsort, war einflussreich, adeliger Abkunft, Domkanoniker zu Breslau, Offizial des Bischofs, päpstlicher Abbreviator, mit guten Verbindungen zur römischen Kurie wie zum Kaiserhof.[63] Bis zu seinem Tode 1464 verfolgte er an der römischen Kurie Breslauer Angelegenheiten. Bei-

vorbereiteten Materials], hg. von Jakub Sawicki. Warszawa 1963, S. 144–165, 477–494, hier 477f. Nr. 1: *„quod Iudei in vestitu a Christianis discerni et non solum usurarium non exercere pravitatem sed etiam ad usurarum restitutionem cogi debeant."*

60) Sehr erwünscht wäre ein zuverlässiges Itinerar Capestranos. Ausgezeichnete Vorarbeiten dazu bietet die Richter Collection (wie Anm. 12).

61) Capistranos Aufenthalt in Neisse datiert Manikowska (wie Anm. 20), S. 189 auf die Zeit zwischen dem 30. April und dem 19. Mai.

62) Correspondence (wie Anm. 32), S. 142–145 Nr. 10, hier S. 144: *„[…] nequaquam valeo in hoc consentire in maximum preiudicium ecclesie mee, nisi vestra reverendissima paternitas operaretur, ut aliquis notabilis proprietas, quam vestra reverendissima paternitas pro se non querit, ecclesie mee in recompensum uniretur aut ecclesia sancti Mauricii incorporaretur."* Der Sprengel der kleinen Kirche St. Moritz grenzte an den Sprengel von St. Maria Magdalena an.

63) Andreas Sohn: Deutsche Prokuratoren an der römischen Kurie in der Frührenaissance (1431–1474) (Norm und Struktur. Studien zum sozialen Wandel in Mittelalter und Früher Neuzeit 8). Köln, Weimar, Wien 1997, S. 217–228. Rohrau heißt auf polnisch Grodziszów. Zu Rohraus Ämtern Repertorium Germanicum VI: Nikolaus V. 1447–1455, Bd. 1: Text, bearb. von Josef F. Abert und Walter Deeters, Tübingen 1985, S. 209 Nr. 2011.

spielsweise entrichtete er im März 1456 die Gebühren, welche der neue Breslauer Weihbischof für seine Ernennung schuldete, der Franziskaner und Professor der Theologie Johannes Johannis Pelletz.[64]

Eine Klage gegen die Juden wegen Hostienschändung mochte manchen als probates Mittel erscheinen, den Widerstand gegen die religiöse Diktatur im Zaum zu halten. Judenverfolgungen waren in Schlesien nicht neu. Schon anlässlich der 1347 aus Zentralasien nach Europa eingeschleppten Pest kam es zu Pogromen, wobei in Breslau 1349 die Juden ausgewiesen wurden, aber bald zurückkehrten.[65] Ein Großbrand 1360 gab dann Anlass, erneut Juden in Breslau zu vertreiben, diesmal sogar einige von ihnen zu töten. Hintergrund waren in beiden Fällen Befürchtungen, Juden seien entweder unmittelbar als Brunnenvergifter oder Brandstifter schuld, oder sie hätten aufgrund ihrer Anmaßung, an ihrer ererbten Religion festzuhalten, Gottes Zorn erregt, der jetzt besänftigt werden müsse.[66] Seit dem Ausbruch der Hussitenkriege 1419 lag der Vorwurf der Hostienschändung nahe, denn wie den Juden warf man auch den Hussiten Missachtung der Eucharistie vor. Die böhmischen Ketzer würden nicht bloß Kirchen entweihen, Städte entvölkern sowie Burgen und Dörfer verbrennen sowie unschuldiges Blut vergießen, sondern auch konsekrierte Hostien als den Leib des Herrn mit ihrem unreinen Munde zernagen und mit ihren

64) Caesar Cenci: Documenta Vaticana ad Franciscales spectantia ann. 1385–1492, Teil 4: Ann. 1447–1458, in: Archivum Franciscanum Historicum 93 (2000), S. 217–259, hier S. 247f. Dazu Jan Kopiec: Pelletz, Johannes (OFM) († vor 1462), in: Erwin Gatz, unter Mitwirkung von Clemens Brodkorb (Hg.): Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1448 bis 1648. Ein biographisches Lexikon. Berlin 1996, S. 523. Rep. Germ. Calixt III. (wie Anm. 39), S. 180 Nr. 1591. Interessant für die Frage nach den Parteiungen in Breslau wäre, ob Pelletz den Konventualen oder den Observanten angehörte.

65) Conrads: Die verlorene *Germania Judaica* (wie Anm. 3), S. 239–243.

66) Bernhard Brilling: Die jüdischen Gemeinden Mittelschlesiens. Entstehung und Geschichte (Studia Delitzschiana 14). Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1972; Kurt Schwerin: Die Juden im wirtschaftlichen und kulturellen Leben Schlesiens, in: JSFWUB 25 (1984), S. 93–177; Breslau, Stadt und Bistum, in: Germania Judaica III,1. Tübingen 1987, S. 156–168; Kazimierz Bobowski: Ze studiów nad prześladowaniami i pogromami żydów na Śląsku w dobie średniowiecza [Studien über Judenverfolgungen und -pogrome in Schlesien während des Mittelalters], in: Sląski kwartalnik historyczny Sobótka 44 (1989), S. 5–11; Jan Drabina: Kościół wobec żydów na średnioiwecznym Śląsku [Die Kirche und ihr Verhältnis gegenüber den Juden im mittelalterlichen Schlesien], in: Ebd., S. 13–33.

nichtswürdigen Füßen zertreten.[67] Betroffen war unter anderem Magister Pavel Žídek (1413–1471), der als Kind jüdischer Eltern konvertierte, zum Priester geweiht wurde und dem gewählten, aber von Rom nicht anerkannten Prager Erzbischof Jan Rokycana diente. Im Mai 1453 wurde Pavel Žídek zu Breslau verurteilt und im Herbst 1453 in Krakau festgesetzt; beide Male konnte er fliehen.[68]

Was die Breslauer Eiferer bei dem Hussiten versuchten, gelang ihnen bei den Juden. Schon 1452 soll es eine Verdächtigung gegeben haben, Juden hätten in der Osternacht ein Kruzifix misshandelt.[69] Jetzt, 1453, wurde behauptet, ein Bauer aus dem Marktort Langewiese[70] rund 12 Kilometer nordöstlich von Breslau und dessen Frau hätten Juden Hostien verschafft, welche diese ab dem 28. März 1453, dem Mittwoch vor Karfreitag, mehrfach mit Stöcken geschlagen hätten, so dass Blut floss. Langewiese war aus Breslauer Sicht eine unliebsame Konkurrenz, ein wilder Markt vor den Toren der Stadt, geschützt durch die Herzöge von Oels. Langewiese in Misskredit zu bringen, einte alle Breslauer. Ab dem 1. Mai 1453 wurden nach und nach die Juden aus Breslau und Umgebung verhaftet und in der königlichen Burg gefangengesetzt. Vom 5. und 7. Mai, Samstag und Montag, inventarisierte ein städtischer Amtsträger mit einem Notar Wertsachen, die man in den Häusern von acht keineswegs armen Juden vorfand.[71]

Nun musste man sich an den König wenden, den Inhaber der Hochgerichtsbarkeit, in dessen Gefängnis bei der königlichen Burg man die Juden gelegt hatte. Im Herzogtum Österreich hatte 1420/21 eine umfassende Judenvertreibung stattgefunden, auf Befehl des damaligen Herzogs, späteren Königs Albrecht, Ladislaus' Vaters, und ausgelöst durch einen angeblich

67) Capestrano an Oleśnicki, Olmütz 1451 August 28, Correspondence (wie Anm. 32), S. 100–115 Nr. 3, hier S. 106: *„[…] in tantam suam animarum oblivionem devenerunt, ut sacrificium eis videatur offerre Deo sacra Dei templa explantare, civitates depopulare, castra et villas cremare, sanguinem innocentum effundere, sacratissimum Corpus Christi suo spuricissimo ore corrodere sed et nephandissimus pedibus conculcare atque omnia malorum genera, que sub celo queant reperiri, dyabolico spiritu operari."*

68) Ebd., S. 168–171 Nr. 18.

69) Staatsarchiv Breslau, Rep. 135 D-8, fol. 396v. Hinweis bei Richter Collection (wie Anm. 12).

70) Polnisch Długołęka, rund 12 km nö. von Breslau in Richtung Oels.

71) Oelsner (wie Anm. 6), S. 136–139 Nr. 36. Der Notar war Johannes Nicolai Anussoris aus Kitzingen in der Diözese Würzburg.

in Enns begangenen Hostienfrevel.[72] Ladislaus und seine Umgebung in Wien reagierten wie einst Albrecht, als Breslau vorstellig wurde. Auf das Schreiben des Rates antwortete der König am 22. Mai.[73] Empört „von der erschriklichen geschichte wegen" mit dem geschändeten Sakrament und dankbar über seine Anerkennung als Erbherr bevollmächtigte Ladislaus zwei Abgesandte, Sigmund Potembrunner und Oswald Reicholf, die den Prozess in Breslau führen sollten und nötigenfalls auch Unterbevollmächtigte ernennen durften. Beide Kommissare zählten zu Ladislaus' führenden Höflingen, zum Rat der Stadt Wien und zu den Unterstützern des Ulrich Eitzinger, der in Österreich den jungen Monarchen zu beherrschen versuchte. Die Stadt Wien ihrerseits nutzte die Vorfälle in Breslau, um sich am 6. Juni durch Ladislaus bestätigen zu lassen, dass sie keine Juden mehr in ihren Mauern dulden musste.[74] Weil Breslau sich an den König wandte, fühlte der für geistliche Strafsachen zuständige Bischof sich übergangen. Von Neisse aus forderte Peter Nowag am 2. Juni den Rat zur Mäßigung auf, und am 14. Juni beauftragte er Capestrano, gemeinsam mit dem Breslauer Domkapitel an der Untersuchung teilzunehmen.[75]

72) Norbert Haslhofer: Politik mit Ennser Geschichte 1419–1421. Passauer Kirchenpolitik und Wiener Judenpolitik, Hintergründe der Wiener Geserah (Forschungen zur Geschichte der Stadt Enns im Mittelalter 2). Norderstedt 2019; Martha Keil: What Happened to the ‚New Christians'? The ‚Viennese Geserah' of 1420/21 and the Forced Baptism of the Jews, in: Philippe Buc, Martha Keil und John Tolan (Hg.): Jews and Christians in Medieval Europe. The Historiographical Legacy of Bernhard Blumenkranz. Turnhout 2016, S. 97–114; Petr Elbel und Wolfram Ziegler: Am schwarczen suntag mardert man dieselben juden, all die zaigten vill guets an under der erden … Die Wiener Gesera: eine Neubetrachtung, in: Helmut Teufel, Pavel Kocman und Milan Řepa (Hg.): „Avigdor, Benesch, Gitl". Juden in Böhmen, Mähren und Schlesien im Mittelalter. Samuel Steinherz zum Gedenken (1857 Güssing – 1942 Theresienstadt). Brünn, Prag, Essen 2016, S. 201–286.
73) Oelsner (wie Anm. 6), S. 132f. Nr. 33.
74) Zaunmüller (wie Anm. 59), S. 33 Anm. 147, S. 67 Anm. 179. Ladislaus wiederholte dieses Privileg 1455.
75) Correspondence (wie Anm. 32), S. 150–153 Nr. 12, hier S. 152: *„Ceterum sincero affectu affectamus, quatenus paternitas vestra reverendissima assumptis venerabilibus viris dominis capittuli nostre ecclesie Wratislaviensis fratribus in Christo nobis sincere dilectis casum venerandissimi et precolendi sacramenti Corporis Domini nostri Ihesu Christi examinare et mediis salutaribus dignetur terminare, ne ex eius indecisa dilacione quitquam dicere aut scandali valeat suscitari i<n gratam complacentiam> [?] bonis gentibus rependendam".* An der angemerkten Stelle – die Originalausfertigung ist nicht nur dort beschädigt – erscheint die Textrekonstruktion auffällig. Vermutlich sollte

Das rechtsförmliche Verfahren gegen die Breslauer Juden begann am 22. Juni mit der Vorlage der Anklage gegen die Haupttäter, in Anwesenheit von Jakob Storch aus Wien – einem Beauftragten des Königs – und von dem Breslauer Ratsherrn Valentin Haunold. Am 9. Juli folgten weitere Aussagen, beglaubigt in Gegenwart von Capestrano und dem bischöflichen Generalvikar Nikolaus Lüben.[76] Alles verlief, wie von den Initiatoren erhofft. Unter Folter erpresste man Geständnisse. Capestrano wirkte daran mit, aber auch geistliche und weltliche Juristen. Die reiche Beute machte Appetit auf mehr. Ladislaus schickte einen – vierten – Bevollmächtigten, seinen persönlichen Sekretär Magister Sigmund Vorschauer, Lizentiat der geistlichen Rechte. Der hatte wohl darauf zu achten, dass der König selbst einen Anteil an den Effekten der Juden bekam. Außerdem befahl der Herrscher am 26. Juni von Wien aus allen Fürsten, Rittern und Knechten, Pflegern, Burggrafen, Bürgermeistern, Ratsherren und Bürgern in Schlesien, denen man sein Mandat vorlegte, in gleicher Weise wie Breslau gegen die Juden vorzugehen.[77] Hätte er anders gehandelt, hätte man ihm vorwerfen können, das Volk nicht vor Gottes Zorn wegen der Hostienfrevel zu schützen. In seiner schwachen Position hätte das dem jungen Monarchen gefährlich werden können. Gemäß erhaltenen Abrechnungen wurden in der Folgezeit in mindestens fünf Städten, nämlich Schweidnitz, Jauer, Striegau, Löwenberg und Reichenbach, Juden gefangengesetzt. Unklar bleibt, ob das zufällig anwesende oder dort ansässige Juden waren.[78] Am 5. und 6. Juli sollen daraufhin – laut Willi Cohn – in Breslau 41 Juden verbrannt, die übrigen 318 ausgewiesen worden sein.[79] Die Zahlen bedürfen der Prüfung, zumal wahrscheinlich Opfer außerhalb Breslaus nicht

Capestrano sollte dafür sorgen, dass die Sache schnell und zur allgemeinen Zufriedenheit abgeschlossen wird. Stephen Rowell übersetzt ebd. S. 153: *„[…] and deign to complete the trial in more salutary ways for the benefit of good people, lest any whiff of scandal arise from delay in deciding the case."*

76) Zwei Notariatsinstrumente De expulsione (wie Anm. 28).

77) Correspondence (wie Anm. 32), S. 134 Nr. 34.

78) Ebd., S. 141–143 Nr. 38.

79) Cohn (wie Anm. 4), S. 263f. Vgl. ferner Winfried Irgang: Historiografie der Forschungen zur Geschichte der Juden im Mittelalterlichen Schlesien, in: Andreas Brämer, Arno Herzig und Krzysztof Ruchniewicz (Hg.): Jüdisches Leben zwischen Ost und West. Neue Beiträge zur jüdischen Geschichte in Schlesien (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden 44). Göttingen 2014, S. 503–520; Ders.: Neuere deutsche Forschungen zur Geschichte der Juden in Schlesien seit den

einbezogen sind, wirken aber in der Größenordnung realistisch. Wie viele Einwohner Breslau damals hatte, ist schwer zu schätzen. Selbst wenn man – sehr hochgegriffen – von 21.000 Menschen ausgeht,[80] waren die Juden ein signifikanter Teil. Am 7. Juli berichtete Oswald Reicholf ausführlich an Bürgermeister, Rat und Gemeinde der Stadt Wien, darunter über die ersten Hinrichtungen. Von Brünn aus quittierte der König am 24. Juli 1453 der Stadt Breslau, dass die Habe der Juden gemäß den im Breslauer Rathaus aufbewahrten Inventaren an Potembrunner und Reicholf ausgeliefert worden war.[81]

In Schweidnitz wurden am 13. August 1453, wie es heißt, 17 Juden, nämlich zehn Männer und sieben Frauen, verbrannt. Ihre Häuser und ihren Friedhof schenkte König Ladislaus am 7. März 1454 der Stadt, ihre Synagoge zwei Monate später der Geistlichkeit, die sie in eine Corpus-Christi-Kirche umwandelte. Am 18. April 1454 erhielt die Stadt vom König ausdrücklich Straffreiheit.[82] In Striegau wurden am 17. Juni 1453 Juden verhaftet, die Hauptbelasteten nach Breslau überführt und verbrannt. Am 5. Juni 1454 erließ König Ladislaus das Vertreibungsdekret. Die Synago-

1990er Jahren, in: Ebd. S. 521–545; Jan Drabina (wie Anm. 66); Ascher Sammter: Archivalische Mitteilungen. 4. Aus dem Archive der Stadt Liegnitz. Eine Breslauer Juden-Urkunde vom Jahre 1451, in: ZVGS 9 (1868), S. 121–128.

80) Wolf-Herbert Deus: Breslau, in: Hugo Weczerka (Hg.): Handbuch der historischen Stätten Schlesien. Stuttgart 1977, S. 38–54, hier S. 45. Man vergleiche dazu Nürnberg: Georg Schrötter: Nürnbergs Bevölkerungszahl im 15. Jahrhundert, in: Das Bayerland 20 (1909) S. 268–271, 283f.; Karl Hegel: Über die Bevölkerungszahl und die Handwerksverhältnisse im 14. und 15. Jahrhundert, in: Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis zum 16. Jahrhundert. Bd. 2. 1864, S. 500–513 Beilage 4.

81) Oelsner (wie Anm. 6), S. 134–136 Nr. 35.

82) Mateusz Goliński: Ze studiów nad Żydami swidnickimi w średniowieczu [Studien über die Schweidnitzer Juden im Mittelalter], in: Krystyna Matwijowski (Hg.): Z historii ludnosci żydowskiej w Polsce i na Sląsku [Zur Geschichte der jüdisschen Bevölkerung in Polen und in Schlesien]. Wrocław 1994, S. 11–31; Schweidnitz, in: Germania Judaica III,2. Tübingen 1995, S. 1344–1353, hier S. 1348 mit Anm. 87–90. Dazu Andreas Hanslok: Die landesherrliche und kommunale Judenschutzpolitik während des späten Mittelalters im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation: Ein Vergleich der Entwicklungen am Beispiel schlesischer, brandenburgischer und rheinischer Städte. Berlin 2000, S. 115f. Noch John Quincy Adams fiel das im Jahre 1800 auf, als er in der Schweidnitzer Pfarrkirche ein Gemälde mit dem Hostienfrevel von 1453 sah; John Quincy Adams: Briefe über Schlesien. Übers. von Friedrich Gotthelf Friese. Breslau 1805, S. 190.

ge wurde in eine Barbara-Kirche umgewandelt.[83] In Reichenbach soll 1453/54 das gleiche geschehen sein.[84] In Jauer sollen 1454 weitere 16 Juden verbrannt worden sein.[85] In Löwenberg, so behauptete ein Breslauer Bürgersfrau, hätten die Juden einen dreijährigen Christenknaben getötet; das läge schon länger zurück, doch jetzt – 1453 – fand eine aus Breslau angereiste Kommission in einem Keller die Leiche, die, laut Nikolaus von Fara, durch Capestrano sehr verehrt wurde.[86]

Doch gelang es nur den zwei Städten Breslau und Schweidnitz, die Ausweisung der Juden zu verstetigen. König Ladislaus gewährte am 30. Januar 1455 Breslau[87] und am 26. Juli 1457 Schweidnitz[88] das Privileg, in ihren Mauern keine Juden mehr dulden zu müssen. Für die Krone war das finanziell ein gewichtiges Zugeständnis, denn sie verzichtete damit auf die Abgaben der Juden, die der königlichen Kammer zustanden. Anders als sonst, z. B. in Würzburg,[89] konfirmierte die römische Kurie diese landesherrlichen Privilegien, soweit bisher bekannt, nicht. Fortan durften Juden sich höchstens ausnahmsweise, vereinzelt und vorübergehend in Breslau und Schweidnitz aufhalten, aber nicht dort wohnen.[90] Außerhalb von Breslau, Schweidnitz – und dem kleinen Jauer, das sich ein entsprechendes Privileg anscheinend nicht leisten konnte, – beanspruchten die Herzöge das Recht, die Juden zu besteuern und gegebenenfalls zu vertreiben.

83) Striegau, in: Germania Judaica III,2 (wie Anm. 82), S. 1440.
84) Reichenbach, in: Ebd., S. 1230f.
85) Jauer, in: Germania Judaica III,1 (wie Anm. 66), S. 587f.
86) de Fara (wie Anm. 24), Sp. 467b: *„Cuius reliquiis, ut devota femina docuerat, repertis, quas meis oculis vidi in manibus sancti senioris, factum est, ut consilio Iohannis ad Ladislaum regen Ungarorum et Bohemorum magna peritia digesto transmisso sanctitum fuerit per regem, ut omnes filii Iudeorum a septennio citra baptizarentur et a Christianis nutrirentur.*" Dazu Löwenberg, in: Germania Judaica III,1 (wie Anm. 66), S. 758; Marcus Brann: Geschichte der Juden in Schlesien. Heft 4, in: Jahres-Bericht des jüdisch-theologischen Seminars Fraenckel'scher Stiftung. Breslau 1907, S. 120–141 und Anhang V. So auch Jakob von Ratingen nach Cramer (wie Anm. 30).
87) Breslau, 30. Januar 1455: Oelsner (wie Anm. 6), S. 143 Nr. 39.
88) Wie Anm. 82.
89) Die Judenvertreibung aus Würzburg durch Kardinal Nikolaus von Kues ließ sich der dortige Bischof Gottfried auf die Territorien der beiden Markgrafen Johann in Kulmbach und Albrecht in Ansbach durch Calixt III. ausdehnen, 1453 März 20: L 504 156rv; Rep. Germ. Calixt III. (wie Anm. 39), S. 87 Nr. 782.
90) Bernhard Brilling: Die Juden und die Stadt Breslau im 16. und 17. Jahrhundert. Münster/Westf. 1958; Ders.: Geschichte der Juden in Breslau 1454–1702. Stuttgart 1960.

Öfters erwirkten die Herzöge dafür eigene königliche Genehmigungen, beispielsweise in Glogau 1440 Herzog Wenzel und 1450 Herzog Wladislaus, letzterer mit Margarethe von Cilli vermählt und über seine Mutter Euphemia ein Neffe der Zimburgis von Masowien, der Mutter Kaiser Friedrichs III.[91] Abgesehen jedoch von Breslau und Schweidnitz waren in Schlesien vielfach die Städte zu schwach, die Herzöge zu mächtig, die auf die Juden als verlässliche Einnahmequellen nicht verzichten wollten. Zwar kam es 1453 angeblich auch in Liegnitz und Brieg zu Vertreibung der Juden, doch finden sich in beiden Städten urkundlich schnell wieder Juden. In Liegnitz sollen am 17. Juni 1453 die Juden verhaftet und am 5. Juli im Gefängnis bei einer Feuersbrunst verbrannt sein. Diese Nachricht ist freilich nicht über jeden Zweifel erhaben.[92] Für Brieg wurde die Vertreibung 1453 ebenfalls bezweifelt, doch angeblich zu Unrecht.[93] Liegnitz verdient eine eigene Untersuchung, da dort seit dem Tod der Regentin Elisabeth von Brandenburg 1449 die Herrschaftsverhältnisse strittig waren. Für den 1446 geborenen piastischen Prätendenten Herzog Friedrich erlitt eine Koalition bei Waldau unweit von Liegnitz eine Niederlage. Namens Friedrichs verzichteten seine Anhänger in einem Vertrag vom 19. September 1452 auf alle Ansprüche. Doch sie setzten bald Hoffnungen u.a. auf Capestrano und seine Bewegung. Vorläufig verwaltete ein von der Krone eingesetzter Hauptmann Liegnitz. Am 7. Mai 1454 vermittelte König Ladislaus einen Ausgleich. Friedrich wurde mit einer Tochter Georgs von Podiebrad verlobt und als künftiger Regent von Liegnitz in Aussicht genommen. Doch ein Handwerkeraufstand in Liegnitz stürzte den dafür verantwortlichen Bürgermeister Ambrosius Bitschen, der hingerichtet wurde.[94] Wie genau dies mit dem Judenprozess zusammenhing, bedarf weiterer Forschungen.

91) Hanslok (wie Anm. 82) S. 77–122.
92) Liegnitz, in: Germania Judaica III,1 (wie Anm. 66), S. 743–745, hier S. 744f. mit Anm. 22.
93) Brieg, in: Ebd., S. 169–171, hier S. 170f. mit Anm. 30.
94) Hermann Markgraf: Der Liegnitzer Lehnsstreit 1449–1469, in: Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, phil.-hist. Abteilung (1869), S. 25–70 und (1871), S. 41–65; Carl Joseph Schuchard: Die Stadt Liegnitz. Ein deutsches Gemeinwesen bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Auf der Grundlage des Urkundenbuchs der Stadt v. Prof. Dr. Schirrmacher. Berlin 1868; Friedrich Wilhelm Schirrmacher: Urkundenbuch der Stadt Liegnitz und ihres Weichbildes bis zum Jahre 1455. Liegnitz 1866; Ders.: Ambrosius Bitschen, der Stadtschreiber von Liegnitz und der Liegnitzer Lehnsstreit. Liegnitz 1866.

Zu weiteren Judenausweisungen soll es 1454 in Oels[95] und Glogau[96] gekommen sein, sowie für die bischöfliche Landesherrschaft in Neisse.[97] Wieweit die Belege stimmen, ist unklar. Anderwärts in Schlesien sind Ausweisungen erst deutlich später bezeugt, und sie hielten gewöhnlich nicht lange vor, z. B. 1468 in Neisse, als der aus Böhmen stammende Bischof Jost von Rosenberg allen Anlass hatte, sich bei den Schlesiern im Kampf gegen Georg von Podiebrad beliebt zu machen, 1484 in Glogau, 1492 in Glatz[98], 1505 in Münsterberg[99] und Oels, 1514 in Frankenstein.[100] Oppeln und die von Oppeln abgespaltenen Herzogtümer, das spätere Oberschlesien, erlebten erst im 16. Jahrhundert Judenausweisungen, 1510 in Ratibor[101], 1563/64 in Oppeln[102] selbst und Cosel.[103] Erst im 16. Jahrhundert wuchs die Judengemeinde in dem Landstädtchen Zülz,[104] das ein Teil des Herzogtums Oppeln gewesen war. Wo Ausgewiesene 1453/54 hingingen, wäre zu fragen, wenn man mit Willi Cohn davon ausgeht, dass mehrere Hundert Juden schlesischen Städte verließen. Andernorts machte man sich bei solchen Fällen im Spätmittelalter darüber Gedanken.[105] Prosopographische Studien zu den Juden im 15. Jahrhundert mögen hier weiterhelfen.

95) Oels, in: Germania Judaica III,2 (wie Anm. 82), S. 1058–1060.
96) Glogau, in: Germania Judaica III,1 (wie Anm. 66), S. 441f.
97) Neisse, in: Germania Judaica III,2 (wie Anm. 82), S. 937f.
98) Glatz, in: Germania Judaica III,1 (wie Anm. 66), S. 437–440.
99) Münsterberg, in: Germania Judaica III,2 (wie Anm. 82), S. 912f.
100) Frankenstein, in: Germania Judaica III,1 (wie Anm. 66), S. 345f.
101) Ratibor, in: Germania Judaica III,2 (wie Anm. 82), S. 1172f.
102) Oppeln, in: Ebd., S. 1067f.
103) Kosel, in: Germania Judaica III,1 (wie Anm. 66), S. 675. Dazu Winfried Irgang: Schlesien, in: Germania Judaica III,3. Tübingen 2003, S. 2004–2012, hier 2007f.
104) Neun Familien um 1550: Israel Rabin: Die Juden in Zülz, in: Johannes Chrząszcz: Geschichte der Stadt Zülz in Oberschlesien. Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Zülz 1926, S. 117–161. Zusammenfassend Irgang (wie Anm. 103), S. 2004–2012.
105) Damit die Juden nicht in den mohammedanischen Machtbereich flüchteten, sollten sie sich 1503 von Rhodos aus nach Nizza begeben, in das Gebiet der Herzöge von Savoyen; vgl. Karl Borchardt: Das Dekret zur Ausweisung der Juden auf Rhodos 1503, in: Auxilia Historica. Festschrift für Peter Acht zum 90. Geburtstag, hg. von Walter Koch, Alois Schmid und Wilhelm Volkert, red. von Ludwig Holzfurtner (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 132). München 2001, S. 21–40.

Quellenkritische Fragen

Soweit die aus den Akten rekonstruierbaren Vorgänge von 1453 und ihre in jeder Hinsicht drastischen und einschneidenden Folgen. Da der Breslauer Prozess großes Aufsehen erregte, wurden bald fromme Traktate verbreitet, die teilweise abweichende und klar falsche Nachrichten bieten, aber zeigen, wie man den Judenprozess verteidigte. Nach De expulsione soll der Rat von Breslau durch ein Dekret für jeden Donnerstag in jeder der Quatemberfasten Prozessionen mit Hostien durch die Gassen der Stadt angeordnet haben. Erster Donnerstag der zweiten Quatember wäre der 31. Mai gewesen, Fronleichnam. Er passt ebenso wenig wie der Donnerstag der ersten Quatember, der 22. Februar, Petri Kathedra. Juden hätten diesen Aufzug verspottet. Dann hätten sich der Jude Mayr und andere bei einem Pförtner des Matthiasstiftes für 30 Goldstücke Hostien besorgt, um sie zu malträtieren. Neun oder zehn Juden hätten mitgemacht. Am 22. Juni legte der Jude Jakob, Sohn des Salomon, ein schriftliches Geständnis vor, das der Arzt Magister Johannes und Franz von Glogau übersetzt hatten. Am 9. Juli bestätigte das der Jude Sweman aus Schweidnitz, und zwar in Gegenwart Capestranos und des bischöflichen Offizials, des Domkanonikers Nikolaus Lüben. Erwähnenswert ist hier die Nachricht, der Rabbi, welche den Frevel vornahm, habe an Mossze in Liegnitz und an des Sweman Sohn Ioel in Glogau Hostien geschickt, damit sie ebenfalls malträtiert wurden. Die in Breslau gefangengesetzten Juden seien alle verurteilt worden. Einige hätten sich taufen lassen. Doch 150 seien verbrannt worden.[106] Diese Angaben atmen das Wunschdenken der Fanatiker. Je schmerzhafter die Todesqualen und je höher die Opferzahlen, desto sicherer stand Gott hinter dem Urteil. Nikolaus von Fara, Capestranos erster Biograph, behauptete denn auch, des Königs Ladislaus Vater habe seinerzeit in Österreich an einem [einzigen!] Tage 2.000 des Hostienfrevels angeklagte Juden in einem [einzigen!] Hause verbrennen lassen;[107] korrekt war, dass gemäß einem Todesurteil Herzog Albrechts am

106) De expulsione (wie Anm. 28); Zaremska (wie Anm. 8), S. 165f.
107) de Fara (wie Anm. 24), Sp. 467a: *„[…] imitatus Albertum patrem clarissimum, Romanorum regem, qui pro simili scelere in provincia Austrie duo millia Iudeorum una die unoque domicilio inclusorum comburi fecerat.“*

12. März 1421 vor den Toren von Wien 212 Juden, Männer und Frauen, verbrannt wurden.[108] Des Nikolaus von Fara Darstellung muss man demgegenüber wohl als Versuch deuten, seine Zeitgenossen von Gottes wundertätiger Mithilfe bei der Bestrafung zu überzeugen.

Nach De persecutione hätten die Juden am Mittwoch in der Fronleichnamsoktav, angestachelt durch die Fronleichnamsprozession in der Woche davor, beschlossen, geweihte Hostien zum Zwecke der Schändung zu erwerben. Das wäre Mittwoch, der 6. Juni gewesen, ein Termin, an dem die Beschuldigten längst verhaftet waren. Mit zwölf Gulden hätten sie einen der Breslauer Stadtbüttel nach Oels geschickt, der dort in einem Wirtshaus einen ihm bekannten Schäfer ansprach. Dieser habe sich dann mit einem nicht gerade besonders hellen Landgeistlichen (klacha oder clecha) zusammengetan, das Verlangte geliefert und von den jüdischen Auftraggebern 80 Gulden erhalten. Eine christliche Magd, die bei einem der Juden diente, habe dann beobachtet, wie aus der durchbohrten Hostie Blut herausspritzte, und Anzeige erstattet. Die geschändete Hostie sei in die Pfarrkirche St. Elisabeth gebracht worden. Der Rat habe sich an Kaiser Friedrich [sic!] und gleichzeitig an König Ladislaus gewandt. Beide [sic!] hätten Capestrano mit der Untersuchung beauftragt. Dieser habe mitten in der Stadt öffentlich Gericht gehalten, gemeinsam mit dem Bischof, den Ratsherren und Schöffen sowie den Abgesandten des Königs Ladislaus. Man habe die Beschuldigten über vier Kohlepfannen aufgehängt. Vier Folterknechte hätten ihnen Haut und Fleisch abgezogen, bis die Knochen bloßlagen. Auf Befehl des Rates seien dann 14 Personen gevierteilt und ihre Überreste an Hauptstraßen zur Abschreckung ausgestellt worden. Die übrigen Juden habe man vor die Wahl Taufe oder Tod gestellt. Nur 20 Jugendliche hätten sich taufen lassen; alle übrigen hätten es vorgezogen, verbrannt zu werden. Dann habe Capestrano ein *novum decretum* erlassen mit Wirkung für alle Städte; die Juden sollten dort in der gleichen Weise wie in Breslau vor Gericht gestellt werden, durch die Bürger und den Stadtherrn mit Genehmigung der Bischöfe. Judengemeinden seien nur dort zu dulden, wo sechs oder mehr Juden lebten. Das habe zu geschehen gemäß dem Herrenwort *„per se generacio non preteribit* [für *peribit?*] *hec, donec omnia fiant"* (vgl. Mattheus 24,34–35, Marcus 13,30–31, Lukas 21,32–33).[109]

108) Elbel und Ziegler (wie Anm. 72), S. 209.
109) De persecutione (wie Anm. 29); Zaremska (wie Anm. 8), S. 166f.

Breslau, so insinuiert dieser Text, hatte nun keine Juden mehr, auch keine, die auswanderten, aber von der Erde vertilgen durfte Capestrano die Juden nicht. Das hätte der hergebrachten Lehre widersprochen, sie müssten bis zum Ende der Zeiten bleiben, um sich dann zu bekehren.

Dass Capestrano persönlich an der Folterung mitgewirkt habe, gibt die Quelle – entgegen manchen Behauptungen – nicht her. Eher könnte er aufgepasst haben, dass dem Gericht keine Verfahrensfehler unterliefen, denn Folter war nur bei Schwerverbrechern unter Auflagen zur Geständniserzwingung zugelassen. Capestrano selbst war vor seinem Ordenseintritt 1415 Richter gewesen, unter anderem in Neapel und Perugia. Dort, so sein Biograph Nikolaus von Fara, habe er einmal viel Geld abgelehnt und einen Angeklagten freigesprochen, dem das Todesurteil drohte.[110] Eine gewisse Skrupulosität mag er deshalb auch in Breslau gezeigt haben.

In seiner ‚Historia Wratislaviensis' überging Eschenloer die Judensache stillschweigend. Dort heißt es nur, Capestrano habe mit Erlaubnis des Königs Ladislaus dessen Länder bereist. Prag habe er nicht betreten dürfen, weil Georg von Podiebrad als Gubernator für den minderjährigen König Ladislaus es verhinderte. In Breslau habe Capestrano die Sitten des Volks gebessert und ein neues Kloster errichtet.[111] Außerdem habe er vorhergesagt, der nächste Breslauer Bischof – der Nachfolger des Peter Nowag – werde ein Böhme sein, was 1456 mit Jost von Rosenberg eintraf, und es werde bald einen neuen König von Böhmen – einen Nachfolger des Habsburgers Ladislaus – geben, was 1458 mit Georg von Podiebrad eintraf; unter beiden, dem neuen Bischof wie dem neuen König, werde Breslau schwer leiden, doch die Stadt werde das überstehen, wenn die Bürger Einigkeit bewahrten.[112] Mit dem *Vatizinium ex eventu* machte Eschenloer klar, welche Gefahr es bedeutete, wenn der königliche Hof sich mit seinem böhmischen Gefolge in Breslau festsetzte, die Kehrseite der Medaille, wenn Breslau als *altera sedes regni* fungierte.

110) de Fara (wie Anm. 24), Sp. 440b.

111) Eschenloer: Historia (wie Anm. 21), S. 5: *„In Wratislavia nostra novum construi claustrum curavit, spuricia ludorum abstulit, superbiam utriusque sexus repressit, adulteria nauseare fecit et admodum accendit populum Wratislaviensem zelo devocionis, ut non cives sed ferme religiosi cogniti sunt."*

112) Ebd., S. 5: *„Hic manifeste in Wratislavia predixit futurum esse episcopum Bohemum Wratislaviensem et postea regem Bohemum, sub quibus Wratislaviam pati necesse foret; si concordia civium affuerit, omnes necessitates transiri spospondit."*

In der späteren, deutschen Fassung seiner Chronik wiederholt Eschenloer das,[113] ergänzt aber zwei Punkte:[114] Erstens kritisiert er die Klostergründung durch Capestrano, weil dadurch andere Gotteshäuser in Breslau zu leiden gehabt hätten, besonders die Franziskanerkonventualen von St. Jakob. Eschenloer formulierte allgemein, Breslau sei zu arm für so viele Gotteshäuser und in Venedig würde man derartiges nicht dulden.[115] Zweitens erwähnt Eschenloer nun doch die „erschreckliche sache mit den juden", wie er sich ausdrückt. Wohl mit Absicht benutzte Eschenloer die gleichen Worte wie König Ladislaus in seinem Schreiben vom 22. Mai 1453.[116] Von bösen Christen hätten Juden Hostien gekauft und in ihren Synagogen geschmäht und durchstoßen, so dass Blut aus den Hostien floss. Dies sei in Breslau, aber auch Schweidnitz, Löwenberg und Liegnitz geschehen. Man habe einen „gering man mit seinem weibe" gefangen, also ein Ehepaar aus der christlichen Unterschicht. Beide hätten gestanden, die Hostien gestohlen und auf der Langen Wiese den Juden verkauft zu haben.

Wie öfters bei einer Judenbestrafung wurden auch in Breslau 1453 die jüdischen Kinder unter sieben Jahren ihren Eltern weggenommen und zwangsgetauft.[117] Das entsprach römischem wie kanonischem Recht[118]

113) Eschenloer: Geschichte (wie Anm. 23), S. 167f.: *„Alle spile legte er ab zu Breslow, die hoffart vnd alle vnczemlichkeit mesigete er vnd erweckete grosse andacht im folke. Er sagete offentlich zu Breslow, do man noch nichtis douon woste noch gedochte, wie zu Breslow würde sein ein behmischer houptman, drnoch ein behmischer bischoffe, vnd denn ein behmischer konig, vndir dem die stat Breslow würde geprest vnd geengstiget werden, mer denn ye vormols, die weile sie gestanden were. Ydoch so eintracht in der stat würde bleiben, sü würde sie alle not obirwinden."*

114) Ebd., S. 167–169.

115) Ebd., S. 168: *„Es ist auch die stat vil zu arme vnd zu cleine, souil bettil orden kirchen vnd spitlae awszuhalden. Vorware, die Venediger nőmen so vil vngerne őbir sich, […]."*

116) Wie Anm. 73.

117) Nach Nikolaus von Fara nutzte man die Knabenleiche aus Löwenberg, um das bei König Ladislaus durchzusetzen (wie Anm. 86). Einem ungenannten früheren Juden bestätigte 1464 der für Breslau zuständige Inquisitor, er habe nur in einem Anfall geistiger Verwirrung zum Judentum zurückkehren wollen: Oelsner (wie Anm. 6), S. 144 Nr. 40.

118) Aviad M. Kleinberg: Depriving Parents of the Consolation of Children. Two Legal *Consilia* on the Baptism of Jewish Children, in: Yitzhak Hen (Hg.): De Sion exibit lex et verbum domini de Hierusalem. Essays on Medieva Law, Liturgy and Literatre in Honour of Amnon Lindner (Cultural Encounters in Late Antiquity and the Middle Ages 1). Turnhout 2001, S. 129–144; Kenneth Pennington: The Law's Violence against Medieval and Early Modern Jews, in: Rivista internazionale di di-

und wurde – eingeschränkt bestenfalls durch den Hinweis, das Naturrecht der Eltern sei zu respektieren – auch durch Juristen wie den berühmten Ulrich Zasius (1461–1535) zu Freiburg im Breisgau vertreten.[119] Mit dem finanziellen Ergebnis der Aktion war Eschenloer allerdings unzufrieden, weil der beschlagnahmte Besitz der Juden nicht an die Stadt Breslau gelangt sei,[120] sondern an Personen, die es dann nicht zum Nutzen des Königs Ladislaus verwendeten (wohl Anhänger des Eschenloer verdächtigen böhmischen Ketzerführers Georg von Podiebrad). Eschenloer kritisierte, die Stadt habe sich übereifrig beim König mit beschlagnahmtem Gut der Juden beliebt machen wollen. Man solle nicht allzu gerecht sein (Prediger 7,16 = Ecclesiastes 7,17).[121] Verzeichnet wurden, laut den Akten, an Bargeld 10.135 Mark Silber und 8.586 Gulden, dazu Gegenstände im Wert von zusammen 500 Gulden.[122] Das Privileg, Breslau müsse künftig keine Juden mehr dulden, fertigte König Ladislaus während seines offiziellen Besuchs in der Odermetropole vom Dezember 1454 bis Januar 1455 aus. Weil Breslau die Huldigung bei der Krönung in Prag am 28. Oktober 1454 verweigert hatte, verlangte Ladislaus 30.000 Gulden Strafzahlung, begnügte sich aber schließlich mit 15.000 Gulden.[123] Die zeitliche Koinzidenz fällt auf. Die Effekten der Juden allerdings dürften schon im Jahr zuvor in neue Hände geraten sein.

Anschließend meinte Eschenloer, er wolle nicht urteilen, ob das Vorgehen gegen die Juden richtig gewesen sei, und verwies auf die Anschau-

ritto comune 23 (2012), S. 23–44; Ders.: Gratian and the Jews, in: Bulletin of Medieval Canon Law 31 (2014), S. 111–124; Matthew A. Tapie: *Spiritualis Uterus*. The Question of Forced Baptism, and Thomas Aquinas's Defense of Jewish Parental Rights, in: Ebd. 35 (2018), S. 289–329, hier S. 306–327.

119) Hofer (wie Anm. 160) 1, S. 212f.; Christian Zendri: Umanesimo giuridico ed ebraismo: la questione del battesimo invitis parentibus nel pensiero di Ulrich Zasius (Dipartimento di scienze giuridice, Università di Trento 98). Padova 2011; Steven W. Rowan: Ulrich Zasius and the Baptism of Jewish Children, in: The Sixteenth Century Journal 6 (1975), S. 3–25.

120) Wie Anm. 5.

121) Eschenloer: Geschichte (wie Anm. 23), S. 169: *„Vil gutis wart den juden zu Breslow genomen zu handen konigis Ladislai, das doch die ratmanne wol hetten zur stat nücz mögen behalden, yo das meiste teile, vnd douon des konigis gnad auch vorgnugen. Sulch gut wart gegeben den, die is wenig zu des konigis nucz brochten. Die Bresler wolden kegin irem konig alczu fromm sein, so doch die schrifft saget, das man nicht alczu gerecht sein sal."*

122) Breslau, Stadt und Bistum, in: Germania Judaica III,1 (wie Anm. 66), S. 162.

123) Filip/Borchardt (wie Anm. 34), S. 75f.

ungen der Theologen, die aus den Evangelien ableiteten, das jüdische Geschlecht werde existieren bis zum Ende der Zeiten, wo es dann nur noch einen Hirten und einen Schafstall geben werde (Johannes 10,16).[124] Mit diesem Argument begründete die Amtskirche, wie erwähnt, ihre Vorbehalte gegen Pogrome, welche nur zu oft von Kritikern der kirchlichen Hierarchie mit populärer Unterstützung nicht nur, aber auch aus den Unterschichten angefacht wurden. Wieweit Eschenloers aus der Rückschau formulierte Meinung von anderen geteilt wurde, bleibt offen. Formal bedauerten die Bürger und auch der Rat von Breslau in je eigenen Schreiben an Capestrano 1454 dessen Abreise sehr und wünschten ihn dringend zurück.[125] Formell wünschte sich das auch Nikolaus Tempelfeld.[126] Faktisch trat Tempelfeld nun in mancher Hinsicht Capestranos Nachfolge in Breslau an. Er galt als Scharfmacher gegen Georg von Podiebrad und Feind Eschenloers. Doch als Breslau 1471 bei Frankenstein gegen Georg eine Niederlage erlitt, musste er sein Predigtamt aufgeben. Spätestens damals zählte Eschenloer zu seinen Gegnern.[127] Das mag des Chronisten distanzierte Darstellung nicht nur von Tempelfeld, sondern auch von Capestrano beeinflusst haben.

Zu den religiös-kulturellen Traditionen

Bußpredigern wie Capestrano oder später Savonarola ging es nie allein um individuelle Seelsorge. Ihre Massenveranstaltungen bekämpften vielmehr die Sünde, um Gottes Zorn von der Gesellschaft abzuwenden. Wenn die Christen sich nicht besserten, würden die Hussiten oder gar die Türken obsiegen. Gott werde das zulassen, sofern die Christen nicht alle Religionsfrevel streng ahndeten, darunter Hostienschändungen durch Juden. Ohne solch tief verwurzelte Furcht vor Gottes Strafe wäre der Eifer kaum

124) Eschenloer: Geschichte (wie Anm. 23), S. 169: *„Adir pa dis gölich sey adir nicht, secze ich vff erkentnis der geistlichen lerer. Wenn die ewangelisten sagen, das Cristus gesaget hat, das dis judisch geschlecht nicht sal vorgeen bis an das ende der werlt, do ein hirte vnnd ein schoffstal sein wirt."*
125) Die cives Wratislavienses und die consules civitatis Wratislavienses: Correspondence (wie Anm. 32), S. 212–214 Nr. 29, S. 226–229 Nr. 32.
126) Ebd. S. 319f. Nr. D3.
127) Gunhild Roth: Tempelfeld, Nikolaus, in: Verfasserlexikon (wie Anm. 31), Bd. 11. Berlin, New York 2004, Sp. 1507–1512.

erklärbar, mit dem sich Bußprediger wie Capestrano engagierten. An die Stelle der Hussiten oder Türken konnte auch der Deutsche Orden treten. Als gegen ihn König Kasimir IV. von Polen am 17./18. September 1454 bei Konitz (poln. Chojnice, in Pommerellen) eine Niederlage erlitt,[128] sah Capestrano darin eine göttliche Strafe, weil der Herrscher nicht, wie von Capestrano gewünscht, gegen Privilegien der Juden in Polen vorgegangen war.[129] Außer Furcht dürfte für die Prediger und ihre Anhänger aber auch Hoffnung eine Rolle gespielt haben. Man wähnte das Ende der Welt nahe. Das würde einerseits heilsamen Schrecken verbreiten, andererseits den Gerechten mit dem Millennium paradiesische Zustände auf Erden gewähren, bevor dann die Ewigkeit anbreche.[130] Der Vorbereitung darauf dienten nicht zuletzt die Observantenklöster, die Capestrano und seine Ordensbrüder begründeten, gegen erbitterten Widerstand der Konventualen in ihrem eigenen Orden. Um Anhänger in der breiten Bevölkerung zu finden, erschien es deshalb erforderlich, den kleinen Leuten günstige Kredite anzubieten, ohne dass diese weiter gezwungen wären, bei Juden Wucherzinsen zu zahlen.

Der Konnex zwischen Judenvertreibung und Entschuldung war den Zeitgenossen klar. Eschenloers unverhohlene Kritik an der Habgier des Rates und wenn nicht des Königs selbst, so doch der Leute in seiner Prager Umgebung belegt das. Das Laster der Habgier geißelten Bußprediger wie

128) Als Söldnerführer des Ordens fiel dabei Herzog Rudolf von Sagan. Das Ereignis wurde deshalb sicher in Schlesien genau verfolgt.

129) Krakau, 28. April 1454: Correspondence (wie Anm. 33), S. 172–175 Nr. 19, hier S. 174: *„Privilegia inconsulte iam de facto concessa et iniuste de facto sibi tradita revoca et ad iuris communis formam redige, ne forte irascetur Dominus et dissipet consilia principum et pereant de via iusta, regnaque transferat ad extraneos correctores."* Nach der Niederlage bei Konitz hieß es bei Jan Długosz: Annales seu cronicae incliti regni Poloniae. Bd. 12: 1445–1461, hg. von Ceslava Pirożyńska. Kraków 2003, S. 215 ad a. 1454: *„Libertates insuper in fidei sancte dedecus per regem et consiliarios concesse Iudeis (pro quibus a cardinali Cracoviensi et fratre Ioanne Capistrano, divo homine, rex publice argutus et correptus illas revocare distulit) provocaverunt iram Dei in regem et populum."*

130) Grundlegend Norman Cohn: The Pursuit of the Millennium. Revolutionary Millenarians and Mystical Anarchists of the Middle Ages. Überarb. Aufl. London 1970; Alexander Patschovsky: Chiliasmus und Reformation im ausgehenden Mittelalter, in: Max Kerner (Hg.): Ideologie und Herrschaft im Mittelalter (Wege der Forschung 530). Darmstadt 1982, S. 475–496, ND in Matthias Kaup (Hg.): Ketzer, Juden, Antichrist. Gesammelte Aufsätze zum 60. Geburtstag von Alexander Patschovsky. [Konstanz] 2000, https://kops.uni-konstanz.de/entities/publication/6b7b96f5-8d74-4543-9b43-812460c46e51.

Capestrano natürlich. Dass Christen sich durch Tötung oder Vertreibung von Juden entschuldeten und bereicherten, lehnten sie als sündhaft ab. Allein wenn man den Juden Religionsfrevel nachweisen konnte, und sei es durch Folter, erschien deren Tötung oder Ausweisung gerechtfertigt; andernfalls hätten sich die Christen selbst schuldig gemacht gegenüber Gott und dessen Zorn provoziert. Dagegen beharrte die von Reformbewegungen kritisierte Kirche – und mit ihr Eschenloer – auf der Ansicht, die Juden würden sich erst am Ende der Zeiten bekehren als letzte und hartnäckigste Gruppe aller verworfenen Menschen. Umgekehrt galt allerdings die vollständige Bekehrung oder Auslöschung der Juden vielen Reformern als klares Zeichen, dass die Wiederkunft Christi und der Anbruch seines tausendjährigen Reiches tatsächlich bevorstünden (Apokalypse des Johannes 20,1–6). Bis dahin sollten die Juden existieren dürfen. Sünden nicht nur der Christen selbst, sondern auch der Juden, darunter Hostienschändung und Wucher, zögerten jedoch, so die Befürchtung, den ersehnten Anbruch des Millenniums hinaus.

Über die herkömmlichen fünfzehn Zeichen, welche das Weltende ankündigten, war Capestrano genau informiert.[131] Im 15. Jahrhundert und weit darüber hinaus empfanden viele das mehr oder weniger unmittelbare Bevorstehen des Weltendes als plausibel. Sie gingen von sechs oder sieben Weltaltern zu je 1000 Jahren aus, denn Gott habe für die Schöpfung sieben Tage gebraucht (Genesis 2,2), und 1000 Jahre seien vor Gott wie ein Tag (2. Petrusbrief 3,7–8). Der siebte Tag, an dem Gott ruhte, oder der achte Tag danach seien dann das letzte Millennium. Die Eschatologie als Lehre von dem möglicherweise gar nicht mehr so fernen Weltende, Prophetien, Horoskope und Astrologie beherrschten das Denken vieler Menschen, gerade auch der Gebildeten[132] und der franziskanischen Eiferer.[133]

131) Correspondence (wie Anm. 33), S. 299–310 Nr. 129. Vgl. Daniela Wagner: Die fünfzehn Zeichen vor dem Jüngsten Gericht. Spätmittelalterliche Bildkonzepte für das Seelenheil. Berlin 2016, mit weiterer Literatur.

132) Klaus Oschema: Die Zukunft des Mittelalters. Befunde, Probleme und (eschatologische) Einblicke, in: Ders. und Bernd Schneidmüller (Hg.): Zukunft im Mittelalter. Zeitkonzepte und Planungsstrategien (Vorträge und Forschungen 90). Ostfildern 2021, S. 19–86, hier S. 50–83.

133) Michael D. Bailey: Reformers on Sorcery and Superstition, in: James D. Mixson und Bert Roest (Hg.): A Companion to Observant Reform in the Late Middle Ages and Beyond (Brill's Companions to the Christian Tradition 59). Leiden, Boston 2015, S. 230–254.

Ein Traktat sagte beispielswiese 1474 voraus, die Welt werde genau am 13. September 1506 untergehen.[134]

Solche Anschauungen wirkten vor allem deshalb in einer heute kaum noch vorstellbaren Weise, weil man das Alter der Welt bis ins 18. Jahrhundert hinein nach – in sich widersprüchlichen – Angaben des Alten Testaments auf nur 5–6000 Jahre veranschlagte.[135] Datiert wurde die Schöpfung beispielsweise im jüdischen Kalender auf 3761 v. Chr.,[136] in der alexandrinische Ära auf 5492 v. Chr., in der bekannteren byzantinischen Ära auf 5508 v. Chr. Eusebios von Kaisareia († 339/40) und nach ihm der Kirchenvater Hieronymus († 420) gaben 5199 v. Chr. an,[137] der für den lateinischen Westen grundlegende Angelsachse Beda Venerabilis († 735) 3952 v. Chr.[138] Frühneuzeitlich kam 1583 der gelehrte Hugenotte Joseph Justus Scaliger († 1609) in einem Gutachten für Papst Gregor XIII., der 1582 die Reform des julianischen Kalenders verfügte, auf 3950 v. Chr.[139] In seinen ab 1650 gedruckten ‚Annals of the World' nannte James Ussher († 1656), anglikanischer Erzbischof von Armagh in Irland, das Jahr 4004 v. Chr.[140] Sogar Sir Isaac Newton (1642–1726), ein hochverdienter Naturwissenschaftler, setzte sich gegen Ende seines Lebens mit Chronologien zur vorchristlichen Geschichte heftiger Kritik aus.[141] Im 18. Jahrhundert

134) Stephan Heilen: Konjunktionsprognostik in der Frühen Neuzeit 1: Die Antichrist-Prognose des Johannes von Lübeck (1474) zur Saturn-Jupiter-Konjunktion von 1504 und ihre frühneuzeitliche Rezeption (Saecula spiritalia 53). Baden-Baden 2020.
135) Martin Rudwick: Worlds Before Adam. The Reconstruction of Geohistory in the Age of Reform. Chicago 2008.
136) Ludwig Basnizki: Der jüdische Kalender. Entstehung und Aufbau. Frankfurt 1986, S. 25–30.
137) Hermann Grotefend: Handbuch der historischen Chronologie des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. Hannover 1872, S. 21–25; William Adler: Time Immemorial: Archaic History and its Sources in Christian Chronography from Julius Africanus to George Syncellus (Dumbarton Oaks Studies 26). Washington/DC 1989.
138) Faith Wallis: Bede: The Reckoning of Time. Liverpool 1999, S. 407–412.
139) Otto Zöckler: Die Lehre vom Urstand des Menschen. Gütersloh 1879, S. 290.
140) John Barr: Why the World Was Created in 4004 BC. Archbishop Ussher and Biblical Chronology, in: Bulletin of the John Rylands University Library of Manchester 67 (1984), S. 575–608.
141) Rainer Schmidt: Revision der Chronologie im Zeitalter der Aufklärung. Newtons „Chronology of Ancient Kingdoms" (1728) und Jean Hardouins Kritik, in: Archiv für Kulturgeschichte 104 (2022), H. 2, S. 345–380.

legten die Freimaurer die Weltschöpfung auf 4000 v. Chr. als Jahr des Lichts (annus lucis).[142] Die Liste ließe sich fortsetzen. Heute denken wir in ganz anderen Dimensionen; aufgrund naturwissenschaftlicher Messungen und Berechnungen gilt ein Alter der Erde von 4,5 bis 4,6 Milliarden Jahren.[143] Dass der Planet in Wirklichkeit so viel älter ist, kristallisierte sich langsam heraus, vor allem Ende des 18. Jahrhunderts in der Kontroverse zwischen Plutonisten, die Vulkane, und Neptunisten, die Meere als gesteinsbildend ansahen.[144] Erst Mitte des 19. Jahrhunderts setzte sich das wesentlich höhere Weltalter durch, ein einschneidender Vorgang, vergleichbar mit Darwins Einsicht über die Veränderlichkeit der Arten.[145]

Die Frage, was in den letzten Zeiten mit den Juden geschehen solle und werde, bekam durch die Vorstellungen über das Gesamtalter der Welt für Reformer wie Capestrano ihre eigene Art von Aktualität und Brisanz. Hinzu kommt ein zweiter Punkt. Den Verlust der durch die Kreuzfahrer 1099 zurückgewonnen Stadt Jerusalem an Sultan Saladin 1187 sah man als Strafe Gottes für die Sünden der Christen an. Die im 13. Jahrhundert entstehenden Bettelorden wollten nicht zuletzt deshalb die christliche Moral reformieren. Insbesondere die Franziskaner und Papst Gregor IX. (1227–41), der sie massiv förderte, unterschieden seither zwischen den alten Juden, denen Augustinus Duldung zugesagt hatte, und den Juden der jetzigen Zeit, die durch den Talmud nicht nur verstockt, sondern böse und gefährlich geworden seien; der Talmud und die ihm anhängenden Juden seien deshalb zu eliminieren.[146] Wie unter muslimischer Herrschaft

142) Allan Oslo: Die Zeitrechnung der Freimaurer. Eine Zeitreise zu den Anfängen der Königlichen Kunst, der Templer und der Freimaurerei. Dreieich 2012.

143) So 2017 bei Sascha Staubach, https://www.forschung-frankfurt.uni-frankfurt.de/66791096/FoFra_2017_01_Messbare_Zeit_Woher_wissen_wir_wie_alt_die_Erde_ist.pdf [Zugriff am 11.04.2023].

144) Zu den Neptunisten zählte Abraham Gottlob Werner (1747–1817), der aus Wehrau (poln. Osiecznica, Niederschlesien) in der damals wettinischen Oberlausitz stammte.

145) Martin J. S. Rudwick: Worlds before Adam. The Reconstruction of Geohistory in the Age of Reform. Chicago, London 2008, S. 560; Ders.: Bursting the Limits of Time. The Reconstruction of Geohistory in the Age of Revolution. Chicago, London 2005.

146) Jeremy Cohen: The Friars and the Jews. The Evolution of Medieval Anti-Judaism. Ithaca, 1983, S. 242–264. Der Vorwurf, Christus getötet zu haben, stand deutlich hinter dem der Hostienschändung zurück, obwohl die Hostie natürlich als der Leib Christi galt: Ders.: The Jews as the Killers of Christ in the Latin Tradition,

die Christen, so sollten unter christlicher Herrschaft die Juden sich nichts herausnehmen. Damit begründete man diskriminierende Kleider mit gelber Warnfarbe, wie sie sich bei Muslimen für Christen seit dem 9. Jahrhundert nachweisen lassen und wie sie 1215 auf dem IV. Lateranum c. 68 für Juden unter christlicher Herrschaft ebenfalls vorgeschrieben wurden.[147] Eifrige Reformer gingen noch darüber hinaus. Unter anderem wollten sie die Juden verpflichten, sich christliche Predigten anzuhören, in der Hoffnung, die Juden ließen sich durch rationale Argumente bekehren.[148]

Hinzu kam der Vorwurf, durch Wucherzinsen würden Juden Christen korrumpieren, so dass sie Lastern anheimfielen oder Verbrechen begingen. Von Volksschädlingen redeten die Quellen des 15. Jahrhunderts natürlich nicht. Doch letztlich ging es Capestrano und seinen Gesinnungsgenossen um Juden als Quelle moralischer und ökonomischer Verderbnis. Wie die Christen in den muslimischen Ländern, sollten die Juden in christlichen Ländern nur in klar untergeordneter Position geduldet werden. Der Widerruf von Judenprivilegien zählte zum Programm der Franziskanerobservanten nicht nur in Mittelitalien. Bernardino da Siena schärfte das 1427 in Orvieto (in Umbrien) ein, Giovanni da Capestrano in Lanciano (in den Abruzzen). Letzterer veranlasste am 3. Mai 1427 Königin Johanna II. von Neapel zum Widerruf aller Judenprivilegien in ihrem Reich. Als Vergeltung dafür hätten dann die Mamluken auf Betreiben der Juden den Franziskanern in Jerusalem einige Stätten entzogen, zu deren Wiedergewinnung nun hohe Kosten aufgebracht werden müssten. Deshalb legten 1428 Papst Martin V. und Königin Johanna II. den Juden in ihren Territorien Strafsteuern auf, die zur Hälfte an den Franziskanerkonvent in Jerusalem gehen sollten. Gleichzeitig verbot Venedig, Juden auf venezianischen Schiffen ins Heilige Land zu bringen.

from Augustine to the Friars, in: Traditio 39 (1983), S. 1–27; Benjamin Z. Kedar: Canon Law and the Burning of the Talmud, in: Bulletin of Medieval Canon Law 9 (1979), S. 79–81.

147) Jens J. Schreiner: Vom gelben Flicke zum Judenstern? Genese und Applikation von Judenabzeichen im Islam und christlichen Europa (849–1941). Frankfurt/Main 2004.

148) Johannes Helmrath: Das Baseler Konzil 1431–1449. Forschungsstand und Probleme (Kölner Historische Abhandlungen 32). Köln, Wien 1987, S. 336f.; Jörg Christian: Christen und Juden zur Zeit der Konzilien von Konstanz und Basel. Traditionen und Inhalte der Reformdiskussionen um Kontakte, Verbindungen und Ausgrenzungen während des hohen und späten Mittelalters. Trier 2011.

Auf Capestrano ging es ferner zurück, dass am 23. Juni 1447 der neue Papst Nikolaus V. bisherige Judenprivilegien widerrief, das Tragen der Abzeichen an ihrer Kleidung einschärfte und darüber hinaus den Juden alle Geldgeschäfte mit Christen verbot. Letzteres war völlig unrealistisch, aber Capestrano bemerkte in einer Predigt, er haben nun die Juden betreffend seinem Gewissen Genüge geleistet. Die Juden wussten wohl, was Capestrano über sie dachte. Wie er stolz in einer Wiener Predigt behauptete, nannten sie ihn den bösen Aman (nach dem Buch Esther, Kapitel 3–7). Wenn Capestranos Predigten und Disputationen zur Taufe von Juden führten, wurde das stets hervorgehoben, so im Jubeljahr 1450, als es ihm angeblich gelang, in der Fastenzeit vor Ostern einen angesehenen römischen Rabbiner zu bekehren.[149]

Die Wunschvorstellung von einer religiös ganz oder weitgehend einheitlichen Bevölkerung, von dem einen Hirten und dem einen Schafstall (Johannes 10,16), wie sie Giovanni da Capestrano, Nikolaus von Kues[150] und andere mit Peter Eschenloer teilten, wirkte sogar bei Thomas Morus (1478–1535) nach. Der humanistisch gebildete Staatsmann gab zu, dass man Gläubige nicht durch Zwang bekehren dürfe[151] und dass immer Personen übrigblieben, die rational beweisbare Wahrheiten nicht akzeptierten. In seiner für ein ganzes Genre namengebenden, 1516 gedruckten Schrift ‚Utopia' entwarf Morus das Idealbild einer Gesellschaft, deren Staatskirche ein höchstes Wesen und rational nicht bezweifelbare Glaubenssätze vertrat.[152] Lediglich bei allem, was über rational beweisbare Wahrheiten hinausging, sollte Toleranz herrschen. Wer dagegen verstieß, wurde von

149) Hofer (wie Anm. 16) Bd. 1 S. 136–140, 320–323, 343, 347.
150) Johann Uebinger: Kardinallegat Nikolaus Cusanus in Deutschland, in: Historisches Jahrbuch 8 (1887) S. 629–665. Dazu jetzt Zaunmüller (wie Anm. 59).
151) Zumindest in einem Lande wie Utopia, wo das geoffenbarte Christentum noch nicht Staatsreligion war. Ed. (wie Anm. 152) Logan S. 223 Anm. 119: „In Utopia, which has not had the Christian revelation, a high degree of religious toleration is appropriate; in England, the fact that the 'right rule of doctrine' was clearly established justifies, so More believed, harsh suppression of dissenting views."
152) Thomas Morus: Utopia, hg. von Victor Michels und Theobald Ziegler. Berlin 1895, S. XXI–XXIV, dazu S. 69–72, 99–111; Thomas More: Utopia, hg. von George M. Logan, Robert M. Adams und Clarence H. Miller. Cambridge 1995, Taschenbuch-Ausgabe 2006, S. 161–167, 219–249; dazu Thomas Schölderle: Utopia und Utopie. Thomas Morus, die Geschichte der Utopie und die Kontroverse um ihren Begriff, Baden-Baden 2011, S. 132–143.

allen Ämtern und Ehren ausgeschlossen.[153] Dahinter steht der aus dem Mittelalter tradierte Gegensatz zwischen natürlicher und geoffenbarter Religion. Allgemeingültig waren nach Morus die Existenz des allmächtigen, allwissenden und allgütigen Gottes sowie die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, nicht allgemeingültig die Details der Trinität und des Altarsakraments.[154] Capestrano und seine Anhänger hätten ähnlich unterscheiden können, taten es aber nicht, denn das hätte mindestens für die Utraquisten Duldung bedeutet. In Utopia lebten viele Christen, doch unter den anderen, die sie duldeten, wurden Juden oder gar Mohammedaner nicht erwähnt. Zwar waren die Christen in Utopia – anders als Capestranos Anhänger in Breslau – keine Eiferer und vertrauten (wie im 15. Jahrhundert die Kirchenreformer), die geoffenbarte Wahrheit würde sich ohnehin durchsetzen.[155] Ein Zusammenleben mit Juden oder Mohammedanern aber mutete Morus seinem Publikum lieber nicht zu.

Nicht nur die Verdrängung der Juden, sondern auch das Vorgehen gegen die Konventualen, die zu laxen Franziskaner, diente für Capestrano der Vorbereitung auf das Millennium. Der innerfranziskanische Streit blieb nie nur ordensintern, sondern bezog Unterstützer in Stadt und Land mit ein. Städtische Führungsschichten begünstigten in Schlesien oft eher die Konventualen, die böhmische Krone sowie unzufriedene Gruppen in den Städten dagegen eher die Observanten. Ordensintern beeinträchtigte der Streit die hierarchisch-zentralistische Organisation unter dem Generalminister, den Provinzen und Kustodien, weil strengere Brüder sich nicht von laxeren Oberen kontrollieren lassen wollten. Das eigentliche Schlesien, heute Niederschlesien genannt, gehörte zur Provinz Sachsen[156] und umfasste zwei Kustodien, Goldberg und Breslau. Oppeln war eine eigene Kustodie und umfasste die heute Oberschlesien genannten Regionen, zählte jedoch

153) *„[…] sic animato nullus communicatur honos, nullus magistratus committitur, nulli publico muneri praeficitur."* Ed. (wie Anm. 152) Michels S. 102; Logan S. 224.
154) Schölderle (wie Anm. 152), S. 141.
155) *„[…] certe vi ac minis exigere, ut quod tu verum credis idem omnibus videatur, hoc vero et insolens et ineptum censuit. Tum, si maxime una vera sit, ceterae omnes vanae, facilie tamen praevidit, modo cum ratione ac modestia res agatur, futurum denique, ut ipsa per se veri vis emergat aliquando at emineat […]."* Ed. (wie Anm. 152) Michels S. 101; Logan S. 222.
156) Mit zwölf Kustodien: Magdeburg, Halberstadt, Bremen, Lübeck, Erfurt, Leipzig, Meißen, Goldberg, Breslau, Berlin, Stettin, Braunsberg.

zur Provinz Böhmen und Polen.[157] Die Observanten erreichten 1415 auf dem Konstanzer Konzil, dass ihre damals 35 Klöster einen eigenen Vikar erhielten. Das fachte den Streit erst richtig an.[158] Papst Martin V. wollte 1430 mit Hilfe des Giovanni da Capestrano beide Richtungen versöhnen, erreichte jedoch nur, dass diejenigen Konvente, die seine Konstitutionen annahmen, nun eine dritte Partei im Franziskanerorden bildeten. Der Konflikt tobte weiter, bis Papst Leo X. 1517 reformierte und nichtreformierte Franziskaner endgültig trennte.

Capestranos Wirken für die Observanten war offenbar nicht sofort von so durchschlagendem Erfolg gekrönt, wie die beiden Franziskaner Ferdinand Doelle (1875–1935)[159] und Lucius Teichmann (1905–1996)[160] meinten. Sie zählten bis 1517 in Schlesien zwölf neue Observantenklöster,[161] aber

157) Mit sechs Kustodien: Prag, Leitmeritz, Königgrätz, Oppeln, Krakau und Gnesen.
158) Wie genau die *regularis observantia* aussehen wollte, erfragte z. B. Fr. Christoph von Meißen, Guardian der Bernhardiner zu Breslau, 1455 bei Capestrano: Correspondence (wie Anm. 32), S. 274–283 Nr. 41.
159) Ferdinand Doelle: Die martinianische Reformbewegung in der sächsischen Franziskanerprovinz (Mittel- und Nordostdeutschland) im 15. und 16. Jahrhundert (Franziskanische Studien, Beiheft 7). Münster/Westfalen 1921; Ders.: Die Observanzbewegung in der sächsischen Franziskanerprovinz (Mittel- und Ostdeutschland) bis zum Generalkapitel von Parma 1529 (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 30–31). Münster/Westfalen 1918, zuerst 1914 unter dem Titel Die Observanzbewegung in der sächsischen Franziskanerprovinz bis zum Beginn der Glaubensspaltung. Mit Berücksichtigung der Martinianischen Reform in Kursachsen; Ders.: Reformtätigkeit des Provinzials Ludwig Henning in der sächsischen Franziskanerprovinz (1507–1515) (Franziskanische Studien, Beiheft 3). Münster/Westfalen 1915.
160) Lucius Teichmann: Die Franziskanerklöster in Mittel- und Ostdeutschland 1223–1993 (ehemaliges Ostdeutschland in den Reichsgrenzen von 1938) (Studien zur katholischen Bistums- und Klostergeschichte 37). Leipzig 1995; Ders.: Die franziskanische Observanzbewegung in Ost-Mitteleuropa und ihre politisch-nationale Komponente im böhmisch-schlesischen Raum, in: Archiv für Schlesische Kirchengeschichte (zit. als ASKG) 49, 1991, S. 205–218 [Vortrag von 1990 ohne Anmerkungen]; Ders.: Der deutsche Charakter der böhmischen Observantenprovinz im Mittelalter, in: Franziskanische Studien 34 (1952), S. 61–87; Ders.: Nationale Wirren in mittelalterlichen Observantenklöstern, in: ASKG 5 (1940), S. 64–95; Ders.: Schlesiens Observantenklöster vor der Reformation, in: ASKG 3 (1938), S. 87–97; Ders.: Die Franiskanerobservanten in Schlesien vor der Reformation. Diss. Breslau 1934. Teichmann argumentiert nationalbewusst, blendet Krakau als in Polen liegend aus und glättet zudem die zwischen den Parteien in seinem Orden bestehenden Gegensätze.
161) Auf die von den beiden Franziskanern eher kleingeredeten Schwierigkeiten dieser Gründungen verweist Ludovic Viallet: Jean de Capistran et la promotion de

nur eine neue Niederlassung der Konventualen, Kainzen bei Guhrau.[162] Für die Kustodien Breslau und Goldberg und andere Teile der Provinz Sachsen hat diese reine Erfolgsgeschichte Ludovic Viallet in seiner 2014 gedruckten Habilitationsschrift anhand umfangreichen, meist ungedruckten Quellenmaterials in Zweifel gezogen.[163] In der sächsischen Provinz fand Capestrano einen Widerpart an dem dortigen Provinzial Matthias Döring († 1469), der 1443 bis 1449 für den Baseler Konzilspapst Felix V. sogar Generalminister des gesamten Franziskanerordens gewesen war. Dörings Nachfolger als Provinzial der Saxonia Heinrich von Werl († 1463) verfasste einen *Tractatus contra Observantes*. Ein Kloster der Observanten begründete Capestrano gleich in seiner ersten Station nördlich der Alpen, 1451 in Wien. In Leipzig jedoch scheiterte er 1452 am Widerstand der sächsischen Ordensprovinz. Große Schwierigkeiten zu überwinden hatte er bei seinem Abstecher 1453/54 in Krakau.[164] Außer Breslau selbst entstand in Schlesien nur zu Glogau ein Observantenkloster, und zwar durch die Großzügigkeit der Herzogin Margarethe von Cilli († 1480), die nach dem Tode ihres Gemahls Herzog Wladislaus von Teschen 1460 in Glogau lebte. Weitere Niederlassungen folgten erst gegen Ende des Jahrhunderts in Crossen, Neisse und Goldberg.

Sogar in Breslau selbst gab es offensichtlich Anlaufprobleme, weil Capestrano eben nicht unumstritten war. Erst ab 1463 wurde die monumentale Klosterkirche für San Bernardino da Siena aus Stein erbaut, die am Vorabend der Reformation unter den Gotteshäusern der Odermetropole durch ihre Größe, ihre eindrucksvolle Architektur und ihre reiche Ausstattung

l'Observance en Europe centre-orientale: un projet et ses limites, in: Grand Tour (wie Anm. 8), S. 43–61, hier S. 47f. mit Anm. 12, S. 59.

162) Heribert Holzapfel: Handbuch der Geschichte des Franziskanerordens. Freiburg im Breisgau 1909, S. 86–171; Raphael M. Huber: A Documented History of the Franciscan Order. From the Birth of St. Francis to the Division of the Order under Leo X, 1182–1517. Milwaukee/WI. Washington/DC 1944, S. 287–503, 633–668.

163) Ludovic Viallet: Les sens de l'observance. Enquête sur les réformes franciscaines entre l'Elbe et l'Oder, de Capistran à Luther (vers 1450 – vers 1520) (Vita Regularis 57). Berlin 2014. Dazu jetzt der Sammelband Marie-Madeleine de Cevins und Ludovic Viallet (Hg.): L'économie des couvents mendiants en Europe centrale: Bohême, Hongrie, Pologne, v. 1220–v. 1550. Rennes 2018.

164) Correspondence (wie Anm. 32) S. 136–139 Nr. 8, S. 158–161 Nr. 15, S. 250–255 Nr. 36, S. 256–261 Nr. 37. Geplant war auch eine Gründung in Oppeln: Ebd. S. 186f. Nr. 23.

auffiel.[165] Neben den Observanten blieben die Konventualen in Breslau bestehen. Im Jahre 1530 verließen sie ihr Kloster St. Jakob, als wegen des Befestigungsbaus gegen die Türken, die 1529 Wien belagert hatten, die Prämonstratenser vom Elbing dort einquartiert wurden; dafür übernahmen die Konventualen von den Augustinereremiten das Kloster St. Dorothea.[166]

Die Observanten mochten hoffen, sich mit der Judenverfolgung die Unterstützung breiter Volksschichten zu sichern, forderten aber damit die Landesherren heraus, die Abgaben von den Juden erhielten. Aufgrund ihrer Kreditvergaben erfüllten die Juden außerdem eine Funktion, in der sie so leicht nicht zu ersetzen waren. Als Finanziers der Reichen und Mächtigen waren die Juden wichtig, fanden einerseits Schutz, zogen andererseits aber auch Hass auf sich. Zumindest ein Teil der Fürsten und Adeligen, Prälaten und Kaufleute, die mit jüdischen Geldgebern zusammenarbeiteten oder auch stritten, wird in den Quellen zu 1453 erwähnt. Größere Summen hatten u. a. aufgenommen: (1) der verstorbene Breslauer Bischof Herzog Konrad von Oels († 1447), (2) Herzog Ludwig von Löben, Ohlau und Nimptsch († 1441) sowie dessen Gemahlin Margarethe, (3) Ludwigs Bruder Herzog Ruprecht von Löben und Haynau († 1431), (4) die Herzöge von Oels Konrad der Weiße († 1452 in Breslau)[167] und Konrad Kanthner († 1439), (5) die Herzöge Johann († 1428) und Heinrich von Münsterberg († 1420), (6) Herzog Bolko von Oppeln und Oberglogau († 1460)[168] usw.[169] Auffällig ist die Erwähnung von Margarethe († 1454/55), die zu denjenigen Personen gehörte, die Capestrano ausdrücklich eingeladen hatten.[170]

165) Ewald Walter: Zum Franziskanerkloster St. Bernhardin in Breslau, in: JSFWUB 36/37 (1995/96), S. 436–440.
166) Walter Ewald: Haben König Karl IV. und seine Gemahlin Anna das Breslauer Augustinereremitenkloster St. Dorothea gestiftet?, in: JSFWUB 36/37 (1995/96), S. 430–435; Ders.: Zu den Anfängen des Franziskanerklosters St. Jakob und des Klarissenklosters St. Klara auf dem Breslauer Ritterplatz, in: Ed. S. 225–240.
167) Vermutlich nicht dessen Neffe Konrad der junge Weiße († 1492), ein Sohn von Konrad Kanthner.
168) Bolko war der Bruder der erwähnten Margarethe, Gemahlin Herzog Ludwigs von Löben.
169) Oelsner (wie Anm. 6), S. 139–141 Nr. 37; Goliński (wie Anm. 7) Nr. III 378, 387, IV 81, 85, 89, 91, 95 (Bischof Konrad), IV 91, 92, 93 (Konrad von Oels), III 136,, IV 77–80, 82, 86, 87 (Herzog Ludwig und Gemahlin Margarethe), IV 90 (Herzog Ruprecht), IV 97–100, 102, 104, 106, 107, 109, 111 (Herzog Hans und Heinrich von Münsterberg), IV 94, 96 (Herzog Bolko von Oppeln).
170) Vgl. oben Anm. 49.

Auffällig ist auch die Erwähnung von Münsterberg. Die dortigen Herzöge waren 1428 ausgestorben. Das Land wurde von der Krone eingezogen und verpfändet, am 16. Mai 1454 durch König Ladislaus ausgerechnet an Georg von Podiebrad, den die Eiferer in Breslau hassten.[171]

Neben der jüdischen Hochfinanz sind Kleinkredite zu bedenken, allerdings schwerer zu belegen. Nicht nur Großkaufleute und Gewerbetreibende in Städten, sondern auch Kleinhandel, Kleinhandwerker und Bauern hatten Bedarf an Krediten, gerade in Zeiten von Katastrophen, Kriegen und Fehden.[172] Solche Kredite bei persönlichen Notlagen oder zur Finanzierung kleinerer Investitionen waren mit hohem Ausfallrisiko verbunden, weshalb Zinssätze bei Juden gewöhnlich sehr hoch ausfielen, viel höher als bei den am Rentenmarkt üblichen Ewigrenten mit 10 % und Leibgedinge mit 5 % Zins. Wegen des kirchen- und naturrechtlichen Zinsverbots deklarierte man solche Zahlungen als Entschädigung für entgangenen Gewinn, der hätte entstehen können, wenn man selbst mit dem Geld gearbeitet hätte. Grundsätzlich waren solche Kredite für die christlichen Geldnehmer unverzichtbar. Nur den Juden Kreditgeschäfte zu verbieten, mochte Capestranos Gewissen beruhigen, half aber nicht weiter. Die christlichen Obrigkeiten sahen hier Regelungsbedarf. Der Rat von Breslau erließ 1448 ein Statut, dass Frauen und Jugendliche nicht hinter dem Rücken der Ehemänner oder Väter sich bei Juden oder Jüdinnen verschulden durften.[173] Innerhalb der Stadt galten dabei Häuser naturgemäß als wichtige Sicherheiten.[174]

171) Borchardt (wie Anm. 34), S. 75 mit Anm. 202.
172) Claudia Steffes-Maus: Zur Organisation jüdischer Geldleiher im Hochstift Würzburg am Ende des 15. Jahrhunderts, in: Jörg R. Müller (Hg.): Beziehungsnetze aschkenasischer Juden während des Mittelalters und der frühen Neuzeit (Forschungen zur Geschichte der Juden. Abhandlungen 20). Hannover 2008, S. 117–148.
173) Theodor Goerlitz: Verfassung, Verwaltung und Recht der Stadt Breslau. Teil 1: Mittelalter, hg. von Ludwig Petry (Quellen und Darstellungen zur schlesischen Geschichte 7). Würzburg 1962, S. 119.
174) Mateusz Goliński: Ulica Żydowska we Wrocławiu w XV w. (cz. 3) [Die Judengasse in Breslau im 15. Jh.], in: Śląski kwartalnik historyczny Sobótka 69 (2014), H. 1, S. 37–58; Ders.: Ulica Żydowska we Wrocławiu do poczatków XV w. (cz. 1) [Die Judengasse in Breslau bis Anfang des 15. Jhs.], in: Ebd. 67 (2012), H. 1, S. 3–27, (cz. 2) H. 2, S. 19–38. Allgemein Ders.: Cities in the Face of Disasters to Jewish Communities – a Draft of the Problem in the Late Middle Ages, in: Quaestiones medii aevi novae 26 (2021), S. 293–328.

Capestrano und seine Gesinnungsgenossen sahen die Alternative darin, dass die Kirche selbst einsprang. Kirchliche Einrichtungen, insbesondere städtische Kirchenpflegschaften, sollten in Not geratenen Christen Bargeld zur Verfügung stellen, selbstverständlich unter Beobachtung des kirchlichen Zinsverbotes. Bernardino da Siena, Capestranos Ordensbruder, hatte dafür Argumente gesammelt.[175] Doch erst nach Capestrano entwickelten die Observanten in Italien die Montes pietatis, Monti di pietà. Ein Berg, Mons, war in Italien seit etwa 1300 eine Anhäufung von Geld, ein Kapitalfonds, aus dem städtische Behörden schöpfen konnten. Nachweisen lassen sich Monti di pietà seit den späten 50er und frühen 60er Jahren in Italien. Was der aus dem Franziskanerorden stammende Papst Sixtus IV. (1471–84) diesbezüglich in seiner ligurischen Heimatstadt Savona einführte, galt schnell als vorbildlich. Kaum waren Monti di pietà funktionsfähig, vertrieb man vielerorts die Juden.[176] Nach kritischen Diskussionen – der Augustinereremit Niccolò Bariano (1440–1503) z. B. hielt alles, was *ultra sortem* über das hingegebene Darlehen hinaus zurückgefordert werde, für verbotene *usura* – wurde den Monti di pietà gestattet, zwar nicht Zins zu nehmen, aber doch eine Entschädigung für ihren Verwaltungsaufwand. Zulässig sei es außerdem, vom Kreditnehmer eine moderate Entschädigung zu verlangen für entgangenen Gewinn, den der Kreditgeber sonst mit seinem Kapital hätte erzielen können.[177] Insgesamt dürfte die zu Capestranos Zeit noch offene Frage der Kleinkredite ein weiteres Problem gewesen sein, warum die Eiferer in Breslau sich nicht wie erwünscht durchsetzten.

Schlussfolgerungen

Zwei Ergebnisse der vorstehenden Überlegungen seien hervorgehoben. Zum einen dürften die entschiedenen Befürworter der Verbrennung und Vertreibung der Juden bei den Franziskaner-Observanten zu suchen sein,

175) Zu dessen wirtschaftsethischem Denken nahm aufgrund ständestaatlicher Ideale Stellung Franz Josef Hünermann: Die wirtschaftsethischen Predigten des. hl. Bernhardin von Siena. Diss. Münster. Kempen 1939.
176) Maria Giuseppina Muzzarelli: Pawn Broking between Theory and Practice in Observant Socio-Economic Thought, in: Companion (wie Anm. 133), S. 204–229; Heribert Holzapfel: Die Anfänge der Montes Pietatis <1462–1515> (Veröffentlichungen aus dem Kirchenhistorischen Seminar München 11). München 1903.
177) Hünermann (wie Anm. 175) S. 108–110.

nicht zuletzt bei Capestrano selbst, einem notorischen Gegner der Juden. Ausgenutzt wurde dies von denjenigen in Breslau und (Nieder)Schlesien, die der Odermetropole einen gegenüber dem als häretisch verdächtigten Prag größere Rolle am Hofe und in der Regierung des jungen Königs Ladislaus verschaffen wollten. Damit sind jedoch zugleich die Skeptiker und Gegner benannt. Zu ihnen zählten außer den Franziskaner-Konventualen diejenigen, die Breslau diesen Machtzuwachs missgönnten. Sie waren anscheinend in (Ober)Schlesien zu suchen, das 1453 kaum Judenverfolgungen erlebte. Zu denken ist aber auch an diejenigen, die – aus welchen Gründen auch immer – aktuell Frieden mit den Utraquisten in Böhmen erstrebten. Dazu zählten anscheinend Kasimir IV. und der Krakauer Hof, der mit dem Deutschen Orden in Preußen beschäftigt war. Dazu zählten aber auch alle, die angesichts der Türkengefahr Frieden in Böhmen für sehr wichtig hielten. Sogar Enea Silvio Piccolomini nahm als Papst Pius II. (r. 1458–1464) anfangs diese Haltung ein, zumindest solange, bis klar wurde, dass Georg von Podiebrad als neuer böhmischer König (r. 1458–1471) doch nicht formell zum Katholizismus zurücktreten werde. Selbst in Breslau und seiner näheren Umgebung hielten anscheinend manche diese Politik für zu gefährlich und zu teuer, zumal das Risiko bestand, dass Ladislaus dem katholischen böhmischen Hochadel, darunter den Rosenbergern, gegen die Breslauer den Vorzug geben werde. Somit dürfte festzuhalten sein, dass die Judenverfolgung eben nicht alternativlos war. Die Frage nach individuellen Verantwortlichkeiten lässt sich also sinnvoll stellen. Und die Auswertung der Akten in Breslau könnte zeigen, wer genau von dem „schrecklichen" Vorgehen gegen die Juden profitierte.

Andererseits sei als zweites Ergebnis hervorgehoben, dass die Judenverfolgung nicht aus dem Nichts kam. Hostienschändung galt wie manches andere, was man Juden vorwarf, als denkbares, reales Verbrechen. Rationale Einwände dagegen halfen ebenso wenig wie nach der Pest von 1348/49 die Stellungsnahmen gegen den Vorwurf der Brunnenvergiftung durch Papst Klemens VI. und die Pariser Universität.[178] Hostienschändung nicht streng zu bestrafen, hätte Gottes Zorn provoziert. Das von vielen sehnlich erhoffe Weltende mit dem vorgeschalteten Millennium, also mit geradezu

178) Marcel Bubert: Deutungskämpfe – Fake News – Judenmorde. Zur Formierung von Verschwörungstheorien im europäischen Spätmittelalter, in: Archiv für Kulturgeschichte 104 (2022), H. 1, S. 15–47, hier S. 41–46 und besonders S. 43 mit Anm. 109–111.

paradiesischen Zuständen auf Erden, wäre weiter hinausgezögert worden. Dass man die Juden nicht so leicht ersetzen konnte, war auch Franziskaner-Observanten wie Capestrano klar. Deshalb forderten und förderten sie die Montes pietatis, die Christen gegen moderates Entgelt Kleinkredite gewährten. Dadurch erhofften sie breite gesellschaftliche Unterstützung, welches es ihnen ermöglichen sollte, die Konventualen zu beseitigen.

Dabei hätten die Vorwürfe der Hostienschändung schon die Zeitgenossen in ihrer Faktizität hinterfragen können, so wie das hinsichtlich der unter Folter erpressten Geständnisse beim Templerprozess 1307 bis 1314 belegt ist. Dazu hätte es allerdings eines gewissen Mutes bedurft, den angesichts der durch Capestrano aufgewühlten Stimmung in Breslau kaum jemand aufbrachte. Toleranz im heutigen Sinne darf man vor der europäischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts nicht erwarten.[179] Robert Ian Moore nannte 1987 das spätmittelalterliche Europa eine „persecuting society". Er wandte sich – mit Recht – gegen romantische Mittelalterverklärung, wurde aber häufig so verstanden, als hätten die herrschenden Eliten die Judenfeindschaft etabliert und als hätte es deshalb Judenfeindschaft bei anderen Opfern dieser Eliten wie Häretikern gar nicht gegeben.[180] Doch wo es – wie z. B. in Breslau – aus dem Spätmittelalter mehr und differenziertere Quellen zur politischen, sozialen und ökonomischen Einordnung von populären Judenpogromen und administrativen Judenverfolgungen gibt, lohnt sich die Frage, wie sich führende Kreise einschließlich der kirchlichen Hierarchie tatsächlich dazu verhielten und ob nicht gerade Gegner der herrschenden Eliten das Vorgehen gegen die Juden beförderten.[181]

179) John Christian Laursen und Cary J. Nederman: General Introduction: Political and Historical Myths in the Toleration Literature, in: John Christian Laursen und Cary J. Nederman (Hg.): Beyond the Persecuting Society. Religious Toleration Before the Enlightenment. Philadelphia/PA 1998, S. 1–10, hier S. 1 mit S. 8 Anm. 1 heben die Möglichkeit hervor, semantisch zwischen „toleration" und „tolerance" zu differenzieren. Im Deutschen kann man eher widerwillige „Duldung" einerseits und eher achtungsvolle „Toleranz" andererseits einander gegenüberstellen.

180) Robert Ian Moore: The Formation of a Persecuting Society. Power and Deviance in Western Europe, 950–1250. Oxford 1987; Ders.: The Formation of a Persecuting Society. Authority and Deviance in Western Europe, 950–1250. 2., erweiterte Aufl. Oxford 2007, S. 26–42, 177–180, 189–196; vgl. auch David Nirenberg: Communities of Violence. Persecution of Minorities in the Middle Ages. Princeton/NJ 1996.

181) Zu dieser Diskussion vgl. auch Michael Frassetto (Hg.): Heresy and the Persecuting Society in the Middle Ages. Essays on the Work of R. I. Moore (Studies

Wieweit die Bereitschaft, Hostienschändung und andere Greuel ernst zu nehmen, ein Phänomen der Unter- oder doch eher der Oberschicht war,[182] ließe sich durch die in den Breslauer Quellen belegten Vorgänge von 1453 sicher weiter klären.

Abschließend sei eine Bildinterpretation versucht, mit allen Unwägbarkeiten, welche dieser Methode anhaften. In der 1464 geweihten Bernhardinerkirche zu Breslau gab es ein Altargemälde, das leider im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde (Abb. 4).[183] Dort sah man Capestrano – als strenger Franziskaner selbstverständlich ohne Bart[184] – überlebensgroß, mit Heiligenschein, d. h. als bereits Verstorbenen,[185] in Form einer Standfigur mit Siegesfahne, wie er auf den geschlagenen und niedergestürzten Türkensultan Mehmed II. tritt; kenntlich war der orientalische Herrscher an seiner Kaiserkrone. Im Hintergrund ließ sich die Silhouette der Stadt Breslau mit Details ihrer Mauern, Kirchtürme und Gebäude er-

in the History of Christian Traditions 129). Leiden 2006. Da Moore die Zeit von 950 bis 1250 in das Zentrum seiner Überlegungen rückt, finden sich dort allerdings keine Beiträge zum Spätmittelalter.

182) Hermina Joldersma: Specific of Generic „Gentile Tale"? Sources on the Breslau Host Desecration (1453) Reconsidered, in: Archiv für Reformationsgeschichte 95 (2004), S. 6–33. Klaus Graf: Die angebliche Hostienschändung zu Sternberg (1492) und ihre Erinnerungsmedien, in: archivalia.hypotheses 2013.

183) Ludwig Burgemeister und Günther Grundmann (Hg.): Die Kunstdenkmäler der Provinz Niederschlesien. Bd. 2 und 3: Die kirchlichen Denkmäler der Altstadt und des erweiterten Stadtgebietes. Breslau 1930–1934.

184) Alles andere hätte Capestrano als Vorbild für die Franziskanerobservanten untauglich gemacht.

185) Von dem Augsburger Maler Thomas Burgkmair († 1523), dem Vater des berühmteren Hans Burgkmair des Älteren (1473–1531), stammt ein um 1490 datiertes Tafelgemälde, Prag, Národní Galerie, O 7576, Lindenholz, 27,5 x 18,5 cm. Dazu Luca Pezzuto: Images of John of Capistrano in Fifteenth Century Europe, in: Grand Tour (wie Anm. 8), S. 201–216, hier S. 201–04, 208f. Abb. 1a und 1b. Man sieht den Prediger im Profil, ohne Heiligenschein, die beiden Hände auf einer Brüstung ruhend. Inschriften finden sich am oberen Bildrand: „PRV?DER IOHANNES CAPISTRANVS ZC 1452" und auf der Rückseite: „Pruder Johannes Capistranus / Aus Arnicio dem stetlin gebor(en) / nit weyt von dem Adler ge- / legen. S. franciscen Ordens vnd / Ain Jünger Sant bernhardinus / Der hatt hie zu Augspurg auf / Dem franhof In lattein gepre- / Diget nach malen zu deytsch / sein Junger vnd alle freyd Er- / nider gelegt vnd daw selbst / Die schliten karten spilbret / vnd solichs alles verprent / Als man zählt MCCCC lii jar / In dem herpst manat vor / Michahely / Das hat gesechen auch / thaman burgkmair / maler ist VIII jar / alt gewesen." Thomas Burgkmair könnte Capistrano 1452 in Augsburg noch selbst gesehen haben.

Abb. 4: Der heilige Johannes von Capestrano, Altartafel aus der Bernhardinerkirche in Breslau, im Zweiten Weltkrieg zerstört.
[Aus Pezzuto (wie Anm. 185), S. 216 Abb. 8]

kennen. Im Vordergrund rechts sah man Capestranos Verehrer, darunter den Stifter Valentin Haunold († 1465), einen vornehmen Ratsherrn der Stadt,[186] der an dem Judenprozess 1453 mitgewirkt hatte.[187] Sein Kollege bei der städtischen Pflegschaft über das Bernhardinerkloster während dessen Gründungszeit war Anton Hornig († 1464).[188] Capestranos Heiligenschein war möglich aufgrund eines von Verehrern ge-

186) Manikowska (wie Anm. 20), S. 200; Pezzuto (wie Anm. 185), S. 206f. und S. 216 Abb. 8. Ferner Ders.: Giovanni da Capestrano: iconografia di un predicatore osservante dalle origini alla canonizzazione (1456–1690) (Horti Hesperidum. Monografie 3). Roma 2016.
187) Oben bei Anm. 76.
188) Manikowska (wie Anm. 20), S. 199. Zu den beiden Ratsherrn Pusch (wie Anm. 52), Bd. 2, S. 102–105, 256f.; Gerhard Pfeiffer: Des Breslauer Patriziat im Mittelalter (Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte 30). Breslau 1929, ND Aalen 1973, S. 329 Nr. 13, S. 331 Nr. 17.

tragenen lokalen Kultes, ungeachtet dessen, dass die päpstliche Heiligsprechung erst 1690 erfolgte, kaum zufällig während des Türkenkriegs 1683 bis 1699. Aus der Sicht seiner Anhänger übernahm Capestrano hier die Rolle eines Schutzheiligen der Stadt Breslau. Hervorgehoben wurde dabei seine Bedeutung bei der Abwehr der türkischen Belagerung Belgrads vom 4. bis 22. Juli 1456. An Krankheiten, die sie sich dabei zugezogen hatten, starben kurz darauf, am 11. August noch im Heerlager bei Belgrad, Johann Hunyadi, der militärische Anführer der Christen, und Capestrano, der die Christen angefeuert hatte, am 23. Oktober zu Ilok (Újlak) an der Donau (rund 120 km nw. von Belgrad). Türkenkampf galt im 15. Jahrhundert uneingeschränkt und überall unter lateinischen Christen als verdienstvoll.[189] Soweit bisher bekannt, fehlen jedoch in Breslau und Schlesien Bemühungen, Capestrano zeitnah heiligzusprechen. Ungarische Bemühungen dagegen gab es sehr wohl, zumal der Prediger in Ilok begraben wurde; einmal erhielt dabei der Breslauer Weihbischof Heinrich von Füllstein, der von 1505 bis zu seinem Tode 1538 amtierte, den Auftrag, in Böhmen und Schlesien Zeugnisse zusammenzustellen.[190]

Abb. 5: Capestrano als Prediger gegen die Eitelkeiten der Welt, Altargemälde 1470, Bamberg [wikipedia (wie Anm. 191)]

189) Yvon Lacaze: Politique méditerranéenne et projets de croisade chez Philippe-le-Bon: de la chute de Byzance à la victoire chrétienne de Belgrade (mai 1453–juillet 1456), in: Annales de Bourgogne, 1969, S. 5–42, 81–132.
190) Stanko Andrić: The Miracles of St. John Capistran. Budapest, New York 2000, S. 161. Zu dem Weihbischof Jan Kopiec: Füllstein, Heinrich von († 1538), in: Gatz (wie Anm. 64), S. 207.

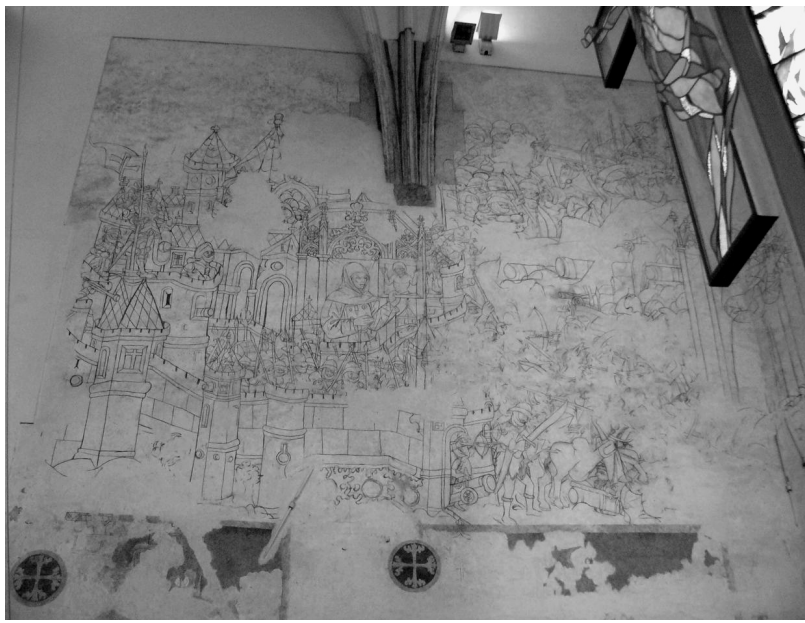


Abb. 6: Capestrano und Johann Hunyadi als Heerführer gegen die Türken, 60er Jahre 15. Jahrhundert, Olmütz, Bernhardinerkirche
[wikipedia (wie Anm. 192), Fotografie Michal Maňas]

Zum Vergleich sei erinnert an ein Tafelgemälde in Bamberg von 1470, das Capestrano mit Heiligenschein, aber bei der Predigt gegen die Eitelkeiten der Welt zeigt (Abb. 5),[191] nicht als militärischen Beschützer. Zum Vergleich sei ferner erinnert an Fresken der 60er Jahre des 15. Jahrhunderts in der Bernhardinerkirche zu Olmütz, die in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts zu Tage kamen und im Zentrum Capestrano sowie hinter ihm Hunyadi in Belgrad zeigen (Abb. 6).[192] In Olmütz trägt Capestrano keinen Heiligenschein. Das könnte den Schluss erlauben, dass man ihn in Breslau primär als politisch-militärischen Schutzpatron verehrte. Peter Eschenloer notierte in seiner Historia, die Stadt habe sich mit 800 guten Fußkämpfern auf Betreiben Capestranos an dem königlichen Aufgebot

191) https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:St-john-capistrano-bonfire-vanities-bamberg-1470.jpg
192) https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Fresco_siege_of_Belgrade_1456_in_Olomouc.jpg

für den Zug gegen Belgrad beteiligt.[193] Wie groß das Aufgebot des Königs Ladislaus insgesamt war[194] und welchen Anteil Breslau daran hatte, wissen wir nicht. Aber der Vorgang blieb in Erinnerung und diente anscheinend dazu, Breslau weiterhin als *altera sedes regni* ins Spiel zu bringen. Die Ereignisse von 1453, die Verbrennung der Eitelkeiten und die Verbrennung der Juden, dagegen wurden mit Schweigen übergangen. Man darf sich fragen, ob das Zufall war und ob nicht bereits Zeitgenossen beide Akte als schwierig, vielleicht sogar als sündhaft verurteilten. Mögen diese Ausführungen dazu anregen, die Breslauer Situation 1453/54 sowie Capestranos Tätigkeit außerhalb Italiens 1451/56 einmal nach allen Regeln der landesgeschichtlichen Forschung – „in Grenzen unbegrenzt" (so der in Breslau habilitierte Ludwig Petry, 1908–1991)[195] – gründlich und umfassend in den Blick zu nehmen.

Karl Borchardt

Franciszkański kaznodzieja Jan Kapistran i Żydzi we Wrocławiu 1453

Deprawacja sacrum i profanum, kryzysy, zarazy i wojny jawiły się pobożnym ludziom późnego średniowiecza jako kara boża. Z tego względu dążono do duchowego i moralnego oczyszczenia wszystkich chrześcijan oraz ukarania Żydów, zwłaszcza jeśli – np. bezczeszcząc hostię – obraziliby Boga. Dodatkowo, wobec ówczesnych koncepcji o wieku ziemi, pojawiło się zrozumiałe w tym kontekście oczekiwanie końca świata i ostatecznego nawrócenia Żydów. Mikołaj V, uznany w 1449 roku przez ogół papieżem, posłał rok później reformatorów kościoła, np. Mikołaja z Kuzy i kaznodziejów, w tym

193) Eschenloer: Historia (wie Anm. 21), S. 10–12 (ad annum) und S. 75 (in einem Brief des Herzogs Balthasar von Sagan und der Schlesier an den päpstlichen Legaten Erzbischof Hieronymus von Kreta 1459), hier S. 11: *„Octingenti optime armati crucesignati pedites, quos cleri processio cum benediccione ac populus universus extra menia cum ympnis et canticis lacrimose conducebant in nomine Jhesu altissima voce et in jubilo dimissos, Wiennam veniunt et a rege magno honore suscipiuntur."*

194) Camil Mureşano und Laura Treptow: John Hunyadi, Defender of Christendom. Oxford 2018, S. 211–219, reden von 60.–70.000 Personen, was zu prüfen wäre.

195) Ludwig Petry: In Grenzen unbegrenzt. Möglichkeiten und Wege der Landeskunde. Mainz 1961, S. 3–17.

Jana Kapistrana, do Europy Środkowej. W czasie Wielkiego Postu 1453 roku Kapistran wygłaszał kazania we Wrocławiu, wezwał do rozpalenia stosu, w który wrzucano przedmioty zbytku i założył klasztor bernardynów. Miano przy tym nadzieję, że stanowić oni będą forpocztę ogólnej reformy Kościoła. Działania te spotykały się jednak i z krytyką, którą na przykład – chociaż dopiero z perspektywy czasu – sformułował czynny od 1455 roku we Wrocławiu pisarz miejski, Peter Eschenloer. Przodujące kręgi we Wrocławiu chciały mimo wszystko rozszerzyć wpływy bernardynów na Śląsku i zawiązać ściślejsze kontakty z młodym, znajdującym się na progu samodzielnych rządów królem Władysławem Pogrobowcem. Ponad cztery tygodnie po Wielkanocy 1453 roku pojawiły się oskarżenia o zbezczeszczenie hostii, skierowane pod adresem wrocławskich Żydów. Na początku maja zostali oni uwięzieni i poddani torturom – przy poparciu króla Władysława, rady miejskiej, biskupa Piotra Nowaka i Kapistrana. Wkrótce prześladowania objęły i gminy żydowskie w innych miastach Śląska. W lipcu i sierpniu 1453 roku główni oskarżeni zostali spaleni na stosie, pozostałych wypędzono. Skonfiskowany dobytek żydowski przejęła rada miejska, która przynajmniej w części przekazała go królowi – władcy dysponującemu prerogatywami sądowymi. Umorzono w ten sposób niejednokrotnie wysokie kredyty, których wrocławscy Żydzi udzielić mieli m.in. śląskim książętom. Solidna podstawa źródłowa pozwala na naświetlenie przesłanek i działań uczestników wydarzeń. Spektakularny pogrom żydowski we Wrocławiu 1453 roku oraz rola, jaką odegrał wówczas kanonizowany w 1690 Jan Kapistran, zasługiwałyby na obszerniejsze badania, zarówno nad sytuacją we Wrocławiu i na Śląsku w latach 1453–54, jak i, ogólniej, nad działalnością Kapistrana poza granicami Italii w latach 1451–56, chociażby dla upamiętnienia Willi Cohna – wrocławskiego historyka zamordowanego w 1941 roku. Tł. Klara Kaczmarek-Löw

Beiträge

Die historischen Beziehungen zwischen Bayern und Schlesien im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit

Von Arno Herzig

Bayern und Schlesien im Frühmittelalter

Etwa eine halbe Million Schlesier kamen nach dem Zweiten Weltkrieg als Flüchtlinge oder Vertriebene nach Bayern und fanden hier eine neue Heimat. Sowohl Bayern wie auch Schlesien haben im Mittelalter wie auch in der Frühen Neuzeit des Öfteren ihre Grenzen gewechselt. Im Folgenden ist unter Bayern das Gebiet des heutigen Freistaats Bayern, unter Schlesien das Gebiet der preußischen Provinz Schlesien von 1815 bis 1918 zu verstehen.

Die Interessen von Bayern an Schlesien reichen ins ausgehende 9. und beginnende 10. Jahrhundert zurück. Es handelt sich dabei um die Chronik des sogenannten Bayerischen Geographen. Allerdings sind im Gegensatz zu früheren Forschungsergebnissen, dass es sich hier um einen Mönch des Regensburger Klosters St. Emmeram handelt, die Autorschaft und der Entstehungsort umstritten. Unter den 59 slawischen Stämmen nördlich der Alpen führt der Verfasser auch die Sleezane, Dadosesani, Opolini und Golensizi auf, Stämme, die im schlesischen Raum ihre Siedlungen hatten.[1]

Politisch war Schlesien für Bayern zum ersten Mal von Interesse, als der Bayernherzog Heinrich IV., ab 1002 als Kaiser Heinrich II. (reg. 1002–1024), mit dem polnischen Fürsten Bolesław Chrobry, Boleslaw dem Tap-

1) Hugo Weczerka: Geschichtliche Einführung, in: Ders. (Hg.): Schlesien. Handbuch der historischen Stätten (Kröners Taschenausgabe 316). Stuttgart 1977, S. XVI–XCIII, hier S. XXVIIIf. Auch die Bezeichnungen Slensane, Oppolane sind üblich. Norbert Kersken, Przemysław Wiszewski: Neue Nachbarn in der Mitte Europas. Polen und das Reich im Mittelalter (Deutsch-Polnische Geschichte 1). Darmstadt 2020; Magda Elsholz, Gabriela Mądry: Bawarski narzeczony. Skice z histori Bawarii i Polski [Bayerische Verlobte. Skizzen zur Geschichte Bayerns und Polens]. Wrocław 2004.

feren, unter anderem auch um Schlesien Krieg führte.[2] Im 10. Jahrhundert herrschten die böhmischen Herzöge über Schlesien, die wie auch die polnischen Piasten nach Westen zum deutschen König- und Kaisertum orientiert waren. Durch die Böhmen erfolgten wohl auch die ersten Missionsversuche in Schlesien. Doch auch Kaiser Otto I. (reg. 936–957) versuchte, von der Mark Meißen her nach Schlesien das Bistum Meißen auszudehnen. Unter dem Piasten-Herzog Bolesław Chrobry (reg. 992–1025) erreichte die Polonia einen bedeutenden Höhepunkt. Kaiser Otto III. hatte Boleslaw als gleichrangigen Herrscher anerkannt und ihn als „frater et cooperator imperii" sogar über die Reichsfürsten gestellt.[3] Zudem hatte er bei einem (Wallfahrts-)besuch in Gnesen im Jahr 1000 Gnesen zum Metropolitanbistum erhoben und ihm drei Sufraganbistümer, darunter Breslau, unterstellt. Boleslaws Reich erstreckte sich von der Ostsee bis zu den Sudeten und Beskiden, von der Oder und (Lausitzer) Neiße bis zum Bug. Er herrschte also auch über Schlesien, das bis dahin Böhmen für sich in Anspruch genommen hatte. Böhmen war seit 1000 durch die Erhebung Gnesens zum Metropolitanbistum kirchenrechtlich ins Hintertreffen geraten, denn es verfügte mit der Diözese Prag nicht über einen Metropolitanverband, sondern war weiterhin vom Erzbistum Mainz abhängig. Auch den Einfluss über Schlesien hatte Böhmen im ausgehenden 10. Jahrhundert eingebüßt. Boleslaws Vater Miezko hatte mit deutscher Unterstützung Mittelschlesien erobert und den böhmischen Stützpunkt im Slesanengau eingenommen. Boleslaw eroberte dann auch den Gau der Oppolane. Ihm gelang es, nach dem Tod Ottos III. (1002) nach Westen seine Herrschaft über die Niederlausitz und die Mark Meißen auszudehnen.[4] Das rief nun Kaiser Heinrich II. auf den Plan, dem die Rangerhöhung Boleslaws durch Otto III. zu weit ging und der Boleslaw wieder in den Status eines abhängigen tributpflichtigen Vasallen herabzudrücken versuchte. Auf dem Hoftag zu Meißen 1002 enthielt er ihm die Mark Meißen vor, auf

2) Karl Bosl: Die historisch-politische Entwicklung des bayrischen Staates, in: Ders. (Hg.): Bayern. Handbuch der historischen Stätten Deutschlands (Kröner Taschenausgabe 277). Stuttgart ^{3}1981, S. XV–LXXI, hier S. XXIXf.; Weczerka (wie Anm. 1), S. XXXII.

3) Eduard Mühle: Die Piasten. Polen im Mittelalter (Beck'sche reihe 2709). München 2011, S. 25ff.; Kersken/Wiszewski (wie Anm. 1), S. 33.

4) Weczerka (wie Anm. 1); Christian Lübke: Deutsche und Polen im frühen und hohen Mittelalter (963–1370), in: Małgorzata Omilanowska (Hg.): Tür an Tür. Polen – Deutschland. 1000 Jahre Kunst und Geschichte. Köln 2011, S. 26–31, S. 26ff.

die Boleslaw aufgrund seines Verwandtschaftsbündnisses mit Markgraf Ekkehard Anspruch erhob. Zudem wurde auf diesem Hoftag auf Boleslaw ein Mordanschlag unternommen, den Heinrich II. nicht weiterverfolgte.[5] Dem folgten zwischen 1002 und 1018 drei Kriege zwischen Heinrich und Boleslaw. Bei seinem dritten Feldzug gegen Boleslaw verbündete sich Heinrich mit den heidnischen Liutizen, was die Kritik christlicher Chronisten hervorrief, aber dessen Heiligkeit keinen Abbruch tat, so dass er 1146 kanonisiert wurde.[6] Bei seinem Zug 1017 nach Schlesien kam es bei der Belagerung von Nimptsch, dem Zentrum des Slesanengaus, zu einem interessanten Ereignis, das auch ein Schlaglicht auf die historische Entwicklung Schlesiens wirft. Der zeitgenössische Chronist Thietmar von Merseburg berichtet darüber: „Sie [die Burg Nimptsch] liegt im Schlesiergau, der seinen Namen einst von einem sehr hohen Berge [gemeint ist der Zobten = Mons Silencii, Slenz] erhalten hat. Der hatte wegen seiner Lage und Größe bei allen Einwohnern große Verehrung genossen, als das verruchte Heidentum dort noch herrschte."[7] Dennoch aber war bis 1017, dem dritten Heereszug Heinrichs, der Slensanengau zum Christentum bekehrt worden. Davon zeugt ebenfalls der Bericht Thietmars von Merseburg, der über die in diesem Gau liegende Burg Nimptsch berichtet: [die Burg Nimptsch,] „die diesen Namen trägt, weil sie einst von den Unsrigen erbaut wurde". Gemeint kann damit nur sein, dass Thietmar hier auf die Erbauung dieser Burg durch die germanischen Silinger im 7. Jahrhundert Bezug nimmt. Thietmar berichtet ferner, dass die Belagerten von Nimptsch die Burg „mit großer Ausdauer und kluger Umsicht" verteidigten. Ferner: Weil im Heer von Kaiser Heinrich II. auch die heidnischen Liutizen mitkämpften, die Belagerten „den Heiden gegenüber [...] ein hl. Kreuz aufrichteten und hofften, sie mit dessen Hilfe zu besiegen." Damit hatten sie offenbar Erfolg, denn Kaiser Heinrich musste schließlich die Belagerung abbrechen.[8]

Diese von Thietmar geschilderte Episode belegt zweierlei. Einmal, dass die Nimptscher geschlossen zusammenstanden und dass Reste germani-

5) Mühle (wie Anm. 3), S. 26f.; Kersken/Wiszewski (wie Anm. 1), S. 34.
6) Lübke (wie Anm. 4), S. 27.
7) Thietmar von Merseburg: Chronik. Neu übertr. u. erl. von Werner Trillmich (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe 9). Darmstadt 1962, S. 421.
8) Ebd.; Robert Holzmann: Geschichte der Sächsischen Kaiserzeit (900–1024). München [4]1961, S. 451.

scher Stämme, falls es sie gegeben hat, sich inzwischen total in den polnischen Stamm akkulturiert hatten. Zum anderen, dass auch die Nimptscher christianisiert waren. Den Konflikt zwischen Heinrich und Boleslaw versuchten die sächsischen Großen beizulegen. Letztendlich hatte Heinrich erreicht, dass Polen und Böhmen getrennt blieben und Meißen weiterhin zum Reich gehörte, aber durch den Vertrag von Bautzen (1018) als Lehen an Boleslaw ging.[9] Durch Vermittlung der Großen des Reiches kam es im Jahr 1013 zur Eheschließung zwischen Boleslaws Sohn Miezko II. und Richeza, der Tochter des Pfalzgrafen von Lothringen, einer Nichte Kaiser Ottos III. Boleslaw selbst schloss 1018 seine vierte Ehe mit Oda, der Tochter des Markgrafen Ekkehard I. von Meißen. Diese Verbindung erklärt auch Boleslaws Anspruch auf Meißen. Dessen familiären Verbindungen mit den Großen des Reiches machten es Heinrich II. schwer, Boleslaw mit seinen Ansprüchen zu übergehen. Heinrich selbst, dessen Ehe mit Kaiserin Kunigunde kinderlos blieb, was später als sogenannte Josephsehe zwischen beiden interpretiert wurde, stiftete aus bayerischem Herzogs- und Königsgut seine Diözesangründung Bamberg.[10] Bamberg aber sollte zwei Jahrhunderte später auch für Schlesien von Bedeutung sein.

Wie der deutsche König bzw. Kaiser im Reich seine Herrschaft durch wechselnde Präsenz in seinen Pfalzen und Reichsbistümern sicherte, so auch der polnische Herzog, der dies mit seinen Zügen von Burgbezirk zu Burgbezirk tat.[11] Nach dem Tod Kaiser Heinrichs II. (1025) ließen sich Herzog Bolesław Chrobry und sein Sohn Miezko II. zu Königen krönen, was allerdings ohne Einverständnis des deutschen Königs Konrad II. geschah.[12] Doch neben dem König gab es die „Großen" im Land, vermutlich ehemalige piastische Gefolgsleute, die im ausgehenden 11. und 12. Jahrhundert Teilnahme an der Herrschaft für sich forderten. Da es im polnischen Staat kein Lehenswesen gab, entfiel auch ein spezifisches Treueverhältnis zwischen Herrscher und Großen seines Staates. Dies führte

9) Charles Higounet: Die deutsche Ostsiedlung im Mittelalter, München 1990, S. 60.
10) Bosl (wie Anm. 2), S. XXX. Noch bevor im 13. Jahrhundert das Bistum Bamberg für die Piasten von Bedeutung wurde, stand Bolesław Schiefmund in Kontakt zu Bischof Otto von Bamberg, der 1124 eine Missionsreise von Bamberg über Prag, Glatz, Wörth und Breslau nach Genesen unternahm. Kersken/Wiszewski (wie Anm. 1), S. 110f.
11) Mühle (wie Anm. 3), S. 46.
12) Ebd., S. 48.

zu einem Verfall des polnischen Königtums, so dass es im 11. Jahrhundert zu ständigen Auseinandersetzungen zwischen Polen und Böhmen um Schlesien kam, in die auch Kaiser Heinrich V. eingriff und 1109 einen Kriegszug auf der rechten Oderseite bis Breslau unternahm. Zu einem endgültigen Friedensschluss zwischen Polen und Böhmen kam es erst 1137 durch den Glatzer Pfingstfrieden, der Schlesien, das Glatzer Land ausgenommen, den Polen zusprach. Doch blieb das Glatzer Land durch seine Besiedelung von Schlesien her mit diesem Land eng verbunden. Ein Jahr später (1138) wurde in Polen durch Boleslaw Schiefmund die Senioratsverfassung eingeführt, die das Land als Krakauer Prinzipat unter dem ältesten Sohn als lockeren Zusammenschluss der Teilherzogtümer zusammenfasste. Der Erste in diesem Amt war Herzog Wladislaw II., der über das Teilherzogtum Schlesien herrschte.[13]

Beziehungen der Piasten nach Bayern

Durch ihre Eheschließungen orientierten sich drei Generationen der schlesischen Piasten nach Bayern und Ostfranken hin: Herzog Wladislaw II. durch seine Ehe mit Agnes von Babenberg, ihr Sohn Herzog Boleslaw Kraushaar in zweiter Ehe mit Adelheid, der Tochter des Pfalzgrafen Berengar von Sulzbach, und Herzog Heinrich I. durch seine Ehe mit Hedwig von Andechs-Meranien. Diese recht erfolgreichen Eheschließungen der schlesischen Piasten sollten ihre gleichrangige Stellung mit den Großen des Reiches bekräftigen. In der Folgezeit führte diese Orientierung nach Westen in Schlesien zu einer Modernisierung bzw. Europäisierung ihres Landes. An der Erschließung des Landes durch Siedler aus dem Westen hatten Siedler auch aus Bayern, vor allem aber aus Ostfranken, einen großen Anteil.[14]

Nach der Glanzzeit des Gnesener Staates unter Bolesław Chrobry und Miezko I. verfiel der Staat unter Miezko II. (1125–1034) und die Teilherzogtümer gewannen nahezu ihre Unabhängigkeit. Herzog Wladislaw II. (reg. 1138–1148), dem als Erstem nach Einführung der Senioratsverfas-

13) Ebd., S. 53.

14) Peter Moraw: Das Mittelalter (bis 1469), in: Norbert Conrads (Hg.): Deutsche Geschichte im Osten Europas. Schlesien, Berlin 1994, S 37–176, hier S. 54, 61; Weczerka (wie Anm. 1), S. XXXIV; Kersken/Wiszewski (wie Anm. 1), S. 73ff.

sung das Prinzipat zustand, konnte sich in seinem Herzogtum Schlesien gegen seine Brüder und den mächtigen Adel nicht durchsetzen und suchte deshalb Zuflucht bei seinem Schwager, dem deutschen König Konrad III. Hier zahlte sich aus, dass Boleslaw sich bei seiner Eheschließung nach Westen orientiert und Agnes aus dem ostfränkischen Geschlecht der Babenberger geheiratet hatte. Agnes' Vater, Leopold III., der Heilige, war Markgraf der bairischen *Marcha orientalis*, zu deutsch: *Ostarrichi*. Er gehörte zur Reichsaristokratie. In zweiter Ehe war er mit Agnes von Waiblingen, der Tochter Kaiser Heinrichs V. verheiratet. Aus dieser Ehe stammte auch Agnes (1111–1157). Sie war also eine Kaiserenkelin. Von ihrem Vater, dem hl. Leopold, der auch der Milde genannt wird, was hier großzügig meint, hatte sie, was ihre Aktionen betraf, wohl kaum etwas geerbt, glaubt man polnischen Chroniken. In der polnischen Chronistik, in der sie sehr negativ geschildert wird, so bei Wincenty Kadłubek (1150–1223), Bischof von Krakau, wird sie als energische, ehrgeizige Frau charakterisiert und sogar als „Tigerin" bezeichnet. Sie hat sehr aktiv in die Auseinandersetzungen ihres Mannes mit seinen Brüdern und dem schlesischen Adel eingegriffen, und soll in dieser Auseinandersetzung den Tod von Peter Wlast, Statthalter des Herzogtums Schlesien, gefordert haben.[15] Da sich Wladislaw und Agnes nicht durchsetzen konnten, mussten sie ins thüringische Altenburg ins Exil gehen. Selbst als Kaiser Friedrich Barbarossa nach einem siegreichen Feldzug gegen Polen 1157 die Lehnsabhängigkeit vom Römischen Reich hergestellt hatte, durfte das Ehepaar nicht nach Schlesien zurückkehren, da der Kaiser vermutlich erneute Unruhen befürchtete. Beide starben deshalb im Altenburger Exil, Wladislaw 1159 und Agnes 1163. Nicht sicher ist, ob sie in der Zisterzienserabteil Pforta beigesetzt wurden.

Zurückkehren durften die drei Söhne, Boleslaw I. (reg. 1163–1201), Miezko von Oppeln (1163–1202) und Konrad von Glogau, der 1180 oder 1190 verstarb.[16] Die Brüder regierten zunächst gemeinsam. Als Konrad von Glogau verstarb, eignete sich Boleslaw I., der Lange, auch die Gebiete von Sagan, Glogau und Crossen an, während der Anteil Herzog Miezkos recht bescheiden blieb, weshalb dieser sich nach dem Tod seines Bruders Boleslaw I. 1201 das Oppelner Land nahm, was Boleslaws Sohn und Erbe Herzog Heinrich (1201–1238) 1202 akzeptieren musste, zumal Papst Innozenz III. diese „Aneignung" bestätigt hatte. Zudem wurde in dem bei-

15) Higounet (wie Anm. 9), S. 83; Kersken/Wiszewski (wie Anm. 1), S. 219.
16) Weczerka (wie Anm. 1), S. XXXIV.

derseitigen Vertrag vereinbart, beide Teile Schlesiens nicht zu vereinigen. Schlesien bestand nun aus zwei Herzogtümern, die Diözesangrenzen des im Jahr 1000 gegründeten Bistums Breslau wurden nicht verändert. Der Bischof von Breslau war für beide Teile zuständig. Im selben Jahr 1202 wurde die Senioratsverfassung, der enge Zusammenhalt der polnischen Teilfürstentümer, aufgehoben, beide Herzogtümer waren also souverän.

Mit Herzog Heinrich I. kam eine der bedeutendsten mittelalterlichen schlesischen Herrscher an die Macht. Dass auch er sich zum Römischen Reich hin orientieren wollte, zeigt seine Ehe mit Hedwig von Andechs-Meranien (1174–1243), einer hochgestellten bayrischen Fürstin, deren Schwestern Königinnen von Ungarn und Frankreich geworden waren.[17] Dieses bayrische Adelsgeschlecht herrschte als Grafen von Andechs und Herzöge von Meranien, womit Istrien gemeint ist. Die Heirat von Heinrich und Hedwig erfolgte 1288. Aus der Ehe gingen sieben Kinder hervor.

Im kollektiven Gedächtnis ist Hedwig die bestimmende Gestalt dieser Verbindung, während Heinrich der Bärtige, wie er genannt wurde, an den Rand rückte. Doch in der historischen Realität ist seine Bedeutung höher einzuschätzen, Hedwig dagegen spielte den Quellen zufolge zu ihren Lebzeiten kaum eine hervorragende Rolle.[18] Unter Heinrich I. erlebte Schlesien eine dynamische Entwicklung und fand durch eine moderne Erschließung des Landes, was seine wirtschaftliche, kulturelle und rechtliche Situation betraf, den Anschluss an den Westen. Heinrichs territoriale Ambitionen reichten weit über Schlesien hinaus, doch wurden derartige Zielsetzungen durch seinen Tod 1238 und den 1241 erfolgenden Mongoleneinfall mit dem Tod seines Sohnes und Nachfolgers Heinrich II. (reg. 1238–1241) beendet.[19] Schlesien wurde in mehrere Herzogtümer aufgeteilt, was das politische Gewicht des Landes erheblich beeinträchtigte, so dass es seine Souveränität vor allem gegenüber Böhmen nicht behaupten konnte. Inwieweit Hedwig an der dynamischen Entwicklung des Landes in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts initiativ beteiligt war, lässt sich aus dem vorliegenden zeitgenössischen Quellenmaterial nicht erschließen.[20] Dies gilt

17) Moraw (wie Anm. 14), S. 79; Kersken/Wiszewski (wie Anm. 1), S. 173.
18) Winfried Irgang: Die heilige Hedwig – ihre Rolle in der schlesischen Geschichte, in: Ders.: Schlesien im Mittelalter. Siedlung – Kirche – Urkunden. Ausgewählte Aufsätze (Materialien und Studien zur Ostmitteleuropa-Forschung 17). Marburg 2007, S. 272–285, hier S. 276.
19) Moraw (wie Anm. 14), S. 77f.
20) Irgang (wie Anm. 18), S. 277f.

auch für die Gründung des Zisterzienserinnen-Klosters Trebnitz (1203). Die Stiftungsurkunde nennt als Fundator allein Heinrich.[21] Doch spielte Hedwigs Familie, so ihr Bruder Ekbert, erwählter Bischof von Bamberg, und ihr Onkel Poppo als dortiger Dompropst beim Gründungsvorgang eine wichtige Rolle. Aus diesem Anlass besuchten sie Schlesien.[22] Beide waren Schutzvögte des Klosters St. Theodor in Bamberg, des Trebnitzer Mutterklosters. Die Beziehung nach Bamberg ist auch in einer weiteren Hinsicht wichtig. Hedwig hatte nahe Bamberg im fränkischen Kitzingen eine klösterliche Erziehung erhalten, ihre Lehrerin Petrissa wurde erste Äbtissin in Trebnitz, die ersten Nonnen des Konvents kamen aus Bamberg.[23] Bamberg war zudem in künstlerischer Hinsicht für Trebnitz von Bedeutung.[24] Das Tympanon in der Westfassade, das eine alttestamentliche Darstellung von König David und Bethseba zeigt, hat stilistische Ähnlichkeiten mit den Skulpturen der Gnadenpforte des Bamberger Doms, die zwischen 1225 und 1237 geschaffen wurden. Leider wurden durch den Bau des Turms (1789) in Trebnitz vermutlich zwei romanische Portale zerstört, die wohl ebenfalls von den Bamberger Künstlern geschaffen worden waren.

Das Trebnitzer Kloster war eine piastische Familienstiftung und somit ein Eigenkloster mit dem Fundator als Schutzherrn. Wohl auch deshalb erkannte das Generalkapitel der Zisterzienser erst 1218 das Kloster als Zisterzienserinnen-Kloster an, obwohl die Nonnen seit Gründung nach der Zisterzienserregel lebten. Auch wenn Hedwig in der spätmittelalterlichen Plastik fast immer mit einem Kirchenmodell abgebildet und ihr in den Heiligenlegenden die Gründung des Trebnitzer Klosters zugeschrieben wird, tritt in der Stiftungsurkunde lediglich Heinrich als Fundator auf.[25] Auch andere Kirchengründungen durch Hedwig sind urkundlich nicht belegt. Doch ist die enge Bindung an Bamberg ihr Verdienst bzw. das ihrer Familie. Die Stiftung des Klosters Trebnitz wirkte auch nach Bayern

21) Ebd., S. 274.
22) Joseph Gottschalk: Trebnitz, in: Weczerka (wie Anm. 1), S. 542–544, hier S. 543; Kersken/Wiszewski (wie Anm. 1), S. 190.
23) Weczerka (wie Anm. 1), S. XXXVI.
24) Andrea Langer: Die Kunst Schlesiens von der Romanik bis zur Breslauer Moderne, in: Joachim Bahlcke (Hg.): Schlesien und die Schlesier (Studienbuchreihe der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat 7). München 1996, S. 297–319, S. 300; Markus Hörsch: Zur kunstgeschichtlichen Stellung der Zisterzienserklöster im Mittelalter, in: Joachim Köhler, Rainer Bendel (Hg.): Geschichte des christlichen Lebens im schlesischen Raum. Teilbd. 1. Münster, Hamburg, London 2002, S. 353–391, S. 364.
25) Irgang (wie Anm. 18), S. 274ff.

zurück. Eine Cousine von Hedwig, Ludmilla, die Witwe des ermordeten Wittelsbacher-Herzogs Ludwig I. von Kehlheim, stiftete nach dem Mord an ihrem Gatten 1231, im Jahr darauf 1232 das Zisterzienserinnenkloster Seligenthal vor den Toren von Landshut. Die ersten Nonnen dieses Klosters kamen aus Trebnitz, was sicher auf Vermittlung ihrer Cousine Hedwig geschah. Trebnitz war also das Mutterkloster von Seligenthal. Auch die erste Äbtissin von Seligenthal, Agnes von Grünbach, kam aus Trebnitz. Dass sie aus hohem bayrischen Adel stammte – ihr Vater Otto von Grumbach war Berater Herzog Ludwigs I. – macht deutlich, dass über die Zisterzienserinnen enge Beziehungen zwischen Bayern und Schlesien bestanden, was sicher auf den Einfluss von Hedwig zurückzuführen ist. Auch Seligenthal war ein Hauskloster, nämlich der Wittelsbacher Herzöge von Bayern-Landshut, und diente als Grablege der niederbayrischen Herzöge, die nach 1255 in Landshut residierten. Interessanterweise fand hier ein umgekehrter Kunsttransfer, nämlich von Schlesien nach Bayern, statt. Das Seligenthaler Stiftermonument zeigt „verwandte Kompositionselemente" mit dem um 1320 in der Breslauer Kreuzkirche errichteten Tumbagrab Herzog Heinrichs IV. von Breslau (reg. 1270–1290). Er selbst ist auf der Deckplatte mit Schwert und Schild abgebildet. An den Seiten befinden sich Darstellungen der Familie, ferner von Geistlichen sowie vier Engeln. Ein ähnliches Programm finden wir auch beim Seligenthaler Stiftermonument, das ebenfalls aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts stammt.[26]

Im Jahr 1218 erlebte die Familie Andechs-Meranien einen schweren Schicksalsschlag. In diesem Jahr heiratete in Anwesenheit König Philipps von Schwaben in Bamberg seine Nichte Beatrix Herzog Heinrich VII. von Andechs-Meranien. Die Hochzeit fand im Bischofspalast von Bischof Ekbert in Bamberg statt. Bei dieser Gelegenheit ermordete dort der bayrische Pfalzgraf Otto VIII. von Wittelsbach König Philipp von Schwaben. Den Wittelsbachern gelang es allerding, Philipp von Schwabens Nachfolger, Kaiser Otto IV., entgegen der Wahrheit davon zu überzeugen, dass Bischof Ekbert an dem Mord beteiligt gewesen sei, woraufhin Herzog Ludwig von Wittelsbach die Güter der Andechs-Meranier in Bayern konfiszierte.

26) Josef Hemmerle: Seligenthal, in: Bosl (wie Anm. 2), S. 656f.; Claudia List: Die mittelalterlichen Grablegen der Wittelsbacher in Altbayern. Scheyern. Ensdorf. Fürstenfeld. München Liebfrauendom. Landshut-Seligenthal, in: Hubert Glaser (Hg.): Wittelsbach und Bayern. Die Zeit der frühen Herzöge. Von Otto I. zu Ludwig dem Bayern. Beiträge zur Bayrischen Geschichte und Kunst 1180–1350. München 1980, S. 521–540, hier S. 534–540.

Bischof Ekbert wurde später rehabilitiert, doch erlangten die Andechs-Meranier ihre alte Stellung nicht wieder, starben zudem bereits 1248 im Mannesstamm aus.[27] Eher Legende ist der Bericht des im 14. Jahrhundert verfassten ‚Chronikon' (1385), dass die Tochter von Heinrich und Hedwig, Gertrud (1200–1268), mit dem Königsmörder Otto von Wittelsbach verlobt gewesen sei, die Verlobung nach dem Mord aufgelöst und daraufhin das Kloster Trebnitz gegründet worden sei. Das trifft schon vom Gründungsdatum (1202) her nicht zu. Allerdings wurde Gertrud Äbtissin des Klosters Trebnitz, was wohl auch mit dem Charakter des piastischen Eigenklosters Trebnitz zusammenhing. Weniger die Gründung des Klosters Trebnitz, eher Hedwigs asketisches und karitatives Wirken, dem sie sich nach dem Tod Heinrichs I. (1238) widmete, waren ausschlaggebend für ihre Heiligsprechung. Sie folgte in ihrer Lebensführung dem franziskanischen Ideal der Armut und des Mitleids mit den Kranken und Bettlern, das auch das Leben ihrer jungen Nichte Elisabeth von Thüringen bestimmt hatte, die bereits vier Jahre nach ihrem Tod (1231) im Jahr 1235 heiliggesprochen wurde. Die bayrisch-schlesischen Beziehungen hatten durch Hedwigs Eheschließung mit einem Piasten einen Höhepunkt erreicht. Sie intensivierten sich in der Folgezeit. So wurde ihr Enkel Wladisław 1257 zum Domherrn in Bamberg gewählt und nach dem Tod des damaligen Bischofs Heinrich I. auch zu dessen Nachfolger. Er erhielt jedoch nicht die päpstliche Bestätigung. Doch 1265 wählte ihn das Passauer Domkapitel zum Bischof, gleichzeitig aber auch das Salzburger Domkapitel. Wladisław zog die Salzburger Wahl auf den dortigen erzbischöflichen Stuhl vor, während das Passauer Bistum, das weit nach Österreich hineinreichte, an seinen Lehrer Peter, Domherr in Breslau, fiel. Zu Ehren seiner 1267 heiliggesprochenen Großmutter Hedwig stiftete Wladisław in Trebnitz eine Hedwigskapelle und nahm auch 1269 zusammen mit seinen Geschwistern an der Translation der Heiligen teil.[28]Mit dem Heiligen oder der Heiligen aus dem eigenen Geschlecht, erlangte die Sippe eine anerkannte Sakralität. „Das 12. Jahrhundert entwickelte sich nun einmal zum Saeculum der Sakralisierung des Herrschertums",[29] so der Historiker Otto Meyer.

27) Karl Withold: Bamberg, in: Bosl (wie Anm. 2), S. 66–71, hier S. 68f.
28) Norbert Kersken: Wladisław von Schlesien (um 1237–1270), in: Joachim Bahlcke (Hg.): Schlesische Lebensbilder. Bd. 12. Würzburg 2017, S. 23–32, hier S. 17, 29f.
29) Zitat von Otto Meyer in: Peter Johanek: „Politische Heilige" auf den britischen Inseln im 12. und 13. Jahrhundert, in: Jürgen Petersohn (Hg.): Überlieferung –

Der Osten folgte in dieser Hinsicht später, nämlich im 13. Jahrhundert, erreichte dann aber im 14. Jahrhundert mit Kaiser Karl IV. einen erneuten Höhepunkt, was die Sakralisierung des Herrschertums betraf. Die schlesischen Piasten erstrebten die Sakralisierung ihres Geschlechts durch die Verehrung der hl. Hedwig zu einem Zeitpunkt, als ihre Bedeutung im historischen Kontext immer mehr sank.[30] Ihre Souveränität hatten sie weitgehend eingebüßt, da sie sich bis auf die Schweidnitzer Herzöge nach 1300 als Lehensträger unter die böhmische Krone begeben hatten.[31] Obwohl Hedwig bereits 1267 heiliggesprochen worden war, blieb ihr Kult weitgehend auf Trebnitz sowie die Zisterzienserklöster beschränkt.[32] Das änderte sich jedoch unter Herzog Ludwig (1311–1398), der als böhmischer Lehensträger 1342 die Herrschaft in Liegnitz und 1364 in Brieg übernommen hatte. Ludwig von Brieg aktivierte die Verehrung seiner Urgroßmutter Hedwig, indem er mehrere Viten verfassen ließ, darunter den sogenannten Schlackenwerther Codex, der das Wirken Hedwigs auch bildlich darstellt. Seinen Oberherren, den Luxenburgern als böhmische Könige, vermochte er damit die Sakralität des piastischen Königsgeschlechts zu veranschaulichen. Das kann man als Kompensierung für den Abstieg des schlesischen Piastengeschlechts werten, das durch die Zerstückelung des Gesamtherzogtums nach 1241, dann aber vor allem durch die Lehensnahme von Böhmen (1327) an Bedeutung verloren hatte. Noch vor dem Abstieg zu böhmischen Lehensvasallen intensivierten die schlesischen Piasten durch Eheschließungen ihre Beziehungen zu den Wittelsbachern, was deutlich macht, dass sie von diesen immer noch als gleichrangig anerkannt wurden. So heiratete der niederbayrische Herzog Otto III. (1261–1312) in zweiter Ehe 1309 Agnes von Glogau. Bereits 1297 hatte sein jüngerer Bruder Stefan I., Herzog von Niederbayern, Judith von Schweidnitz geehelicht. Die

Frömmigkeit – Bildung als Leitthemen der Geschichtsforschung. Vorträge beim wissenschaftlichen Kolloquium aus Anlass des achtzigsten Geburtstages von Otto Meyer. Wiesbaden 1987, S. 77–95, Zitat S. 77.

30) Winfried Irgang: Sancta Adwigis ... Mulier fortu ... e stirpe generosa: Aspects of the Cult of St. Hedwigis in the Middle Ages, in: Prace Historyczne-Zeszyty naukowe Universytetu Jagiellonskiego Nr. 145, 3 (2018), S. 453–471, hier S. 462; Andreas Rüther: Ludwig I. von Liegnitz und Brieg (1311–1398), in: Arno Herzig (Hg.): Schlesische Lebensbilder. Bd. 8: Schlesier des 14. bis 20. Jahrhunderts. Neustadt a.d. Aisch 2004, S. 18–23, hier S. 20ff.

31) Weczerka (wie Anm. 1), S. XLIV.

32) Irgang (wie Anm. 18), S. 284; Ders.: Sancta Adwigis (wie Anm. 30), S. 456–463.

Verbindung der Schweidnitzer Piasten zu den Wittelsbachern zeigt sich auch in der Teilnahme Herzog Bernhards von Schweidnitz (1308–1326) an der entscheidenden Schlacht von Mühldorf (1322), wodurch er Ludwig dem Bayer zum Sieg über dessen Konkurrenten im Königtum, Friedrich von Habsburg, verholfen hatte. Noch vor seiner Wahl zum deutschen König (1314) hatte der spätere deutsche Kaiser Ludwig IV. 1308 Beatrix von Glogau (1290–1322), Tochter des Herzogs Bolko I. von Schweidnitz (1278–1301) geheiratet. Beatrix wurde 1314 als erste Piastin im Aachener Dom zur deutschen Königin gekrönt. Bereits Ludwigs Vater, Herzog Ludwig II. der Strenge, (1229–1294), hatte 1260 eine schlesische Piastin, nämlich Anna von Glogau (ca. 1240–1271) geheiratet. Ludwig der Bayer, der 1282 oder 1286 geboren wurde, stammte allerdings aus der Ehe seines Vaters mit Mechthild von Habsburg, die Ludwig II. 1273 nach dem Tod Annas geheiratet hatte. Der Ehe mit Beatrix entstammten Ludwig V. (1315–1361), Kurfürst von Brandenburg, sowie Herzog Stefan II. mit der Hafte (1319–1349).[33]

Noch vor Ludwigs Lebensende (1347) wurde der mährische Markgraf Karl, Sohn des böhmischen Königs Johann von Luxemburg, am 11. Juli 1346 zum deutschen (Gegen-)könig gewählt. 1350 erkannten ihn auch die Wittelsbacher als deutschen König an. Karl IV. heiratete 1353 in dritter Ehe Herzogin Anna von Schweidnitz (1339–1362), die als zweite schlesische Piastin, wie zuvor Beatrix, 1354 zur deutschen Königin und 1355 in Rom mit ihrem Gemahl zur Kaiserin gekrönt wurde. Anna war souveräne Herzogin von Schweidnitz, das als letztes der schlesischen Piastenherzogtümer jedoch erst 1391 als Annas Erbschaft an das Königreich Böhmen fiel, dessen Königin Anna seit 1353 war.[34] Auch Herzog Ludwig von Brieg festigte seine Beziehungen zu Bayern, als er gleichzeitig mit der Krönung Annas zur böhmischen Königin seine Tochter Margarete mit Herzog Albrecht von Bayern-Straubing (1336–1404), dem Sohn Ludwigs des Bayern, verheiratete.

Karls IV. Kronlande lagen in Franken, der nordbayrischen Pfalz, in Böhmen/Mähren und Schlesien. Schon Ludwig der Bayer hatte die schlesischen Herzogtümer als Reichslehen betrachtet. Karl inkorporierte sie

33) Rüther (wie Anm. 30), S. 18; Joseph Gottschalk: Schlesische Piastinnen in Süddeutschland während des Mittelalters, in: Zeitschrift für Ostforschung 27 (1978), S. 275–293, hier S. 279f., 281f., 283–286, 288f.

34) Andreas Rüther: Anna von Schweidnitz und Jauer (1339–1362), in: Herzig (wie Anm. 30), S. 24–31.

1348 und als Kaiser 1355 in die Krone Böhmen und sorgte 1356 für die Formulierung des schlesischen Landrechts sowie für die Sicherung des Landfriedens.[35] Sein Sohn Wenzel IV. (1361–1419) aus der Ehe mit Anna von Schweidnitz heiratete in zweiter Ehe Johanna (1362–1386), die Tochter aus der Ehe Herzog Albrechts von Bayern und der Piastentochter Margarete, so dass wegen der engen Verwandtschaftsbeziehungen ein päpstlicher Dispens vonnöten war, den Kaiser Karl IV. erwirkte. Diese erneute Eheverbindung mit einer Wittelsbacherin macht deutlich, wie sehr ihm an einer Verbindung mit Bayern lag, wobei die Piastentöchter eine wichtige Rolle spielten. Die Ehe von Wenzel, der allerdings keine glückliche Rolle als deutscher König gespielt hat, blieb kinderlos.

Neben Karls gezielter Heiratspolitik, die Schlesien mit dem Westen, vor allem Bayern, verband, ist seine Förderung des Hedwigkults für die Einheit Schlesiens von Bedeutung.[36] Der Hedwigkult fand im Bürgertum Anklang und überdauerte sogar die Reformation, denn auch für die Protestanten blieb sie die Patronin Schlesiens.[37] In Berlin ist die unter König Friedrich II. von Preußen zwischen 1747 und 1787 errichtete Kathedrale ihr geweiht. In Bayern, dem Herkunftsland dieser Heiligen, fand der Kult bis ins 20. Jahrhundert kaum eine Verbreitung. Allerdings gilt sie als Schutzpatronin des Benediktinerpriorats Andechs, wo auch Reliquien von ihr aufbewahrt werden.

Nürnberg und Breslau

Schon unter Karl IV., dann aber vor allem im 16. Jahrhundert kam es zu einer engen Beziehung zwischen Franken und Schlesien, speziell zwischen Nürnberg und Breslau. Breslau wurde zum Ausgangspunkt des Nürnberger Osthandel.[38] Eine Reihe Nürnberger Patrizier ließen sich hier nieder, die

35) Ferdinand Seibt: Karl IV. Ein Kaiser in Europa 1346 bis 1378. München 1978, S. 267.
36) Irgang: Sancta Adwigis (wie Anm. 30), S. 462.
37) Christian-Erdmann Schott: Hedwig von Schlesien, in: Köhler/Bendel (wie Anm. 24), S. 511–524.
38) Seibt (wie Anm. 35), S. 266ff.; Reinhard Seyboth: Fränkisch-schlesische Beziehungen im 15. und 16. Jahrhundert, in: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 28 (1987), S. 83–97; Gunhild Roth: Breslauer Kaufleute unterwegs in Europa. Handelsbeziehungen, Waren und Risiken im Spiegel

dann auch von Breslau aus in der schlesischen Wirtschaft eine Rolle spielen sollten wie die Imhoff im Bergbau, die mit ihrem Kapital den Goldbergbau in Reichenstein förderten.[39] Auch Handwerker der Metallbranche zogen aus Nürnberg nach Breslau. Vor allem im kulturellen Bereich kam es zu einem starken Einfluss der Nürnberger in Breslau. Wohl auf die Initiative der Nürnberger in Breslau ist es zurückzuführen, dass sich der Breslauer Rat an den Rat von Nürnberg mit der Bitte wandte, einen Tafelmaler für einen Auftrag nach Breslau zu schicken. Dieser ging darauf ein und empfahl den Maler Hans Pleydenwurff, der im August 1462 nach Breslau kam, um dort in der St. Elisabeth-Kirche das Altarbild ‚Kreuzabnahme Christi' anzubringen und seinen Lohn in Empfang zu nehmen. Zu dem Altar-Hauptbild gehörten weitere Tafeln. Der Altar wurde 1653 durch einen neuen ersetzt und die Altarbilder auseinandergenommen. Das Hauptbild kam 1926 in den Besitz des Nürnberger Nationalmuseums und befindet sich heute in der Alten Pinakothek in München. Hans Pleydenwurff starb 1494 in Nürnberg.[40] Seine Werkstatt übernahm Michael Wohlgemut, der mit seinen Gesellen die Bilder für die Schedelsche Weltchronik von 1493 anfertigte, die auch zwei Bilder schlesischer Städte, nämlich eines von Breslau und eines von Neisse, enthält. Der Nürnberger Humanist Hartmann Schedel (1440–1514) beschreibt Breslaus Stadtbild recht genau, so die Stadtmauer („wunderperlicher mawr"), die weiten Gassen mit zierlichen Häusern: „eben vnnd gleich neben einander gelegen. also das ye ein hawß dem andern sein außgesyht nicht nymbt." Das beschreibt die Anordnung

von Rechtstexten des 15. und 16. Jahrhunderts, in: Dietrich Huschenbett, John Margetts (Hg.): Reisen und Welterfahrung in der deutschen Literatur des Mittelalters. Vorträge des XI. Anglo-Deutschen Colloquiums, 11.–15. September 1989, Universität Liverpool (Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie 7). Würzburg 1991, S. 228–239; Wolfgang von Stromer: Nürnberg-Breslauer Wirtschaftsbeziehungen im Spätmittelalter, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 35 (1975), S. 1079–1100; Romuald Kaczmarek: Breslau im Netz. Einige Bemerkungen zum Problem der künstlerischen Verbindungen der Stadt unter der Herrschaft der Luxemburger und Jagiellonen, in: Marco Bogade (Hg.): Stadtkultur des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit in Ostmitteleuropa und ihre Renaissance im 19. Jahrhundert. In memoriam Andrzej Tomszewski (1934–2010) (Das Gemeinsame Kulturerbe – Wspólne Dziedzictwo 8). Warszawa 2012, S. 81–95.

39) Hugo Weczerka: Reichenstein, in: Weczerka (wie Anm. 1), S. 438–440, hier S. 439.

40) Paul Knötel: Der Pleydenwurffsche Hochaltar der Elisabethkirche in Breslau, in: Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift N.F. 9 (1928), S. 59–68, hier S. 59, 66; Kaczmarek (wie Anm. 38), S. 86.

am Ring ziemlich genau, auch die Erwähnung des „weyten marckt [und] ein „rathaws mit einem hohen thurn auff de die wachter mit horen plasen ihre spil zu essens zeiten uben."[41] Der Autor des Textes, vermutlich Hartmann Schedel, kannte das Stadtbild, doch sind auf der Wohlgemutschen Stadtansicht die Kirchen und das Rathaus nur schwer zuzuordnen. Zentral sind jedoch die Elisabeth-Kirche mit der gotischen Turmhaube, die durch einen Blitzschlag getroffen, 1536 durch eine Renaissancehaube ersetzt wurde. Präziser ist die Darstellung von Neisse mit der St. Jacobus-Kirche im Zentrum.[42] Der daneben abgebildete Kran verweist auf den Bau des Turmes, mit dem 1474 begonnen wurde. Das Wappen am Breslauer Tor ist das von Bischof Johannes Roth, der von 1482 bis 1506 regierte. Neisse war zu dieser Zeit Sitz der Breslauer Bischöfe. Der Kran rechts im Bild verweist auf den Bau des Rathausturms, mit dem 1482 begonnen wurde.[43] Im Text lobt der Autor die schönen Kirchen in Schlesien, bemerkt aber kritisch, dass die Bauern mit hohen Zinsabgaben durch den Adel belastet werden, dem sich die Bauern widersetzen, was „gaistlichen pann" zur Folge habe. Der fränkische Autor dieses Textes bietet hier, wenn man so will, eine erste „Silesiographia", die bei allen Vorzügen, die er betont, jedoch nicht mit Kritik spart, vor allem im Hinblick auf den „paurisch gepöfel polnischer sprach".[44]

Es entsprach in der Nachfolge des Franken Konrad Celtis humanistischer Tradition, Landesbeschreibungen zu verfassen. Dem folgte dann 1496 in Breslau der Humanist Laurentius Corvinus, der ein Schüler von Konrad Celtis war, mit seiner „Silesiae descriptio compendiosa", die er in Hexametern abgefasst hatte.[45] In ihr werden ähnlich wie bei Schedel in den 1480er Jahren die Bewohner des Oderlandes als fleißig, gastfrei und gottesfürchtig beschrieben. Schedel hatte, wie seine Beschreibungen vermuten lassen, si-

41) Hartmann Schedel: Weltchronik. Kolorierte Gesamtausgabe von 1493. Einleitung und Kommentar von Stephan Füssel. Augsburg 2001, S. CCXXXIII. Stephan Füssel bezeichnet die Stadtansichten von Breslau und Neisse als authentisch, ebd., S. 30.

42) Ebd., S. CCLXVII.

43) Arno Herzig: Schlesien. Das Land und seine Geschichte in Bildern, Texten und Dokumenten. Hamburg 2008, S. 56.

44) Schedel (wie Anm. 41), S. CCLXVII.

45) Susanne Rau: Laurentius Corvinus (~ 1465–1527), in: Herzig (wie Anm. 30), S. 39–46, hier S. 42; Peter Wörster: Humanismus in Olmütz. Landesbeschreibung, Stadtlob und Geschichtsschreibung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Marburg 1994, S. 117.

cher Schlesien und Breslau besucht, wo sich 1485 auch der Nürnberger Künstler Veit Stoß aufhielt.[46] Nürnberger Gelehrte hatten im ausgehenden 15. und 16. Jahrhundert einen bedeutenden Einfluss auf das Breslauer Geistesleben, so Peter Eschenloer (geb. nach 1420 in Nürnberg), der 1463 als Breslauer Stadtschreiber seine „Historia Wratislaviensis" begonnen hatte, die er bis zu seinem Tod 1481 als Breslauer Stadtschreiber fortsetzte.[47]

Bedeutender vor allem für die Entwicklung der lutherischen Reformation in Breslau war der 1490 in Nürnberg geborene Johannes Heß, 1513 Sekretär des humanistisch gebildeten Breslauer Bischofs Johannes V. Thurzo (reg. 1506–1520), der einen Humanistenkreis förderte, zu dem neben Heß, Caspar Ursinus Velius und Georg von Logau gehörten. 1520 in Breslau zum Priester geweiht, hielt Heß Kontakt zu den Wittenberger Theologen, vor allem zu Philipp Melanchthon. 1523 berief ihn der Breslauer Magistrat zum Pfarrer an der St. Maria-Magdalenenkirche, der zweiten Hauptkirche der Stadt. Dieses Amt versah er bis zu seinem Tod 1547. Heß war eher ein zurückhaltender Mensch, dennoch führte er 1524 in der St. Dorotheenkirche der Augustiner-Eremiten eine Disputation durch, die allerdings nur wenige scharfe reformatorische Themen behandelte, wie die Priesterehe oder das Schriftprinzip, nicht aber die Rechtfertigungslehre. Noch verbot der Stadtherr, der böhmischen König Ludwig II., die Reformation in Breslau. Doch reformierte Heß im Sinne der Wittenberger das Armenwesen. Heß gelang es, in Breslau nicht andere reformatorische Lehren zum Zuge kommen zu lassen wie die Schwenckfelder, die in Liegnitz die Reformation durchführten.[48]

Breslau hatte wie Nürnberg zu Beginn der 1520er Jahre eine lutherisch reformierte Bürgerkultur. Für deren Verbreitung sorgte vor allem der Buchdruck. 1518 hatte sich der aus Nürnberg kommende Drucker Adam Dyon bis (vermutlich) 1525 in Breslau niedergelassen und bereits 1519 in Breslau Luthers Schriften gedruckt. 1525 war bei ihm eines der ersten lutherischen Gesangbücher erschienen ‚Ayn gesang Buchlien Geystlicher gesenge Psalmen'. Die Luther-Publikationen hatte zwar König Ludwig verboten, doch war dieses Verbot wohl wirkungslos, da Luthers Schriften

46) Seyboth (wie Anm. 38), S. 89.
47) Gunhild Roth: Peter Eschenloer (um 1420–1481), in: Joachim Bahlcke (Hg.): Schlesische Lebensbilder. Bd. 9. Insingen 2007, S. 49–55.
48) Werner Bellardi: Johannes Heß, in: Friedrich Andreae u.a. (Hg.): Schlesische Lebensbilder. Bd. 4. Breslau 1931, Sigmaringen ²1985, S. 29–39.

inzwischen weite Verbreitung gefunden hatten.[49] Zur lutherischen Bürgerkultur zählte vor allem auch die Musik, wie das Gesangbuch von 1525 beweist. In Breslau wirkte damals „einer der bedeutendsten deutschen Komponisten des frühen 16. Jahrhunderts", wie die Musikwissenschaftlerin Monika Greul über Thomas Stoltzer (um 1475–1526) schreibt.[50] Stoltzer war um 1519 Domvikar, zudem hatte er ein Altarlehen an der Breslauer St. Elisabethkirche, was ihm ein sicheres Auskommen verschaffte. Johannes Heß machte ihn wohl mit Luthers Werk bekannt. Noch während seiner Breslauer Tätigkeit, unter anderem als Domkapellmeister, leitete er die musikalische Begleitmusik bei der Hochzeit von König Ludwig II. mit Maria von Habsburg am 13. Januar 1522 in Ofen, was auf Bitten von Königin Maria am 8. Mai 1522 zu seiner Berufung zum Magister capellae am ungarischen Hof führte. Auch Königin Maria stand Luthers Reformation nahe, konnte aber aus politischen Gründen ein offenes Bekenntnis nicht wagen. Doch regte sie zur Vertonung einiger Psalmen an, die Luther 1524 in deutscher Sprache herausgebracht hatte, und die in der Vertonung von Stoltzer zu den ersten geistlichen Kompositionen in deutscher Sprache gehören. In einem Brief an den ehemaligen Hochmeister des Deutschen Ordens Albrecht von Brandenburg-Ansbach vom 23. Februar 1526 bewarb sich Stoltzer um eine Stelle in Königsberg. Hochmeister Albrecht war 1525 zum Luthertum konvertiert und hatte auf Rat Luthers den Deutschordensstaat in ein weltliches Herzogtum umgewandelt. In dem genannten Bewerbungsbrief spricht Stoltzer von der soeben vollendeten Vertonung des 37. Psalms „Erzürne dich nicht". Dass Stoltzer diese Luthervertonung explizit erwähnt, lässt vermuten, dass er am Hof des Ansbachers in Königsberg konvertieren wollte, um dann vielleicht auch seine Pfründe in Breslau aufzugeben, die er immer noch innehatte. Doch auf einer Reise nach Prag ertrank Stoltzer im März 1526 in der Taja in Südmähren, wie der Humanist Johannes Lang, der ebenfalls in Ofen tätig war, mitteilt.[51]

49) Arno Herzig: Die gegenreformatorischen Verlagsstrategien in Schlesien, in: Ders.: Aspekte der Breslauer Geschichte. Reformation – Judentum – Universität. Görlitz 2020, S. 38–44, hier S. 39.

50) Veronika Greuel: Leben und Werk „Primus Artifex": Thomas Stoltzer, in: Thomas Stoltzer Missa duplex per totum annum. 3 Psalm Motets. Weser-Renaissance Manfred Cordes (CD Booklet Einleitung), S. 5–9.

51) Lothar Hoffmann-Erbrecht: Thomas Stoltzer (um 1470–1526), in: Josef Joachim Menzel, Ludwig Petry (Hg.): Schlesische Lebensbilder. Bd. 6: Schlesier des 15. bis 20. Jahrhunderts. Sigmaringen 1990, S. 19–27.

In Breslau hatte inzwischen die von dem Nürnberger Johannes Heß eingeleitete lutherische Reformation im Bürgertum Fortschritte gemacht, was wohl auch mit den Verbindungen Breslauer Familien nach Nürnberg zusammenhängt. Unterstützt wurde Heß durch Ambrosius Moibanus (1494–1554), der 1525 als Pfarrer an die zweite Hauptkirche der Stadt, die St. Elisabethkirche, berufen wurde. An dieser Kirche waren bis zur Reformation über 120 Altaristen beschäftigt, zu denen auch Thomas Stoltzer zählte. Moibanus führte die Reformation in Breslau konsequent im Sinne Luthers weiter. Er hatte unter anderem in Wittenberg studiert und dort mit den führenden Reformatoren, so Luther, Melanchthon, Cruziger und Bugenhagen, in engem Kontakt gestanden. Nach Breslau, wo er 1494 als Sohn eines Schuhmachers geboren war, kehrte er 1525 mit einem Empfehlungsschreiben Luthers zurück.[52] Breslau bildete in der zweiten Hälfte der 1520er Jahre eine lutherisch-reformierte Insel in den sie umgebenden altkirchlichen Mächten wie Polen, Ungarn, Böhmen und Brandenburg, wo die Herrscher noch am alten Glauben festhielten und diesen wohl auch Breslau gegenüber verteidigten.

Kurz nach dem Weggang Thomas Stoltzers vom Hof König Ludwigs war dieser am 29. August 1526 in der Schlacht bei Mohácz gegen den osmanischen Herrscher Suleiman den Prächtigen unterlegen und hatte dabei sein Leben verloren. Das böhmisch-ungarische Erbe fiel daraufhin an den Habsburger Ferdinand I., der nun auch Stadtherr von Breslau wurde. Große Teile Ungarns wurden nach dem Sieg von türkischen Truppen besetzt, die 1529 sogar bis Wien vorrückten und die Stadt vom 27. September bis 14. Oktober 1529 belagerten. In Schlesien befürchtete man deshalb einen Einfall der Türken. Der Rat von Breslau versuchte in Folge dessen, die Stadt stärker zu befestigen. Dem fiel auch das 400 Jahre alte Vinzenzstift auf dem Elbing zum Opfer, das im Oktober 1529 in nur wenigen Tagen abgerissen wurde. Allgemein war es wohl in Breslau zu dieser Zeit mit der Fortifikation nicht gut bestellt. Der Breslauer Rat bat deshalb, vermutlich im Oktober 1529, den Nürnberger Rat, einen Sachverständigen für das Fortifikationswesen nach Breslau zu schicken.[53] Der Nürnberger Rat kam

52) Dietrich Meyer: Ambrosius Moiban (1494–1554), in: Bahlcke (wie Anm. 47), S. 109–120.

53) Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin XVII/503. ACC. 43/72, Rep. 94, 1316[b]. Ich danke Norbert Conrads für den Hinweis auf die Position des

der Bitte nach und schickte, wie er am 1. November 1529 den Breslauern mitteilte, „einen alten erfahrenen Kriegsmann“ Hans von Riedlingen, der sich allerdings zu dieser Zeit noch im belagerten Wien aufhielt, wo er durch einen Schuss am Bein verletzt worden war. Dennoch kam er am 20. November 1529 nach Breslau und stellte hier die Mängel fest, die er zur Reparatur empfahl. Hans von Riedlingen hatte für den Nürnberger Rat in Breslau noch einen weiteren Auftrag zu erfüllen. Er sollte nämlich Bericht erstatten, wie es in Breslau um die lutherische Reformation steht. In seinem Brief vom 9. Dezember 1529 berichtet er in einer „Summa“ in acht Punkten über den Fortgang der Reformation in Breslau. Der Text ist in diesem Brief von anderer Handschrift auf demselben Briefbogen geschrieben, stammt vermutlich von dem zweiten Breslauer Reformator Andreas Moibanus. Auch wenn dieser auf den „koniglichen hoff“ den Habsburger Stadtherren Ferdinand I. Rücksicht nehmen musste, vertrat er doch deutlich Luthers Lehre, darunter auch die Rechtfertigungslehre. Nach wie vor musste man mit dem Einspruch des Königs in Religionsfragen rechnen, auch wenn man bei dessen Huldigungsbesuch in Breslau einen leidlichen *modus vivendi* gefunden hatte.

Für den Nürnberger Rat war der Fortgang der lutherischen Reformation in dieser wichtigen Stadt im Osten von Bedeutung, da die lutherische Reformation sich noch nicht sehr weit ausgebreitet hatte, Nürnberg aber ein Jahr später auf dem Augsburger Reichstag von 1530 die von Melanchthon entworfene Confessio Augustana verteidigen musste.[54] In beiden Städten wurde die Reformation von einem humanistisch gebildeten Bürgertum getragen, in beiden war ihr Fortgang nahezu parallel verlaufen. In beiden Städten war es gelungen, andere reformatorische Bewegungen nicht zum Zuge kommen zu lassen. Allerdings war es ein ehemaliger Nürnberger Humanist und Lutheranhänger, nämlich Johannes Cochläus, der überraschend bereits 1521 zu einem der schärfsten Luthergegner geworden war, der die

Hans von Riedlingen als Nürnberger Festungsbaumeister. Dies in Ergänzung zu meinen Ausführungen: Das Breslauer Bekenntnis von 1529, in: Jahrbuch für Schlesische Kultur und Kultur 57/58 (2016/2017), S. 41–54. Wieder abgedruckt in Herzig: Aspekte (wie Anm. 49), S. 13–24. Die Korrespondenz des Nürnberger Rats im Staatsarchiv Nürnberg: Briefbücher des Innern Rats der Reichsstadt Nürnberg Nr. 100 (1529 Juli 21 – 1530 Februar 01), fol 121v–122r, 124r, 150r–v. Ich danke Herrn Oberarchivrat Dr. Daniel Bürger für die ausführliche Mitteilung.

54) Robert Stupperich: Die Reformation in Deutschland. München 1972, S. 92–99.

Reformation in Breslau scharf angriff. Mit Unterstützung des Breslauer Domkapitels polemisierte er, noch bevor er 1539 Breslauer Domherr wurde, gegen die Reformation des Moibanus. Besonders kritisierte er die Abschaffung der stillen Messen in dessen Elisabethkirche, wo bis dahin über 120 Altaristen ihr Auskommen fanden, was verständlicherweise einen altkirchlichen Protest zur Folge hatte. Da wie Moibanus in der „summa" beklagt hatte, wesentliche Teile der altkirchlichen Liturgie in lateinischer Sprache beibehalten worden waren, hatte dies den Unterschied zunächst verdeckt. Auch Johannes Heß war mit Moibanus' Neuordnung wohl nicht einverstanden, was zu langwierigen Diskussionen zwischen Heß und Moibanus geführt hatte. Moibanus interpretierte die Messe als Gemeinschaftsmahl der gesamten Gemeinde, und das bedeutete, es durfte nur eine Messe in der Kirche geben und nicht 120 zur selben Zeit. Die wohl bedeutendste Breslauer Reformationsschrift war der von Moibanus verfasste Katechismus, der 1535 in deutscher Sprache herauskam und primär für den Schulunterricht gedacht war. Das Domkapitel hatte daraufhin 1537/38 eine Gegenschrift des Cochläus wider den Katechismus von Moibanus finanziert, die Cochläus in Ingolstadt drucken lassen musste, da ihm in Breslau keine Druckerei zur Verfügung stand. Moibanus betonte im Gegensatz zur altkirchlichen Auffassung das Gemeinschaftsmahl und nicht den Opfercharakter der Abendmahlliturgie. Auch dagegen hatte Cochläus 1543 eine Schrift verfasst, in der er Moibanus vorwarf, die Liturgie heimlich geändert zu haben.[55]

Breslau blieb in dem Bezirk, der dem Rat unterstand, streng lutherisch. Andere reformatorische Strömungen, so dann in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die calvinistische, wurden hart unterdrückt, obwohl es unter den Gebildeten viele sogenannte Kryptocalvinisten gab. Sie standen als Studenten wie Professoren um 1600 in engem Kontakt mit der Universität Heidelberg, die in der damaligen Kurpfalz von den protestantischen Wittelsbachern finanziert wurde.[56]

55) Hubert Jedin: Johannes Cochläus, in: Andreae (wie Anm. 48), S. 18–28.
56) Matthias Asche: Schlesische Studenten und Professoren an süddeutschen Universitäten im Konfessionellen Zeitalter (1550–1620), in: Joachim Bahlcke, Albrecht Ernst (Hg.): Schlesien und der deutsche Südwesten um 1600. Späthumanismus – reformierte Konfessionalisierung – politische Formierung (Pforzheimer Gespräche zur Sozial-, Wirtschafts- und Stadtgeschichte 5). Heidelberg, Ubstadt-Weiher, Basel 2012, S. 85–104, hier S. 89.

Territoriale Aspekte

Beim Heimfall schlesischer Herzogtümer, so beim Aussterben einzelner Piastenlinien, vergab die böhmische Krone in der Regel diese nicht wieder, sondern unterstellte sie als sogenannte Erb-Fürstentümer direkt der Krone.[57] Doch gab es auch Ausnahmen. So verkaufte Herzog Hans II. das Fürstentum Sagan an die Wettiner, doch kam es 1549 an die Habsburger zurück, die seit 1526 böhmische Könige waren. Etwas komplizierter war die Situation mit Markgraf Georg dem Frommen von Ansbach.[58] Als jüngerer Sohn hatte er in Ansbach-Bayreuth keine Aussichten auf die Herrschaft. Eine reiche Erbschaft und seine Ehe mit Hedwig von Münsterberg ermöglichten es ihm, 1523 das schlesische Herzogtum Jägerndorf-Leobschütz von dem böhmischen Magnaten Georg von Schellenberg zu erwerben. Der letzte Jagiellone auf dem böhmischen Thron, König Ludwig II., den als Kronprinz Georg erzogen hatte, ermöglichte ihm den Erwerb sowie die Anwartschaft auf das oberschlesische Beuthen und Oderberg. Zudem war es Georg ebenfalls mit Zustimmung König Ludwigs gelungen, 1522 eine Erbbrüderschaft mit den Herzögen von Liegnitz-Brieg-Wohlau einzugehen, was ihm den Erwerb dieses wohl bedeutendsten schlesischen Herzogtums bei Aussterben der dortigen Piastenlinie in Aussicht stellte.[59] König Ferdinand I., der 1526 das Erbe der Jagiellonen in Böhmen antrat, verstand es jedoch, nach 1546 sowohl die liegnitz-hohenzollersche Erbeinigung von 1522 sowie die an die Hohenzollern verpfändeten Herzogtümer Glogau, Oppeln und Ratibor zu kassieren. Georg, der auch in der Reichspolitik eine wichtige Rolle spielte, hatte allerdings nach dem Tod seines Bruders die Herrschaft in Ansbach angetreten, wo er auch residierte. Die Herrschaft Ratibor-Leobschütz blieb über einhundert Jahre, von 1523 bis 1622 als schlesisches Territorium den Ansbacher Hohenzollern erhalten. Der Abgang der Ansbacher in Schlesien aber war weniger glorios. Im Dreißigjährigen Krieg verwüstete Margraf Johann Georg 1621 das Neisser Bischofsland. Als „Rädelsführer" des böhmischen Aufstands war er Oberbefehlshaber der Truppen des Winterkönigs, deshalb verfiel er der Reichsacht und verlor seinen schlesischen Besitz, der an Karl von

57) Weczerka (wie Anm. 1), S. XLVI.
58) Norbert Conrads: Schlesiens frühe Neuzeit (1469–1740), in: Ders. (wie Anm. 14), S. 177–344, hier S. 226–229.
59) Herzig: Schlesien (wie Anm. 43), S. 62.

Liechtenstein ging.[60] Die Hohenzollern waren durch die Habsburger aus Schlesien quasi vertrieben worden, doch begründete König Friedrich II. von Preußen 1740 seinen Anspruch auf Schlesien unter anderem mit dem ehemaligen Besitz der Hohenzollern in diesem Land.

Georg der Fromme (reg. 1515–1543), der in Ansbach residierte, ließ seinen schlesischen Besitz von einem Landeshauptmann verwalten. Ein abstruses Ereignis verdeutlicht den Herrschaftsstil Georgs. Am 11. Juni 1535 berichtete der Landeshauptmann nach Ansbach, dass eine Frau, die des Ehebruchs beschuldigt wurde, die „Hure" Dorothea Schkreyn dafür verantwortlich gemacht habe. Diese sagte unter der Folter aus, dass sie Zauberei betrieben und für den von Markgraf Georg eingesetzten Juden-Befehlshalber Abraham Hirsch Muttermilch einer Christin besorgt habe, mit der dieser alle Christinnen durch einen Zauber vernichten wollte. Abraham Hirsch wurde daraufhin gefoltert und „gestand", dass er auch andere Juden in sein Vorhaben eingeweiht habe. Am Tag nach der Folterung widerrief Abraham Hirsch sein Geständnis. Auf Rat der beiden Breslauer Juristen, dem Stadtschreiber Dr. Heinrich Ribisch und dem Ratssyndikus Dr. Vipertus Schwab, die sich zu dieser Zeit in Jägerndorf aufhielten, wurde Hirsch noch einmal gefoltert und danach auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Sechs Juden, die Abraham Hirsch als Mittäter genannte hatte, wurden gefangengesetzt. Der Landeshauptmann bat deshalb den Markgrafen, ihm mitzuteilen, wie weiter zu verfahren sei. Die Juden aus dem Herzogtum Münsterberg, über das Georgs Schwager Karl I. von Münsterberg herrschte, versuchten mit dessen Unterstützung in Ansbach die Freilassung der gefangengesetzten Juden zu erreichen. Doch reichten die von den schlesischen Juden gesammelten Gelder nicht aus, um sich am Ansbacher Hof einen großen Einfluss zu verschaffen. Allerdings meldeten sie nach Hause, dass der Markgraf auf Bitten seiner Frau Aemilia die Vertreibung der Juden aus seinem schlesischen Territorium aufgeschoben habe. Für die Juden traf nun am Ansbacher Hof der auch von Kaiser Karl V. geschätzte „[all-]gemeiner Juden Befehlshaber" im Reich, Josel von Rosheim, ein und erreichte durch Zahlung von 600 Gulden die Freilassung der Juden.[61] Eine Ausweisung der Juden verhinderte jedoch

60) Arno Herzig: 900 Jahre jüdisches Leben in Schlesien. Görlitz 2018, S. 51f.
61) Ebd., S. 41ff. Georg war in dritter Ehe seit 1533 mit Aemilia von Sachsen (1516–1591) verheiratet, nachdem seine zweite Frau Hedwig, die Tochter Karls I. von Münsterberg, 1531 verstorben war.

zunächst König Ferdinand I., König von Böhmen. Als sich die Bürger von Leobschütz jedoch bereitfanden, für die von den Juden zu zahlenden Geleitgelder aufzukommen, erlaubte Markgraf Georg ihnen, die Juden für alle Zeit aus „Lubschutz zu vertreiben". Georg, „ein gottesfürchtiger Herr", wie die Juden von Münsterberg schrieben, verhielt sich hier nicht anders als sein Idol Martin Luther.[62]

Georg von Ansbach war nicht der einzige aus dem fränkisch-bayrischen Raum, der sich im schlesischen Gebiet eine Herrschaft sicherte. Auch die Münchner Herzöge verfügten seit 1549 mit dem Erwerb der Grafschaft Glatz über schlesisches Herrschaftsgebiet. Die Grafschaft Glatz gehörte zwar bis 1742 zum Königreich Böhmen, war aber durch die Herrschaft der Podiebrad als Herzöge von Münsterberg und Oels eng mit Schlesien verbunden. Die Podiebrad, für die quasi als Familienbesitz die Grafschaft 1459 von König Georg Podiebrad eingerichtet worden war, mussten dieses Herrschaftsgebiet 1501 aufgrund ihrer Schulden verkaufen, so dass die Grafschaft in der Folgezeit mehrere Pfandherren erlebte. Von dem Pfandherrn Wratislaw von Pernstein erwarb Herzog Ernst von Bayern die Grafschaft Glatz als Herrschaftsgebiet, nachdem er als Fürstbischof auf sein Fürstbistum Salzburg verzichten musste, da er Laie bleiben wollte. Seine Brüder Wilhelm IV. und Ludwig X. von Bayern hatten ihn gegen seinen Willen zur geistlichen Laufbahn und damit zu einer standesgemäßen Stellung gezwungen. Als Graf von Glatz residierte Ernst dort vom 28. Januar 1556 bis zu seinem Tod am 7. Dezember 1560, also fünf Jahre. Während seiner Regierung errichtete er auf der Glatzer Burg ein Renaissance-Schloss und engagierte sich mit König bzw. Kaiser Ferdinand I. für die Rekatholisierung der seit den 1530er Jahren protestantischen Grafschaft Glatz. Dem diente 1558 eine Glatzer Synode, die den Bekenntnisstand der Grafschafter Geistlichkeit feststellen sollte. Den Katalog für die Befragung der Geistlichen verfassten die beiden Zisterzienseräbte Johannes von Grüssau und Leonhard Paumann, Abt des bayrischen Klosters Fürstenfeldbruck. Mag sein, dass an dessen Ernennung der Münchner Hof ein Interesse hatte. Die der Synode folgende Visitation mit dem Hofprediger und Archidiakon von Glatz Dr. Christoph Neaetius endete jedoch mit dem Tod Herzog Ernsts im Dezember 1560. Graf von Glatz war nun Herzog Albrecht von Bayern, der allerdings primär an der reichen Erbschaft seines Bruders interessiert

62) Ebd., S. 43.

war, die er von Glatz nach München bringen ließ. In der Grafschaft ging das Gerücht, dass das weggeführte Silber „mit Zentnern" aufzuwiegen sei. In der Erbschaft enthalten waren auch kostbare Bücher, die Herzog Albrecht seiner Münchner Bibliothek einverleibte. Den Grafschaft Glatzer Ständen gelang es jedoch, die für die Habsburger fällige Pfandsumme an Albrecht zu zahlen und sich so von der bayrischen Herrschaft freizukaufen. Der Leichnam von Herzog Ernst, der zunächst in der sogenannten Domkirche der Glatzer Augustiner Chorherren beigesetzt worden war, wurde, allerdings erst 1569, nach München überführt und dort in der Familiengruft der Wittelsbacher in der Frauenkirche beigesetzt.[63]

Blieb die Herrschaft in der Grafschaft Glatz im 16. Jahrhundert Episode, so versuchte der bayrische Herzog und spätere Kurfürst Maximilian I. Einfluss auf ein anderes schlesisches Territorium zu gewinnen, nachdem der Teschener Herzog Adam Wenzel 1609 zum Katholizismus konvertiert war und 1614 seinen Sohn Friedrich Wilhelm zur Erziehung nach München geschickt hatte, der dort auf Kosten König Philipps III. von Spanien seine Ausbildung auf dem dortigen Jesuitengymnasium erhielt.[64] Dass mit dieser Hinwendung nach Spanien bzw. Bayern die Absicht verbunden war, das protestantische Schlesien zu katholisieren, liegt auf der Hand. In Teschen selbst führte Herzog Adam Wenzel recht rigide die Katholisierung durch, widerrief alle den Protestanten zugestandenen Privilegien und wies die von ihm eingesetzten lutherischen Pfarrer aus. König Matthias von Böhmen belohnte Adam Wenzels Schritt, indem er ihn zum Oberkommandierenden der schlesischen Truppen ernannte. 1617 starb Adam Wenzel und für den noch nicht volljährigen Herzog Friedrich Wilhelm, der nun am Münchner Hof verkehrte, wurden der Breslauer Bischof Erzherzog Karl und der Troppauer Herzog Fürst Karl von Liechtenstein als Vormunde bestimmt. Dagegen protestierten die Teschener Stände, die die Vormundschaft der „fürstlichen Gesippschaft", nämlich der protestantischen Liegnitzer Piasten, forderten. Als Friedrich Wilhelm 1619 volljährig geworden war, kehrte

63) Arno Herzig: Ernst von Bayern (1500–1560), in: Ders. (wie Anm. 30), S. 56–59; Archiwum Państwowe we Wrocławiu/Staatsarchiv Breslau, Rep. 13, Nr. 137, S. 1ff.

64) Dazu eingehend Norbert Conrads: Die Rekatholisierungspolitik in Teschen und die Ambitionen des letzten Herzogs von Teschen, in: Ders.: Schlesien in der Frühmoderne. Zur politischen und geistigen Kultur eines habsburgischen Landes (Neue Forschungen zur schlesischen Geschichte 16). Köln, Weimar, Wien 2009, S. 21–38.

er wegen des Ausbruchs des Krieges nicht nach Teschen zurück, sondern versuchte von München aus, durch eine von ihm eingesetzte Administration das Land zu regieren. Trotz Aufforderung des Oberlandeshauptmanns Herzog Georg Rudolf von Liegnitz, seine Herrschaft in Teschen auszuüben und an den schlesischen Fürstentagen teilzunehmen, blieb Friedrich Wilhelm in München und kehrte erst 1623 nach Teschen zurück, nachdem er zuvor auf Seiten der von Bayern geführten katholischen Liga 1620 an der Entscheidungsschlacht am Prager Weißen Berg teilgenommen hatte. Wohl aus Dankbarkeit gegenüber der spanischen Krone, die seine Ausbildung finanziert hatte, reiste er im Januar 1624 mit kleinem Gefolge in das niederländische Breda, wo er an der dortigen Belagerung teilnahm. In Folge der Anstrengungen erkrankte er jedoch und starb 1625 in Jülich. Damit erlosch die Teschener Piastenlinie im Mannesstamm. Doch durfte die Schwester des Verstorbenen, Elisabeth Lukretia Fürstin von Liechtenstein, bis zu ihrem Tod (1563) das Teschener Fürstentum regieren. Danach fiel es an die Krone Böhmen und wurde zum Erbfürstentum.

Denselben Schritt wie der Teschener Fürst Adam Wenzel vollzog 1613 mit seiner Konversion zum Katholizismus der bayrische Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg.[65] Für Schlesien war dies von Bedeutung, weil einer seiner Nachkommen, Kardinal Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg 1683 Fürstbischof von Breslau und Oberlandeshauptmann in Schlesien wurde. In frühneuzeitlicher Ämterhäufung war er gleichzeitig Kurfürst und Erzbischof von Trier sowie auch von Mainz, Bischof von Worms und Hochmeister des Deutschen Ordens. Seine Schwester Eleonore war die Ehefrau des Kaisers Leopold I. (reg. 1658–1705). Breslau war dennoch sein Lebensmittelpunkt. In seinen Fürstentümern setzte er administrative Reformen durch und vertrat einen strikten gegenreformatorischen Kurs. Letzteres war nicht immer im Sinne seines Schwagers Kaiser Leopolds, auch nicht seines Neffen Kaiser Josefs I. (1705–1711), der aus politischen Gründen mit dem schwedischen König den Vertrag von Altranstädt schließen musste, der den protestantischen Schlesiern den Bau von sechs weiteren Kirchen gestattete sowie die Rückgabe von 109 katholischen Kirchen zugestand. Der Nachwelt hinterließ Franz Ludwig jedoch mit der Einrichtung der Kurfürstenkapelle am Breslauer Dom ein Schmuck-

65) Jürgen Rainer Wolf: Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg (1664–1732), in: Josef Joachim Menzel (Hg.): Schlesische Lebensbilder. Bd. 7: Schlesier des 15. bis 20. Jahrhunderts. Stuttgart 2001, S. 72–77.

stück des schlesischen Barocks. Geschaffen wurde sie in österreichischem Barock von J. B. Fischer von Erlach zwischen 1716 und 1724, ausgemalt durch Carlo Carlone.

Unter preußischer Herrschaft

Mit der Eroberung Schlesiens durch Friedrich II. von Preußen 1740/42 erfuhren die Beziehungen von Schlesien nach Bayern eine Zäsur. Zwar blieben das Herzogtum Schlesien und die Grafschaft Glatz bis 1815 nominell als Fürstentümer erhalten, unterstanden nun aber direkt dem preußischen König, der die Gebiete durch einen eigenen Minister verwalten ließ. „Staatliche Beziehungen" liefen nun über Berlin. Die Grafschaft Glatz, die bis 1740/42 zur Krone Böhmen gehörte, kaufte Friedrich II. dem böhmischen König ab. Hier kommt noch einmal ein Wittelsbacher ins Spiel, nämlich Karl VII., der mit Unterstützung Friedrichs II. am 12. Februar 1742 zum Kaiser gekrönt worden war. Gleichzeitig war er auch König von Böhmen. Friedrich II. erwarb, wohl primär aus strategischen Gründen die Grafschaft Glatz am 28. Juli 1742 „mit völliger Souveränität und Independenz von der Cron Böhmen" für 400.000 Taler.[66] Nach dem Siebenjährigen Krieg (1756–1763) hofften die Menschen in Schlesien auf einen dauernden Frieden, der aber 1778/79 noch einmal durch den sogenannten Kartoffelkrieg unterbrochen wurde. Mit dem Tod des bayrischen Kurfürsten Maximilian III. Joseph 1777, erlosch die bayrische Linie der Wittelsbacher, und Österreich erhob Ansprüche auf Niederbayern und die Oberpfalz. Mit dem Tauschgeschäft, das Kaiser Joseph II. mit dem erbberechtigten Karl Theodor aus der Pfalz-Sulzbacher Wittelsbach-Linie ausgehandelt hatte, war Friedrich II. von Preußen nicht einverstanden und marschierte im Juli 1778 in Böhmen ein. In der Folgezeit wurde die südliche Grafschaft Glatz durch mehrere Beutezüge Österreichischer Truppen heimgesucht, die vor allem Lebensmittel requirierten, deshalb die Bezeichnung „Kartoffelkrieg". Der Krieg endete ohne größere kriegerische Auseinandersetzungen. Doch war Schlesien noch einmal in bayrische Belange einbezogen worden.[67]

66) Arno Herzig, Małgorzata Ruchniewicz: Geschichte des Glatzer Landes. Hamburg, Wrocław 2006, S. 193f.
67) Ebd., S. 198f.

Ein letztes Mal fand eine Aktion Bayerns in Schlesien 1806 statt, allerdings nicht in friedlicher Absicht. Im Krieg Preußens gegen Napoleon standen sich Bayern und Preußen als feindliche Kriegsmächte gegenüber, die Bayern auf Seiten Napoleons. Nach der preußischen Niederlage bei Jena und Auerstädt besetzten bayrische Truppen schlesische Städte.

Um die Bedeutung der Bayern auf Seiten Napoleons hervorzuheben, ließ der bayrische König Ludwig I. durch seinen Hofmaler Wilhelm von Kobell großformatige Gemälde der Schlachtszenen herstellen, darunter die Belagerung schlesischer Städte.[68] Nach dem Sieg über Napoleon erfolgte in Preußen 1815 eine neue Staatsordnung. Das ehemalige Herzogtum Schlesien und die ehemalige Grafschaft Glatz, die bisher dem König direkt unterstanden und in der Titulatur geführt worden waren, wurden nun zu einer preußischen Provinz. Bayern aber war nach dem Wiener Kongress 1815 zum zweitmächtigsten Staat in Deutschland aufgestiegen. Ein Bezug des Staates Bayern zur preußischen Provinz Schlesien bestand nicht mehr.

Kultureller Austausch

Nicht nur die politischen auch die kulturellen Beziehungen zwischen Bayern und Schlesien waren von Bedeutung. Wie der bayrische Geograph im 9. Jahrhundert oder der Humanist Hartmann Schedel sich 1492 für Schlesien interessierten, so auch fränkische und bayrische Künstler, die Bilder schlesischer Städte anfertigten. Für die Schedelsche Weltchronik von 1492 steuerte, wie bereits erwähnt, Michael Wohlgemut die Städtebilder von Breslau und Neisse bei. Rund fünfzig Jahre später reiste 1536/37 mit Pfalzgraf Ottheinrich von Pfalz-Neuburg sein Maler Mathias Gerung, der auf dieser Reise von Neuburg an der Donau nach Krakau unter anderem elf schlesische Städte abbildete, nämlich Glatz, Reichenstein, Patschkau, Ottmachau, Neisse, Zülz, Oberglogau, Ujest, Preiskretscham, Beuthen/OS und Breslau. Obwohl die Gruppe im Dezember reiste, sich überall weitgehend nur einen Tag aufhielt, zudem die Tage sehr kurz waren, lieferte Gerung doch sehr genaue Abbildungen, die er zunächst als Skizzen fertigte und nach seiner Rückkehr dann in Farbe ausführte.[69] Als Zeitzeugnisse

68) Abgebildet bei Conrads: Schlesien (wie Anm. 14), S. 467.

69) Angelika Marsch, Josef H. Biller (Hg.): Die Reisebilder Pfalzgraf Ottheinrichs aus den Jahren 1536/37 von seinem Ritt von Neuburg a. d. Donau über Prag nach

vermitteln sie wichtige Einsichten in die Städtearchitektur, in öffentliche Einrichtungen, vor allem Rathäuser, Plätze und Kirchen, in Burgen, Befestigungsanlagen aber auch in die Agrikultur Schlesiens. Die ältesten Darstellungen schlesischer Städte gehen also auf einen fränkischen bzw. pfalzneuburgischen Künstler zurück. Zu den Malern, die schlesische Städte abbildeten, ist auch der bereits erwähnte bayrische Hofmaler Wilhelm von Kobell mit seinen Bildern von der Belagerung schlesischer Städte zu rechnen. Im Gegenzug lieferte ein schlesischer Künstler, Friedrich Bernhard Werner (1690–1776), der bedeutendste Vedutenmaler seiner Zeit, in den Jahren 1709 und 1710 an die fünfzig Abbildungen fränkischer, bayrisch-schwäbischer und bayrischer Städte. Zudem arbeitete er für mehrere Augsburger Verlagshäuser.[70]

Die schlesische Barocklandschaft gestalteten mehrere bedeutende Künstler aus Bayern mit, so Johann Michael Rottmayr (1654–1730), der von 1703 bis 1706 das monumentale Deckengemälde der Breslauer Jesuitenkirche schuf. In das Gemälde bezog er auch Abbildungen der Habsburger Herrscher sowie des Breslauer Fürstbischofs Franz-Ludwig von Pfalz-Neuburg mit ein.[71] Ein weiterer Künstler war der im niederbayrischen Mainburg geborene Felix Anton Scheffler (1701–1760), der von 1730 bis 1743 in Schlesien wirkte und hier zahlreiche Altarbilder, aber auch bedeutende Deckengemälde schuf, wie auch die Ausmalung des Treppenhauses der Breslauer Leopoldina 1734/35.[72] Im 19. Jahrhundert war Christian Ernst Morgenstern, geboren 1847 in München, ein bedeutender Landschaftsmaler in Schlesien. 1883 wurde er Professor für Landschaftsmalerei

Krakau und zurück über Breslau, Berlin, Wittenberg und Leipzig nach Neuburg. Kommentarband. Weißenhorn 2001. Es ist das Verdienst von Angelika Marsch, dass sie die in der Universitätsbibliothek Würzburg aufbewahrten Bilder unter anderem auch schlesischer Städte als Bilder anlässlich der Reise Pfalzgraf Ottheinrichs 1536/37 nach Krakau identifiziert hat.

70) Angelika Marsch: Friedrich Bernhard Werner (1690.1776). Corpus seiner europäischen Städteansichten, illustrierten Reisemanuskripte der Topographien von Schlesien und Böhmen-Mähren. Weißenhorn 2010.

71) Jens Baumgarten: Konfession, Bild und Macht. Visualisierung als katholisches Herrschafts- und Disziplinierungskonzept in Rom und im habsburgischen Schlesien (1560–1740) (Hamburger Veröffentlichungen zur Geschichte Mittel- und Osteuropas 11). Hamburg, München 2004, S. 161–202.

72) Angelika Marsch: Felix Antonius Scheffler (1701–1760), in: Herzig (wie Anm. 30), S. 141–147.

an der Kunsthochschule in Breslau. Er schuf zahlreiche Bilder mit Motiven des Hirschberger Tals.[73]

Im Architekturbereich wirkte in Schlesien der aus einer bayrischen Familie stammende, aber in Prag geborene Johann Ignatz Dietzenhofer (1669–1751), der die Klosteranlage und Kirche in Wahlstatt bei Liegnitz in den Jahren nach 1723 schuf. In Bayern und Schlesien wirkte der italienische Architekt Carlo Lurago (1615–1684), der seit 1668 den Passauer Dom errichtete, von 1653 bis 1690 aber auch in Schlesien und in der Grafschaft Glatz tätig war.[74]

Die künstlerischen Beziehungen von Schlesien nach Bayern lagen eher im musischen Bereich, wo Komponisten und Kantoren in bayrischen bzw. fränkischen Städten oder aber an den dortigen Höfen tätig waren, so Friedrich Lindner (1542–1597) an St. Ägidien in Nürnberg oder sein Bruder Theodor Lindner (1544–1603), der als Komponist und Kapellmeister am Hof des Würzburger Bischofs Julius Echter von Mespelbrunn und später dann als Kantor am Hl. Geist-Spital in Nürnberg wirkte.[75] Ebenfalls in St. Ägidien in Nürnberg hatte einer der frühen schlesischen Orgelbauer Stephan Kaschendorff (1425–1499) die Orgel errichtet, um 1490 dann auch eine in Augsburg. Von den zahlreichen schlesischen Dirigenten und häufig auch Komponisten in Bayern seien genannt: Johann Melchior Casow (1645–1694), Domkapellmeister in Würzburg, Bamberg und Augsburg oder Christian Boxberg (1670–1729), der als Opernleiter in Ansbach wirkte und dort zwei deutsche Opern komponierte, ferner Carl Wilhelm Guhr (1787–1820) in gleicher Funktion in Nürnberg. Im 19. Jahrhundert ist Wilhelm Freudenberg (1838–1928) als Kapellmeister in Augsburg und Regensburg tätig. Nach 1945 wirkte als bedeutender zeitgenössischer Komponist Günter Bialas (1907–1995) in München.[76]

Im Bereich der Literatur sind es Otto Julius Bierbaum (1865–1920) aus Grünberg, der eine Zeit seines Lebens in München verbrachte und

73) Krystyna Bartnik: Die Breslauer Maler und das Riesengebirge, in: Klaus Bździach (Hg.): Die imposante Landschaft. Künstler und Künstlerkolonien im Riesengebirge im 20. Jahrhundert. Berlin, Jelenia Góra 1999, S. 171–183, S. 174f.
74) Ernst Badstübner u.a. (Hg.): Dehio-Handbuch der Kunstdenkmäler in Polen: Schlesien. München, Berlin 2005, S. 60f, S. 320f.
75) Franz Krautwurst: Lindner, schlesische Musikerfamilie, in: Lothar Hoffmann-Erbrecht (Hg.): Schlesisches Musiklexikon. Augsburg 2001, S. 429f.
76) Hoffmann-Erbrecht (wie Anm. 75), S. 329, S. 106, S. 58f.

als Kabarettist mit seinen parodistischen Dichtungen einen großen Erfolg erzielte.[77] Das literarische Kabarett geht auf den in Breslau 1855 geborenen Ernst von Wolzogen († 1934) zurück, der von 1892 bis 1899 in München lebte, wo er die Freie Literarische Gesellschaft gründete. Das erste deutsche Kabarett, das Überbrettl, wurde von ihm ins Leben gerufen, allerdings nicht in München, sondern in Berlin. Nach dem Ersten Weltkrieg ließ er sich in Wolfratshausen nieder, geriet aber ins Fahrwasser der Nationalsozialisten und verfasste bereits 1921 antidemokratische Kabarettverse, in denen er seinen Rassismus und Antisemitismus zum Ausdruck brachte.[78] Nach 1945 fanden in Bayern bedeutende schlesischen Dichter und Dichterinnen ihre Heimat, so lebt die Lyrikerin Dagmar Nick, geboren 1926 in Breslau, in München und seit 2005 Mitglied der Bayrischen Akademie der Schönen Künste.[79] Ferner lebte Heinz Piontek (geb. 1925 in Kreuzburg/OS, verstorben 2003 in Rotthalmünster b. Passau) seit 1961 in München, nachdem er von 1947 bis 1961 in Lauingen und Dillingen zu Hause war. 1976 wurde ihm der Georg-Büchner-Preis, 1991 der Kulturpreis Schlesien des Landes Niedersachsen verliehen.[80] Ebenfalls in Bayern, nämlich seit 1965 in Ottobrunn bei München lebte als freier Schriftsteller der 1930 in Gleiwitz geborene und 1990 in München verstorbene Schriftsteller Horst Bienek.[81] Nicht zuletzt sei hier der bekannte Kabarettist, Buchautor und Schauspieler Dieter Hildebrandt aufgeführt. 1927 in Bunzlau/Niederschlesien geboren, lebte er seit 1945 in Bayern, seit 1950 in München. Unter dem Eindruck des schlesischen Kabarettisten Werner Fink interessierte er sich für das Kabarett, wirkte in mehreren Studentenkabaretts mit und gründete 1956 schließlich die Münchner Lach- und Schießgesellschaft, deren Programme im Fernsehen übertragen wurden, so dass sie zu einem der beliebtesten Kabaretts der Bundesrepublik wurde. Er selbst galt als einer der bekanntesten Kabarettisten in Deutschland. In zahlreichen Fernseh-Kabarettsendungen trat er bis kurz vor seinem Tod (am 20.11.2013 in München) auf, wobei er auch häufig Bonmots in schlesischem Dialekt vortrug, so auch in einem seiner letzten Auftritte aus seinem „(Nieder-)

77) Arno Lubos: Geschichte der Literatur Schlesiens. Bd. 3. München 1974, S. 42ff.
78) Ebd., S. 51.
79) Ebd., S. 420f.
80) Ebd., S. 421–432; Paul Hansel: Heinz Piontek in Bayern, in: Schlesischer Kulturspiegel 56 (2021), S. 42; Natur am Abend. Zum Tode des Schriftstellers und Lyrikers Heinz Piontek, in: Frankfurter Rundschau vom 29.10.2003, S. 17
81) Lubos (wie Anm. 77), S. 432–437.

Schlesischer Jahreszeiten-Zyklus“ die Strophe „Härbst“: „Wenn de und das Laub wird älter / und du merkst, die Luft wird kälter / und du fiehlst, doss du bald stärbst / dann is Härbst.“ Unter den zahlreichen Preisen, die er erhielt, ist auch 2003 der Kulturpreis Schlesien des Landes Niedersachsen.[82] Aus Schlesien nach München kam auch eine der bedeutendsten internationalen Schauspielerinnen, nämlich Hanna Schygulla, geboren 1943 in Königshütte/OS. Nach der Flucht ihrer Familie 1945 lebte, studierte und engagierte sie sich als Schauspielerin in München, wo sie in den Filmen von Rainer Werner Fassbinder Welterfolge erzielte.[83]

Es ist wohl kein Zufall, dass München nach 1945 zum Dorado schlesischer Künstler wurde, die dort mit zum kulturellen Niveau der „heimlichen Hauptstadt Deutschlands“ beitrugen.

Arno Herzig

Historyczne związki bawarsko-śląskie w średniowieczu i wczesnej nowożytności

Zainteresowanie Bawarii Śląskiem sięga wczesnego średniowiecza. Na początku X wieku tzw. Geograf Bawarski wymienił plemiona słowiańskie osiadłe na Śląsku. W XI wieku książę bawarski i późniejszy cesarz Henryk II ingerował w spory między Czechami i Piastami na Śląsku. Ściślejsze relacje ukształtowały się w wyniku licznych związków małżeńskich między członkami rodów Piastów i Wittelsbachów. Kluczową rolę odegrała tu św. Jadwiga z rodu Andechsów, książąt Meranii, pochodząca z bawarskiej arystokracji. W epoce humanizmu bawarscy artyści kształtowali widoki śląskich miast. Hartmann Schedel w swej „Kronice świata“ zredagował pierwszą Silesiografię. W czasach reformacji ścisłe kontakty połączyły Norymbergę i Wrocław. Książęta z dynastii Wittelsbachów pozyskiwali śląskie

82) Dieter Hildebrandt: https://de.wikipedia.org/wiki/Dieter_Hildebrandt [Zugriff am 19.5.2024]. Sein letzter Auftritt: „Ich kann doch auch nichts dafür“ (2013), abrufbar: https://www.youtube.com/watch?v=iGh3FU8E4Sc [Zugriff am 19.5.2024] Das Gedicht „Jahreszeiten“ 6.4.2009, abrufbar: https://www.youtube.com/watch?v=NpflKLO6dOw [Zugriff am 19.5.2024]. Dieter Hildebrandt mit Bernd Schroeder: Ich musste immer lachen. Dieter Hildebrandt erzählt sein Leben. Köln 2006.
83) Hanna Schygulla: Wach auf und träume. Die Autobiographie. München 2013.

terytoria, jednak zostali wyparci przez Habsburgów. Podbicie Śląska przez króla Prus Fryderyka II zaszkodziło w poważnym stopniu stosunkom politycznym między Bawarią a Śląskiem. Śląsk jako prowincja pruska przestał już być interesujący dla Bawarii. Jednak w czasie wojen napoleońskich wrogie oddziały bawarskie maszerowały przez Śląsk. Mimo że polityczne relacje wygasły, to jednak od średniowiecza do czasów współczesnych istniały liczne kontakty artystyczne. Artyści plastycy, architekci, muzycy i poeci z Bawarii czynni byli na Śląsku zaś Ślązacy w Bawarii. Przede wszystkim po 1945 roku Monachium stało się eldorado dla śląskich artystów.

Tł. Klara Kaczmarek-Löw

Der sind süben hailig worden.

Verehrung der hl. Hedwig von Andechs, Herzogin von Schlesien, im mittelalterlichen Bayern?

Von Winfried Irgang

Die Zahl der Studien und Untersuchungen zu Leben und ‚Nachleben' der Herzogin Hedwig von Schlesien aus dem hochfürstlichen Geschlecht der Andechs-Meranier und zu ihrer Verehrung als Heilige der katholischen Kirche hat inzwischen außerordentliche Ausmaße angenommen.[1] Nimmt man noch die Fülle populärwissenschaftlicher, erbaulicher und belletristischer Schriften sowie neuerdings Texte im Internet hinzu, wird diese Vielfalt geradezu unübersichtlich und nicht selten auch verwirrend. Vergleichsweise sehr wenig Raum nehmen dabei allerdings Forschungen zu Wegen der Verbreitung und des Ausmaßes der Hedwigsverehrung während des Mittelalters und des Beginns der Frühen Neuzeit außerhalb des eigentlichen Kerngebiets (Metropolitanverband *Polonia* mit dem Erzbistum Gnesen und den Bistümern Breslau, Krakau, Lebus, Leslau, Płock und Posen; Böhmen-Mähren mit den Bistümern Prag und Olmütz) ein, sieht man von einigen neueren gewissermaßen ‚punktuellen' Abhandlungen zu einzelnen Quellen ab. [2] Im wesentlichen zieht man sich bei Aussagen zum Verbreitungsgebiet auf die Angaben des verdienstvollen Hedwigsforschers Joseph Gottschalk (1904–1996) in seiner bis heute zwar nicht komplett veralteten, natürlich aber teilweise inzwischen überholten großen Hedwigsbiographie von 1964 zurück, der nach der Aufzählung einer Reihe von Belegen zu dem Schluss gekommen ist: „Alle diese Zeugnisse mittelalterlicher Hedwigsverehrung sind nur ein Rest der einst vorhandenen Quellen […] Sie zeigen an, daß

1) Vgl. hierzu zuletzt die Hinweise bei Winfried Irgang: Sancta Adwigis ... mulier fortis ... e stirpe generosa – Aspekte der Hedwigsverehrung im Mittelalter, in: Prace Historyczne – Zeszyty naukowe Uniwersytetu Jagiellońskiego – 145, z. 3 (2018), S. 453–471, hier S. 454.

2) Hier sind vor allem die Arbeiten von Trude Ehlert, Marion Karge, Jelko Peters und Sabine Seelbach zu nennen; vgl. das Literaturverzeichnis bei Irgang (wie Anm. 1), S. 467–471.

St. Hedwig im gesamten Raum von Krakau und Płock an der Weichsel bis zum Rhein im Westen und bis Trient im Süden bekannt war."[3] Ein Jahr später resümierte er etwas präziser: „So breitete sich die liturgische Festfeier des Todestages (15. Oktober) langsam auf alle Bistümer zwischen Elbe und Weichsel aus, während die Verehrung Hedwigs gegen Ausgang des Mittelalters bis nach Antwerpen, Brüssel, Trient und Wien vordrang."[4]

Diese Aussage wurde dann später von anderen pauschalisiert übernommen und gewissermaßen ‚vergröbert': von „die Hedwigsverehrung [war] im Ausgang des Mittelalters in Mitteleuropa allgemein verbreitet"[5] über „war St. Hedwig schon wenige Jahre nach ihrer Heiligsprechung […] im damaligen Europa zu einer allgemein bekannten und vielverehrten Heiligen emporgestiegen"[6] und „verbreitete sich Hedwigs Verehrung […] bald über weite Teile Europas"[7] bis hin zu „hat die Hedwig-Verehrung die gesamte katholische Kirche erreicht".[8] Dabei wird übersehen, dass es sich bei Gottschalks Fazit um eine Extrapolation gehandelt hat: Aus der Nennung von

3) Joseph Gottschalk: St. Hedwig, Herzogin von Schlesien (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands 2). Köln, Graz 1964, S. 311.

4) Ders.: St. Hedwig im Römischen Martyrologium (1584) und Breviarium (1680). Ein Beitrag zur Hagiographie des 16. und 17. Jahrhunderts, in: Reformata reformanda. Festgabe für Hubert Jedin zum 17. Juni 1965. Münster 1965, Tl. II, S. 177–208, hier S. 190.

5) Norbert Hettwer: Der Wandel der Hedwigsverehrung, vornehmlich im Bistum Augsburg, in: Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte e. V. 5 (1971), S. 63–83, hier S. 64.

6) Ders.: Das Fürstenhaus Andechs und seine Gedenkstätten in der Diözese Augsburg, insbesondere die der heiligen Hedwig, in: Ebd. 11 (1977), S. 84–98, hier S. 88.

7) Alois Schütz: Das Geschlecht der Andechs-Meranier im europäischen Hochmittelalter, in: Josef Kirmeier, Evamaria Brockhoff (Hg.): Herzöge und Heilige. Das Geschlecht der Andechs-Meranier im europäischen Hochmittelalter. München 1993, S. 21–185, hier S. 162.

8) Trude Ehlert: Die Heilige Hedwig in der deutschen Literatur des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit, in: Księga Jadwiżańska. Międzynarodowe Sympozjum Naukowe: święta Jadwiga w dziejach i kulturze Śląska, Wrocław-Trzebnica 21–23 września 1993 roku [Das Hedwigs-Buch. Internationales wissenschaftliches Symposion: Die Hl. Hedwig in Geschichte und Kultur Schlesiens]. Wrocław 1995, S. 151–175, hier S. 153. Diese Aussage wird auch übernommen von Sabine Seelbach: Translatio sanctitatis. Die heilige Hedwig als Integrationsfigur deutscher Adelsdynastien im Spätmittelalter: Habsburg – Oettingen – Henneberg, in: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau (zit. als JSFWUB) 49 (2008), S. 11–31, hier S. 12f.

einzelnen Quellenzeugnissen für eine Verehrung Hedwigs in den genannten Städten gewissermaßen als Eckpunkten im westlichen und südlichen Mitteleuropa wurde gefolgert, dass man Entsprechendes auch für den Raum dazwischen annehmen könne. Überhaupt nicht gefragt wurde danach, ob eine derartige Verallgemeinerung überhaupt zulässig ist, ob die konkreten Einzelfälle in größere Zusammenhänge eingebettet werden können oder etwa isoliert dastehen und vielleicht andere Erklärungsmuster erfordern.

In der hier vorgelegten Studie geht es darum, am Beispiel eines räumlich klar umgrenzten Gebietes eine möglichst große Zahl unterschiedlicher Quellenaussagen zusammenzutragen, um anhand deren zu möglichst verlässlicheren Ergebnissen zum – vermutlichen – Ausmaß der Verehrung Hedwigs oder allgemeiner ihres Bekanntheitsgrads innerhalb dieser Region bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts zu kommen. Angeboten dafür hat sich die Geburtsheimat Hedwigs, Bayern, nicht zuletzt auch deshalb, weil hier vor allem dank der Arbeit des Münchener DigitalisierungsZentrums Digitale Bibliothek eine besonders große Zahl von Quellen in leicht zugänglicher Form zur Verfügung steht. In den Blick genommen wird dabei der Raum des gesamten heutigen Freistaats. Zu beachten war freilich, dass diese derzeitige politische Einheit natürlich in keiner Weise den damaligen territorialen und regionalen Gegebenheiten und Entwicklungen entspricht und vor allem dass, da es sich in besonderem Maße um ein Thema der Kirchengeschichte handelt, nicht weniger als zehn Diözesen in den Blick zu nehmen waren: die altbayerische Kirchenprovinz mit dem Erzbistum Salzburg, dessen Suffraganbistümern Freising, Passau und Regensburg sowie dem Eigenbistum Chiemsee, das Erzbistum Mainz mit den Bistümern Augsburg, Eichstätt und Würzburg sowie das exemte Bistum Bamberg. Einschränkend ist freilich hierbei zu sagen, dass es sich bei dem Ergebnis erst um eine Zwischenbilanz handeln kann, da für ein endgültiges Fazit zweifellos noch eine Reihe weiterer möglicher einschlägiger spätmittelalterlicher Quellen auszuwerten wäre.

Dießener und Andechser Quellen

Zum besseren Verständnis der späteren Entwicklung sind einleitend einige Angaben zum Leben Hedwigs und zur Geschichte der Andechs-Meranier[9]

9) Vgl. hierzu neben Schütz (wie Anm. 7) Ders.: Die Grafen von Dießen und Andechs, Herzöge von Meranien, in: Armin Wolf (Hg.): Königliche Tochterstämme,

knapp zusammenzufassen sowie Hinweise auf ‚bayrisch-schlesische' Kontakte während dieses Zeitraums zu geben. Hedwig wurde vermutlich zwischen 1174 und 1180 als Tochter Bertholds IV., Grafen von Andechs, und seiner Gattin Agnes von Rochlitz (Groitzsch), einer Wettinerin, geboren. Aufgrund seiner engen Bindung an das Herrscherhaus der Staufer war bereits Hedwigs Großvater Berthold III. 1173 die Würde eines Markgrafen von Istrien verliehen worden, um 1185 erhielt der Sohn zusätzlich den Titel eines Herzogs von Meranien. Er zählte damit zu den einflussreichsten Reichsfürsten und verfügte zudem über umfangreiche Herrschaftsrechte in Bayern, Franken und Tirol. Nach der um 1300 von einem unbekannten Geistlichen verfassten, hagiographischen Interessen dienenden *Legenda maior de beata Hedwigi* wurde Hedwig im Benediktinerinnenkloster Kitzingen erzogen – obgleich es wegen der spezifischen Eigenart dieser Quellengattung schwierig, ja teilweise unmöglich ist, in dieser zentralen Quelle „Ideal und Realität […] fein säuberlich zu trennen,"[10] wird man an der Zuverlässigkeit dieser Angabe nicht zweifeln müssen: Kitzingen war ein bischöflich-bambergisches Eigenkloster, Bischof von Bamberg war von 1177 bis 1196 Hedwigs Großonkel Otto VI. (als Bamberger Bischof Otto II.). Angeblich im Alter von zwölf Jahren wurde sie dann mit dem Piastenfürsten Heinrich, Erben des polnischen Teilfürstentums Schlesien, vermählt; denkbar, dass zu dieser Wahl Bertholds, der für seine Kinder hochfliegende Pläne verfolgte (zwei weitere Töchter wurden Ehefrauen der Könige von Frankreich und Ungarn), ältere gute Beziehungen von Bamberg zu Polen beigetragen haben.[11] Trotz der großen räumlichen Entfernung

Königswähler und Kurfürsten (Ius Commune. Studien zur europäischen Rechtsgeschichte 152). Frankfurt 2002, S. 225–315 sowie den Sammelband von Ursula Vorwerk (Hg.): Die Andechs-Meranier in Franken. Europäisches Fürstentum im Hochmittelalter. Mainz 1998.

10) Bernhard Schneider: Hedwig von Schlesien und die Revolution der Caritas (Sankt Hedwig Mitte 3). Freiburg 2019, S. 57.

11) Vgl. Michał Kaczmarek: Motywy bamberskie w dziejopisarstwie cystersów śląskich w XIII wieku [Bamberger Motive in der Geschichtsschreibung der schlesischen Zisterzienser im 13. Jh.], in: Mente et litteris. O kulturze i społeczeństwie wieków średnich [Zu Kultur und Gesellschaft im Mittellalter]. Poznań 1984, S. 145–152; Jerzy Strzelczyk: Bamberg a Polska w średniowieczu [Bamberg und Polen im Mittelalter], in: Roczniki historyczne 62 (1996), S. 73–88; Benedykt Zientara: Heinrich der Bärtige und seine Zeit. Politik und Gesellschaft im mittelalterlichen Schlesien (Schriften des Bundesinstituts für Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 17). München 2002, S. 107f.

blieben Hedwigs Verbindungen zu ihrer Familie und speziell zu Bamberg eng: Als ihr Gatte 1202 das Zisterzienserinnenstift Trebnitz, das erste Frauenkloster auf schlesischem Boden, gründete, wurde der Gründungskonvent aus dem Bamberger Kloster St. Theodor geholt, dessen Nonnen nach den Gewohnheiten von Cîteaux lebten. In ihrer Eigenschaft als Schutzvögte von St. Theodor kamen zur feierlichen Bestätigung der Stiftung auch Hedwigs Bruder Ekbert, zu dieser Zeit Bischof-Elekt von Bamberg, und ihr Onkel Poppo, Dompropst ebenda.[12] Als erste Äbtissin soll Hedwig ihre ehemalige Erzieherin *(magistra)* in Kitzingen namens Petrissa ausgewählt haben. Auf weiterhin enge Kontakte zwischen dem schlesischen Herzogshof und Bamberg deutet auch ein reich bebildertes Gebetbuch hin, das nach neueren Forschungen vermutlich im zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts im Bamberger Raum – möglicherweise sogar für Hedwig selbst oder für ihre Tochter Gertrud, die spätere Trebnitzer Äbtissin – angefertigt worden ist und aller Wahrscheinlichkeit nach zeitweise im Kloster zu Trebnitz benutzt wurde (heute New York, Pierpont Morgan Library, Ms. M 739).[13] Als sich 1230 das mit Trebnitz eng verbundene Zisterzienserkloster Leubus um eine Zollbefreiung für den Transport des wichtigen Handelsguts Hering durch das Herrschaftsgebiet der Markgrafen von Brandenburg bemühte, bediente es sich der Vermittlung durch den Bamberger Bischof Ekbert.[14]

Zu diesem Zeitpunkt hatte allerdings der Niedergang der Andechser bereits eingesetzt, ausgelöst worden war er durch den Mord des Pfalzgrafen Otto VIII. von Wittelsbach am römisch-deutschen König Philipp

12) Vgl. Schlesisches Urkundenbuch, Bd. 1: 971–1230, bearb. von Heinrich Appelt. Wien, Köln, Graz (1963–)1971, Nr. 83 und die dort genannte Literatur.

13) Aus der reichen Literatur zu diesem Manuskript, das auch wegen des darin enthaltenen Nekrologs lebhaftes Interesse hervorgerufen hat, vgl. zuletzt Gude Suckale-Redlefsen: Buchkunst zur Zeit der Andechs-Meranier in Bamberg, in: Die Andechs-Meranier in Franken (wie Anm. 9), S. 239–264, bes. S. 248f., u. S. 373f.; Michael Stolz: Das Experiment einer volkssprachigen Bilderbibel im mitteleuropäischen Kontext der Zeit nach 1200. New York, Pierpont Morgan Library, M. 739, in: Václav Bok, Hans-Joachim Behr (Hg.): Deutsche Literatur des Mittelalters in und über Böhmen II. Tagung in České Budějovice/Budweis 2002 (Schriften zur Mediävistik 2). Hamburg 2004, S. 9–45; Jürgen Wolf: Buch und Text. Literatur- und kulturhistorische Untersuchungen zur volkssprachigen Schriftlichkeit im 12. und 13. Jahrhundert. Tübingen 2008, bes. S. 190–194.

14) Schlesisches Urkundenbuch, Bd. 1 (wie Anm. 12), Nr. 318; vgl. auch Waldemar P. Könighaus: Die Zisterzienserabtei Leubus in Schlesien von ihrer Gründung bis zum Ende des 15. Jahrhunderts (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien 15). Wiesbaden 2004, S. 40f., 204, 339.

von Schwaben am 21. Juni 1208 im bischöflichen Palast in Bamberg. Bischof Ekbert und sein Bruder Heinrich, Markgraf von Istrien, wurden der Mitwisserschaft an diesem Verbrechen, später sogar der Mittäterschaft verdächtigt, sie wurden ohne ein rechtmäßiges Gerichtsverfahren geächtet und mussten außer Landes fliehen, ihre Reichslehen wurden eingezogen, sie verloren alle Güter und Besitzungen sowie Würden und Rechte. Einer der größten Nutznießer dieser allem Anschein nach verleumderischen Aktionen war Herzog Ludwig von Bayern, der das beträchtliche Eigengut des Markgrafen in Altbayern mit Andechs selbst an sich riss und teilweise verwüstete. Zwar konnten sich die beiden andechsischen Brüder unter großen Schwierigkeiten drei Jahre später wieder rehabilitieren, Bischof Ekbert wurde erneut in seine Rechte eingesetzt, der Markgraf aber musste sich viele Jahre mit dem Verlust seiner ehemaligen Besitzungen in Bayern und Tirol abfinden. Erst zwei Monate vor seinem Tod im Juli 1228 gelang ein Ausgleich mit dem bayerischen Herzog, durch den wenigstens Teile der Andechser Güter (darunter Dießen) wieder an Markgraf Heinrich kamen. Da er kinderlos starb, fielen diese nun an seinen Bruder Otto VII., Herzog von Meranien und Pfalzgraf von Burgund, und nach dessen Ableben 1234 an Ottos einzigen Sohn Otto VIII. Als dieser seinerseits 1248 als letzter weltlicher Vertreter des Geschlechts ohne Nachkommen starb und drei Jahre später auch sein Onkel Berthold V., Patriarch von Aquileja, zu Grabe getragen wurde, war damit das Haus Andechs im Mannesstamm erloschen.

Viele Forscher vertreten die Meinung, dass Herzogin Hedwig sich aufgrund der Erfahrung der tragischen Ereignisse unter ihren Geschwistern – hinzu kam noch, dass die eigene Tochter Gertrud dem Königsmörder Otto von Wittelsbach versprochen gewesen war und 1213 ihre gleichnamige Schwester, Königin von Ungarn, einem Mordanschlag zum Opfer fiel – zu einer Wende in ihrem Leben oder zu einer Radikalisierung ihres Lebensentwurfs entschloss und auch ihren Gatten darin einzubeziehen vermochte. Nach der Geburt ihres siebten Kindes 1208 legte das schlesische Herzogspaar das Keuschheitsgelübde ab – Vorbild hierfür mag die als „jungfräulich" angesehene Ehe des 1146 bzw. 1200 heiliggesprochenen Kaiserpaares Heinrich II. († 1024) und Kunigunde († 1033) gewesen sein, dessen Kultmittelpunkt ja Bamberg war. Im Sinne der immer stärker in das öffentliche Bewusstsein tretenden Reformbewegungen innerhalb der Kirche, vor allem der franziskanischen Spiritualität, führte Hedwig fortan, wohl in Übernahme eines Lebensmodells der Nachfolge Christi ein tief religiöses Leben in strenger Askese verbunden mit einem umfangreichen

karitativen Wirken mit Krankenpflege, Armenfürsorge und anderen Werken der Barmherzigkeit. Nach dem Tode ihres Gatten 1238 zog sich Hedwig nach Trebnitz zurück, legte aber keine Ordensgelübde ab. Schon bald nach ihrem Ableben im Oktober 1243 und der Beisetzung in der Klosterkirche von Trebnitz setzten Pilgerfahrten zu ihrem Grab ein, die durch Berichte von Wunderheilungen noch verstärkt worden sein dürften. 1262 wurde der Kanonisationsprozess an der päpstlichen Kurie in Rom eingeleitet; am 26. März 1267 stellte Papst Clemens IV. in Viterbo die Kanonisationsurkunde aus.[15] Diese päpstliche *Littera* war an alle Bischöfe in der Kirchenprovinz Gnesen – also die gesamte *Polonia* – gerichtet; gleichlautende Exemplare sollten laut einem kurialen Vermerk auf der Plika des Originals auch an die Erzbischöfe Deutschlands und deren Suffragane gehen, von denen sich jedoch keine Spur erhalten hat. Zweifelsfrei erreichte die Kunde davon aber mindestens Teile des bayrischen Episkopats, war doch Hedwigs Enkel Wladislaw, einer der eifrigsten Beförderer ihrer Heiligsprechung, seit 1265 Erzbischof von Salzburg,[16] und dessen Hofmeister Petrus, seit 1265 Bischof von Passau, erteilte den Besuchern der Trebnitzer Klosterkirche *in die translationis et nativitatis sancte Hædwigis* einen Ablass.[17] Das baldige Ableben beider – 1270 bzw. 1280 – dürfte freilich dazu geführt haben, dass diese Kenntnis wieder in Vergessenheit geriet.

Nach der Ausschaltung der Andechser und der weitgehenden Übernahme ihrer Besitzungen in Bayern hatten die Wittelsbacher aus naheliegenden Gründen keinerlei Interesse, das Andenken an ihre ehemaligen Rivalen zu pflegen. Anders stand es mit den von diesen gegründeten Klöstern, allen voran dem Augustiner-Chorherrenstift Dießen am südwestlichen Ufer des Ammersees, dem Begräbnisort zahlreicher Angehöriger des Grafengeschlechts.[18] Hier gedachte man jährlich der Todestage der Klostergründer und ihrer Nachkommen und hielt ihre Genealogien in diversen Manuskripten fest. Die älteste Eintragung mit einer Erwähnung Hedwigs

15) Schlesisches Urkundenbuch, Bd. 4: 1267–1281, bearb. von Winfried Irgang. Köln, Wien 1988, Nr. 15.
16) Vgl. zuletzt Norbert Kersken: Wladislaw von Schlesien (um 1237–1270), in: Joachim Bahlcke (Hg.): Schlesische Lebensbilder. Bd. 12. Würzburg 2017, S. 23–32.
17) Schlesisches Urkundenbuch, Bd. 4 (wie Anm. 15), Nr. 148.
18) Vgl. hierzu vor allem Bernd Schneidmüller: Die Andechs-Meranier – Rang und Erinnerung im hohen Mittelalter, in: Die Andechs-Meranier in Franken (wie Anm. 9), S. 55–68.

erfolgte wohl kurz vor der Mitte des 13. Jahrhunderts in einer geistlichen Mischhandschrift, wo unter den acht Kindern von Berthold IV. und Agnes als letzte *Hadewich ducissa Zlesie* verzeichnet ist. Auf dem selben Blatt findet sich von einer Hand des 14. Jahrhunderts ein Nachtrag mit ausführlicheren genealogischen Angaben, wobei es zu Hedwig wiederum als letzter dieser Generation heißt: *et Haedwigem ducissam Zlesie in Polania*.[19] Auffällig bei dieser letzteren Eintragung ist, dass Hedwig nicht als Heilige bezeichnet wird, wohl aber Elisabeth, Tochter ihrer Schwester Gertrud. Dasselbe gilt für eine Eintragung aus dem ausgehenden 14. oder beginnenden 15. Jahrhundert – *et Hedwigem ducissam Selsie in Polonia* – in dem viel diskutierten Andechser Missale des 10. Jahrhunderts.[20] Im Kalendarium mit Nekrolog des um 1200 angelegten Dießener Traditionsbuchs findet sich zum Oktober ein vielleicht noch aus dem 13. Jahrhundert stammender Nachtrag: *III Idus Haedewigis ducissa Zlesie, filia Berhtoldi ducis Meranie, obiit anno gracie M°CC°XL°I°*.[21] Möglicherweise daraus hervorgegangen ist eine *Annotacio* des 15. Jahrhunderts in einem anderen Dießener Codex mit ebenfalls fehlerhafter Jahresangabe: *Anno gracie M.CC.XL.I. Haidwigis ducissa Selesie obiit, filia Pertoldi ducis Meranie.*[22] Auch in diesen Handschriften fehlt also ein Hinweis auf die Kanonisierung Hedwigs.

Aus diesen recht dürren Angaben und der falschen Jahreszahl könnte man folgern, dass die Kenntnisse der Dießener Augustiner über Hedwig

19) München Staatsbibliothek Clm 5515 fol. 128r; Abb. bei Schneidmüller (wie Anm. 18) S. 65; Ed. Philippus Jaffé (Hg.): De fundatoribus monasterii Diessensis, in: MGH Scriptores XVII. Hannover 1861, S. 328–331, hier S. 328.

20) München Staatsbibliothek Clm 3005 fol. 51r; Faks.: http://daten.digitale-sammlungen.de/~db/0004/bsb00041139/image_105; Ed. Romuald Bauerreiß: Die geschichtlichen Einträge des ‚Andechser Missale' (Clm 3005). Texte und Untersuchung, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens 47 (1929), S. 52–90, 433–447, hier S. 66 Nr. 6. Einen guten Überblick über die kontrovers geführte Debatte über den Charakter dieser spätmittelalterlichen Einträge, die mit der ‚Entdeckung' des Andechser Heiltumsschatzes 1388 in Zusammenhang stehen, bietet der Blog von Klaus Graf https://ordensgeschichte.hypotheses.org/7909; im Zusammenhang dieses Beitrags sind die zugrunde liegenden Fragen freilich ohne Belang.

21) München Staatsbibliothek Clm 1008 fol. 15v; Faks.: https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb00116973?page=46,47; Ed. Necrologium Diessense, in: MGH Necrologia Germaniae t. I: Dioeceses Augustensis, Constantiensis, Curiensis. Berlin 1888, S. 7–32, hier S. 28.

22) München Staatsbibliothek Clm 5688 fol. 184r; Faks. https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb00092702?page=378,379; Ed. Jaffé (wie Anm. 19), S. 330.

ziemlich dürftig waren. Tatsächlich aber wusste man doch wenigstens etwas mehr. In den letzten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts sammelte ein bayrischer Geistlicher, vermutlich ein Benediktiner aus der Regensburger Abtei St. Emmeram, wohl auf mehreren Rundreisen durch ober- und niederbayrische Klöster und Stifte Informationen zu deren Gründung. Seine *Fundationes monasteriorum Bavariae*[23] enthalten einen recht umfangreichen Text zu Dießen, der zweifelsfrei auf Quellen aus diesem Stift beruht.[24] Hier finden sich auch Angaben zu den Begräbnisstätten mehrerer Familienmitglieder der Andechs-Meranier; zu Hedwig heißt es: *Anno MCCXLI. Hedwigis ducissa Slesie obiit, filia Perchtoldi ducis Meranie, et sepulta in Trebenitz et ibidem canonizata.*[25] Man wusste also, dass Hedwig in Trebnitz begraben war, verlegte aber merkwürdigerweise auch deren Kanonisierung dorthin; zudem fehlt anders als bei Elisabeth die Bezeichnung als *sancta*. Die Fundationessammlung, von der bislang nur Teildrucke existieren,[26] wurde während des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts in verschiedenen Klöstern abgeschrieben und teilweise auch ergänzt.[27] Einige dieser Ergänzungen betreffen den Eintrag zu Hedwig; so wird diese z. B. korrekt als *soror Gertrudis*[28] oder irrig als *soror S. Elizabeth*[29] bezeichnet. In der einzigen bislang bekannten deutschen Übersetzung im Kloster Benediktbeuern aus dem Jahre 1479 heißt es: *Nach Christi geburde MCCXLI ist gestorben Hetwigis Sand Elisabethen schwester, ein herczogin in der Schlesi vnd ist gewesen ein tochter herczog Perchtoldi von Merania vnd*

23) Vgl. Alois Schmid: Die Fundationes monasteriorum Bavariae. Entstehung – Verbreitung – Quellenwert – Funktion, in: Hans Patze (Hg.): Geschichtsschreibung und Geschichtsbewußtsein im späten Mittelalter (Vorträge und Forschungen 31). Sigmaringen 1987, S. 581–646.

24) Zu den vermutlichen Quellen für diese Ausführungen vgl. Schütz: Die Grafen (wie Anm. 9), S. 299f.

25) München Staatsbibliothek Clm 14594 fol. 27v; Faks.: https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb00109441?page=58,59.

26) Teile des Textes zu Dießen wurden ediert als Chronicon Diessense von Raimund Duellius: Miscellaneorum, quae codicibus mss. collegit, liber II. Augsburg, Graz 1724, S. 124–128; als Anonymi Monachi Diessensis Memoria sepulchralis Comitum Diessensium von Andreas Felix Oefele: Rerum Boicarum scriptores nusquam antehac editi …., t. II. Augsburg 1763, S. 703; sowie von Jaffé (wie Anm. 19), S. 330f.

27) Bis heute sind elf Abschriften oder Auszüge nachweisbar; vgl. neben Schmid (wie Anm. 23), S. 587–591, noch https://www.geschichtsquellen.de/werk/2412.

28) S. die in Anm. 26 angeführten Editionen.

29) München Staatsbibliothek Clm 14894 fol. 35r; Faks.: https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb00103385?page=72,73.

ist zw Trebnicz begraben, vnd auch daselbs geheiligt vnd erhebt.[30] Kenntnis weiterer Quellen zu Hedwigs Leben beweist schließlich ein Benediktiner aus dem oberbayrischen Kloster Wessobrunn, wenn er seine nach 1516 vorgenommene Abschrift noch zusätzlich erweitert: *Anno domini M°CCXLI obiit S. Hedwigis ducissa Schlesie in Polonia, filia Perchtoldi ducis Meranie et soror s. Gredrudis regine Vngarie occise, sepultaque in Trebenitz monasterio ordinis Cisterciensium, quod ipsa haud longe a Vratislauia prius extruxit, in quo et postmodum canonizatur.*[31]

Das wieder erwachte Interesse an den Andechs-Meraniern hängt eng mit einem besonderen Ereignis zusammen:[32] Am 26. Mai 1388 wurde unter dem Altar der inzwischen nahezu bedeutungslos gewordenen kleinen Kapelle auf dem Andechser Berg eine Kiste mit überaus seltenen und wundermächtigen Reliquien ‚entdeckt', angeblich aus dem Besitz der Andechser Grafen und vor der Schleifung der Burg in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts dort versteckt. Dieser Fund erregte sofort Aufmerksamkeit am Hof der Münchner Herzöge, wo dessen Bedeutung und die damit verbundenen Möglichkeiten im Sinne einer Sakralisierung ihrer Herrschaft klar erkannt wurden. Als ‚Rechtsnachfolger' der Andechser setzten sie sich gegen Ansprüche des Benediktinerklosters Ebersberg als Patronatsherr der Andechser Kapelle durch und ließen die Heiltümer nach München holen, um sie nach 1402, nachdem die Auseinandersetzung mit Ebersberg zu ihren Gunsten beendet worden war, sukzessive wieder auf den Andechser Berg zurückbringen zu lassen. Um für diesen Schatz einen würdigen Aufbewahrungsort zu schaffen und für die bereits in Gang gekommenen Wallfahrten einen geeigneten Rahmen bieten zu können, wurde in den 1420er Jahren dort mit dem Bau einer großen Hallenkirche begonnen. Die Wallfahrtsseelsorge vertrauten die Herzöge zunächst

30) München Staatsbibliothek Cgm 427 fol. 141v; Faks.: https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb00115486?page=290,291.
31) München Staatsbibliothek Clm 1470 fol. 117; Faks.: https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb00029580?page=244,245.
32) Zum Folgenden vgl. die Literatur- und Quellenhinweise bei Hartmut Kühne: *Ostensio reliquiarum.* Untersuchungen über Entstehung, Ausbreitung, Gestalt und Funktion der Heiltumsweisungen im römisch-deutschen Regnum (Arbeiten zur Kirchengeschichte 75). Berlin, New York 2000, S. 348–351; zuletzt s. Toni Aigner: Der Fund der Wilsnacker Bluthostien und des Andechser Heiltums, in: Hartmut Kühne, Gunhild Roth (Hg.): Andacht oder Abenteuer. Von der Wilsnackfahrt im Spätmittelalter bis zu Reiselust und Reisefrust in der Frühen Neuzeit. Tübingen 2020, S. 117–133.

einem Chorherrenstift an, 1455 stiftete Herzog Albrecht III. dann aber ein Benediktinerkloster, dessen erster Konvent aus dem Reformkloster Tegernsee kam. Die Beziehungen der Wittelsbacher zu ihrem nunmehrigen Hauskloster sollten über Jahrhunderte sehr eng bleiben.

Um die Geschichte dieses Reliquienschatzes zu ‚dokumentieren', verfasste ein Mitglied der herzoglichen Kanzlei vielleicht bald nach 1403 in deutscher Sprache eine *Hystoria reliquiarum in Andechs*, die gleichzeitig auch in anekdotenhaften Erzählungen eine kurze Geschichte des Andechser Grafengeschlechts darstellt. In dieser Propagandaschrift für die Andechser Wallfahrt wird Wert auf den Hinweis gelegt, dass aus dem Geschlecht mehrere Heilige hervorgegangen seien: *Der sind süben hailig worden vnd erhaben in der hailigen cristenheit vß dem stam vnd geschlecht*, unter ihnen wird als sechste genannt *sand Haidwig sand Elsbeten swester herzogin zw Polan*[33] – auch hier also wieder die fehlerhafte Bezeichnung als Elisabeths Schwester sowie neu eine Verkürzung auf „Herzogin in Polen". Sowohl der Herzogshof als Auftraggeber als auch später vor allem die Benediktiner schätzten offensichtlich die Bedeutung dieser Schrift, die heute in der Regel als Andechser Chronik bezeichnet wird, sehr hoch ein, so dass sie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine Reihe von Abschriften veranlassten, die zum Teil in- und ausländischen Adligen gewidmet wurden.[34] 1472 wurde in deutscher und lateinischer Sprache eine erweiterte Redaktion verfasst, in der die Tendenz zur Verherrlichung des Herzogshauses der Wittelsbacher noch viel deutlicher zum Ausdruck kam. Bereits kurze Zeit später – 1473 sowie zwei undatierte Editionen – druckte der Augsburger Buchdrucker Johann Bämler davon drei verschiedene Ausgaben „Von dem Ursprung und Anfang des heiligen Bergs zu Andechs".[35] In allen dreien heißt es zu den Andechser Heiligen ebenso wie in der ersten Redaktion

33) München Staatsbibliothek Cgm 2928, fol. 19v (älteste überlieferte Quelle aus den Jahren 1429–1436); Ed. Benedikt Kraft: Andechser Studien 2, in: Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte 74 (1941), S. 261–704, hier S. 586.

34) Bis heute sind über 20 Handschriften fassbar; vgl. neben den Hinweisen bei Werner Williams-Krapp: Andechser Chronik, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, 2 . Aufl. Bd. 1. Berlin, New York 1978, Sp. 334f., noch https://handschriftencensus.de/werke/1715 sowie https://www.geschichtsquellen.de/werk/996.

35) Nachgewiesen in der Datenbank Gesamtkatalog der Wiegendrucke (GW) Nr. 01639, 0163910N und 01640; vgl. Günter Hägele, Melanie Tierbach (Hg.): Augsburg macht Druck. Die Anfänge des Buchdrucks in einer Metropole des 15. Jahrhunderts. Augsburg 2017, Nr. 23 S. 132f.

Hadwigis sant Elszpeten schwester hertzogin von Polon; in den neu hinzugefügten genealogischen Angaben zu den Kindern Herzog Bertholds IV. findet sich zu Hedwig zweimal die Formulierung *Hadwig herczogin von Schlesy in Polen*[36] und einmal ganz ungewöhnlich und einmalig *Hadwig küniginn von Schlesy in Polen.*[37] Wohl auf der Basis dieses Drucks konstruierte ein nicht näher bekannter Konrad Widerlin 1479 in seiner Chronik des Benediktinerklosters Kempten eine Verwandtschaft der als Stifterin betrachteten und als Heilige verehrten Hildegard († 783), Gattin Karls des Großen, mit dem Geschlecht der Andechser, dem ja so viele Heilige entstammten. Unter den auf dem *haylig berg* geborenen *vil andren hayligen* wird natürlich auch *Hagwidis ain schwester sant Elsbethen* aufgezählt.[38]

Zwei Jahrzehnte nach Bämler druckte dessen Stiefsohn Johann Schönsperger die Chronik unter dem Titel „Cronick von dem hochwirdigen und loblichen heyltum auff dem heyligen perg Andechs genant in obern Bayren" in zwei Auflagen erneut ab und erweiterte sie um die Aufzählung aller Andechser Heiltümer und der dort zu gewinnenden Ablässe[39] – damit war der Weg eingeschlagen für die Produktion von Heiltumsbüchern und Heiltumsverzeichnissen, teilweise in Form von Einblattdrucken, die in späteren Zeiten dann auch durch Nummerierungen und Abbildungen noch anschaulicher gemacht wurden.[40] Wie wichtig man in Andechs diese

36) Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, 4° Inc 66.2, fol. 9v; München Staatsbibliothek, 4 Inc.s.a. 1997 t, fol. 8v.
37) Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt, Inc III 56, fol. 10v.
38) München Staatsbibliothek, Cgm 5819, S. 9. Vgl. Klaus Schreiner: Hildegard, Adelheid, Kunigunde. Leben und Verehrung heiliger Herrscherinnen im Spiegel ihrer deutschsprachigen Lebensbeschreibungen aus der Zeit des späten Mittelalters, in: Susanna Burghartz u.a. (Hg.): Spannungen und Widersprüche. Gedenkschrift für František Graus. Sigmaringen 1992, S. 37–50, bes. S. 44f.
39) München Staatsbibliothek, 4 Inc.s.a. 589 und 4 Inc.s.a. 589m.
40) Vgl. zu dieser Thematik zuletzt – stets auch mit Nachweisen zu Andechs – Sabine Griese: Bild – Text – Betrachter. Kommunikationsmöglichkeiten von Einblatt-Druckgraphik im 15. Jahrhundert, in: Nikolaus Henkel u.a. (Hg.): Dialoge. Sprachliche Kommunikation in und zwischen Texten im deutschen Mittelalter. Hamburger Colloquium 1999. Tübingen 2003, S. 315–335; Philippe Cordez: Wallfahrt und Medienwettbewerb. Serialität und Formenwandel der Heiltumsverzeichnisse mit Reliquienbildern im Heiligen Römischen Reich (1460–1520), in: Andreas Tacke (Hg.): „Ich armer sundiger Mensch": Heiligen- und Reliquienkult am Übergang zum konfessionellen Zeitalter. Göttingen 2006, S. 37–73; Livia Cárdenas: Kollektionskataloge des Heiligen. Reliquiensammlungen im Bild, in: Anja-Silvia Goeing u.a. (Hg.): Collector's Knowledge. What is Kept, What is Discarded. Aufbewahren

Form der ‚Werbung' nahm, bestätigt auch der Umstand, dass von dem nächsten Druck der Chronik durch den Wessobrunner Drucker Lucas Zeyssenmayr kurz nach der Wende zum 16. Jahrhundert über 2.000 Exemplare gefertigt worden sein sollen.[41] Bis zur Jahrhundertmitte erschien in der Münchner Offizin des Johann Schobser noch eine weitere leicht überarbeitete Fassung.[42] Zu Hedwig bieten alle diese Ausgaben allerdings nicht mehr als die Bämlerschen Drucke, in den Heiltumsverzeichnissen fehlt jeglicher Hinweis auf sie. Man muss also davon ausgehen, dass in Andechs nur eine gewisse ganz rudimentäre Kenntnis über sie vorhanden war; für eine Verehrung gibt es jedenfalls keinerlei Anhaltspunkte.

Vielleicht kann man es als eine Art von (später?) ‚Ansippung' an die Andechs-Meranier betrachten, wenn in dem Nekrolog des Benediktinerinnenklosters Hohenwart (nö. von Augsburg) aus dem Jahr 1548 zum Oktober *id. Hedbigis ducissa* eingetragen worden ist, da zwischen jenen und den Stiftern des 1074 gegründeten Klosters, den Geschwistern Wiltrudis und Ortolf aus dem Geschlecht der später sog. Grafen von Hohenwart, angeblich engste verwandtschaftliche Beziehungen bestanden haben sollen.[43]

Historiographische Quellen

Als Johann Bämler die Andechser Chronik in Augsburg druckte, lebte in diesem führenden Buchzentrum im deutschsprachigen Raum ein Mann, dem zwei der wichtigsten Quellen zur Familie Hedwigs und zu ihrem Leben und Wirken wohl bekannt waren: der Berufsschreiber und Kom-

oder wegwerfen – Wie Sammler entscheiden. Leiden, Boston 2013, S. 163–192; Diana Feßl: Das spätmittelalterliche Heiltumsbuch als autonomer Publikationstypus – der erste Ausstellungskatalog neuzeitlicher Prägung mit Erinnerungswert. Phil. Diss. München 2013.

41) München Staatsbibliothek, 4 Inc.s.a. 589d; vgl. Williams-Krapp (wie Anm. 34), Sp. 335.

42) München Staatsbibliothek, Res/Bavar. 5176k.

43) Necrologium Hohenwartense, in: MGH Necrologia Germaniae t. I: Franz Ludwig Baumann (Hg.): Dioeceses Augustensis, Constantiensis, Curiensis. Berlin 1888, S. 33–35. Vgl. zuletzt zu diesem Thema Stefanie Hamann: Die Grafen von Hohenwart, in: Ferdinand Kramer, Wilhelm Störmer(Hg.): Hochmittelalterliche Adelsfamilien in Altbayern, Franken und Schwaben. München 2005, S. 65–96, hier bes. S. 86ff.

pilator Konrad Bollstatter († um 1482/83).[44] Unter dessen erhaltenen Manuskripten findet sich eine Sammelhandschrift aus den Jahren 1472 bis 1482 mit Pilgerbüchern, Chroniken und Heiligenlegenden, in die mehrfach Teile älterer Handschriften aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eingearbeitet sind.[45] Zu diesen zählen auch am Ende des Codex, in deutscher Übersetzung mit ostschwäbischer Mundart, die *Genealogia s. Hedwigis* (fol. 138r–141v; Initium: *Hie hebet an die unterichtung und spiegel des geschlechtes der heligen Hedwigen*) und der erste Teil der *Legenda maior* (fol. 142r–174v; Initium: *Hie hebet an die vorrede von dem leben sant Hedwigen*); bemerkenswert ist zudem, dass die letzten Seiten (fol. 171v–174v) von der Hand Bollstatters selbst stammen. Allerdings bricht der Text mitten im Kapitel über die Prophezeiungen Hedwigs unvermittelt ab, wobei sich nicht feststellen lässt, ob dafür Blattverlust oder sonstige Gründe verantwortlich sind. Bedauerlicherweise ist diese Überlieferung bis heute nicht näher untersucht oder mit den anderen deutschen Übersetzungen verglichen worden.

Woher der eifrige Sammler Bollstatter die Kenntnis dieser beiden Quellen hatte, lässt sich nicht mit absoluter Sicherheit sagen. Immerhin spricht viel dafür, dass dabei der Hof der Grafen von Oettingen eine wichtige Rolle spielte, an dem Bollstatter seine Laufbahn als Schreiber begonnen hatte (belegt 1446–1453). Um 1395 hatte Graf Friedrich III. († 1423) die Piastin Euphemia von Münsterberg († 1447) geheiratet, eine Nachkommin Hedwigs in der 7. Generation.[46] Gut möglich, dass diese aus ihrer schlesischen Heimat einen Codex mitgebracht hat, der die wichtigsten ‚Hedwigstexte' – in Schlesien hatte sich dafür bereits Anfang des 14. Jahrhunderts gewissermaßen eine Art Kanon ausgebildet, der als zentrale Elemente die *Legenda maior*, die daraus hervorgegangene

44) Vgl. Jürgen Wolf: Konrad Bollstatter und die Augsburger Geschichtsschreibung. Die letzte Schaffensperiode, in: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 125 (1996), S. 51–86; Kurzbiogramm bei Hermann Jaumann: Handbuch Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit. Bd. 1: Bio-Bibliographisches Repertorium. Berlin, New York 2004, S. 119.

45) München Staatsbibliothek, Cgm 735. Vgl. Karin Schneider: Die deutschen Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek München: Cgm 691–867. Ed. altera (Catalogus codicum manu scriptorum Bibliothecae Monacensis, T. 5, pars 5). Wiesbaden 1984, S. 186–192; Ehlert (wie Anm. 8), S. 157f.

46) Kazimierz Jasiński: Rodowód Piastów śląskich [Genealogie der schlesischen Piasten]. Bd. 2. Wrocław 1975, S. 70f.

Legenda minor und die *Genealogia* umfasste[47] – enthielt; später könnte dieser als Vorlage für die von Bollstatter benutzte Übersetzung gedient haben. Einige Jahre nach Euphemias Tod wurde vielleicht ebenfalls darauf fußend auf Veranlassung ihres Sohnes Wilhelm († 1467), der über eine recht reichhaltige Bibliothek verfügte, eine 113 Blatt starke Bilderhandschrift mit Übersetzungen der *Genealogia* (fol. 1r–5r; Initium: *Hie hebt sich an der tractat oder der spiegel der gepurt sant Hedwigen*), der *Legenda maior* (fol. 9r–105r; Initium: *An hebt das vorredlin von dem leben sant Hedwig*) und der *Legenda minor* (fol. 105v–111r; Initium: *Hie hebt an die kurcz legend von dem leben santt Hedwig*) angefertigt, die heute in der Universitätsbibliothek Augsburg aufbewahrt wird.[48] Die Tatsache, dass sich in dem Bibliotheksverzeichnis des Grafen Wilhelm von 1466/67 die Angabe findet *Ein bůch von sant Hedwigen gemalet, von ir wunder, daz sy hat geton*,[49] bildet den Terminus ante quem für die Abfassung dieser bis heute ebenfalls noch nicht edierten Übersetzungen.

Die Oettingen-Wallersteinsche Bibliothek enthielt sogar eine noch ältere lateinische Hedwigs-Handschrift, die zweifelsfrei in Schlesien angefertigt wurde und neben *Genealogia*, *Legenda maior* und *Legenda minor* zudem ein Hedwigs-Gebet sowie ein genealogisches Schema ihrer Vorfahren um-

47) Vgl. Wojciech Mrozowicz: Die hl. Hedwig – Leben und Kult (mit Bemerkungen zur Handschrift IV F 192 der Universitätsbibliothek Wroclaw/Breslau), in: Trude Ehlert (Hg.): Legenda o św. Jadwidze / Legende der hl. Hedwig. Wrocław 2000, S. 571–596, hier S. 580, der davon ausgeht, dass bereits die nicht erhaltene originale Handschrift der ersten Redaktion der Hedwigstexte ein solches Textkorpus enthalten haben könnte.

48) Augsburg Universitätsbibliothek, Cod. I.3.2° 7. Vgl. Karin Schneider: Deutsche mittelalterliche Handschriften der Universitätsbibliothek Augsburg: Die Signaturengruppen Cod. I.3 und Cod. III.1. Wiesbaden 1988, S. 46f.; Ehlert (wie Anm. 8), S. 158f.; Eckhard Grunewald: Das Bildprogramm des Augsburger Hedwigskodex I.3.2°7. Ein Beitrag zur Hedwig-Ikonographie des 15. Jahrhunderts, in: Księga Jadwiżańska (wie Anm. 8), S. 283–296; Marion Karge: „Ein buch von sant hedwigen gemalet". Die Hedwig-Handschriften in der Bibliothek der Grafen von Oettingen-Wallerstein, in: Eckhard Grunewald, Nikolaus Gussone (Hg.): Das Bild der heiligen Hedwig in Mittelalter und Neuzeit (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte 7). München 1996, S. 79–87; Ulrike Bodemann: Heiligenleben. Hedwig. Handschrift Nr. 51.14.1, in: Dies. u.a. (Hg.): Katalog der deutschsprachigen illustrierten Handschriften des Mittelalters (KdiH). Bd. 6. München 2015, S. 240–243.

49) Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz. 3. Bd., 1. Tl.: Bistum Augsburg. Bearb. v. Paul Ruf. München 1932, S. 159–162, hier S. 161.

fasst.[50] Laut Kolophon wurde der Codex *anno domini M°CCC° quadragente° VIII°* in Brieg im Haus des Stiftsherrn Nicolaus Balko durch Franciscus Rästchin für Michael, Kaplan in Scheidelwitz (Kr. Brieg), geschrieben; Joseph Gottschalk konnte aufgrund anderweitig bekannter Daten der genannten Personen feststellen, dass die verderbte Jahresangabe nicht wie früher angenommen in 1348 sondern höchstwahrscheinlich in 1408 zu emendieren ist, wozu auch die Wasserzeichen des Papiers passen. Die wiederholt geäußerte Vermutung, dass diese Handschrift die Vorlage für die spätere deutsche Übersetzung gebildet haben könnte, wurde jedoch von dem Germanisten Eckhard Grunewald durch den Nachweis verschiedener Textabweichungen widerlegt.[51] Wann der Codex an den Hof der Oettinger Grafen gelangte, lässt sich aufgrund fehlender Besitzervermerke nicht feststellen; möglicherweise war dies sogar erst unter Kraft Ernst Fürst von Oettingen-Wallerstein (1748–1802) der Fall, der als passionierter Büchersammler bekannt geworden ist (Gesamtbestand der fürstlichen Bibliothek um 1795 ca. 20.000 Bände).

Ein wesentliches Agens für das Bemühen der Oettinger um die Hedwigstexte wird man sicherlich in dem für die mittelalterliche Adelstradition typischen Streben nach Teilhabe an der Geblütsheiligkeit, nach Identitätsstiftung durch Gedächtniskultur und Patronat eines/einer Heiligen sehen dürfen,[52] es fehlt allerdings jeglicher Hinweis darauf, dass sich die darin fassbare Hedwigsverehrung und nicht zuletzt die Kenntnis der zentralen Hedwigstexte über die Familie und mit dem Hof verbundene Personen hinaus ausgebreitet hätte.

Das heißt natürlich nicht, dass es keine anderen Wege der Wissensvermittlung über nur in diesem Korpus enthaltene Angaben auch nach Bayern gegeben hätte. Im 14. und vor allem im 15. Jahrhundert sind in Schlesien und teilweise wohl auch im benachbarten Bistum Meißen

50) Augsburg Universitätsbibliothek, Cod. I.2.2° 30. Vgl. Joseph Gottschalk: Die älteste Bilderhandschrift mit den Quellen zum Leben der hl. Hedwig im Auftrage des Herzogs Ludwig I. von Liegnitz und Brieg im Jahre 1353 vollendet, in: Aachener Kunstblätter 34 (1967), S. 61–161, hier S. 84f.; Günter Hägele: Die Handschriften der Universitätsbibliothek Augsburg. Die lateinischen Handschriften Cod. I.2.2.° und Cod. II.1.2° 1-90. Wiesbaden 1996, S. 76f.; Karge (wie Anm. 48).

51) Eckhard Grunewald: Die Hedwig-Bilderzyklen des Mittelalters und der frühen Neuzeit, in: Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte 3 (1995), S. 69–106, hier S. 79f.

52) S. auch Karge (wie Anm. 48), S. 85f. sowie Seelbach (wie Anm. 8), S. 25f.

mehrere ‚Kurzbiographien' Hedwigs verfasst worden, die in mehr oder weniger starkem Maße auf der *Legenda maior* fußen. Dem Breslauer Mediävisten Wojciech Mrozowicz ist es gelungen, allein in den Beständen der Universitätsbibliothek Breslau fünfzehn verschiedene Redaktionen zu identifizieren.[53] Man darf wohl davon ausgehen, dass in einer Zeit verstärkter Kommunikation durch Fernhandel, Intensivierung des Universitätsstudiums, allenthalben wachsender Schriftlichkeit und nicht zuletzt eines aufblühenden Städtewesens die Kenntnis des einen oder anderen Textes auch nach Süddeutschland vorgedrungen ist. Vor allem scheint dies auf die Handelsmetropole Nürnberg zuzutreffen, deren Beziehungen zu Breslau im Spätmittelalter besonders eng und vielgestaltig waren.[54] Bereits im Jahre 1428 war in einem Kalender der Nürnberger Losungsstube[55] sowie kurz danach in einem anderen Nürnberger Kalender unbekannter Herkunft der 15. Oktober als Festtag der hl. Hedwig verzeichnet worden (was freilich nicht auf eine Hedwigsverehrung schließen lassen muss).[56] Die ‚schlesische' Heilige war daher in gewissen Kreisen des dortigen Großbürgertums bekannt, und es verwundert demnach nicht sonderlich, dass in die 1493 sowohl in lateinischer als in deutscher Sprache gedruckte große Weltchronik des vielgereisten Nürnberger Arztes, Humanisten und Historikers Hartmann Schedel (1440–1514)[57] auch ein knapper Text zu Hedwig eingeflossen ist, der eindeutig auf eine Kurzfassung der Hedwigsvita zurückgeht: *Hegwidis ducissa polonie, vidua mire sanctitatis,*

53) Wojciech Mrozowicz: Eine unbekannte „Vita beate Hedwigis" aus den Sammlungen der Universitätsbibliothek Breslau/Wrocław, in: Grunewald/Gussone (wie Anm. 48), S. 55–78, hier S. 58f.; Ders.: Materiały rękopiśmienne dotyczące Świętej Jadwigi w zbiorach Biblioteki Uniwersyteckiej we Wrocławiu [Handschriftliche Materialien betreffend die hl. Hedwig in den Beständen der Universitätsbibliothek Breslau], in: Księga Jadwiżańska (wie Anm. 8), S. 233–249, hier S. 238–240.

54) Vgl. Wolfgang von Stromer: Nürnberg-Breslauer Wirtschaftsbeziehungen im Spätmittelalter, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 34/35 (1975), S. 1079–1100; Agnieszka Patała: Nuremberg Merchants in Breslau (1440–1520). Commemoration as Assimilation, in: Anne Leader (Hg.): Memorializing the Middle Classes in Medieval and Renaissance Europe. Berlin, Boston 2018, S. 49–74.

55) Als Losunger wurden in Nürnberg die Verwalter der Stadtkasse bezeichnet; vgl. Emil Reicke: Geschichte der Reichsstadt Nürnberg. Nürnberg 1896, S. 261ff.

56) S. Adolf Lagemann: Der Festkalender des Bistums Bamberg im Mittelalter. Entwicklung und Anwendung. Bamberg 1967, S. 47f., 189.

57) Vgl. zuletzt Franz Josef Worstbrock, Béatrice Hernad: Schedel, Hartmann, in: Franz Josef Worstbrock (Hg.): Deutscher Humanismus 1480–1520: Verfasserlexikon. Bd. 2. Berlin, Boston 2013, Sp. 819–840.

paternum genus ex bertoldo marchione badensi, duceque merauie, maternum ex agneta filia marchionis orientalis et comitis de Rochlitz contraxit, in oppido kitzing literis edocta heinrico cognomento cum barba duci Slesie in uxorem data, tres filios, totidemque filias genuit. Cuius senior in bello contra tartaros defecit. Nobile monasterium ordinis cisterciensium in trebnitz haud longe a vratislauia extruxit, cui filiam gerdrudem cum centum virginibus prefecit. Et post obitum mariti vitam celibem in eo duxit. Inter ymagines quas venerabatur, beate virginis eburneam miro amore amplexabatur, in manibus gerens neque in morte dimisit. Tandem cum in omni virtute ac abstinentia vitam deduxisset longam, felici fine quieuit, quam clemens ob crebra miracula inter sanctas retulit.[58] In deutscher Sprache lautet diese Passage, der auch eine Holzschnitt-Illustration aus der Wolgemut-Werkstatt beigegeben ist: *Hedwig ein hertzogin zu Poln ein wittib wunderperlicher heilligkeit vom vater ein marggrafin zu bada vnnd von der můter ein orientalische marggrafin vnnd grefin zu Rochlitz, zu Kitzing zu der lernung angewisen, vnd hertzog Heinrichen in Schlesia vermehel[et] het drey sũne vnnd souil tőchter. Auß den der elter in einem streyt wider die unglawbigen erschlagen wardt. Dise heillige Hedwig hat ein edels closter cistercier ordens zu Trebnitz nlt [!] verre von Preßlaw gepawen, vnnd darinnen Gertrawten ir toch [!] tochter vber hundert iunckfrawen zu ebbtissin gesetzt vnd nach absterben irs gemahels auch daselbst innen ein heilligs leben gefüert, vnd wart dach [!] iren seligen absterben von irer vilfeltigen wunderzaichen wegen in der heilligen zal geschriben.*[59] Nichts deutet darauf hin, dass Schedel Hedwig in Verbindung mit dem Geschlecht der Andechs-Meranier gebracht hätte, was wohl der Fall gewesen wäre, hätte ihm die *Legenda maior* als Vorlage gedient.

Sehr wohl aber kannte diesen Zusammenhang der bedeutendste bayrische Chronist des 15. Jahrhunderts Veit Arnpeck († 1496), der 1493 bis 1495 seine *Chronica Baioariorum*, die wichtigste bayerische Landesgeschichte des Mittelalters, verfasste.[60] Nachdem noch etwas über ein Jahrzehnt zuvor der Dichter und Maler Ulrich Füetrer (ca. 1430–1493/1502) eine dem Münchner Herzog Albrecht IV. (1447–1508) dedizierte ‚Bayerische Chronik' geschaffen hatte, in der den Andechser Grafen lediglich

58) [Hartmann Schedel:] Liber Cronice cum figuris et Imaginibus. Nürnberg 1493, fol. 216.
59) [Hartmann Schedel:] Buch der Croniken vnd geschichten mit figuren vnd pildnussen von anbeginn der welt bis auf dise vnnsere Zeit. Nürnberg 1493, fol. 216.
60) Vgl. zu ihm Stefan Dicker: Landesbewusstsein und Zeitgeschehen. Studien zur bayerischen Chronistik des 15. Jahrhunderts. Köln 2009, S. 134–186.

etwas mehr als eine Seite gewidmet war – zu Hedwig als Tochter von *Berchtold hertzog zu Märhern* heißt es nur: *Die dritt tochter, fraw Hadwig, ward vermähelt ainem hertzogen aus der Slesy*[61] –, bot Arnpeck wesentlich mehr. Im Rahmen des 5. Buches seines umfangreichen Werkes findet sich u.a. ein Stammbaum der Grafen von Andechs, bei dem er als letzte unter den Kindern Bertholds IV. *S. Hegwidis ducissa Slesie in Polonia obiit 1241* anführt; kurz darauf lässt er ein Kapitel XI: *De S. Hedwige* folgen: *Item S. Hedwidis filia predicti Berchtoldi ducis Meronie et soror regine Gerdrudis matris S. Elizabet, in puerili aduc etate litteras didicit in monasterio Kitzigen [fol. 180r] in Franconia auctore spiritu sancto vixitque pie et iuste. Postmodum copulata Hainrico duci Slesie cognominato cum barba in matrimonium a lege domini et ecclesie nunquam discessit. Cum quo habuit tres filios et tres filias, inter quos Hainricus dux patris fuit successor. Qui contra Tartaros se pro Christo constanter in bello opposuit et in loco, qui dicitur Bellstat, prope Legnitz glorioso martirio occubuit anno domini MCCXLI V Idus Aprilis. Postquam autem genuerat predictos heredes Sancta Hedwidis, sanctis et piis monicionibus necnon continuis precibus pulsabat aures ducis mariti sui, ut publice cum ea in manus episcopi voveret perpetue continencie castitatem, quod factum est. Nam facto voto fere per XXX annos habuerunt thorum sequestratum. Deinde maritus eius construxit monasterium Trebnitz Cisterciensium ordinis, quod constetit XXX milia marcarum. Edificatum est autem idem monasterium anno domini MCC tercio tectumque est undique plumbo, quod apparet in hodiernum diem. In quo eciam deo obtulit filiam suam Gerdrudim cum centum monialibus, quibus omnia necessaria ordinavit usque in hodiernum diem. Ipsa namque humilibus vestimentis induta in monasterio de licencia mariti se locavit, in magna humilitate, frequenti oracione ac inestimabili paciencia vixit. Denique maritus eius anno Christi MCCXXXVII diem obivit, ipsa autem 1241.*[62] Die Nennung von *Bellstat*

61) Reinhold Spiller (Hg.): Ulrich Füetrer, Bayerische Chronik (Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte NF 2, 2). München 1909, S. 154f. Zu Füetrer vgl. neben Dicker (wie Anm. 60), S. 112–114 noch Joachim Schneider: Legitimation durch Kontinuität: Die Geschichtsschreibung über die Wittelsbacher und das Herzogtum Bayern im Spätmittelalter, in: Grischa Vercamer, Ewa Wółkiewicz (Hg.): Legitimation von Fürstendynastien in Polen und dem Reich. Identitätsbildung im Spiegel schriftlicher Quellen (12.–15. Jahrhundert) (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien 31). Wiesbaden 2016, S. 159–173, hier S. 168f.

62) München Staatsbibliothek, Clm 2230, fol. 178r und fol. 179v–180r; Faks.: https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb00112024?page=370,371 u. https://www.

als Ort der Schlacht gegen die Tataren (Mongolen) beweist, dass auch Arnpeck nicht die *Legenda maior* selbst vorgelegen haben kann, da dort der Name gar nicht aufscheint. Eher ist etwa an eine Abschrift der *Historia Sancte Hedwigis Minor* zu denken, die wohl zu Beginn des 15. Jahrhunderts vielleicht in Liegnitz verfasst worden ist, wo der Schlachtort *wolstad* heißt.[63] Allerdings muss Arnpeck auch noch andere Quellen benutzt haben, da er für Hedwig ein falsches Todesjahr nennt. Die zweimalige Angabe *in hodiernum diem* könnte darauf hindeuten, dass der Autor Nachrichten oder Gewährsleute aus Schlesien hatte.

Es scheint freilich eher fraglich, ob diese Texte sehr viel zu einer Verbreitung der Kenntnisse über Hedwig in Süddeutschland beigetragen haben. Bei Schedel ist ihr ‚Kurzbiogramm' gewissermaßen versteckt zwischen einigen Sätzen zum Mord von Guy de Montfort an Henry of Almain in Viterbo im Jahre 1271 und Angaben zum Leben des 1276 gewählten Papstes Johannes XXI. – damit dürften also nur ausgesprochene Geschichtsliebhaber überhaupt darauf gestoßen sein und diese hätten noch dazu den Zusammenhang mit Bayern erkennen müssen. Und bei Arnpeck fand die Handschrift der lateinischen Chronik nur recht geringe Verbreitung,[64] und in der kürzeren deutschen Übersetzung fehlt das Kapitel über Hedwig. Vergleichbares wird man auch über die Kollektaneen des gelehrten Regensburger Augustiner-Eremitenpriors Hieronymus Streitel[65] († nach 1531) sagen können, der in den Jahren 1497 bis 1524 drei umfangreiche Sammelhandschriften mit Auszügen aus Chroniken, Heiligenleben, Bischofskatalogen und vielen anderen Werken anlegte; zu Hedwig findet sich darin – zweifellos einer Papstchronik, wohl der des Martin von Troppau († 1278), entnommen[66] – ein Satz: *Clemens papa quartus Viterbii in ecclesia*

digitale-sammlungen.de/de/view/bsb00112024?page=376,377. Ed. Georg Leidinger (Hg.): Veit Arnpeck, sämtliche Chroniken (Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte. NF, 3. Bd.). München 1915, S. 204 u. 207f.

63) S. Joseph Klapper, Joseph Gottschalk: Eine unbekannte „Historia Sancte Hedwigis Minor", in: Archiv für schlesische Kirchengeschichte (zit. als ASKG) 18 (1960), S. 272–285.

64) S. Schneider: Legitimation (wie Anm. 61), S. 170.

65) Vgl. Joachim Schneider, Franz Joseph Worstbrock: Streitel (Streitl; Preliolinus), Hieronymus OESA, in: Verfasserlexikon (wie Anm. 34), Bd. 9 (1995), Sp. 403–406.

66) Vgl. Ludwig Weiland (Hg.): Martini Oppaviensis chronicon pontificum et imperatorum, in: MGH Scriptores XXII. Hannover 1872, S. 377–475, hier S. 441f.

fratrum Predicatorum canonizavit sanctam Hedwigam quondam ducissam Polonie mire sanctitatis viduam.[67]

Auf größere Resonanz wären solche Texte wohl gestoßen, hätte sie der „Vater der bayerischen Geschichtsschreibung" Johannes Aventinus (eigentlich Johann Georg Turmayr, 1477–1534)[68] in sein zwischen 1517 und 1522 entstandenes Hauptwerk, die *Annales ducum Boiariae*, aufgenommen, das bereits 1554 erstmals gedruckt worden und über Jahrhunderte äußerst wirkmächtig geblieben ist. Hier wird zwar Hedwig genannt und auch auf ihre Abstammung von den Andechser Grafen hingewiesen (*ex Boiaria Andechysio oriunda erat*; als Tochter Bertholds IV. *divam Haeduovicam Bolaniam*), sonst aber nur als erwähnenswert erachtet, dass sie die Mutter des im Kampf gegen die Tataren gefallenen schlesischen Herzogs Heinrich II. *(Honoricus […] filius divae Haeduovicae)* war.[69]

Aus einem völlig anderen, nämlich dem universitären Bereich findet sich ein ‚Hedwigsbeleg' in einer Sammelhandschrift aus der ehemaligen Bibliothek des Domkapitels Eichstätt. Der spätere Eichstätter Offizial und Domdekan Konrad von Seglau († 1437) war zwischen 1390 und 1414 an der Universität Wien tätig gewesen, zunächst in der Artisten- und danach in der Juristenfakultät. Bei und nach seiner Hinwendung zur Kanonistik um 1410 dürfte er die bis dahin gesammelten kanonistischen Texte erworben haben, und in einer der Repetitiones findet sich die Invocatio: *In nomine domini et indiuidue trinitatis patris et filii et spiritus sancti, beatissime Marie semper virginis gloriose sanctorumque Bartholomei apostoli necnon Hedwigis preelecte meorum patronorum totiusque celestis curie triumphantis Amen.*[70] Diese Anrufung Hedwigs als *patrona* lässt sich wohl auf den damals in Wien lehrenden Kanonisten Nikolaus von Schweidnitz[71] zurückführen;

67) München Staatsbibliothek, Clm 14053, fol. 102v. Faks.; https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb00021583?page=204,205.
68) Vgl. zuletzt Christine Riedl-Valder: Aventinus: Pionier der Geschichtsforschung. Regensburg 2015; Alois Schmid: Johannes Aventinus (1477–1534). Werdegang – Werke – Wirkung: eine Biographie. Regensburg 2019.
69) Sigmund Riezler (Hg.): Johannes Turmayr's genannt Aventinus Annales ducum Boiariae. 2. Bd. München 1884, S. 275, 290, 308.
70) Eichstätt Universitätsbibliothek, Cod. st 490, fol. 148r; Karl Heinz Keller: Kataloge der Universitätsbibliothek Eichstätt. Die mittelalterlichen Handschriften. Bd. 3: Aus Cod. st 471 – Cod. st 699. Wiesbaden 2004, S. 86–101, hier S. 92.
71) Vgl. Franz Josef Worstbrock: Schweidnitz, Nikolaus, in: Verfasserlexikon (wie Anm. 34), Bd. 8 (1992), Sp. 929f.

Maria und Bartholomäus waren Patrone des Klosters Trebnitz. Konrad von Seglau hat zweifellos den Codex mit nach Eichstätt gebracht; ein persönlicher Bezug zu dieser Invocatio, der bei Nikolaus von Schweidnitz natürlich gegeben war, lässt sich bei ihm allerdings nicht erkennen.

Zieht man ein Zwischenfazit, so muss man diese Texte, so interessant sie im Einzelfall durchaus sein mögen, mengenmäßig als eher spärlich bezeichnen; als Beleg für eine breitere Kenntnis von Hedwig oder gar eine Verehrung sind sie nur äußerst eingeschränkt zu werten. Dieser Eindruck wird noch erhärtet, wenn man zudem hinzunimmt, dass bislang offensichtlich noch in keiner der in Bayern abgeschriebenen oder verlegten Legendensammlungen (Heiligenleben) wie etwa der *Legenda aurea* des Jacobus de Voragine († 1298), dem bekanntesten religiösen Volksbuch des Abendlands im Mittelalter, von dem allein mehr als 1.000 Handschriften erhalten sind und das zwischen 1470 und 1500 nicht weniger als 97 Inkunabelauflagen erlebte, in deren Ergänzungen bzw. Ableitungen oder in Martyrologien ein Hedwigstext nachgewiesen werden konnte.

Liturgische Bücher, Predigtsammlungen, Gebetbücher, Kalender

Naturgemäß finden Heiligenkulte im Kontext schriftlicher Quellen am ehesten in liturgischen Büchern, Sammlungen von Predigten oder Gebetbüchern ihren Niederschlag. Für die Untersuchung der ersteren sind, da in der katholischen Kirche eine Vereinheitlichung der Liturgie erst durch die Beschlüsse des Trienter Konzils (1545–1563) in die Wege geleitet wurde, die Verhältnisse in den einzelnen Diözesen in den Blick zu nehmen; ja es sind dazu mitunter auch lokale Abwandlungen und Eigenentwicklungen zu beachten, da bei manchen Orden, einzelnen Klöstern oder sogar Pfarrkirchen teilweise beträchtliche Variationen zu beobachten sind.

Allgemeinstes Anzeichen für die Kenntnis von Heiligen ist die Aufnahme von deren Festtag innerhalb des kirchlichen Jahresablaufs in die Kalendarien der liturgischen Bücher einer Diözese, einer Ordensgemeinschaft oder eines einzelnen Klosters. Zwar bildete allenthalben der römische Heiligenkalender das ‚Grundgerüst', darüber hinaus aber ließen unterschiedliche liturgische Traditionen eine Vielzahl von regionalen oder gar lokalen Heiligenkalendern entstehen. Dabei musste die Nennung eines Namens noch nicht notwendigerweise einen Beweis für die Verehrung des jeweiligen Heiligen darstellen, wohl aber, dass er prinzipiell bekannt

war. Nicht selten herrschte sogar „hinsichtlich vieler Heiligennamen ziemlich viel Willkür. Der eine Schreiber nahm sie in das Kalendarium auf, ein späterer ließ sie aus, dann erscheinen sie wieder“,[72] oder aber ein und derselbe ‚Kalendermacher‘ verzeichnete den Heiligengedenktag in einem Falle, ließ ihn aber in einem anderen weg. Eine bloße Auflistung der Nennungen Hedwigs in den Kalendarien aus Bayern wäre daher recht wenig aussagekräftig und würde wohl zu Verzerrungen des tatsächlichen Bildes führen.

Die Tatsache, dass geistliche Texte – einschließlich liturgischer Bücher – speziell im deutschsprachigen Raum einen besonders hohen Anteil an den Erzeugnissen der medialen Revolution des 15. Jahrhunderts, der Erfindung des Buchdrucks, ausmachten, erleichtert den Einstieg in die Untersuchung der Kalendarien. Für alle hier zu betrachtenden Bistümer liegen für das letzte Viertel des 15. bzw. das erste des 16. Jahrhunderts Inkunabeln oder Frühdrucke von Missalen (Messbüchern), Brevieren (Sammlungen der Stundengebete) oder anderen Gebetbüchern mit den jeweils geltenden Heiligenkalendern vor. Für acht der zehn Diözesen (Augsburg, Bamberg, Eichstätt, Freising, Mainz, Salzburg, Regensburg, Würzburg) lässt sich keine einzige Nennung Hedwigs nachweisen;[73] anders sieht es lediglich bei Passau, dem flächenmäßig größten Bistum des Heiligen Römischen Reichs, und bei dem winzigen Salzburger Eigenbistum Chiemsee aus. Für Passau konnten die Ausgaben von elf Missalen (Drucke von 1491, 1494, 1498, 1503 [zwei verschiedene], 1505, 1507, 1509, 1512, 1514, 1522), sieben Brevieren (Drucke von 1481, 1490 [zwei verschiedene], 1503, 1505, 1515, 1517), zwei Diurnalen (Tagesgebetbüchern; Drucke von 1494 und 1521) und einem Psalterium (Buch mit Psalmentexten und anderen Gebeten; Druck von 1494/98) durchgesehen werden – alle, von den Passauer Bischöfen in Auftrag gegeben und als *secundum chorum Patauiensem,*

72) Hugo Weishäupl: Das Kalendarium des Chorherrenstiftes St. Florian vom 13. bis zum 16. Jahrhundert, in: Archiv für die Geschichte der Diözese Linz 5 (1908), S. 27–74, hier S. 71.

73) Dies belegt die Durchsicht von insgesamt 45 einschlägigen Druckwerken und findet eine Bestätigung in den jeweiligen Heiligenkalendern bei Hermann Grotefend: Zeitrechnung des Deutschen Mittelalters und der Neuzeit. Bd. 2. Hannover 1898, passim. Allgemein vgl. Dominik Daschner: Die gedruckten Meßbücher Süddeutschlands bis zur Übernahme des Missale Romanum Pius V. (1570) (Regensburger Studien zur Theologie 47). Frankfurt a.M. 1995.

secundum Patauiensis ecclesie rubricam oder ähnlich bezeichnet, geben den 15. Oktober als Festtag Hedwigs an, zumeist in der Form *Hedwigis vidue* oder *Hedwigis ducisse*.[74] Dieser stellte somit einen Bestandteil des spezifischen spätmittelalterlichen Passauer Kalendars dar. Natürlich findet er sich auch in einer Reihe älterer oder zeitgleich im Bereich der Diözese Passau entstandener handschriftlicher liturgischer Bücher wieder, so – um nur einige wenige zu benennen – beispielsweise in einem um 1460 entstandenen *Horarium chori Passaviensis* aus dem Besitz eines an der Passauer Domkirche tätigen Priesters Georg Pocksöder,[75] einem kombinierten *Breviarium* und *Liber ordinarius* des Passauer Domstifts vom Ende des 15. Jahrhunderts[76] oder einem *Missale votivale* des unweit von Passau gelegenen Zisterzienserklosters Aldersbach.[77] Besonders zahlreich sind Manuskripte mit Passauer Missalen oder Brevieren in den Bibliotheken österreichischer Klöster überliefert, umfasste doch der mittelalterliche Sprengel des Donaubistums Passau außer dem Südosten des Herzogtums Bayern auch den größten Teil des habsburgischen Erzherzogtums Österreich;[78] soweit bisher feststellbar, ist in den meisten von ihnen der Festtag Hedwigs verzeichnet. Dass es sich dabei in der Regel nicht nur um eine bloße Nennung handelt, sondern dass an diesem Tag tatsächlich das Offizium der hl. Hedwig gebetet/gesungen werden sollte, beweisen die Kennzeichnung als *Historia* (Reimoffizium) im Kalendarium und die Aufnahme der Texte des in den Kerngebieten ihrer Verehrung weit verbreiteten Offiziums *Letare Germania* für ihr Heiligenfest in das *Sanctorale*

74) Allgemein vgl. Josef Oswald: Das Missale Passaviense, in: Passauer Studien. Festschrift für Bischof S. K. Landersdorfer. Passau 1953, S. 75–101; Georg-Hubertus Karnowka: Breviarium Passaviense. Das Passauer Brevier im Mittelalter und die Breviere der altbayerischen Kirchenprovinz (Münchener theologische Studien II, 44). St. Ottilien 1983.

75) Göttweig Stiftsarchiv, Cod. 237 (rot) / 234 (schwarz); vgl. https://gams.uni-graz.at/o:cantus.passau.sp/sdef:TEI/get?mode=view:secondary&locale=de.

76) Stuttgart Württembergische Landesbibliothek, HB I 109; vgl. Robert Klugseder: Der mittelalterliche Liber Ordinarius der Diözese Passau: Entstehungs- und Wirkungsgeschichte, in: Studien zur Musikwissenschaft 57 (2013), S. 11–43, bes. S. 27.

77) München Staatsbibliothek, Clm 2873.

78) In dem von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften eingerichteten Webportal „manuscripta.at – Mittelalterliche Handschriften in Österreich“ werden über 50 entsprechende Manuskripte aufgelistet, die Zahl erhaltener Handschriften ist allerdings mit Sicherheit deutlich höher.

(Proprium de Sanctis). Auch die Tatsache, dass die beiden gelehrten Passauer Domprediger Paul Wann († 1489) und Michael Lochmair († 1499) in ihrer Predigt über den hl. Martin *Hedwigis* als Beispiel für die Bedeutung der *elemosina* anführen, zeigt ihre Wertschätzung am Passauer Dom auf.[79]

Der Liturgieforscher Georg-Hubertus Karnowka ist in seiner grundlegenden Untersuchung des Passauer Breviers zu dem Schluss gekommen, dass das Hedwigsoffizium auf die Passauer Domkirche beschränkt geblieben und nicht in das Diözesanbrevier übernommen worden sei.[80] Diese Feststellung beruht u.a. darauf, dass in dem 1518 gedruckten *Directorium pro diocesi insignis Ecclesie patauiensis*, in dem die Zusammensetzung des Brevieroffiziums und des Messformulars innerhalb der Diözese für alle Tage und Feste während des Kirchenjahres festgelegt worden ist, das Hedwigsfest jeweils lediglich marginal unter den *festa chori* (Feste am Domchor) verzeichnet ist.[81] Auch wenn aber die Begehung dieses Heiligenfestes nicht für das gesamte Bistum vorgeschrieben war, bedeutet das – wie das Beispiel einer Reihe von Stiften und Klöstern in Österreich beweist (u.a. Klosterneuburg, Kremsmünster, Mattsee, Melk, Schlägl, St. Florian, Vorau)[82] – nicht, dass nicht auch in dem einen oder anderen bayrischen Kloster das Hedwigsoffizium Eingang gehalten haben könnte; hier sind sicher noch genauere Untersuchungen notwendig. Eine derartige Vermutung liegt zumindest nahe, da die Passauer Bischöfe durch den Druck der oben angeführten Missalen und Breviere sowie einen ergänzten *Liber ordinarius* Muster für die angestrebte Vereinheitlichung der Liturgie

79) Michael Lochmayr: Sermones de sanctis perutiles, cum vigintitribus sermonibus magistri Pauli Wann annexis. Passau (1490/91), Sermo XCVIII. Vgl. Alfons Huber, Franz Josef Worstbrock: Wann, Paul, in: Verfasserlexikon (wie Anm. 34), Bd. 10 (1999), Sp. 711–722; Franz Josef Worstbrock: Lochmair (Lochner), Michael von Heideck, in: Ebda. Bd. 5 (1985), Sp. 891–893.

80) Karnowka (wie Anm. 74), S. 7 Anm. 35.

81) Directorium pro diocesi insignis Ecclesie patauiensis, Venedig 1518 – München Staatsbibliothek, Res/Liturg. 278.

82) Vgl. neben den Nachweisen in den einschlägigen Handschriftenkatalogen z.B. Franz Karl Prassl: Psallat ecclesia mater. Studien zu Repertoire und Verwendung von Sequenzen in der Liturgie österreichischer Augustinerchorherren vom 12. bis zum 16. Jahrhundert. Diss. Graz 1987, passim; Györgyi Táborszky: Studien zu Repertoire und liturgischer Verwendung von Sequenzen in mittelalterlichen österreichischen Benediktinerklöstern. Diss. Graz 2012, passim; Mirjam Kluger, Robert Klugseder: Antiphonar-Handschriften der Passauer Domkirche in Kirnberg an der Mank, in: Passauer Jahrbuch 58 (2016), S. 1–14, bes. S. 6f.

in ihrem großen Bistum vorlegen wollten.[83] Die bisherigen Forschungen zu den einschlägigen Manuskripten legen die Annahme nahe, dass das Hedwigsoffizium erst im frühen 15. Jahrhundert in das Passauer Brevier eingeführt worden ist. Prinzipiell wird man wohl davon ausgehen dürfen, dass Hedwig innerhalb des Gebiets der Diözese Passau zumindest bei der Geistlichkeit sowie in Kreisen des Adels und des wohlhabenden Bürgertums bis zu einem gewissen Grade bekannt war, ist ihr Festtag, der 15. Oktober, doch auch in den auf wissenschaftlicher Grundlage nach dem Muster des Johannes von Gmunden (1380/85–1442) erstellten Kalendern – dem Passauer Kalendarium – verzeichnet.[84]

Für das kleine Bistum Chiemsee, das gänzlich vom Erzbistum Salzburg umschlossen war, dem auf bayrischem Gebiet lediglich fünf Pfarreien angehörten und das 1817/18 aufgelöst wurde, ist nur der Druck einer einzigen Brevierausgabe (in zwei Bänden) nachgewiesen. Sie geht auf den gelehrten Bischof Berthold Pürstinger (um 1465–1543) zurück, der zwar das Salzburger Brevier von 1509 zu Grunde gelegt, anders als dort aber das Hedwigsfest – auch im *Sanctorale* – mit aufgenommen hat.[85] Dass Pürstinger die Vita Hedwigs bekannt war, geht aus seinem Hauptwerk *Tewtsche Theologey*, der ersten Dogmatik in deutscher Sprache, hervor, in dem er im Kapitel *Vom glübd* als Beispiel für Keuschheitsgelübde neben

83) Vgl. Karnowka (wie Anm. 74), S. 7f.; Klugseder, Liber ordinarius (wie Anm. 76), S. 14, 27; ders.: Der Liber ordinarius Pataviensis. Eine textkritische Edition des mittelalterlichen Regelbuchs der Diözese Passau (Codices manuscripti & impressi : Supplementum 13). Purkersdorf 2019.

84) Beispielsweise in der Passauer astronomischen Handschrift von 1445: Kassel Universitätsbibliothek/Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel, Sig. 2° Ms. Astron. 1 *(Hedweig witib)* [s. Markus Mueller: Beherrschte Zeit. Lebensorientierung und Zukunftsgestaltung durch Kalenderprognostik zwischen Antike und Neuzeit. Mit einer Edition des Passauer Kalendars (UB/LMB 2° Ms. Astron. 1). Kassel 2009, Tafelteil S. 240] oder in dem 1450 in Braunau geschriebenen astronomisch-medizinischen Kalendarium: Berlin Staatsbibliothek, ms. germ. Oct. 710 *(Hedweig Junkfrau).* Allgemein zu diesem Thema s. Marco Heiles: Die Entstehung des modernen Kalenders. Zur ungeschriebenen Medien- und Literaturgeschichte der deutschsprachigen Kalender von den Anfängen bis um 1600, in: Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte 2 (2019), S. 208–225.

85) Breviarium Kiemense. Pars Estivalis. [Venedig, 1518], unpag. Kalendarium Idibus oct. *Heduigis vidue* und fol. 302r (Antiphon und Oratio); die bisherige Datierung der Ausgabe auf 1515/16 ist sicher irrig, da am Ende des zweibändigen Werks das Privileg des Salzburger Erzbischofs Leonhard von Keutschach vom 15. März 1518 wiedergegeben wird.

anderen auch *Hertzog hainrich vnd hedwigis* benennt und auf die Legenden verweist.[86] Aus Mangel an Vergleichsmaterial lässt sich freilich nicht erkennen, aus welcher Quelle der Theologe geschöpft haben könnte und ob es sich hierbei nicht nur um einen besonderen, einmaligen Fall handelt.

Dass Hedwig in den ‚offiziellen' liturgischen Büchern der anderen Diözesen in Bayern nicht genannt wird, bedeutet natürlich nicht, dass sie dort überall gänzlich unbekannt war. Auf Nürnberg – im Bistum Bamberg – wurde bereits oben hingewiesen. Aus dem Besitz des dortigen Dominikanerinnenklosters St. Katharina hat sich ein Mitte des 15. Jahrhunderts angefertigtes, reich bebildertes Andachtsbuch, das *Gulden puchlein*, erhalten, in das ein Blatt mit einem von zweiter Hand auf Papier geschriebenen Hedwigsgebet *(O decus Trebnicie … Deus gracie dator …)* aufgeklebt worden ist.[87] In einem wohl aus demselben Kloster stammenden, etwas später verfassten *Psalterium feriatum* ist Hedwig im Kalendarium verzeichnet.[88] In der Litanei eines in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts niedergeschriebenen franziskanischen Breviers vermutlich aus dem Nürnberger Franziskanerkloster wird Hedwig sogar hervorgehoben[89] – alles Anzeichen für eine gewisse Verehrung in den dortigen großen Bettelordensklöstern. Wolfgang Hofmann, Faktoreivorsteher der Fugger in Nürnberg, ließ für sich und seine Frau Helena im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts von dem bekannten dortigen Buchmaler Nikolaus Glockendon (1490/95–1533/34) ein Gebetbuch illustrieren; im Kalendarium ist hier zum 15. des *Weinmon*[ats] *Hewida* eingetragen.[90] Dessen ebenfalls künstlerisch tätiger

86) [Berthold Pürstinger:] Tewtsche Theologey. München 1528, Kap. 98,5; dasselbe gilt für die lateinische Fassung Theologia Germanica […]. Augsburg 1531. Vgl. Pürstingers Biogramm von Erwin Naimer in: Erwin Gatz (Hg.): Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1448 bis 1648. Ein biographisches Lexikon. Berlin 1996, S. 557f.

87) München Staatsbibliothek, Cgm 9489, fol. 227r. Vgl. zu diesem Werk Peter Schmidt: Gedruckte Bilder in handgeschriebenen Büchern. Zum Gebrauch von Druckgraphik im 15. Jahrhundert. Köln, Weimar, Wien 2003, S. 20–40.

88) Bamberg Staatsbibliothek, Msc. Lit. 72; s. Friedrich Leitschuh, Hans Fischer: Katalog der Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Bamberg. Bd. 1. Bamberg 1895–1908, S. 220.

89) Ansbach Staatliche Bibliothek (Schlossbibliothek), Ms. lat. 11, fol. 76r–v; s. Karl Heinz KELLER: Katalog der lateinischen Handschriften der Staatlichen Bibliothek (Schloßbibliothek) Ansbach: Bd. 1. Ms. lat. 1 – Ms. lat. 93. Wiesbaden 1994, S. 36–38.

90) München Staatsbibliothek, Cgm 9601, fol. 21r.

Bruder Albrecht Glockendon (vor 1500–1545) schuf 1526 – vermutlich für einen wohlhabenden adligen oder patrizischen Kunden – einen prachtvollen Kalender mit dem irrtümlich zum 14. Oktober gestellten Eintrag *Hedwigia Junckfra*.[91] Diese Eintragungen bedeuten aber keineswegs, dass der ‚Hedwigstag' zu einem festen Bestandteil des Nürnberger Kalenders geworden wäre. Wie sich bei den im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in Mode gekommenen Einblattkalendern oder Almanachen, von denen manche ganz speziell für Nürnberg angefertigt wurden, zeigt, wurde zwar einige Male der 15. Oktober als Tag der hl. Hedwig angegeben, wiederholt fehlt aber auch die Angabe eines Heiligen überhaupt oder es wurde ein ganz anderer Heiliger verzeichnet. So ließ der Nürnberger Astronom und Kartograph Erhard Etzlaub (um 1460–1531/32) in seinem Almanach für das Jahr 1515 diesen Tag als *Hedwig Hertzogin* drucken, für das Jahr 1520 gab er jedoch *Fortunatus* an,[92] der an diesem Tag auch in mehreren anderen bayrischen Kalendern aus dieser Zeit begegnet. Auf eine Hedwigsverehrung lässt sich jedenfalls daraus nicht schließen.

Eine Besonderheit weist ein in Nürnberg erschienenes *Vade mecum. Missale Itinerantium seu Misse Peculiares valde devote* auf, das in drei Auflagen zuerst von Hieronymus Höltzel (1507) und dann von Wolfgang Huber (1510 und ca. 1512) gedruckt worden ist.[93] Anders als in den wenige Jahre zuvor in Köln gedruckten Reisegebetbüchern findet sich hier ein Kapitel *De sanctis aliquibus collecte speciales*, in dem auch eine *Oratio: De sancta Hedwigi patrona Schlesie* und sogar eine *Oratio: In translatione eiusdem* (Translationsfest 25. August) aufgenommen worden ist.[94] Da sich in diesem Kapitel Gebete zu lediglich 17 Heiligen und darunter neben Hedwig auch zum hl. Wenzel (Festtag 28. September, Translationsfest 4. März) und sogar eine *Oratio: De quinque fratribus Patronis Bohemie* finden, ob-

91) Berlin Staatsbibliothek, ms. germ. oct. 9, fol. 11r; von diesem „Goldenen Kalender" sind mehrere Faksimileausgaben (1926, 1977, 2000 u. 2014) erschienen.
92) München Staatsbibliothek, Einbl.Kal. 1515b und Einbl.Kal. 1520. Vgl. Fritz Schnelbögl: Leben und Werk des Nürnberger Kartographen Erhard Etzlaub († 1532), in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 57 (1970), S. 216–223. Allgemein zu diesem Thema vgl. Klaus Matthäus: Zur Geschichte des Nürnberger Kalenderwesens. Die Entwicklung der in Nürnberg gedruckten Jahreskalender in Buchform, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 9 (1967/69), Sp. 965–1396.
93) Regensburg Staatliche Bibliothek, Liturg. 90; München Staatsbibliothek, 4 Liturg. 654–658, 661.
94) Jeweils fol. XXXV.

wohl die „fünf heiligen Brüder“ (Festtag 12. November) außerhalb von Böhmen-Mähren und Polen so gut wie unbekannt waren,[95] dürfte es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um ein Gebetbuch für Reisen in Böhmen und Schlesien gehandelt haben.[96] Dafür spricht auch, dass Höltzel über sehr gute Kontakte nach Böhmen verfügte.[97] Man wird mit Sicherheit davon ausgehen können, dass gerade die Handelsmetropole Nürnberg für solche Reisen prädestiniert und dass somit hier ein Markt für dieses Produkt vorhanden war.

Dass die Kenntnis von Hedwig außerhalb ihres Wirkungsgebiets Schlesien nicht selten durch persönliche Beziehungen vermittelt worden ist, erscheint nicht weiter verwunderlich und lässt sich beispielsweise an dem aus Breslau stammenden und in Regensburg tätigen Peter Krüger zeigen. Dieser schuf 1406 für den Abt des bedeutenden Regensburger Benediktinerklosters St. Emmeram ein anspruchsvolles *Missale festivum*, in dessen Kolophon er sich als Schreiber zu erkennen gibt: *scriptum per Petrum dictum Crüger, id est tabernatoris, quem homines Ratispone nominant Polener de Slesia Wratislauiensis dyocesi.*[98] Im Kalendarium findet sich fol. 15v zum 15. Oktober die Eintragung *Hedwigis inclite vidue* – eine Art der Bezeichnung, die Krüger offensichtlich aus Schlesien mitgebracht hatte; im *proprium de sanctis* fehlt Hedwig allerdings. Es scheint freilich, dass diese Nennung des Hedwigstages in den Kalendern der liturgischen Bücher von St. Emmeram einmalig geblieben ist, jedenfalls ließ er sich bisher weder in den Brevieren aus dem 15. und dem beginnenden 16. Jahrhundert noch in den beiden

95) Zuletzt wurde ihre Verehrung lediglich als „Lokalkult“ gesehen, vgl. Jan Hrdina: Die Topographie der Wallfahrtsorte im spätmittelalterlichen Böhmen, in: František Šmahel (Hg.): Geist, Gesellschaft, Kirche im 13.–16. Jahrhundert. Internationales Kolloquium Prag 5.–10. Oktober 1998 (Colloquia mediaevalia Pragensia 1). Praha 2018, S. 191–206, hier S. 194.

96) Vgl. hierzu auch Paulus Albert Weißenberger: Ein unbekannter früher Druck eines Reisemeßbuchs in der Alten Bibliothek der Benediktinerabtei Neresheim, in: Gutenberg-Jahrbuch 47 (1972), S. 161–169.

97) Vgl. Petr Voit: Role Norimberku při utváření české a moravské knižní kultury první poloviny 16. století [Die Rolle Nürnbergs bei der Gestaltung der böhmischen und mährischen Buchkultur in der ersten Hälfte des 16. Jh.], in: Documenta Pragensia XXIX (2010), S. 389–457, bes. S. 392f., 429–438.

98) München Staatsbibliothek, Clm 14045, fol. 216r; s. Elisabeth Wunderle: Katalog der lateinischen Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek München: Die Handschriften aus St. Emmeram in Regensburg. Bd. 1. Clm 14000-14130. Wiesbaden 1995, S. 98–101.

Libri ordinarii aus den Jahren 1435 und 1444[99] nachweisen. Vermutlich für das eng mit St. Emmeram verbundene Regensburger Obermünster der Benediktinerinnen im dritten Viertel des 15. Jahrhunderts geschaffen, hat sich ein zweibändiges Breviarium erhalten, in dessen Kalendarium des *Pars aestivalis* zum 15. Oktober hinter dem originalen Eintrag *Martirum l[a]* von späterer Hand *Haydvidis vidue* nachgetragen worden ist.[100] Weder zum Zeitpunkt dieses Nachtrags noch zu dessen Urheber lassen sich Angaben machen. Unsicher bleibt, ob ein 1457 niedergeschriebenes Kalendarium nach Johannes von Gmunden, das später in das Zisterzienserstift Heiligenkreuz bei Wien gelangt ist und in dem zum 15. Oktober *Hedwig Junkfrau* eingetragen wurde, tatsächlich wie teilweise vermutet in Regensburg geschaffen wurde.[101] Die Tatsache, dass offensichtlich wenige Jahre später der Regensburger Bürger *Jeorg* (Georg) Mertz chronikalische Einträge auf freien Seiten des Büchleins vorgenommen hat, wird man noch nicht als zwingenden Beweis für eine Abschrift des Kalendariums in Regensburg werten dürfen, da Mertz nach eigenen Aussagen auch intensive Beziehungen beispielsweise nach Nürnberg unterhielt.

Die Angabe von Joseph Gottschalk, dass in mittelalterlichen liturgischen Büchern aus dem Bistum Regensburg Hedwigs-Hymnen überliefert seien,[102] ist nach den bislang durchgeführten Untersuchungen unzutreffend. Sie beruht auf einer irrigen Gleichsetzung der in den Analecta Hymnica angegebenen Überlieferung *Brev. ms. Pedepontanum anni 1398*[103] mit dem in mittelalterlichen Quellen tatsächlich ebenfalls als *Pedepontanum, Pedepontium* u.ä. bezeichneten Stadtamhof bei Regensburg (heute Stadtteil von Regensburg), während die Quellenangabe *Cod. Meliten. Pragen. 8 A.*

99) München Staatsbibliothek, Clm 14183 und Clm 14073.

100) München Staatsbibliothek, Clm 14638, fol. 9v; im Pars *hiemalis* (Clm 14639) fehlt dieser Nachtrag. Vgl. http://www.manuscripta-mediaevalia.de/dokumente/html/obj31783213 und http://www.manuscripta-mediaevalia.de/dokumente/html/obj31783140.

101) Heiligenkreuz Stiftsbibliothek, Cod. 325, fol. 12r, vgl. Christina Jackel: Katalog der mittelalterlichen deutschen Handschriften des Zisterzienserstifts Heiligenkreuz. Diplomarbeit Wien 2011, S. 44–50 sowie https://handschriftencensus.de/25008.

102) Joseph GOTTSCHALK: Mittelalterliche Hedwigs-Hymnen, in: ASKG 8 (1950), S. 26–56, hier S. 53–55; Ders.: Hedwigsverehrung durch 700 Jahre außerhalb von Schlesien, in: Ebd. 24 (1966), S. 100–126, hier S. 113.

103) Analecta hymnica Medii Aevi, Bd. 26. Leipzig 1897, S. 83.

eindeutig beweist, dass es sich dabei vielmehr um die gleichnamige Johanniterkommende in Prag handelt.

Nicht gering ist die Zahl handschriftlicher liturgischer Bücher fremder Provenienz in bayrischen Archiven, die ‚Hedwigstexte' enthalten. Eine derartige ‚Wanderung' hat offensichtlich ein im Prämonstratenserkloster Ursberg in der Diözese Augsburg überliefertes Brevier (Sommerteil) hinter sich, das von mehreren Händen des 14. und 15. Jahrhunderts niedergeschrieben worden ist. Während der ältere Teil mit dem Sanktorale, das auch ein Offizium *Hedwigis virginis* enthält,[104] eindeutig auf Böhmen als Entstehungsregion hinweist (Offizien bzw. Gebete zu *S. Adalberti et V fratrum* oder *sancta Ludmilla quia patrona est terre Boemie*), folgen die späteren Einträge dem Augsburger Gebrauch. Ganz Ähnliches gilt auch für ein entsprechendes Teilbrevier aus der Hofbibliothek Eichstätt, das von zwei verschiedenen Händen des 15. Jahrhunderts in der Diözese Meißen geschrieben worden und erst gegen dessen Ende nach Bayern gelangt ist; es enthält im *Proprium de sanctis* das Hedwigsreimoffizium *Letare Germania*.[105] Aus Böhmen stammt eine liturgische Sammelhandschrift aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die sich spätestens seit 1463 wohl im Besitz der Nürnberger Pfarrkirche St. Lorenz befand; im Hymnarium ist der Hedwigshymnus *Exsultent hodie iugiter* eingetragen.[106] 1463 schrieb in Erfurt ein Johannes Scharfenberg ein *Psalterium cum ordinario officii*, das etwas mehr als ein Jahrhundert später in Augsburg nachgewiesen ist; in der Litanei findet sich hier auch eine Anrufung Hedwigs.[107] Vergleichbares dürfte für ein lateinisches Stundenbuch zutreffen, das wohl nach

104) Augsburg Staats- und Stadtbibliothek, 2° Cod 28, fol. 355r; s. Herrad Spilling (Ed.): Handschriftenkataloge der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg. Bd. II: Die Handschriften 2° Cod 1-100. Wiesbaden 1978, S. 47ff.

105) Eichstätt Universitätsbibliothek, Cod. st 526, fol. 95r–99v; s. Karl Heinz Keller (Ed.): Kataloge der Universitätsbibliothek Eichstätt. Die mittelalterlichen Handschriften. Bd. 3: Aus Cod. st 471 – Cod. st 699. Wiesbaden 2004, S. 185–188.

106) Nürnberg Stadtbibliothek, Cent V, 9, fol. 57r; s. Ingeborg Neske (Ed.): Die Handschriften der Stadtbibliothek Nürnberg. Bd. 11: Die lateinischen mittelalterlichen Handschriften. Teil 2: Bibelhandschriften und Liturgica einschließlich der griechischen Texte. Wiesbaden 1987, S. 53f.

107) München Staatsbibliothek, Clm 3685; vgl. Katalog der Handschriften aus dem Dominikanerkloster und Domstift in Augsburg. Vorläufige Beschreibung, erstellt von © Dr. Hermann Hauke 04.03.2005 [http://www.manuscripta-mediaevalia.de/hs/projekt-Muenchen-Augsburg-pdfs/Clm%203685.pdf].

1498 in den Besitz des Augsburger Ratsschreibers und Humanisten Konrad Peutinger (1465–1547) gelangte (Peutinger-Gebetbuch), dessen Ursprung – um 1450 – in Wien vermutet wird und in dem in der Litanei ebenfalls *Hedwigis* angerufen wird.[108] Vermutlich gleichfalls ursprünglich nicht aus Bayern stammt eine theologische Mischhandschrift aus dem 15. Jahrhundert in der Staatsbibliothek Bamberg, die neben verschiedenen Traktaten, Predigten, Auszügen aus geistlichen Schriften u.ä. den Text der Hedwigspredigt des Papstes Clemens IV. enthält.[109] Der Codex bildet einen Teil des Legats des Theologieprofessors Johannes Heberer (Hebrer) für das Bamberger Dominikanerkloster. Dieser stammte zwar aus Bamberg, lehrte aber von 1447 bis 1468 an der Universität Leipzig; nach seiner Rückkehr war er u.a. als Vikar des Bamberger Domstifts und juristischer Berater der Stadt Nürnberg tätig, 1473 wirkte er an der Konstitution der Theologischen Fakultät der Universität Ingolstadt mit.[110]

Zeugnisse für eine Hedwigsverehrung in Bayern sind die letztgenannten Texte zweifellos nicht. Ganz anders sähe es bei zwei Manuskripten aus der

108) Stuttgart Württembergische Landesbibliothek, Cod. Brev. 91, fol. 192v; s. Virgil E. Fiala, Wolfgang Irtenkauf (Ed.): Die Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart. Erste Reihe, Dritter Band: Codices breviarii. Wiesbaden 1977, S. 116–119.

109) Bamberg Staatsbibliothek, Msc. Theol. 236, fol. 105v–108r; s. Friedrich Leitschuh, Hans Fischer: Katalog der Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Bamberg. Bd. 1. Bamberg 1895–1912, S. 829ff. Vgl. Joseph Gottschalk: Hedwigs-Predigten aus 700 Jahren, in: ASKG 40 (1982), S. 129–164, hier S. 130f.; zuletzt Ewelina Kaczor: Kazania o św. Jadwidze Śląskiej w rękopisach śląskich późnego średniowiecza [Predigten über die hl. Hedwig von Schlesien in spätmittelalterlichen schlesischen Handschriften]. Kielce 2020, S. 41–46. Gegenüber der zeitweise ausgesprochenen Vermutung, diese Predigt könnte erst im 14. Jahrhundert verfasst worden sein (vgl. noch Winfried Irgang: Die heilige Hedwig – ihre Rolle in der schlesischen Geschichte, in: Grunewald/Gussone (wie Anm. 48), S. 23–38, hier S. 31f. Anm. 34), wird man wohl doch von ihrer Echtheit ausgehen dürfen.

110) Biographische Daten zu Heberer bei J[ohann] Fr[iedrich] L[udwig] Theod[or] Merzdorf: Conradi Wimpinae, [...] Scriptorum insignium, qui in celeberrimis praesertim Lipsiensi, Wittenbergensi, Francofurdiana ad Viadrum Academiis a fundatione ipsarum usque ad annum Christi 1515 floruerunt, centuria […]. Leipzig 1839, S. 21f.; Johannes Kist: Die Matrikel der Geistlichkeit des Bistums Bamberg 1400–1556. Würzburg 1965, Nr. 2461; Georg Schwaiger: Die Theologische Fakultät der Universität Ingolstadt (1472–1800). in: Laetitia Boehm, Johannes Spörl (Hg.): Die Ludwig-Maximilians-Universität in ihren Fakultäten. 1. Bd. Berlin 1972, S. 13–126, hier S. 18ff.

Bayerischen Staatsbibliothek in München aus, deren Entstehungsort sich bisher allerdings nicht näher eingrenzen ließ, so dass als Herkunftsregion lediglich „Süddeutschland" angegeben wird. Es handelt sich zum einen um eine Sammlung von Predigten aus dem beginnenden 14. Jahrhundert, in die die Hedwigspredigt *Date sunt mulieri* […] des Peregrin von Oppeln († nach 1333) aufgenommen ist.[111] Zum anderen geht es um einen *Liber horarum* (Stundenbuch) aus dem 15. Jahrhundert, in dem nachträglich von einer zweiten (oder dritten) Hand eine Antiphon und ein Gebet zu Hedwig sowie eine reizvolle flüchtige Federzeichnung (stehende Gestalt in bodenlangem Gewand, barfuß, mit Witwenschleier, Krone, Kirchengebäude in der Rechten, Schuhen in der Linken), gemeinsam mit dem hl. Sebastian, eingefügt ist.[112] Hier wie auch bei einigen anderen Handschriften, in denen bislang schon Hedwigstexte nachgewiesen sind und bei denen eine Entstehung in Süddeutschland vermutet oder für möglich gehalten wird,[113] sind noch weitere vergleichende Untersuchungen notwendig, bevor man sie mit Bayern in Verbindung bringen kann.

Dass man auch in protestantischen Kreisen noch eine gewisse Zeit an den katholischen Heiligenkalendern festgehalten hat, beweist ein *Almanach auff das Jar […] M.CCCCC.XL*, der Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach (1484–1543), *Hertzogen in Schlesien* (Jägerndorf), einem der entschiedensten Vertreter des Protestantismus, gewidmet und von seinem Ansbacher Leibarzt Georg Seyfried (Seyfridt, ca. 1502–1545) noch ganz im alten Stil verfasst worden ist, gedruckt von Hans Guldenmundt († 1560) in Nürnberg. Zum 15. Oktober findet man hier die

111) München Staatsbibliothek, Clm 28471, fol. 1v–3r; s. Dieter Kudorfer: Katalog der lateinischen Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek München: Clm 28461-28615. Wiesbaden 1991, S. 16–18. Vgl. Gottschalk: Hedwigs-Predigten (wie Anm. 108), S. 131–137; Kaczor (wie Anm. 108), S. 223–227.

112) München Staatsbibliothek, Clm 30147, fol. 183v–184v; s. http://www.manuscripta-mediaevalia.de/dokumente/html/obj50006431.

113) Z. B. Augsburg Staats- und Stadtbibliothek, 4° Cod 218, fol. 128r–130v; s. Wolf Gehrt: Handschriftenkataloge der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg. Bd. VII: Die Handschriften 4° Cod 151-304. Wiesbaden 2005, S. 74–77, hier S. 76; Nürnberg Germanisches Nationalmuseum, Hs 22930, fol. 3v; s. Lotte Kurras: Die Handschriften des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg. 1. Band: Die deutschen mittelalterlichen Handschriften. 1. Teil. Wiesbaden 1974, S. 89; Zürich Schweizerisches Nationalmuseum, LM 1314, fol. 213r–215r; s. Leo Cunibert Mohlberg: Katalog der Handschriften der Zentralbibliothek Zürich I. Mittelalterliche Handschriften. Zürich 1952, S. 297f.

Angabe *Hedwig wit.*[114] Es wäre zu prüfen, an welchem Muster sich Seyfried hierbei orientiert hat.

Sonstige Quellen

Zwei Quellen, die für zwei ganz verschiedene Orte eine besondere Verehrung Hedwigs belegen und damit noch sehr deutlich über gewissermaßen ‚normale' liturgische Texte zum Festtag der Heiligen hinausgehen, die ja in das Kirchenjahr eingebettet sind, stehen bedauerlicher Weise völlig isoliert da und lassen somit Gründe und Zusammenhänge weitgehend im Dunkeln. Die eine ist ein Reliquienverzeichnis des Benediktinerinnenklosters Kitzingen aus dem Jahre 1522, das der Vicarius Hans Lorentz von Würzburg im Auftrag der Äbtissin Katharina von Fronhofen (1522–1529) angefertigt hat. Darin wird neben der Aufzählung mehrerer anderer Reliquiare und Behältnisse angeführt: *In diser vergültten Monstrantzen ist eyn stück von dem gepeyn Hadwigis der heylgen Jünffrawenn*.[115] Mit dem Besitz einer Reliquie ist nach religiösem Verständnis der Heilige selbst anwesend, und man ist sich seiner Fürbitte und seines Schutzes sicher. Die Tatsache, dass diese hier noch dazu in einer eigenen Monstranz aufbewahrt wurde, unterstreicht noch die Wertschätzung. Natürlich liegt es nahe, einen Zusammenhang mit der Tatsache zu vermuten, dass Hedwig einst in diesem Kloster erzogen worden war; wann und von wem die Benediktinerinnen dieses *stück von dem gepeyn Hadwigis* erhalten haben, ist jedoch gänzlich unbekannt – somit ist auch unklar, ob dies bereits vor dem verheerenden Klosterbrand von 1484 der Fall war. Auch über das spätere Schicksal dieses Reliquiars lässt sich offensichtlich nichts feststellen, zumal das Kloster im Zuge der Reformation bereits 1544 aufgelöst wurde.[116] Hervorzuheben

114) München Staatsbibliothek, Einbl.Kal. 1540. Vgl. allgemein Frieder Schulz: Das Gedächtnis der Zeugen. Vorgeschichte, Gestaltung und Bedeutung des Evangelischen Namenkalenders, in: Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie 19 (1975), S. 69–104.

115) Würzburg Staatsarchiv, Miscellanea 2756. Herrn Archivoberrat Jens Martin sei auch an dieser Stelle für Auskünfte zu dieser Quelle (insgesamt 8 Pergamentblätter) und die Übersendung einer Aufnahme bestens gedankt.

116) Vgl. allgemein zuletzt Heinrich Wagner: Kitzingen, in: Germania Benedictina. Bd. II: Die Männer- und Frauenklöster der Benediktiner in Bayern. Bd. 2. St. Ottilien 2014, S. 1001–1031.

bleibt noch, dass es sich hier um den einzigen Beleg für das Vorhandensein einer Hedwigs-Reliquie in Bayern während der gesamten Epoche bis zum beginnenden 16. Jahrhundert handelt.

Als möglich annehmen kann man dies freilich auch für die Pfarrkirche St. Johannes der Täufer in Neumarkt in der Oberpfalz, deren Bau 1432 abgeschlossen worden ist. Von 1410 bis 1544 war die Stadt Residenzort einer Teillinie der Pfalzgrafen. Im Jahre 1480 gab es unter den zwölf Altären des heutigen Münsters auch einen Hedwigsaltar *(Altare S. Hedwigis)*, wobei die Präsentation des Altaristen der Stadtgemeinde zustand.[117] Von wem und zu welchem Zeitpunkt dieses Altarpatrozinium gestiftet wurde, ist bisher ebenso wenig nachweisbar wie dessen Ende (vermutlich spätestens im Zuge der Reformation). Dies ist umso bedauerlicher, da es sich nach dem augenblicklichen Wissensstand um das einzige Hedwigs-Patrozinium im mittelalterlichen Bayern gehandelt haben dürfte.

Eine besondere Form einer inneren Verbindung wird deutlich, wenn Heilige figürlich oder bildlich dargestellt werden, zumal sie damit auch des Lesens Unkundigen oder allgemein den Kirchenbesuchern anschaulich begegnen. Für Bayern wurden bisher vor allem zwei mittelalterliche Kunstwerke mit Hedwig in Verbindung gebracht, auf die hier kurz einzugehen ist. Das ältere wird in die Zeit um 1400 datiert, und zwar eines der acht Medaillons von weiblichen Heiligen im Kreuzgratgewölbe des Laienschiffes der reich freskierten St. Jakobus-Kirche in Urschalling am Chiemsee.[118] Der einzige Grund für diese Zuweisung liegt freilich darin, dass es sich um das Brustbild einer Heiligen mit Witwenschleier (?) und einem Kirchenmodell

117) J[oseph] G[eorg] Suttner: Schematismus der Geistlichkeit des Bisthums Eichstätt für das Jahr 1480 (= Programm des bischöflichen Lyceums in Eichstätt). Eichstätt 1879, S. 52. Die Angaben für Neumarkt hat Suttner nach eigenen Angaben (S. V) urkundlichem Quellenmaterial entnommen.

118) Gottschalk: St. Hedwig, Herzogin (wie Anm. 3), S. 309f.; Dieter Großmann: Die Darstellung der hl. Hedwig in der bildenden Kunst bis zum Barock, in: Winfried Irgang, Hubert Unverricht (Hg.): Opuscula Silesiaca. Festschrift für Josef Joachim Menzel zum 65. Geburtstag. Sigmaringen 1998, S. 213–253, hier S. 222; allgemein vgl. Evamaria Ciolina: Der Freskenzyklus von Urschalling: Geschichte und Ikonographie. München 1980 (hier S. 68), sowie das Werk von Walter Brugger: Urschalling, Freilassing 1970 (mehrere Auflagen bis 2016). https://www.waymarking.com/waymarks/WMCC0K_Freskenzyklus_St_Jakobus_d_lt_Urschalling_Lk_Rosenheim_Bayern; https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Hedwig_of_Andechs?uselang=de#/media/File:Urschalling_Jakobskirche_-_Gew%C3%B6lbe_Mittelschiff_4_Hedwig.jpg.

in ihrer linken Hand handelt. Weitere Erklärungsversuche, etwa dass die Wahl Hedwigs auf die nahen Bindungen der Grafen von Falkenstein als Gründern der Kirche um die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert an die Andechser (Brugger, Großmann) oder auf die verwandtschaftlichen Beziehungen der schlesischen Piasten zu den Herzögen von Niederbayern im Spätmittelalter (Gottschalk) zurückzuführen sein könnte, sind nicht überzeugend: Zum einen waren die Falkensteiner ebenso wie die Andechser im Mannesstamm bereits im 13. Jahrhundert ausgestorben, während diese zweite Ausmalung der Kirche erst weit über ein Jahrhundert später erfolgte, zum anderen liegt Urschalling in Oberbayern, dessen Herzöge in keine Beziehung zu den Piasten getreten waren. Natürlich lässt sich eine Identifizierung mit Hedwig nicht gänzlich ausschließen, für wahrscheinlicher halte ich es allerdings, dass es sich um eine Darstellung der hl. Erentrudis von Salzburg († 718) handelt, erster Äbtissin des Benediktinerinnenklosters Nonnberg und Schutzpatronin von Salzburg, zumal auf anderen Fresken noch ihr Onkel (Bruder?) St. Rupert sowie St. Virgil als weitere Patrone der Erzdiözese Salzburg abgebildet sind. Wie Hedwig und Elisabeth wird auch Erentrudis wiederholt mit einem Kirchenmodell in der Hand abgebildet.[119]

Anders verhält es sich mit der schon häufig besprochenen kleinen Sitzstatue, einer bemalten Steinskulptur aus dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts in der Parzkapelle der Klosterkirche des um 730 gegründeten Benediktinerinnenklosters Niedernburg in Passau.[120] Es ist eindeutig, dass der Figur die Attribute der hl. Hedwig gegeben worden sind: neben Kirchenmodell in der rechten und Rosenkranz in der linken Hand Schuhe über dem Unterarm sowie Witwenschleier, statt eines Fürstenhuts allerdings eine Krone. Bayerische Forscher haben wiederholt darauf hingewiesen, dass in dieser Kirche Gisela von Bayern († um 1065), Schwester Kaiser Heinrichs II., Witwe des ungarischen Königs Stephan des Heiligen und Äbtissin des Klosters, bestattet und als Selige verehrt worden ist und

119) Vgl. J[ochen] Boberg: Erentrudis von Salzburg, in: Wolfgang Braunfels (Hg.): Lexikon der christlichen Ikonographie. 6. Bd.: Ikonographie der Heiligen Crescentianus von Tunis bis Innocentia. Rom u.a. 1994, Sp. 164.

120) Felix Mader: Die Kunstdenkmäler von Bayern. Bd.: 4,3: Die Kunstdenkmäler von Niederbayern; 3. Stadt Passau. München 1919, S. 249, Abb. Tafel XXX; Joseph Gottschalk: Hedwigsdarstellungen außerhalb Schlesiens, in: ASKG 10 (1952), S. 19–29, hier S. 21f.; Großmann (wie Anm. 118), S. 226.

dass man daher davon ausgehen müsse, dass sie dargestellt werden sollte.[121] Der unbekannte Künstler dürfte wohl bildliche Darstellungen Hedwigs (aus Böhmen oder Österreich?) gekannt und diese dann für sein Werk frei genutzt haben. Eine irgendwie gestaltete Beziehung der Niedernburger Benediktinerinnen zu Hedwig ist anderweitig nicht nachweisbar.

Neuerdings wird auch ein Wandgemälde in der Kilianskapelle der Ägidiuskirche in Eckersdorf bei Bayreuth als Hedwig gedeutet; die dortigen Fresken sollen bei der Neuerrichtung der Kapelle 1457 durch deren Besitzer, die Herren von Plassenberg, die seit 1420 in Eckersdorf begütert waren, angebracht worden sein und wurden bei Restaurierungsarbeiten 1983/87 entdeckt.[122] Die Begründung, dass die Plassenberger im 12./13. Jahrhundert Ministerialen der Andechs-Meranier waren, ist allerdings nicht wirklich hinreichend überzeugend für eine derartige Zuweisung, zumal die Figur weit eher einem jungen männlichen Heiligen ähnelt.[123]

Ein Fund ganz anderer Art könnte möglicherweise auf recht frühe Pilgerfahrten aus dem Bamberger Raum nach Trebnitz hindeuten. Im Winter 1831/32 wurde bei Abbrucharbeiten am ehemaligen Tor der 1337 erstmals belegten und 1553 zerstörten Burg in Oberhöchstädt bei Neustadt an der Aisch, die sich im Domanialbesitz des Bistums Bamberg befand und an adlige Dienstleute verliehen war, im Grundstein eine eingelassene Bleiplatte gefunden („6 Zoll im Durchschnitt"), bei der auf der einen Seite eine weibliche Figur zu sehen war, über der als Name HADEVUIG steht, während auf der anderen Seite Christus zwischen einem Cherubim und einem Seraphim abgebildet war. Diese Figur wurde als die hl. Hedwig gedeutet, da die Andechs-Meranier „im ehemaligen Bambergischen Gebiete weitläufige Besitzungen gehabt" hatten. Im Bericht über diesen Fund heißt es weiter: „Die Bleiplatte, ursprünglich wohl mit Gold, Silber und bunten

121) Mader (wie Anm. 120); zuletzt Anton Schuberl: Der Wiederaufstieg des Klosters Niedernburg zur Abtei. Die Klosterreformen des 15. Jahrhunderts an einem Passauer Frauenkloster erforscht mit Hilfe des Urkundenportals monasterium.net. Magisterarbeit Regensburg 2011, S. 73 (mit Hinweisen auf weitere Literatur). F[erenc] Levárdy: Gisela von Ungarn, in: Lexikon der christlichen Ikonographie (wie Anm. 119), Sp. 413 benennt weitere Darstellungen Giselas mit Krone und Kirchenmodell.

122) S. https://www.eckersdorf-evangelisch.de/willkommen-der-kirche-st-aegidius; https://bayern-online.de/fraenkische-schweiz/erleben/kirchen-kapellen/

123) So auch https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:St._%C3%84gidius_(Eckersdorf)?uselang=de#/media/File:St._%C3%84gidius_Eckersdorf_5.jpg.

Farben belegt, welche später die Salpetersäure, so wie selbst die Masse des Bleies, zerstört und angegriffen, scheint uns ein solches Bild gewesen zu seyn, mit dem man den heiligen Leichnam berührt, und welches dann die Tausende der Wallfahrer als eine repräsentirende Reliquie mit nach Hause genommen."[124] Die Figur weist zwar eine gewisse Ähnlichkeit zum Siegel Hedwigs auf, unterscheidet sich aber grundsätzlich von einer 1995 in Breslau gefundenen Pilgerplakette mit einer Abbildung Hedwigs und des hl. Bartholomäus.[125] Da der Aufbewahrungsort des Oberhöchstädter Fundstücks heute nicht mehr bekannt ist, lässt sich nicht entscheiden, ob die Wiedergabe korrekt war und es sich tatsächlich um ein mittelalterliches Pilgerzeichen oder gar eine Kontaktreliquie aus Trebnitz gehandelt hat.

Abschließend noch ganz kurz zu einer bis heute noch immer wieder zu findenden Angabe, die ersten Nonnen des 1232 gegründeten Zisterzienserinnenklosters Seligenthal in Landshut seien vermutlich aus Trebnitz gekommen (darauf wird in anderem Zusammenhang ausführlicher zurückzukommen sein). Sie stützt sich ausschließlich auf Klosterannalen aus dem ausgehenden 17. Jahrhundert, in denen die Verfasserin selbst diese Herkunftsangabe als Vermutung *(so vermainen wir)* bezeichnet.[126] Es gibt dafür keinerlei tragfähigen Hinweis und ist mit großer Wahrscheinlichkeit auszuschließen.[127]

124) Dritter Jahrsbericht des historischen Vereins für den Rezat-Kreis. Für das Jahr 1832. Nürnberg 1833, S. 9 u. Titelvignette; Georg Ludwig Lehnes: Geschichtliche Nachrichten von den Orten und ehemaligen Klöstern Riedfeld, Münchsteinach und Birkenfeld, kgl. Landgerichts Neustadt a. d. Aisch. Neustadt a. d. Aisch 1834, S. 233; Karl Fr[iedrich] Hohn: Atlas von Bayern. Geographisch-statistisch-historisches Handbuch […]. Nürnberg ²1840, Tl. Mittelfranken Sp. 134.

125) Krzysztof Wachowski: Plakietka pielgrzymia [Pilgerplakette], in: Maria Starzewska (Hg.): Ornamenta Silesiae. Katalog. Wrocław 2000, S. 72. Vgl. auch Jakub Sawicki, Krzysztof Wachowski: Akcesoria pielgrzymie i dewocjonalia z. pl. Nowy Targ we Wrocławiu [Pilgerzubehör und Devotionalien vom Neumarkt in Breslau], in: Wratislavia Antiqua 23 (2018), S. 719–746.

126) Archiv der Abtei Seligenthal, Hs 1,1: Annales. Daß ist Jahrs-Geschichten von Anfang hiesigen Stüfft und Closters Seelingthall nemblichen von Anno 1232 biß 1708, S. 115.

127) Vgl. auch Irene Schneider: Woher kamen die ersten Schwestern?, in: Seligenthal. Zisterzienserinnenabtei 1232–1982. Beiträge zur Geschichte des Klosters. Landshut 1982, S. 21–45.

Fazit einer Zwischenbilanz

Als Fazit dieser Zwischenbilanz bleibt festzuhalten, dass es in Bayern bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts bei einzelnen Kommunitäten, Familien oder Personen durchaus Zeugnisse für einen Hedwig-Kult gegeben hat, dass die Heilige auch darüber hinaus in manchen, vornehmlich lokalen gesellschaftlichen Kreisen zumindest bekannt war, dass von einer „weiten" oder gar „allgemeinen" Verehrung in dieser Region aber überhaupt keine Rede sein kann.

Winfried Irgang

Der sind süben hailig worden.
Kult św. Jadwigi, księżnej śląskiej, w średniowiecznej Bawarii?

Często stwierdza się ogólnie, jakoby kult św. Jadwigi Śląskiej (1174/80–1243, kanonizowana w 1267 roku) promieniować miał na całą średniowieczną Europę – daleko poza ośrodkami w *Polonii*, a także w Czechach i na Morawach – jednak brak jest odnośnych badań regionalnych. Niniejsze studium zbiera źródłowe świadectwa ze ściśle określonego obszaru, obejmującego terytorium obecnego Wolnego Kraju Bawarii. Celem jest wstępne ustalenie wymiaru względnie stopnia rozpoznawalności św. Jadwigi do połowy XVI wieku w regionie, z którego pochodziła oraz na ziemiach sąsiednich. Zauważyć należy przy tym, że Jadwiga wywodziła się z rodu Andechsów, książąt Meranii, posiadającego dobra w Bawarii, Frankonii i Tyrolu. W związku z tym musiałoby istnieć pewne zainteresowanie jej kultem, mimo upadku domu Andechsów w wyniku zamordowania króla Filipa szwabskiego w 1208 roku. Przeanalizowane zostały źródła z klasztorów w Dießen i Andechs, pisma historiograficzne, np. Konrada Bollstadtera (zm. ok. 1482/83), księgi liturgiczne, zbiory kazań, modlitewniki, kalendarze i inne prace. Tymczasowy bilans badań pozwala na stwierdzenie, że w Bawarii do połowy XVI wieku rzeczywiście można napotkać na świadectwa kultu św. Jadwigi w poszczególnych wspólnotach czy rodzinach oraz w wypadku pojedynczych osób; święta była również co najmniej znana w pewnych, zwłaszcza lokalnych, kręgach społecznych. Jednocześnie nie może być w ogóle mowy o „szeroko zakrojonym" względnie „powszechnym" kulcie w tym regionie. Tł. Klara Kaczmarek-Löw

Vom Nutzen fremder Konfessionskonflikte. Die Rezeption der Altranstädter Konvention in der französischsprachigen Presseberichterstattung (1707–1714)

Von Christian Mühling

1. Einleitung

1707 fiel Karl XII. von Schweden ins Heilige Römische Reich ein und zwang Kaiser Joseph I. zum Abschluss der Altranstädter Konvention zu Gunsten der schlesischen Protestanten. Die hugenottische und französische Publizistik versuchte, den Konflikt zwischen Schweden und dem Kaiser für die jeweils eigenen Interessen auszuschlachten. Doch wie genau rezipierte die französischsprachige Presse die Durchführung der Altranstädter Konvention? In welchem Verhältnis standen hugenottische und ludovizianische Berichterstattung über den schlesischen Religionskonflikt zueinander?

Schlesien war vor dem Dreißigjährigen Krieg ein protestantisches Land. Die Situation der lutherischen Kirche blieb auch nach dem Westfälischen Frieden prekär. Die Habsburger trieben mit Nachdruck die Gegenreformation voran.[1] Erst die Konvention von Altranstädt sicherte 1707 dauerhaft die Existenz des Luthertums im Oderland. Auslöser, Abschluss und Durchführung dieses ersten beständigen schlesischen Religionsfriedens sind gut erforscht. Auch die Berichterstattung über die Altranstädter Konvention im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation ist eingehend untersucht

1) Peter Baumgart: Schlesien im Spannungsfeld der europäischen Mächtekonflikte um 1700. Zur Vorgeschichte der Altranstädter Konvention von 1707, in: Hans-Wolfgang Bergerhausen (Hg.): Die Altranstädter Konvention von 1707. Beiträge zu ihrer Entstehungsgeschichte und zu ihrer Bedeutung für die konfessionelle Entwicklung in Schlesien (Beihefte zum Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte 11). Würzburg 2009, S. 15–38, hier S. 34.

worden.[2] Fazit bestehender Arbeiten ist trotz gewisser Nuancierungen, dass die Altranstädter Konvention einen Meilenstein auf dem Weg religiöser Toleranz darstelle.[3] In der älteren Forschung ist weiterhin zu lesen, außerhalb Deutschlands habe dieses Ereignis wenig Aufmerksamkeit erregt.[4] Diese Ergebnisse der älteren Forschung sind in zweifacher Hinsicht weiter diskussionswürdig. Erstens wurde gerade in der französischsprachigen Presse zwischen 1707 und 1714 intensiv über das Zustandekommen und die Ausführung der Altranstädter Konvention diskutiert. Der Zeitraum erklärt sich vor dem Hintergrund des Spanischen Erbfolgekrieges, während dem sowohl das katholische Frankreich als auch die reformierten Hugenotten auf die Unterstützung des lutherischen Schwedens hofften. Zweitens gibt es trotz der interkonfessionellen Kooperationsbereitschaft Grund zu der Annahme, dass die Diskussion über den schlesischen Religionsfrieden weniger ein Zeichen religiöser Toleranz darstellt, sondern vor dem Hintergrund wachsender konfessioneller Auseinandersetzungen zu verstehen ist.[5] Dementsprechend wäre die Debatte um die Altranstädter Konvention

2) Das Standardwerk bis heute ist Norbert Conrads: Die Durchführung der Altranstädter Konvention in Schlesien 1707–1709 (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands 8). Köln, Weimar, Wien 1971.

3) Vgl. mit unterschiedlichen Nuancierungen im Urteil Peter Baumgart: Die Konvention von Altranstädt 1707 und die Religionstoleranz in Habsburgisch-Schlesien, in: Petr Hlaváček (Hg.), (In)tolerance v evropských dějinách. (In)tolerance in European History (Europeana Pragensia 3). Prag 2011, S. 212–222, hier S. 222; Nobert Conrads: Die Bedeutung der Altranstädter Konvention für die Entwicklung der europäischen Toleranz. Festvortrag am 1. September 2007 im Schloß Altranstädt, in: Silesia Nova. Vierteljahresschrift für Kultur und Geschichte 4/3 (2007), S. 61–70, wiederabgedruckt in Ders.: Schlesien in der Frühmoderne. Zur politischen und geistigen Kultur eines habsburgischen Landes (Neue Forschungen zur schlesischen Geschichte 16). Köln, Weimar, Wien 2009, S. 149–160; Frank Metasch: 300 Jahre Altranstädter Konvention. 300 Jahre schlesische Toleranz. Dresden 2007; Jürgen Rainer Wolf (Hg.): 1707–2007 Altranstädter Konvention. Ein Meilenstein religiöser Toleranz in Europa (Veröffentlichungen des Sächsischen Staatsarchivs A 10). Halle (Saale) 2008.

4) Baumgart: Schlesien (wie Anm. 1), S. 16 begründet dieses Urteil mit den fehlenden ereignisgeschichtlichen Wirkungen.

5) Tony Claydon: William III and the Godly Revolution. Cambridge 1996; Christian Mühling: Le Débat européen sur la guerre de religion (1679–1714). Mémoire confessionnelle et politique internationale à l'époque de Louis XIV (Vie des huguenots 87). Genf, Paris 2021; David Onnekink (Hg.): War and Religion after Westphalia, 1648–1713. Aldershot 2009.

nicht als Zeichen fortschreitender Säkularisierung zu betrachten. Für diese Hypothese spricht, dass der schlesische Religionskonflikt um 1700 beileibe kein Einzelfall war.

In diesen Kontext fällt auch die Rekatholisierungspolitik Ludwigs XIV. in den 1680er Jahren, die einen Exodus hugenottischer Flüchtlinge hervorrief. Viele gelehrte Hugenotten ließen sich in den Niederlanden nieder. In den Vereinigten Provinzen entstand eine Vielzahl hugenottischer Publizistik, die nicht nur über das Geschehen in der Heimat berichtete, sondern auch intensiv die große europäische Politik betrachtete. Anders als in den Flugschriften geschah dies in der neu aufkommenden periodischen Presse auf kontinuierliche und systematische Weise.[6] Die Periodika und ihre internationale Verbreitung trugen dazu bei, dass sich die Niederlande zu einem europäischen Nachrichtenzentrum entwickelten. Religiöse, politische und wirtschaftliche Interessen der Redakteure waren bei der Produktion der Periodika eng miteinander verknüpft.[7] Durch die *lingua franca* Französisch konnten die Journale europaweit vertrieben werden und verbreiteten so im Wesentlichen eine hugenottische Sichtweise auf die europäische Politik. Nicht verwunderlich ist deshalb, dass religiöse Konflikte überall in Europa das Interesse der hugenottischen Journalisten weckten. Beispielhaft untersucht wird die Berichterstattung über die Altranstädter Konvention in drei weit verbreiteten politischen Zeitschriften, die unter hugenottischer Ägide entstanden: dem „MERCURE HISTORIQUE ET POLITIQUE“,[8] den „LETTRES HISTORIQUES“[9] und „L'ESPRIT DES COURS DE L'EUROPE“.[10] Die genannten Periodika richteten sich primär an die Hugenotten im *Refuge* und politische Handlungsträger im Dienste protestantischer Fürsten und Republiken. Darüber hinaus wandten sie

6) Marion Brétéché: Les compagnons de Mercure. Journalisme et politique dans l'Europe de Louis XIV. Journalisme et politique dans l'Europe de Louis XIV. Ceyzérieu 2015.
7) Otto S. Lankhorst: Le rôle des libraire-imprimeurs néderlandais dans l'édition des journaux littéraire de langue française (1684–1750), in: Hans Bots (Hg.) : La diffusion et la lecture des journaux de langue française sous l'Ancien Régime (Études de l'Institut Pierre Bayle 17). Amsterdam 1987, S. 1–9, hier S. 9; Solange Rameix: Justifier la guerre. Censure et propagande dans l'Europe du XVII^{e} siècle (France-Angleterre). Rennes 2014, S. 292.
8) Brétéché: Les compagnons (wie Anm. 6), S. 29, 307–308.
9) Ebd., S. 35.
10) Ebd., S. 41, 174–178.

sich aber auch an die zwangsbekehrten Glaubensbrüder und die katholische Bevölkerung in der französischen Heimat,[11] die überkonfessionelle, grenzüberschreitende *République des Lettres*[12] und die europäische *société des princes*.[13]

Die französischen Periodika stellten eine direkte Gegenposition zu den hugenottischen Zeitschriften dar, auf die sie sich vielfach bezogen. Untersucht wird hier die Berichterstattung in den offiziellen Staatsmedien der „GAZETTE DE FRANCE“[14] und dem „MERCURE GALANT“.[15] Sie werden durch eine Analyse der Berichterstattung der offiziösen Zeitschriften im Dienst der französischen Krone ergänzt. Innerhalb der französischen Grenzen gab das „JOURNAL HISTORIQUE SUR LES MATIERES du temps“[16] vor, unabhängige Nachrichten zu verbreiten, während die „CLEF DU CABINET DES PRINCES“[17] mit beinahe deckungsgleichem Inhalt für ein außerfranzösisches Publikum bestimmt war. Beide Zeitschriften wurden an den Grenzen des Königreichs und zeitweise sogar von hugenottischen Redakteuren im Sold der französischen Krone herausgegeben. Sowohl die französischen als auch die hugenottischen Journale griffen auf zeitgenössische Interpretationsmuster des politischen Geschehens zurück. Sie beschrieben primär das Handeln der historischen Akteure und

11) Joseph Klaits: Printed propaganda under Louis XIV. Absolute Monarchy and Public opinion. Princeton 1976, S. 38.
12) Hans Bots/Françoise Waquet: La République des Lettres. Paris 1997; Marc Fumaroli: La République des Lettres. Paris 2015.
13) Lucien Bély: La société des princes: XVI^{e}–XVIII^{e} siècle. Paris 1999.
14) Johannes Arndt/Esther-Beate Körber: Periodische Presse in der Frühaufklärung (1700–1750). Ein Vergleich zwischen Deutschland, Frankreich und den Niederlanden. Bd. 1. Bremen 2020, S. 33–39; Anuschka Tischer: Obrigkeitliche Instrumentalisierung der Zeitung im 17. Jahrhundert: die Gazette de France und die französische Politik, in: Volker Bauer/Holger Böning (Hg.): Die Entstehung des Zeitungswesens im 17. Jahrhundert. Ein neues Medium und seine Folgen für das Kommunikationssystem der Frühen Neuzeit (Presse und Geschichte. Neue Beiträge 54). Bremen 2011, S. 455–466.
15) Arndt/Körber: Periodische Presse (wie Anm. 14), Bd. 1, S. 39–70; Brétéché: Les compagnons (wie Anm. 6), S. 43, 274, 276.
16) Arndt/Körber: Periodische Presse (wie Anm. 14), Bd. 1, S. 70–82; Brétéché: Les compagnons (wie Anm. 6), S. 280–283.
17) Arndt/Körber: Periodische Presse (wie Anm. 14), Bd. 1, S. 70–82; Brétéché: Les compagnons (wie Anm. 6), S. 278–283.

interpretierten es vor dem Hintergrund nationaler und konfessioneller Identitäts- und Alteritätskonstruktionen.

Die Untersuchung der französischsprachigen Rezeption der Altranstädter Konvention gliedert sich dementsprechend in vier Kapitel. Nach der Einleitung (1.) wird 2. die Rezeption der Altranstädter Konvention in der hugenottischen Exilpresse analysiert. Diese ist 3. mit der Bewertung des schlesischen Religionsfriedens in französischen Presseorganen und diesen nahestehenden Veröffentlichungen zu kontrastieren. Dabei wird jeweils systematisch auf a) das Eingreifen Schwedens, b) den Widerstand der katholischen Kirche, c) die Reaktionen des Kaiserhofes und d) seiner protestantischen Alliierten eingegangen. Die hugenottische und ludovizianische Rezeption der Altranstädter Konvention werden e) jeweils als Zwischenergebnisse zusammengefasst bevor 4. ein abschließendes Fazit gezogen wird.

2. Die Rezeption der Altranstädter Konvention in der hugenottischen Exilpresse

Bis 1707 finden sich nur ganz vereinzelt Beschwerden der schlesischen Lutheraner in der hugenottischen Presse,[18] obwohl diese zweifellos erhebliche Einbußen erlitten und immer wieder beim Kaiserhof, den evangelischen Ständen und Schweden vorstellig wurden.[19] Auch später stehen nicht die schlesischen Lutheraner als eigenständige Akteure im Fokus der französischsprachigen Publizistik, sondern die europäischen Großmächte. So ist in den „LETTRES HISTORIQUES“ vom August 1707 zu lesen, dass erst das Eingreifen Schwedens den schlesischen Protestanten wieder Hoffnung verliehen habe.[20]

18) Août 1707, in: LETTRES HISTORIQUES […], La Haye, Adrian Moetjens, 1707 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 455-31/32], Bd. 32, S. 160–161, berichtet von der Geschichte der schlesischen Religionsbeschwerden.
19) Joachim Bahlcke: Gegenkräfte. Studien zur politischen Kultur und Gesellschaftsstruktur Ostmitteleuropas in der Frühen Neuzeit (Studien zur Ostmitteleuropaforschung 31). Marburg 2015, S. 281–285; Baumgart: Schlesien (wie Anm. 1), S. 33–34; Metasch: 300 Jahre (wie Anm. 3), S. 12–21.
20) Août 1707 (wie Anm. 18), Bd. 32, S. 161.

2. a) Das Eingreifen Schwedens

Karl XII. von Schweden erscheint in den Jahren 1707 bis 1709 als der große Held der hugenottischen Presse,[21] in der er als der Protektor des Protestantismus in Schlesien dargestellt wurde.[22] Dabei betonten die hugenottischen Journale Schwedens traditionelle Rolle als Garant des Westfälischen Friedens.[23]

Karl XII. erschien bei den Verhandlungen in Altranstädt ebenso unnachgiebig wie der Kaiser,[24] habe sich aber am Ende weitgehend mit seinen Vorstellungen durchsetzen können.[25] Die Altranstädter Konvention wurde daher durchweg positiv bewertet. Der schwedische König sei es mit der Konvention von Altranstädt letztendlich gelungen, die Regelungen des Westfälischen Friedens in Schlesien durchzusetzen.[26]

Der Ruhm, den sich Karl XII. in der protestantischen Presse in Schlesien erworben hatte, wurde auch auf seinen weiteren Aktionsradius übertragen. Im Dezember 1707 versprach sich der „MERCURE HISTORIQUE" von den militärischen Triumphen Schwedens die Wiederherstellung der protestantischen Privilegien in Polen. König Stanislaus könne sich als

21) Zum Heldentopos vgl. Joachim Krüger: Karl XII. – Der „heroische" Militärmonarch Schwedens, in: Martin Wrede (Hg.): Die Inszenierung der heroischen Monarchie. Frühneuzeitliches Königtum zwischen ritterlichem Erbe und militärischer Herausforderung (HZ, Beihefte (N.F.) 62). München 2014, S. 358–380.
22) Mai, Juin, Juillet, Août 1709, in: L'ESPRIT DES COURS DE L'EUROPE […], Amsterdam 1709 [Koninklijke Bibliotheek Den Haag, KW3029G27], S. 382; Avril 1709, in: LETTRES HISTORIQUES […], La Haye, Adrian Moetjens, 1709 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 455-35/36], Bd. 35, S. 407.
23) Vgl. Octobre 1707, in: LETTRES HISTORIQUES […], La Haye, Adrian Moetjens, 1707 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 455-31/32], Bd. 32, S. 440; so auch implizit: Août 1707 (wie Anm. 18), Bd. 32, S. 161; Septembre 1707, in: MERCURE HISTORIQUE ET POLITIQUE […], La Haye, Henri van Bulderen, 1707 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 512-1707,2], Bd. 43, S. 261f. Zur Garantie des Westfälischen Friedens vgl. Jürgen Schatz: Imperium, Pax und Justitia. Das Reich – Friedensstiftung zwischen Ordo, Regnum und Staatlichkeit (Beiträge zur politischen Wissenschaft 114). Berlin 2000, S. 281.
24) Août 1707 (wie Anm. 18), Bd. 32, S. 158.
25) Août 1707, in: MERCURE HISTORIQUE ET POLITIQUE […], La Haye, Henri van Bulderen, 1707 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 512-1707,2], Bd. 43, S. 160f., Septembre 1707 (wie Anm. 23), Bd. 43, S. 260–262.
26) Septembre 1707 (wie Anm. 23), Bd. 43, S. 261f.; Sept.–Dec. 1707, in: L'ESPRIT DES COURS DE L'EUROPE […], Amsterdam 1707 [Bibliothèque Nationale France, NUMP-18313], Bd. 16, S. 651.

Klient des schwedischen Königs schlechterdings diesem Ansinnen nicht widersetzen.[27] Dementsprechend setzten auch die französischen Protestanten ihre Hoffnung auf Karl XII. Der „MERCURE HISTORIQUE" berichtet im Februar 1708 von einer Mission des refugierten Marquis de Rochegude,[28] der den schwedischen König darum bat, sich bei Ludwig XIV. für die Freilassung der hugenottischen Galeerensklaven und anderer Gefangener einzusetzen. Der Autor glaubte fest an den Erfolg der Mission Rochegudes, wenngleich sich der König von Frankreich grundsätzlich die diplomatische Intervention ausländischer Mächte zu Gunsten seiner reformierten Landeskinder verbat.[29]

Das zeigt in den Augen der französischen Exilpresse die Notwendigkeit eines weiteren militärischen Vorgehens. Ende 1707, Anfang 1708 berichteten mehrere hugenottische Zeitschriften von der Drohung des schwedischen Königs, die Umsetzung der Altranstädter Konvention mit Gewalt zu erzwingen, sollte der Kaiser sie noch weiter hinauszögern.[30] Karl XII. erfuhr dafür das Lob der hugenottischen Autoren. Doch umgekehrt stellte der „MERCURE HISTORIQUE" fest, dass sich die Umsetzung des Vertrages in dem Maße hinauszögere, wie sich die schwedische Armee von der schlesischen Grenze entferne.[31]

27) Décembre 1707, in: MERCURE HISTORIQUE ET POLITIQUE […], La Haye, Henri van Bulderen, 1707 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 512-1707,2], Bd. 32, S. 680.

28) Es handelt sich aller Wahrscheinlichkeit nach um den in die Schweiz geflüchteten Jacques de Barjac, Marquis de Rochegude. Vgl. die randständige Bemerkung bei Emile Jaccard: Le marquis de Rochegude et les protestants sur les galères, in: Revue de théologie et de philosophie et compte rendu des principales publications scientifiques 31 (1898), S. 236–269, hier S. 268.

29) Février 1708, in: MERCURE HISTORIQUE ET POLITIQUE […], La Haye, Henri van Bulderen, 1708 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 512-1708, 1], Bd. 44, S. 151. Vielmehr zählt es zu den Grundzügen der französischen Außenpolitik auch in größter außenpolitischer Bedrängnis keine religiösen Zugeständnisse in Frankreich selbst zu gewähren. Vgl. Lucien Bély: Espions et ambassadeurs au temps de Louis XIV. Paris 1990, S. 190.

30) Décembre 1707, in: LETTRES HISTORIQUES […], La Haye, Adrian Moetjens, 1707 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 455-31/32], Bd. 32, S. 617; Décembre 1707 (wie Anm. 27), Bd. 32, S. 679; Janvier 1708, in: LETTRES HISTORIQUES […], La Haye, Adrian Moetjens, 1708 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 455-33/34], Bd. 33, S. 29–30.

31) Mars 1708, in: MERCURE HISTORIQUE ET POLITIQUE [...], La Haye, Henri van Bulderen, 1708 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 512-1708, 1], Bd. 44, S. 275.

Die Hoffnung der hugenottischen Presse auf eine Einigung riss unterdessen nicht ab. Karl XII. und vor allem sein umtriebiger Gesandter in Schlesien, Baron Henning von Stralenheim, schickten sich an, eine möglichst vorteilhafte Umsetzung der Altranstädter Konvention auszuhandeln. Im März 1708 ist von einem Memorandum Stralenheims zu lesen, in dem er die schwedische Auslegung der Altranstädter Konvention darlegte.[32]

Ein Dauerproblem für die endgültige Umsetzung der Altranstädter Konvention stellte das ambivalente Verhältnis zwischen Lutheranern und Reformierten im Heiligen Römischen Reich dar. Einerseits bestand eine aus dem Reformationszeitalter stammende, grundlegende theologische Ablehnung der Lutheraner gegen die Reformierten, andererseits waren beide evangelische Konfessionen im Kampf gegen die Rekatholisierungspolitik des Wiener Hofes auf gegenseitige Unterstützung angewiesen.[33] Schweden nutzte diese Abhängigkeit geschickt aus, um die Interessen des eigenen lutherischen Bekenntnisses in Schlesien zu verfolgen, ohne dass die Öffentlichkeit im Heiligen Römischen Reich und in Europa dessen Gewahr wurde.[34]

So beschreibt die französische Exilpresse im Frühjahr 1708 den Einsatz Schwedens für die Aufnahme der Reformierten bei der Umsetzung der Konvention von Altranstädt.[35] Die kaiserlichen Kommissare hätten dieses Ansinnen aber abgelehnt, weil es über den Wortlaut der Konvention von Altranstädt hinausgehe.[36] So wurde dem Kaiser die alleinige Schuld für die fehlende Aufnahme der Reformierten zugeschrieben. Die hugenottische Presse erfuhr nicht davon, dass Stralenheim die Reformierten für die Zusicherung von sechs lutherischen Gnadenkirchen aufgegeben

32) Ebd., S. 272.
33) Vgl. Renate Wieland: Protestantischer König im Heiligen Reich. Brandenburg-preußische Reichs- und Konfessionspolitik im frühen 18. Jahrhundert (Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 51). Berlin 2020, S. 118, 126–128.
34) Joachim Bahlcke: Turbulatores tranquillitatis publicae? Zur Frage der Religionsfreiheit für die Reformierten in Schlesien im Umfeld der Altranstädter Konvention von 1707, in: Joachim Bahlcke/Irene Dingel (Hg.): Die Reformierten in Schlesien. Vom 16. Jahrhundert bis zur Altpreußischen Union von 1817 (VIEG. Beiheft 106). Göttingen 2016, S. 205–246, hier S. 228; Conrads: Die Durchführung (wie Anm. 2), S. 159, 179.
35) Janvier 1708 (wie Anm. 30), Bd. 33, S. 32f.; Mars 1708 (wie Anm. 31), Bd. 44, S. 271f.
36) Mars 1708 (wie Anm. 31), Bd. 44, S. 272.

hatte.[37] Schweden erschien vor der reformierten Öffentlichkeit weiterhin in hellem Licht. Dieses erfolgreiche gesamtprotestantische *Self-fashioning* wurde im Folgenden durch die Nachricht vom erneuten schwedischen Einsatz für die Einbeziehung der Reformierten in die Konvention von Altranstädt bekräftigt.[38]

Gleichwohl erschien Schwedens Einfluss nach der Schlacht bei Poltawa zu schwinden. Der „MERCURE HISTORIQUE" stellte eine direkte Verbindung zwischen der Niederlage des schwedischen Königs und der neuerlichen Schließung dreier evangelischer Kirchen, der Verpflichtung zur Einhaltung katholischer Feiertage und der Zwangskonversion lutherischer Kaufleute her.[39] Im „MERCURE HISTORIQUE" war zu lesen: *„Le salut des Protestans de Silesie depend de la destinée du Roi de Suede, dont les affaires ne sauroient aller plus mal, ainsi ces Protestans sont à plaindre."*[40] Die hugenottische Presse war sich der realen Machtverhältnisse also sehr bewusst.

Gerade deshalb hoffte die hugenottische Presse schon im Oktober und Dezember 1708 auf die baldige Ratifikation des Exekutionsrezesses.[41]

37) Bahlcke: Turbulatores (wie Anm. 34), S. 228; Conrads: Die Durchführung (wie Anm. 2), S. 159, 179.

38) Avril 1708, in: LETTRES HISTORIQUES […], La Haye, Adrian Moetjens, 1708 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 455-33/34], Bd. 33, S. 382f.; Mars 1708 (wie Anm. 31), Bd. 44, S. 271f.. Noch im August 1711 heißt es im „MERCURE HISTORIQUE", Stralenheim habe zwar seiner Satisfaktion bezüglich der lutherischen Religionsbeschwerden Ausdruck verliehen, aber mit keinem Wort die Rechte der Reformierten erwähnt, wie sie nach Ansicht des französisch-reformierten Kommentators im Frieden von Osnabrück festgeschrieben worden seien. Vgl. Janvier 1711, in: MERCURE HISTORIQUE ET POLITIQUE […], La Haye, Henri van Bulderen, 1711 [Bibliothèque Municipale de Lyon, SJZ 493/8], S. 36. Allenfalls die Schilderung seines Widerstands gegen die direkte Gleichsetzung von Lutheranern und Reformierten konnte für den konfessionell sensiblen Leser darauf hindeuten. Avril 1708 (wie Anm. 38), Bd. 33, S. 382. So auch: Avril 1708, in: MERCURE HISTORIQUE ET POLITIQUE [...], La Haye, Henri van Bulderen, 1708 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 512-1708, 1], Bd. 44, S. 388.

39) Septembre 1709, in: MERCURE HISTORIQUE ET POLITIQUE […], La Haye, Henri van Bulderen, 1709 [Bibliothèque Municipale de Lyon, SJ Z 493/8], S. 295.

40) Novembre 1709, in: MERCURE HISTORIQUE ET POLITIQUE [..], La Haye, Henri van Bulderen, 1709 [Bibliothèque Municipale de Lyon, SJ Z 493/8], S. 527.

41) Octobre 1708, in: MERCURE HISTORIQUE ET POLITIQUE [...], La Haye, Henri van Bulderen, 1708 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 512-1708, 2], Bd. 45, S. 381; Décembre 1708, in: MERCURE HISTORIQUE ET POLITIQUE

Im März 1709 druckten die „LETTRES HISTORIQUES“ dann eine Erklärung Baron Stralenheims vom 8. Februar 1709 alten Stils ab,[42] die im Namen des schwedischen Königs die vollständige Umsetzung der Konvention von Altranstädt bescheinigte.[43] Im April erschien in der französischen Exilpresse die Nachricht von einem zusätzlichen Vertrag zwischen Schweden und dem Kaiser, der den schlesischen Lutheranern weitere Vergünstigungen gewährte.[44] Mit diesem Ergebnis konnten allerdings allenfalls die schlesischen Lutheraner zufrieden sein. Die weiterhin bestehenden Einschränkungen und die gescheiterte Anerkennung der Reformierten legten die hugenottischen Beobachter vor allem einem Gegner zur Last: der katholischen Kirche.

2. b) Der Widerstand der katholischen Kirche

Als eigentlicher Widersacher der Protestanten bei der Umsetzung der Konvention von Altranstädt erschien der hugenottischen Presse nicht der Kaiser, sondern die katholische Kirche mit dem Papst an ihrer Spitze.

Die hugenottischen Zeitschriften berichteten im Oktober 1707 vom Protest des päpstlichen Stuhls gegen die Vereinbarung zwischen dem Kaiser und Schweden.[45] Dem Widerstand Roms schloss sich auch der Fürstbischof von Breslau, Franz-Ludwig von Neuburg, an, indem er rechtzeitig seine Residenz verließ und so als schlesischer Oberlandeshauptmann die Unterschrift unter das Reskript zur Umsetzung der Altranstädter Konvention verweigerte.[46] Die Schweden hätten diesen jesuitischen Winkelzug jedoch erkannt und erklärt, die Unterschrift des schlesischen

[...],La Haye, Henri van Bulderen, 1708 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 512-1708, 2], Bd. 45, S. 615.

42) In protestantischen Schriften wurde im Betrachtungszeitraum vorrangig der Julianische Kalender verwendet, mit dem man sich von der gregorianischen Datierung der Katholiken abgrenzte.

43) Mars 1709, in: LETTRES HISTORIQUES […], La Haye, Adrian Moetjens, 1709 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 455-35/36], Bd. 35, S. 285–287.

44) Avril 1709 (wie Anm. 22), Bd. 35, S. 405–407.

45) Octobre 1707, in: MERCURE HISTORIQUE ET POLITIQUE […], La Haye, Henri van Bulderen, 1707 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 512-1707,2], Bd. 43, S. 424, 432f.; Octobre 1707 (wie Anm. 23), Bd. 32, S. 399.

46) Octobre 1707 (wie Anm. 45), Bd. 43, S. 426.

Kanzlers genüge zur Umsetzung der Vereinbarung.[47] Der Protest des Papstes werde genauso verhallen wie seinerzeit der päpstliche Protest gegen den Westfälischen Frieden.[48]

Der anfängliche Optimismus der hugenottischen Kommentatoren wurde durch Nachrichten vom katholischen Widerstand gegen die Umsetzung der Konvention von Altranstädt konterkariert. Entsprechend der allgemeinen Stoßrichtung der protestantischen Kontroverstheologie wurde dabei immer wieder die Rolle der Jesuiten als besonders verruchte Handlanger des päpstlichen Stuhls hervorgehoben.[49] So berichteten die „LETTRES HISTORIQUES" vom Dezember 1707 von einem Versuch der Jesuiten, ihre Besitzungen unter allerlei fadenscheinigen Vorwänden wie der Verbesserung von Kirchengebäuden zu behalten.[50] Wenig später erfuhren die Zeitschriftenleser vom starken Widerstand der katholischen Geistlichkeit gegen den Zugang der Protestanten zu öffentlichen Ämtern.[51] Ein hugenottischer Journalist interpretierte diesen Widerstand als Strategie des Klerus, die Umsetzung der Übereinkunft zwischen dem Kaiser und Schweden insgesamt zu verhindern.[52] Das sei umso gefährlicher, weil der katholische Klerus über großen Einfluss am Wiener Hof verfüge.[53] Es verwundert nicht, dass deshalb schon im Frühjahr 1708 erste Versuche der kaiserlichen Regierung laut wurden, die Altranstädter Konvention nur *„au pied de la lettre"* umzusetzen und keine weiteren Zugeständnisse einzuräumen.[54]

47) Ebd.
48) Octobre 1707 (wie Anm. 23), Bd. 32, S. 399.
49) Décembre 1707 (wie Anm. 30), Bd. 32, S. 614–617. Zum protestantischen Antijesuitismus vgl. Michael Niemetz: Antijesuitische Bildpublizistik in der Frühen Neuzeit: Geschichte, Ikonographie und Ikonologie. Regensburg 2008; Ursula Paintner: „Des Papsts neue Creatur". Antijesuitische Publizistik im deutschsprachigen Raum (1555–1618). Amsterdam 2011; Gerrit Vanden Bosch: L'image des jésuites dans la République des Provinces-Unies au Siècle d'or: cinquième colonne ou mythe entretenu?, in: Pierre-Antoine Fabre/Cathérine Maire (Hg.): Les Antijésuites. Discours, figures et lieux de l'antijésuitisme à l'époque moderne. Rennes 2010, S. 429–453.
50) Décembre 1707 (wie Anm. 30), Bd. 32, S. 614–617.
51) Janvier 1708 (wie Anm. 30), Bd. 33, S. 29f.. Vgl. auch Mai 1708, in: LETTRES HISTORIQUES […], La Haye, Adrian Moetjens, 1708 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 455-33/34], Bd. 33, S. 511.
52) Janvier 1708 (wie Anm. 30), Bd. 33, S. 30.
53) Février 1708 (wie Anm. 29), Bd. 44, S. 159.
54) Mars 1708 (wie Anm. 31), Bd. 44, S. 272; Avril 1708 (wie Anm. 38), Bd. 44, S. 387f.

Zwar berichtete der „MERCURE HISTORIQUE“ im November 1709, dass einige kaiserliche Ratgeber des Wiener Hofes die Nachteile der geistlichen Ratschläge für die kaiserliche Politik erkannt hätten, sich aber immer noch vom Klerus überreden ließen, die Interessen ihres Souveräns zu hintergehen.[55] Die hugenottischen Autoren griffen hier auf den Topos zurück, religiöse Intoleranz führe zu wirtschaftlicher und politischer Dekadenz.[56] Ähnliche Folgen könne eine neuerliche Proklamation des Kaisers in Schlesien haben, die es den Katholiken verbot, die evangelische Religion anzunehmen.[57]

Auf diese Weise versuchte die hugenottische Publizistik, katholische Monarchen vor den Ratschlägen der katholischen Geistlichkeit zu warnen. Sollte der Kaiser dem Willen des Klerus in Schlesien folgen, hätte dies aus hugenottischer Sicht gravierende Auswirkungen auf die Prosperität seines Landes und die Sicherheit seiner Herrschaft. Damit wollte sie den Kaiser genauso wie alle anderen katholischen Monarchen ermahnen, sich auf die Treue und Ratschläge ihrer protestantischen Untertanen und Verbündeten zu verlassen, die allein dafür garantierten, sie vor den Machenschaften der katholischen Geistlichkeit zu bewahren.

2. c) Die Reaktionen des Kaiserhofes

Im Gegensatz zur durchweg positiven Darstellung Schwedens und dem negativen Bild der katholischen Kirche erscheint der Kaiser in der hugenottischen Presse als ambivalente Figur. Auf der einen Seite betonten hugenottische Zeitungen im Umfeld der Altranstädter Konvention die konziliante Haltung des Wiener Hofes. Im „MERCURE HISTORIQUE“ war im August 1707 zu lesen, Graf Wratislaw sei ins schwedische Hauptquartier geschickt worden, um die Bereitschaft des Kaisers zu signalisieren, einige Kirchen in Schlesien an die Protestanten abzutreten.[58] Nachdem vier schwedische Regimenter in Schlesien einmarschiert waren, berichtete

55) Novembre 1709 (wie Anm. 40), S. 524.
56) Vgl. Waren Scoville: The Persecution of Huguenots and French Economic Development, 1680–1720. Berkley 1960; Myriam Yardeni: Naissance et essor d’un mythe: La révocation de l’édit de Nantes et le déclin économique de la France, in: Bulletin de la société de l’histoire du Protestantisme français 142 (1993), S. 79–96.
57) Novembre 1709 (wie Anm. 40), S. 524f.
58) Août 1707 (wie Anm. 25), Bd. 43, S. 161.

der „MERCURE HISTORIQUE“, der Kaiser habe in den Auseinandersetzungen mit der schwedischen Krone eingelenkt.[59] Nachträglich wurde ein Brief vom 29. August 1707 abgedruckt, der die Einigung beider Konfliktparteien und den Abschluss der Altranstädter Konvention meldete.[60] Die Auseinandersetzungen um das *exercitium religionis* der schlesischen Protestanten schienen beendet.

Die hugenottischen Periodika unterstrichen auch in der Folge regelmäßig die religiöse Duldsamkeit der Hofburg. Der „MERCURE HISTORIQUE“ begründete die kaiserliche Toleranz mit merkantilistischen Argumenten. Der Wiener Hof sei seit dem Tod Kaiser Leopolds I. mehr politischen als religiösen Maximen gefolgt.[61] Sein Nachfolger Joseph I. wolle den schlesischen Protestanten Religionsfreiheit gewähren, um den Reichtum seiner Staaten zu mehren.[62] Aus diesem Grund habe er die Exekution des Edikts, das den Übertritt von Katholiken zum evangelischen Glauben bestrafte, ausgesetzt. Man habe befürchtet, dass die protestantischen Untertanen ansonsten nach dem Vorbild der Hugenotten in Frankreich das Land verlassen könnten.[63] Dieser Vergleich erlaubte, an die hugenottische Meistererzählung vom wirtschaftlichen Verlust Frankreichs durch die Flucht der Protestanten anzuknüpfen und auf Schlesien zu übertragen.[64] Das gilt auch für die frühaufklärerische Forderung nach Gewissensfreiheit, wie sie sich maßgeblich in der hugenottischen Auseinandersetzung mit Ludwig XIV. entwickelt hatte.[65] Diese Vorstellungen wurden aus hugenottischer Sicht

59) Septembre 1707 (wie Anm. 23), Bd. 43, S. 260f.
60) Lettre écrite de Saxe le 29 Août 1707, in: MERCURE HISTORIQUE ET POLITIQUE […], La Haye, Henri van Bulderen, 1707 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 512-1707,2], Bd. 43, S. 262–265.
61) Novembre 1709 (wie Anm. 40), S. 524.
62) Vgl. Octobre 1707 (wie Anm. 45), Bd. 43, S. 424–425.
63) Novembre 1709 (wie Anm. 40), S. 525.
64) Zum Mythos der wirtschaftlichen Rezession Frankreichs in Folge der Auswanderung der Hugenotten vgl. Scoville: The Persecution (wie Anm. 56); Yardeni: Naissance (wie Anm. 56), S. 79–96.
65) Geoffrey Adams: The Huguenots and French Opinion, 1685–1787. The Enligthenment Debate on Toleration. Waterloo (Ontario) 1991. Die Gewissensfreiheit der schlesischen Lutheraner wurde mit den bestehenden Verträgen und dem Grundsatz, dass die weltlichen Herrscher keine Verfügungsgewalt über die Gewissen ihrer Untertanen besäßen, gerechtfertigt – beides Vorstellungen, die die Hugenotten auch in Frankreich für sich in Anspruch nahmen. Novembre 1709 (wie Anm. 40), S. 525f. Zur hugenottischen Vorstellung von Gewissensfreiheit vgl. bspw. Hubert Bost: Élie Benoist et l'historiographie de l'édit de Nantes, in: Michel Grand-Jean/

gleichsam auch zur Charakterisierung der kaiserlichen Toleranzpolitik verwendet und stellten so ein positives Gegenbeispiel zum französischen König dar.

Anders als in Frankreich konnten sich protestantische Vorstellungen von Gewissensfreiheit in Schlesien jedoch nach der Konvention von Altranstädt aus Sicht hugenottischer Beobachter zumindest teilweise durchsetzen. Stein gewordener Ausdruck kaiserlicher Toleranz waren die sechs Gnadenkirchen, deren Bau Joseph I. auf Bitten Schwedens seinen lutherischen Untertanen in Schlesien bewilligte. Die „LETTRES HISTORIQUES" vom Mai 1708 berichteten von den Verhandlungen zwischen dem Kaiser und Schweden über die Errichtung eben dieser Gnadenkirchen. Zunächst war hier nur die Rede von fünf Gotteshäusern, für die die Protestanten im Gegenzug eine gleiche Zahl von Kirchen an die Katholiken abtreten sollten.[66] Doch bereits im Frühjahr 1709 konnten die hugenottischen Zeitungen die Erlaubnis zum Bau von sechs solcher Gnadenkirchen vermelden.[67] Von einer Restitution an die Katholiken war keine Rede mehr. Stattdessen seien die protestantischen Schlesier verpflichtet worden, für diese Gnade größere Geldbeträge an den Kaiser zu zahlen.[68] Der „MERCURE HISTORIQUE" begründet diese Forderung mit den hohen Kosten des Krieges gegen Frankreich[69] – eine Argumentation, die insbesondere der hugenottischen Leserschaft einleuchten musste. Schließlich konnten sie nur vom Sieg der interkonfessionellen Haager Großen Allianz gegen Ludwig XIV. eine Rückkehr nach Frankreich erwarten.

In diesem Zusammenhang führten die „LETTRES HISTORIQUES" im Mai 1710 die Berufung des protestantischen Barons von Erlach zum kaiserlichen Feldmarschall als weiteren Beweis für die kaiserliche Toleranz an.[70]

Bernard Roussel (Hg.): Coexister dans l'intolérance: L'Édit de Nantes (1598) (Histoire et société 37). Genf 1998, S. 371–384, hier S. 382–384; Mühling: Le Débat (wie Anm. 5), S. 234.

66) Mai 1708 (wie Anm. 51), Bd. 33, S. 510f.

67) Février 1709, in: MERCURE HISTORIQUE ET POLITIQUE […], La Haye, Henri van Bulderen, 1709 [Bibliothèque Municipale de Lyon, SJ Z 493/8], S. 151; Avril 1709 (wie Anm. 22), Bd. 35, S. 505.

68) Avril 1709 (wie Anm. 22), Bd. 35, S. 507. Février 1709 (wie Anm. 67), S. 151, spricht von einer Forderung von 100.000 Gulden für den Bau jeder einzelnen Kirche.

69) Février 1709 (wie Anm. 67), S. 151f.

70) Mai 1710, in: LETTRES HISTORIQUES […], La Haye, Adrian Moetjens, 1710 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 455-37/38], Bd. 38, S. 509.

Es sei nicht die Absicht des Kaisers, *„qu'on persécute les Protestans"*.[71] Aus diesem Grund entspreche es nicht der Wahrheit, dass man in Schlesien ihre Gewissen unterdrücke, ihre Schulen schließe, ihnen die Kinder raube und die Kirchen wegnehme.[72] Vielmehr könnten sich die schlesischen Protestanten einer *„pleine jouissance de tout ce qui a été stipulé en leur faveur, dans les Traitez de Westphalie & d'Alt-Ranstadt"* erfreuen.[73] Auf der anderen Seite wurden zeitgleich Ängste laut, Joseph I. könnte den Protestanten nach dem Abzug der Schweden die neu gewonnenen Freiheiten wieder entziehen. Dass diese Ängste nicht unbegründet waren, schien ein Bericht des „MERCURE HISTORIQUE" vom Februar 1708 zu belegen. Er schildert die unnachgiebige Haltung des Wiener Hofes gegenüber neuerlichen Forderungen Schwedens nach einer Rückerstattung der enteigneten Lehen und Besitzungen von Lutheranern und Reformierten in Schlesien.[74] „L'ESPRIT DES COURS DE L'EUROPE" schrieb Mitte 1709, dass die Niederlagen Karls XII. in Russland dazu führten, dass die Hofburg nicht mehr die Rückkehr des schwedischen Königs fürchte. Die „LETTRES HISTORIQUES" berichteten kurz darauf sogar von der Drohung Wiens, Karl XII. zum Reichsfeind zu erklären, sollte er erneut in Deutschland einfallen.[75] Aus Sicht der französischen Exilpresse waren vom Kaiser ab 1709 daher kaum noch Zugeständnisse für die protestantische Sache zu erwarten.

Besonderes Aufsehen erregte ein kaiserliches Edikt vom 3. Juni 1709, das den *Nouveaux-Convertis* in Schlesien verbot, wieder den evangelischen Glauben anzunehmen.[76] Apostasie werde darin mit Enteignung und Ver-

71) Ebd.
72) Ebd.
73) Ebd. So auch fast gleichlautend: Mai 1710, in: MERCURE HISTORIQUE ET POLITIQUE [...], La Haye, Henri van Bulderen, 1710 [Bibliothèque Municipale de Lyon, SJZ 493/8], S. 519f.
74) Février 1708 (wie Anm. 29), Bd. 44, S. 150, 159.
75) Octobre 1709, in: LETTRES HISTORIQUES […], La Haye, Adrian Moetjens, 1709 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 455-35/36], Bd. 36, S. 442.
76) Juillet 1709, in: LETTRES HISTORIQUES […], La Haye, Adrian Moetjens, 1709 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 455-35/36], Bd. 36, S. 39f.; Août 1709, in: LETTRES HISTORIQUES […], La Haye, Adrian Moetjens, 1709 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 455-35/36], Bd. 36, S. 192; Août 1709, in: MERCURE HISTORIQUE ET POLITIQUE […], La Haye, Henri van Bulderen, 1709 [Bibliothèque Municipale de Lyon, SJ Z 493/8], S. 139f.; Novembre 1709 (wie Anm. 40), S. 524–527.

bannung bestraft.[77] Dennoch setzten hugenottische Autoren die kaiserliche Regierung 1709 nicht mit der französischen gleich. Sie vertrauten darauf, dass sich unter den kaiserlichen Amtsträgern die Kritiker des Apostasieedikts durchsetzen würden.[78]

Doch Ende 1709 vermeldete die französische Exilpresse weitere Einschränkungen der evangelischen Kultusfreiheit in Schlesien.[79] Die Unterstützung der Hofburg für die schlesischen Protestanten schien immer weiter zu schwinden. Nach dem Ausfall Schwedens bedurfte es anderer Fürsprecher beim katholischen Kaiser.

2. d) Die Intervention der protestantischen Alliierten

Mit dem Abzug Schwedens rückten die Könige von England, Preußen und die Vereinigten Provinzen als Garanten der Altranstädter Konvention immer mehr in den Fokus der hugenottischen Presse.[80] Die „LETTRES HISTORIQUES" berichteten schon im Januar 1708 vom Eintreten der drei protestantischen Mächte für ihre reformierten Glaubensbrüder beim Kaiser.[81] Insbesondere die an die Hofburg gerichteten Memoranden der englischen Gesandten fanden mehrfach Abdruck in der hugenottischen Presse. So erschienen Ende 1708 französische Übersetzungen einer Denkschrift des englischen Gesandten Philip Medows, die dieser am 27. Oktober 1708 an den Kaiser adressiert hatte.[82] Darin versicherte Medows, seine

77) Juillet 1709 (wie Anm. 76), Bd. 36, S. 40; Août 1709, in: MERCURE (wie Anm. 76), S. 139f.
78) Vgl. Août 1709 in: LETTRES (wie Anm. 76), Bd. 36, S. 192.
79) Décembre 1709, in: MERCURE HISTORIQUE ET POLITIQUE [..], La Haye, Henri van Bulderen, 1709 [Bibliothèque Municipale de Lyon, SJ Z 493/8], S. 622, 625; Mai 1710 (wie Anm. 70), Bd. 38, S. 509; Mai 1710, in: MERCURE HISTORIQUE ET POLITIQUE [...], La Haye, Henri van Bulderen, 1710 [Bibliothèque Municipale de Lyon, SJZ 493/8], S. 520.
80) Lettre écrite de Saxe le 29 Août 1707 (wie Anm. 60), Bd. 43, S. 263–265, ist sich zunächst noch unsicher, ob England und die Vereinigten Provinzen als Garantiemächte fungierten und gibt stattdessen das Gerücht wieder, der König von Preußen und der englische König als Kurfürst von Hannover seien als Garantiemächte aufgetreten. Sicherheit über die Garantiemächte besteht in der hugenottischen Presse erst bei Janvier 1708 (wie Anm. 30), Bd. 33, S. 33.
81) Janvier 1708 (wie Anm. 30), Bd. 33, S. 33.
82) Décembre 1708 (wie Anm. 41), Bd. 45, S. 615–619. Kurze Zeit später erschien eine zweite, inhaltlich im Wesentlichen gleichlautende Übersetzung in: Oct.–

Herrin, Königin Anna von England, wolle als Garantin der Altranstädter Konvention deren rasche Umsetzung sicherstellen und auf diese Weise zum inneren Frieden im Heiligen Römischen Reich und den kaiserlichen Erblanden beitragen.[83] Aus diesem Grunde setzte sich Anna insbesondere für die schlesischen Reformierten ein. Sie würden zwar nicht namentlich in der Altranstädter Konvention genannt, aber ihre Rechte seien durch den Westfälischen Frieden verbrieft worden.[84] Während nun die Umsetzung der Altranstädter Konvention bezüglich der Lutheraner weit vorangeschritten sei, hoffe die Königin von England auf die Umsetzung des Vertrages zu Gunsten der reformierten Minderheit.[85] Die Königin erwarte vom Kaiser *„cette sincere & religieuse fidelité, à accomplir ses Alliances & ses Traitez"*, um den Vertragsbruch zu bestrafen, den Ludwig XIV. zu Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges begangen habe.[86] Ziel sei *„le rétablissement de la Très-Auguste Maison d'Autriche dans tous les Domaines & Païs possedez par ses Ancêtres"*.[87] Das Alter von Rechtstiteln und die Vertragstreue waren gesamtprotestantische Argumentationsstrukturen, die grundsätzlich auch bei katholischen Lesern anschlussfähig waren.[88] Auf diese Weise verbindet das Schreiben die politischen Interessen des Kaisers mit den überkonfessionell gültigen Rechtsvorstellungen. Die logische Schlussfolgerung aus dieser Argumentation war, dass die Lösung des schlesischen Religionskonfliktes im ureigenen Interesse des Kaisers liegen müsse.

Der Argumentation Englands habe sich der preußische Gesandte angeschlossen.[89] Auf dem Reichstag von Regensburg setzte sich Preußen im *Corpus Evangelicorum* für die schlesischen Reformierten ein. Offensichtlich waren seine Bemühungen erfolgreich. Bereits im April konnten die „LETTRES HISTORIQUES" berichten, dass die evangelischen Reichsstände eine gemeinsame Bittschrift zu Gunsten der schlesischen Reformier-

Decemb. 1708, in: L'ESPRIT DES COURS DE L'EUROPE […], Amsterdam 1708 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 377569], Bd. 17, S. 555–559.
83) Décembre 1708 (wie Anm. 41), Bd. 45, S. 615f.
84) Ebd., S. 616–618. Diese Ansicht wurde von der hugenottischen Presse auch an anderer Stelle immer wieder vorgebracht. Vgl. bspw. ebd., S. 615.
85) Ebd., S. 616f.
86) Vgl. ebd., S. 618.
87) Vgl. ebd., S. 618f.
88) Mühling: Le Débat (wie Anm. 5), S. 149–178, 347–356.
89) Décembre 1708 (wie Anm. 41), Bd. 45, S. 619; Février 1709 (wie Anm. 67), S. 152.

ten an den Kaiser gesandt hatten.[90] Sie argumentierten in gewohnter Weise damit, dass das *exercitium religionis* der Reformierten im Westfälischen Frieden verbrieft worden sei.[91] Bislang habe Wien aber nicht auf diese Vorhaltungen reagiert.[92] Ein Grund dafür seien die inneren Differenzen im Protestantismus.[93]

Ganz im Gegenteil dazu spitzte sich aber der Religionskonflikt zwischen dem Kaiser und den protestantischen Alliierten im Verlauf des Jahres 1709 weiter zu. Im Oktober war in der französischen Exilpresse zu lesen, dass sich Joseph I. trotz der inständigen Bitten Anna von Englands geweigert habe, das Edikt aufzuheben, das den Übertritt zum evangelischen Glauben unter Strafe stellte.[94]

Die englischen und niederländischen Gesandten unterbreiteten deshalb im Dezember 1710 ein weiteres Memorandum zu Gunsten der reformierten Schlesier, das im Januar 1711 in den hugenottischen Gazetten im Druck erschien.[95] Die beiden Diplomaten Francis Palmes und Jacob Johan Hamel Bruyninx wiederholten die inständigen Bitten für ihre Glaubensbrüder, die sie gemeinsam mit dem König in Preußen vorgebracht hatten.

Eine positive Antwort des Wiener Hofes auf dieses Schreiben konnte die hugenottische Presse aber in Folge nicht vermelden. „L'ESPRIT DES COURS DE L'EUROPE" stellt deshalb realistisch fest: „[…] *un Monarque n'aime point du tout qu'on se mêle de son Gouvernement.*"[96] Gott segne aber dennoch die Menschlichkeit und das Mitleid der Königin von England und der Generalstaaten mit ihren schlesischen Glaubensbrüdern, auch wenn

90) Avril 1709 (wie Anm. 22), Bd. 35, S. 407.
91) Ebd.
92) Ebd.
93) Janvier, Février, Mars, Avril 1709, in: L'ESPRIT DES COURS DE L'EUROPE […], Amsterdam 1709 [Koninklijke Bibliotheek Den Haag, KW3029G26], S. 128. Vgl. hierzu Mühling: Le Débat (wie Anm. 5), S. 178–196; Wieland: Protestantischer König (wie Anm. 33), S. 56–128, insbes, 118, 126–128.
94) Octobre 1709 (wie Anm. 75), Bd. 36, S. 442.
95) Janvier 1711, in: LETTRES HISTORIQUES […], La Haye, Adrian Moetjens, 1711 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 455-39/40], Bd. 39, S. 51. Das vollständige Memorandum findet sich in Janvier 1711 (wie Anm. 38), S. 34–37. Septembre – Décembre 1710, in: L'ESPRIT DES COURS DE L'EUROPE […], Amsterdam 1710 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 377569], S. 573–578, druckt eine kommentierte Paraphrase dieses Schreibens ab.
96) Septembre–Décembre 1710 (wie Anm. 95), S. 573.

Waffengewalt gegenüber dem Kaiser offensichtlich mehr bewirken könne als ein Bündnis.[97] Auf diese Weise bezog die hugenottische Publizistik Opposition zum Kaiser. Sie schien eine bewaffnete Auseinandersetzung zwischen den protestantischen Alliierten und dem Kaiser als legitimes und effizientes Mittel zur Durchsetzung der freien Religionsausübung ihrer reformierten Glaubensbrüder in Schlesien anzusehen, sollte auch weiterhin keine diplomatische Lösung erzielt werden. Hier tat sich allerdings endgültig eine Divergenz zwischen diplomatisch-publizistischen Hoffnungen und den realpolitischen Interessen der protestantischen Mächte auf. Angesichts der Bourbonischen Bedrohung war der innere Zusammenhalt der Haager Großen Allianz trotz unterschiedlicher konfessionspolitischer Interessen nicht gefährdet. Die Arkanpolitik triumphierte über die öffentliche Meinung in den protestantischen Staaten.

2. e) Zwischenfazit

In der hugenottischen Presse wurde Karl XII. von Schweden für seine Religionspolitik und militärischen Erfolge gefeiert. Die Ostseemacht erschien 1707 als der Protektor der Evangelischen in Schlesien. Das weckte die Hoffnung für eine schwedische Unterstützung aller verfolgten Protestanten in Europa. Insbesondere die Hugenotten erwarteten Unterstützung Karls XII. gegen Ludwig XIV. von Frankreich. Das Geschick der schwedischen Diplomatie und die Hoffnungen der Hugenotten waren so groß, dass die französisch-reformierten Journalisten nicht erkannten, dass sich Schweden in erster Linie nur für die eigenen lutherischen Glaubensbrüder in Schlesien verwandte. Das Ausbleiben einer Restitution der Reformierten wurde folglich nicht dem mangelnden Eifer der schwedischen Diplomatie, sondern den Niederlagen Karls XII. in Russland zugeschrieben.[98]

97) Ebd., S. 575.

98) Dem widerspricht die Forschung, die einhellig Joseph I. für die Umsetzung der Altranstädter Konvention nach der Niederlage von Poltawa würdigt. Vgl. Conrads: Die Durchführung (wie Anm. 2), S. 240; Metasch: 300 Jahre (wie Anm. 3), S. 49; Frank Metasch: Zwischen Freiwilligkeit und Zwang – konfessioneller Pluralismus in Schlesien, in: Ulrich Rosseaux/Gerhard Poppe (Hg.): Konfession und Konflikt. Religiöse Pluralisierung in Sachsen im 18. und 19. Jahrhundert. Münster 2012, S. 167–183, hier S.176.

Zentraler Gegner der schwedischen Religionspolitik in Schlesien war in den Augen der hugenottischen Zeitschriften nicht der Kaiser, sondern die katholische Kirche. Durch Bigotterie des Kaisers und seiner Berater hätte es der Klerus geschafft, den Wiener Hof auf seine Seite zu ziehen. Die katholische Kirche hatte gegen den Abschluss der Konvention von Altranstädt protestiert und betrieb aus hugenottischer Sicht ein andauerndes Ränkespiel, um ihre Umsetzung zu verhindern.

In Abgrenzung dazu erschien der Kaiser in einem zwiespältigen Licht. Einerseits verfolge er eine traditionelle katholische Religionspolitik, die den Protestanten ihre Kirchen raube und den Übertritt zum evangelischen Glauben unter Strafe stellte. Andererseits habe er den wirtschaftlichen und politischen Schaden erkannt, der für seine Staaten entstünde, wenn er blind den Anweisungen des Klerus folge. Für die grundsätzliche Anerkennung der Altranstädter Konvention und das Einräumen lutherischer Gnadenkirchen erfuhr er das Lob der hugenottischen Publizisten. Ein Bündnis zwischen dem Kaiser und den protestantischen Mächten war letztlich auch notwendig, um den gemeinsamen Kampf gegen Ludwig XIV. im Spanischen Erbfolgekrieg fortzusetzen. Von einem Sieg der interkonfessionellen Haager Großen Allianz erhofften sie sich eine Wiederherstellung ihrer Privilegien und die Möglichkeit, wieder nach Frankreich zurückzukehren.

Die hugenottischen Journalisten erkannten aber gleichwohl, dass dieses Ziel nur durch den diplomatischen und militärischen Beistand der protestantischen Alliierten des Kaisers zu erreichen war. Dabei folgten die protestantischen Mächte und die Hugenotten gemeinsam dem protestantischen Narrativ der Bündnis- und Vertragstreue, das den Reformierten durch die Vereinbarungen von Osnabrück (1648) und Altranstädt (1707) genauso das Recht auf Religionsfreiheit in Schlesien garantiere wie das protestantische Lager in der Haager Großen Allianz von 1701 die Interessen des Kaisers verteidige.

Mit der Herstellung einer europäischen Öffentlichkeit für die Ereignisse in Schlesien versuchte die hugenottische Presse, die protestantischen Mächte unter Druck zu setzen. Sie mussten unter Beweis stellen, dass sie Solidarität für ihre verfolgten Glaubensbrüder in Schlesien und Frankreich zeigten. Als im Frieden von Utrecht, Rastatt und Baden 1713/1714 weder eine Restitution der Reformierten in Schlesien noch in Frankreich erfolgte, verstummten auch die hugenottischen Presseberichte über den schlesischen Religionsfrieden. Die Hoffnungen auf eine Restitution der Reformierten waren zerschlagen.

3. Die Rezeption der Altranstädter Konvention in der Presse aus dem Umfeld des französischen Hofes

In der französischen Staatspresse und ihr nahestehenden Zeitschriften standen prinzipiell die gleichen Akteure im Fokus wie in den hugenottischen Periodika im niederländischen Exil: Schweden, die katholische Kirche, der Kaiser und seine protestantischen Alliierten. Allein ihre Darstellung folgte anderen Prämissen.

3. a) Das Eingreifen Schwedens

Mit Genugtuung schilderte die französische Presse die Zuspitzung des Konflikts zwischen dem alten lutherischen Verbündeten Schweden und dem katholischen Kaiser im Vorfeld der Konvention von Altranstädt. Karl XII. habe die Umsetzung des Westfälischen Friedens in Schlesien gefordert.[99] Trotz der konsequent katholischen Selbstinszenierung Ludwigs XIV.[100] spielte die französische Presse auf diese Weise geschickt mit dem überkonfessionellen Argumentationsmuster reichsständischer Libertät,[101] das auch die Rechte des Protestantismus in Schlesien einschloss – solange damit die Position des Kaisers geschwächt würde.

Im September und Oktober 1707 meldeten die französischen Journale die Einigung zwischen Karl XII. und dem Kaiser.[102] Wenig später erschien

99) 10 Septembre 1707, in: RECUEIL DES GAZETTES, NOUVELLES ORDINAIRES ET EXTRAORDINAIRES […], Lyon, François Barbier, 1707 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 142236], S. 147; Octobre 1707, in: JOURNAL HISTORIQUE […], Verdun, Claude Muguet, 1707 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 426089], Bd. 7, S. 284.

100) Peter Burke: Ludwig XIV. Die Inszenierung des Sonnenkönigs. Frankfurt am Main 1995, S. 21, 143–145; Alexandre Maral: Le Roi-Soleil et Dieu. Essai sur la religion de Louis XIV. Paris 2012; Nicolas Milovanovic: Le roi Très Chrétien, in: Nicolas Milovanovic/Alexandre Maral (Hg.): Louis XIV. L'Homme & le Roi. Paris 2009, S. 213–217.

101) Anna Sinkoli: Frankreich, das Reich und die Reichsstände 1697–1702 (Europäische Hochschulschriften 652). Frankfurt am Main, Berlin, Bern u.a. 1994, S. 5.

102) 17 Septembre 1707, in: RECUEIL DES GAZETTES, NOUVELLES ORDINAIRES ET EXTRAORDINAIRES […], Lyon, François Barbier, 1707 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 142236], S. 149; 8 Octobre 1707, in: RECUEIL DES

die Meldung von ersten Kirchenrückgaben an die Evangelischen.[103] Die französische Presse teilte die hugenottische Sichtweise, die Karl XII. zum Retter des Protestantismus stilisierte. Während katholische Leser von dieser Charakterisierung zweifellos abgeschreckt wurden, eröffnete die Darstellung des Konfessionskonfliktes zwischen Schweden und dem Kaiser ein Anknüpfen an die traditionelle französische Deutschlandpolitik des *divide et impera*.[104] Das wird insbesondere bei der Darstellung des schwedischen Umgangs mit dem jesuitischen Widerstand gegen die Herausgabe von Kirchengebäuden deutlich. Daraufhin habe ihnen der schwedische Minister Graf Piper im Auftrag Karls XII. mitteilen lassen, dass die Protestanten ihrerseits gerne katholischen Besitz erstatten würden, wenn sie diesen zuvor gestohlen hätten. Die lange Nutzung von Gebäuden, die die Jesuiten auf fremdem Boden errichten ließen, müsse ihnen als Entschädigung genügen.[105] Mit dieser Argumentation konnte die Zeitschrift sowohl an antijesuitische Ressentiments innerhalb der katholischen Kirche anknüpfen,[106] als auch den protestantischen Antijesuitismus bedienen,[107] denn in der Öffentlichkeit galten die Jesuiten traditionellerweise als besonders einflussreiche Ratgeber am Kaiserhof. Der französische König selbst konnte gegenüber Katholiken und Protestanten gleichermaßen seine Hände in Unschuld waschen und auf eine Schwächung der interkonfessionellen Haager Großen Allianz hoffen.

GAZETTES, NOUVELLES ORDINAIRES ET EXTRAORDINAIRES […], Lyon, François Barbier, 1707 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 142236], S. 162.

103) 8 Octobre 1707 (wie Anm. 102), S. 161.

104) Guido Braun: La connaissance du Saint-Empire en France du baroque aux Lumières 1643–1756 (Pariser Historische Studien 91). München 2010, S. 179–183, Guido Braun: Von der politischen zur kulturellen Hegemonie Frankreichs 1648–1789 (Deutsch-Französische Geschichte 4). Darmstadt 2008, S. 30–33, 61; Martin Heckel: Deutschland im konfessionellen Zeitalter. Göttingen 1983, S. 197.

105) Novembre 1707, in: LA CLEF DU CABINET DES PRINCES DE L'EUROPE, Bd. 7, s.l., Jacques le Sincere, 1707 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 183-7], Bd. 7, S. 358f.

106) Vgl. bspw. Luce Giard: Le Catéchisme des Jésuites d'Étienne Pasquier, une attaque en règle, in: Fabre/Maire (wie Anm. 49), S. 73–90; Jean-Pascal Gay: Le jésuite improbable: remarques sur la mise en place du mythe du Jésuite corrupteur de la morale en France à l'époque moderne, in: Ebd., S. 305–327.

107) Vgl. bspw. Niemetz: Antijesuitische Bildpublizistik (wie Anm. 49); Paintner: „Des Papsts neue Creatur" (wie Anm. 49); Vanden Bosch: L'image (wie Anm. 49), S. 429–453.

Im Januar 1708 wurden in der „CLEF DU CABINET DES PRINCES“ und dem „JOURNAL HISTORIQUE“ Gerüchte über ein schwedisch-französisches Bündnis, das den Kurfürsten von Bayern wieder in seinen Stammlanden einsetzen sollte, als *„faux bruits“* zerstreut.[108] Diese Gerüchte entsprachen tatsächlich nicht der Wahrheit. Der Hinweis darauf kann jedoch trotzdem als eine propagandistische Finte verstanden werden, die das Misstrauen der Alliierten zerstreuen sollte, während die Patrone der offiziösen französischen Journale den Plan eines schwedisch-französischen Bündnisses keinesfalls aufgegeben hatten.[109] Neben den Hoffnungen auf eine Allianz mit dem alten lutherischen Verbündeten in Nordeuropa setzte die französische Propaganda aber vor allem auf die Unterstützung der katholischen Kirche, die durch die Politik des Kaisers in Schlesien gefährdet worden sei.

3. b) Der Widerstand der katholischen Kirche

Die französische Presse unterstrich von Anfang an den Widerstand der katholischen Kirche gegen die Konvention von Altranstädt. So berichtete die „GAZETTE“ im Oktober 1707 von der Weigerung des Fürstbischofs von Breslau, die Verordnung zur Umsetzung der Altranstädter Konvention zu unterschreiben.[110] Auf diese Weise wurde dem katholischen Leser suggeriert, dass sich Joseph I. gegen seinen Klerus und damit auch gegen die eigene Glaubensgemeinschaft gewandt hätte.

Das bestätigte auch die kaiserliche Missachtung des päpstlichen Verbots, den Protestanten katholische Kirchen zu übereignen.[111] Ganz im Gegensatz

108) Janvier 1708, in: JOURNAL HISTORIQUE […], Verdun, Claude Muguet, 1708 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 426089], Bd. 8, S. 11; Janvier 1708, in: LA CLEF DU CABINET DES PRINCES DE L’EUROPE […], s.l., Jacques le Sincere, 1708 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 183-8]. Bd. 8, S. 11.
109) Éric Schnakenbourg: La France, le Nord et l’Europe au début du XVIII^{e} siècle (Bibliothèque d’histoire moderne et contemporaine 26). Paris 2008, S. 12f, 47, 49.
110) 15 Octobre 1707, in: RECUEIL DES GAZETTES, NOUVELLES ORDINAIRES ET EXTRAORDINAIRES […], Lyon, François Barbier, 1707 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 142236], S. 165.
111) Avril 1708, in: JOURNAL HISTORIQUE […], Verdun, Claude Muguet, 1708 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 426089], Bd. 8, S. 281.

zur päpstlichen Anordnung habe die kaiserliche Religionskommission den Jesuiten in Liegnitz nur drei Tage gelassen, um ihre Kirche und ihr Kollegium zu räumen.[112] Dementsprechend hätten sich die Jesuiten gegen die Preisgabe ihrer Kirchen gewehrt. Nicht einmal eine finanzielle Entschädigung für die Verbesserungen, die sie an den Gebäuden vorgenommen hatten, sei ihnen gewährt worden.[113] Durch die Berichte über die schlechte Behandlung des Klerus erschien der Kaiser vor einem katholischen Publikum in immer schlechterem Licht.

Trotz der erheblichen Zugeständnisse an die Protestanten hätte der Kaiser keine Dankbarkeit von ihnen erwarten können. Vielmehr wurden sie aus traditioneller katholischer Sicht als Rebellen gegen die geistliche und weltliche Obrigkeit dargestellt.[114] Das „JOURNAL HISTORIQUE" berichtete im April 1708, die Protestanten seien in Glogau und einigen anderen Städten *„à main armée"* erschienen, um die Ausübung ihrer Religion zu erzwingen.[115] Dabei hätten sie sich gebrüstet, der Kaiser werde sich ihnen nicht in den Weg stellen, solange Schweden und die protestantischen Mächte auf ihrer Seite stünden.[116] In der „GAZETTE" war im Oktober 1708 zu lesen, dass die Protestanten in Breslau bereits zum öffentlichen Psalmensingen in den Straßen aufgefordert hätten, obwohl der Kaiser dies ausdrücklich verboten hätte.[117] Der Psalmengesang, der vornehmlich von Reformierten praktiziert wurde, war in Frankreich seit jeher ein Ärgernis zwischen den Konfessionen. Dies erschien frankokatholischen Rezipienten umso anstößiger, da der protestantische Psalmengesang als direkter Angriff auf die katholische Kirche wahrgenommen wurde.[118] Für katholische Adressaten der französischen Journale stellte sich die dringende Frage, wie der Kaiser als katholische Obrigkeit und Schutzherr der Reichskirche mit diesen Zuständen umzugehen gedachte.

112) 15 Octobre 1707 (wie Anm. 110), S. 165.
113) Avril 1708 (wie Anm. 111), Bd. 8, S. 281.
114) Vgl. hierzu die Beiträge in: Águeda Garcia-Garrido/Rocío G. Sumillera (Hg.): Protestantism and Political Rebellion in Early Modernity. Madrid 2019.
115) Avril 1708 (wie Anm. 111), Bd. 8, S. 281.
116) Ebd.
117) 20 Octobre 1708, in: RECUEIL DES GAZETTES, NOUVELLES ORDINAIRES ET EXTRAORDINAIRES […], Lyon, François Barbier, 1708 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 142236], S. 169.
118) David El Kenz: Les bûchers du roi: la culture protestante des martyrs (1523–1572). Paris 1997, S. 168–171.

3. c) Die Reaktionen des Kaiserhofes

Als Hauptkriegsgegner Ludwigs XIV. im Spanischen Erbfolgekrieg stand der Kaiser natürlicherweise im Fokus der Berichterstattung der französischen Zeitschriften. Dennoch erschien Joseph I. auch in den französischen Journalen als widersprüchliche Figur. Einerseits wurde die Verfolgung der Protestanten durch die Habsburger verurteilt, andererseits dem Kaiser die Förderung der Häresie vorgeworfen.

Die französische Presse beschuldigte das Reichsoberhaupt wiederholt, mangelnden Eifer für die katholische Religion an den Tag gelegt zu haben. Im „JOURNAL HISTORIQUE" war zu lesen, dass der Kaiser eine Kommission ernannt habe, die den Evangelischen in Schlesien Gerechtigkeit verschaffen solle.[119] Im März 1709 schrieb die „GAZETTE", dass der Kaiser den Evangelischen *„la liberté d'exercer leur Religion, conformement au Traité de Raenstadt"* verschafft habe.[120] Die Lutheraner selbst hätten bestätigt, dass dadurch ihre Religionsbeschwerden abgestellt worden seien.[121] Katholischen Lesern wurde so vermittelt, dass eine perfekte Harmonie zwischen den protestantischen „Häretikern" und dem katholischen Reichsoberhaupt bestehe.

Die Inszenierung dieses Einverständnisses erfuhr in der französischen Darstellung eine Steigerung, indem der Kaiser die Zugeständnisse an die Protestanten durch die Erlaubnis zum Bau evangelischer Gnadenkirchen ausweitete und die lutherischen Konsistorien in die kaiserliche Magistratur aufnahm.[122] Diese Entscheidung des Kaisers habe dermaßen gefährliche Folgen, *„qu'elles doivent faire trembler tous les bons Catholiques."*[123] Im September war in der „GAZETTE" gar zu lesen, dass der Bau von fünf

119) Octobre 1707 (wie Anm. 99), Bd. 7, S. 488.
120) 9 Mars 1709, in: RECUEIL DES GAZETTES, NOUVELLES ORDINAIRES ET EXTRAORDINAIRES […], Lyon, François Barbier, 1709 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 142236], S. 41.
121) 16 Mars 1709, in: RECUEIL DES GAZETTES, NOUVELLES ORDINAIRES ET EXTRAORDINAIRES […], Lyon, François Barbier, 1709 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 142236], S. 45.
122) Mai 1708, in: MERCURE GALANT, […], Paris, Michel Brunet, 1708 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 807156, T.366], S. 255.
123) Ebd., S. 256.

Gnadenkirchen in Oberschlesien [sic!] erlaubt worden sei.[124] Joseph I. habe von den Lutheranern für den Bau jeder einzelnen Kirche die Zahlung von 100.000 Gulden verlangt.[125] Die kaiserlichen Beamten hätten diese Zahlung mit den durch den Spanischen Erbfolgekrieg verursachten Militärausgaben gerechtfertigt.[126] Der katholische Protest erhielt in den Augen der katholischen Leser umso größeres Gewicht, als sich der Kölner Nuntius Albani im Auftrag seines Onkels Papst Clemens XI. beim Kaiser über den Neubau protestantischer Gotteshäuser beschwerte.[127] Joseph I. schien sich endgültig gegen die Interessen des Päpstlichen Stuhls und der katholischen Kirche gestellt zu haben. In den Augen der katholischen Presse hatte sich der Kaiser nicht nur eines Bündnisses mit den Protestanten schuldig gemacht. Er hatte die Interessen der katholischen Kirche nach Kaufmannsart verschachert. Dabei war der Kaiser als Schutzherr der römischen Kirche gerade zur Protektion der Reichskirche verpflichtet.[128] Die Schilderung seines Vorgehens in der französischen Presse versprach so Anschlussfähigkeit bei katholischen Lesern über die Grenzen Frankreichs hinaus und dürfte insbesondere an der Kurie und bei den katholischen Kirchenfürsten in Deutschland auf Zustimmung gestoßen sein.

Gleichwohl fehlte es in der französischen Presse nicht an Initiativen, die auf Basis der gemeinsamen Feindschaft zum Protestantismus eine Zusammenarbeit zwischen Joseph I. und Ludwig XIV. anstrebten. So stellte die „GAZETTE“ im März 1708 mit Befriedigung fest, dass der Kaiser *„ne*

124) 7 Septembre 1708, in: RECUEIL DES GAZETTES, NOUVELLES ORDINAIRES ET EXTRAORDINAIRES […], Lyon, François Barbier, 1708 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 142236], S. 145.
125) 9 Février 1709, in: RECUEIL DES GAZETTES, NOUVELLES ORDINAIRES ET EXTRAORDINAIRES […], Lyon, François Barbier, 1709 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 142236], S. 26; Mars 1709, in: LA CLEF DU CABINET DES PRINCES DE L'EUROPE […], s.l., Jacques le Sincere, 1709 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 183, 10], Bd. 10, S. 190f.
126) 9 Février 1709 (wie Anm. 125), S. 26.
127) Juillet 1710, in: LA CLEF DU CABINET DES PRINCES DE L'EUROPE […], s.l., Jacques le Sincere, 1710 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 183, 13], Bd. 13, S. 25.
128) Anton Schindling/Walter Ziegler: Das deutsche Kaisertum in der Neuzeit. Gedanken zu Wesen und Wandlungen, in: Anton Schindling/Walter Ziegler (Hg.): Die Kaiser der Neuzeit 1519–1918. Heiliges Römisches Reich, Österreich, Deutschland. München 1990, S. 11–30, hier S. 12.

vouloir accorder aucune Eglise aux Calvinistes".[129] Im August 1709 erschien die Nachricht vom Apostasieedikt des Kaisers, das den Protestanten den Übertritt zur katholischen Kirche verbot.[130] Der gemeinsame Kampf gegen den Protestantismus bot eine gedankliche Grundlage zur Einigung zwischen Versailles und Wien,[131] wie sie beide Mächte bereits am Ende des Rijswijker Friedenskongresses beim Einschub der berühmten Religionsklausel vollzogen hatten.[132] Der gemeinsame Antiprotestantismus war im französischen Lager eine ideelle Basis für die Sprengung der interkonfessionellen Haager Großen Allianz und für die Hoffnung auf einen Separatfrieden der katholischen Mächte.

129) 31 Mars 1708, in: RECUEIL DES GAZETTES, NOUVELLES ORDINAIRES ET EXTRAORDINAIRES […], Lyon, François Barbier, 1708 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 142236], S. 53. Aus katholischer Sicht stand das Reformiertentum in der Hierarchie der Häresien an oberster Stelle. Matthias Schnettger: Römische Perspektiven auf den Calvinismus und die Calvinisten an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert. Die Hauptinstruktionen Clemens' VIII., Pauls V. und Gregors XV, in: Irene Dingel/Herman J. Selderhuis (Hg.): Calvin und Calvinismus. Europäische Perspektiven (VIEG. Beiheft 84). Göttingen 2011, S. 171–197. Das war ein Grund dafür, dass die Reformierten oft zu den ersten Opfern der Gegenreformation zählten. Der Begriff des „Calvinismus" war insbesondere in Frankreich ein Schlagwort der katholischen Kontroverstheologie, das die reformierte Religion auf die Lehre Johannes Calvin reduzierte. Christian Mühling: Calvinismus oder Reformiertentum? Zur Selbst- und Fremdwahrnehmung einer Konfessionsgemeinschaft, in: Dorothea Klein/Frank Kleinehagenbrock/Joachim Hamm/Anuschka Tischer (Hg.): Reformation und katholische Reform zwischen Kontinuität und Innovation. Würzburg 2019, S. 183–212, hier insbes. S. 205–207.

130) 24 Août 1709, in: RECUEIL DES GAZETTES, NOUVELLES ORDINAIRES ET EXTRAORDINAIRES […], Lyon, François Barbier, 1709 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 142236], S. 137.

131) Johannes Burkhardt: Konfession als Argument in den zwischenstaatlichen Beziehungen. Friedenschancen und Religionskriegsgefahren in der Entspannungspolitik zwischen Ludwig XIV. und dem Kaiserhof, in: Heinz Duchhardt (Hg.): Rahmenbedingungen und Handlungsspielräume europäischer Außenpolitik im Zeitalter Ludwigs XIV. (ZHF. Beiheft 11). Berlin 1991, S. 135–154.

132) Vgl. Armin Kohnle: Von der Rijswijker Klausel zur Religionsdeklaration von 1705. Religion und Politik in der Kurpfalz um die Wende zum 18. Jahrhundert, in: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 62 (2010), S. 155–174, hier S. 169; Joseph Krisinger: Religionspolitik des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, in: Düsseldorfer Jahrbuch 47 (1955), S. 42–125, hier S. 91f.; Klaus Müller: Kurfürst Johann Wilhelm und die europäische Politik seiner Zeit, in: Düsseldorfer Jahrbuch 60

Nur vereinzelt war in der französischen Presse von der Verfolgung des Protestantismus durch den Kaiser zu lesen. Die Mitteilungen richteten sich primär an protestantische Leser. Sie erschienen deshalb in der „CLEF DU CABINET DES PRINCES", die sich an eine außerfranzösische Öffentlichkeit richtete. Dort hieß es, der Kaiser habe sich auch gegenüber den Protestanten als vertragsbrüchig erwiesen. Nach dem Abzug Karls XII. habe er die neuen evangelischen Kirchen wieder abreißen lassen, den Lutheranern die Schulen genommen und ihre Kinder in katholische Lehranstalten geschickt.[133] Sinn solcher Nachrichten war es zu zeigen, dass die Protestanten keinen Gewinn aus einer Allianz mit den Habsburgern zögen. Sie sollten aus der interkonfessionellen Haager Großen Allianz gelöst werden. Ziel der französischen Propaganda war dennoch nicht die Intervention zu Gunsten der verfolgten Protestanten im Heiligen Römischen Reich. Es ging vielmehr darum, das protestantische Lager zu schwächen, indem man es von seinen katholischen Verbündeten trennte. Das war auch das Ziel der durchweg negativen Darstellung der protestantischen Alliierten.

3. d) Die Intervention der protestantischen Alliierten

Anders als Schweden oder der Kaiser wurde die Politik der protestantischen Alliierten in der französischen Presse konsequent verurteilt. Das ist in der mehr oder minder unterschwelligen konfessionalistischen Grundhaltung der französischen Journale begründet.

Wie in der hugenottischen Presse erfolgte in den französischen Journalen eine fortlaufende Berichterstattung über den Einsatz Englands, Preußens und der Generalstaaten für die Reformierten in Schlesien.[134] Die Unter-

(1986), S. 1–23, hier S.12f.; Sinkoli: Frankreich (wie Anm. 101), S. 71. Karl Ottmar von Aretin: Das Alte Reich 1648–1806. Kaisertradition und österreichische Großmachtpolitik (1684–1745). Stuttgart 1997, Bd. 2, S. 42–44, behauptet hingegen, es gebe keine Belge für eine Kooperation zwischen Versailles und der Hofburg.

133) Mai 1710, in: LA CLEF DU CABINET DES PRINCES DE L'EUROPE […], s.l., Jacques le Sincere, 1710 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 183, 12], Bd. 12, S. 322.

134) 10 Octobre 1708, in: RECUEIL DES GAZETTES, NOUVELLES ORDINAIRES ET EXTRAORDINAIRES […], Lyon, François Barbier, 1708 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 142236], S. 193; 1 Décembre 1708, in: RECUEIL DES GAZETTES, NOUVELLES ORDINAIRES ET EXTRAORDINAIRES […],

stützung der protestantischen Alliierten für die sogenannten „Calvinisten" musste katholischen Lesern besonders gravierend erscheinen.[135] Sie eignete sich nebenbei aber auch, das Misstrauen der Lutheraner gegenüber den reformierten Mächten zu schüren, die um ihren eigenen konfessionellen Besitzstand in Schlesien fürchteten.[136]

Ein protestantisches Publikum wurde gerade mit der gegenteiligen Behauptung angesprochen, die evangelischen Garantiemächte der Konvention von Altranstädt hätten wenig Eifer gezeigt, auf die Umsetzung der Vereinbarung zwischen Schweden und dem Kaiser zu dringen.[137] Angesichts der neuerlichen Rekatholisierungspolitik in Schlesien sei von den protestantischen Alliierten keine Hilfe zu erwarten, weil sie zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt wären.[138] Auf diese Weise suggerierte die französische Presse bei protestantischen Lesern, dass die Haager Große Allianz mit dem Kaiser keinen Schutz für die Interessen ihrer Glaubensgemeinschaft garantiere. Ohnehin hätten die diplomatischen Interventionen der evangelischen Mächte wenig Wirkung gezeigt, da der Wiener Hof keine Rücksicht auf deren Forderungen zu Gunsten

Lyon, François Barbier, 1708 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 142236], S. 193; 23 Février 1709, in: RECUEIL DES GAZETTES, NOUVELLES ORDINAIRES ET EXTRAORDINAIRES […], Lyon, François Barbier, 1709 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 142236], S. 45; 9 Mars 1709 (wie Anm. 120), S. 41; Avril 1709, in: LA CLEF DU CABINET DES PRINCES DE L'EUROPE […], s.l., Jacques le Sincere, 1710 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 183, 10], Bd.10, S. 264; 18 Mai 1709, in: RECUEIL DES GAZETTES, NOUVELLES ORDINAIRES ET EXTRAORDINAIRES […], Lyon, François Barbier, 1709 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 142236], S. 81; Juillet 1709, in: LA CLEF DU CABINET DES PRINCES DE L'EUROPE […], s.l., Jacques le Sincere, 1710 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 183, 11], Bd. 11, S. 50; 31 Août 1709, in: RECUEIL DES GAZETTES, NOUVELLES ORDINAIRES ET EXTRAORDINAIRES […], Lyon, François Barbier, 1709 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 142236], S. 142; 3 Mai 1710, in: RECUEIL DES GAZETTES, NOUVELLES ORDINAIRES ET EXTRAORDINAIRES […], Lyon, François Barbier, 1710 [Bibliothèque Municipale de Lyon, 142236], S. 70; Février 1711, in: JOURNAL HISTORIQUE SUR LES MATIERES du tems. […], Luxembourg, André Chevalier, 1711 [Bayerische Staatsbibliothek München, Eur. 183, 14], Bd. 14, S. 123f.

135) Schnettger: Römische Perspektiven (wie Anm. 129), S. 171–197.

136) Conrads: Die Durchführung (wie Anm. 2), S. 146.

137) Février 1711 (wie Anm. 134), Bd. 14, S. 124.

138) Mai 1710 (wie Anm. 133), Bd. 12, S. 322.

ihrer Glaubensbrüder in Schlesien nehme.[139] Die protestantische Interventionspolitik wird deshalb als durchweg gescheitert dargestellt.

3. e) Zwischenfazit

Die französische Presse umwarb ebenso wie die französische Diplomatie Karl XII. von Schweden als möglichen Alliierten Frankreichs. Ein schwedisch-französisches Bündnis war verbunden mit der Hoffnung, im Spanischen Erbfolgekrieg eine zweite Front gegen den Kaiser und seine Verbündeten in Schlesien zu eröffnen. Dass Schweden eine Protektionspolitik gegenüber den schlesischen Lutheranern betrieb, nahm man dafür bereitwillig in Kauf und griff sogar Argumentationsmuster des Antijesuitismus auf, um überkonfessionelle Anschlussfähigkeit herzustellen.

Im Gegensatz dazu bediente sich die französische Presse dezidiert katholischer Topoi, um katholische Leser auf die Seite Ludwigs XIV. zu ziehen oder zumindest zu neutralisieren. Hierfür warf sie den Protestanten vor, gegen die katholische Kirche in Schlesien zu rebellieren. Die katholische Kirche selbst fungierte als Kronzeuge für die verfehlte Religionspolitik Kaiser Josephs I.

Der Kaiser erschien in der französischen Presse als höchst ambivalente Figur. Einerseits wurde ihm die Förderung der Häresie vorgeworfen. Diese Anschuldigung versprach die prinzipielle Zustimmung von vier Adressatengruppen: dem Papst, den katholischen (Reichs-)Fürsten, der Reichskirche und der katholischen Bevölkerung Frankreichs. Andererseits stellten die französische Journale Joseph I. aber auch umgekehrt als Verfolger der evangelischen Kirche dar, um die protestantischen Mächte und Reichsfürsten zu überzeugen, die Allianz mit dem Kaiser aufzukündigen. Die gemeinsame Feindschaft der französischen Presse und des Kaisers gegenüber den Reformierten war zudem geeignet, trotz des Krieges konfessionelle Solidarität zwischen Wien und Versailles herzustellen. Die Gegnerschaft zum Protestantismus bildete so eine argumentative Grundlage für mögliche Friedensgespräche zwischen Habsburgern und Bourbonen.

Nicht umsonst erschienen die protestantischen Alliierten des Kaisers deshalb grundsätzlich in schlechtem Licht. Etwas gezwungen versuchte

139) 10 Octobre 1708 (wie Anm. 134), S. 193; Juillet 1709 (wie Anm. 134), Bd. 13, S. 50.

die französische Presse ihnen sogar den Einsatz für die eigenen Glaubensgenossen in Wien abzusprechen. Durch den Versuch, einerseits den Kaiser von den Protestanten zu trennen und andererseits Lutheraner und Reformierte zu spalten, arbeitete die französische Presse an einer Schwächung der Haager Großen Allianz.

4. Fazit

Neben diplomatischen und mündlichen Berichten schuf die Publizistik über die Altranstädter Konvention einen Denkrahmen, vor dem der schlesische Religionsfrieden in der politischen Öffentlichkeit perzipiert wurde. Es stellte sich die Frage, wie die französischsprachige Presse die Durchführung der Altranstädter Konvention rezipierte. In welchem Verhältnis standen hugenottische und ludovizianische Berichterstattung über die Altranstädter Konvention zueinander?

Französischsprachige Zeitschriftenmacher und -leser hatten über einen Zeitraum von sieben Jahren verstärktes Interesse am Abschluss und der Umsetzung des schlesischen Religionsfriedens. Das belegt die anhaltende Berichterstattung über die Altranstädter Konvention in der periodischen Presse. Der Fokus der Untersuchung lag dabei auf einer akteurszentrierten Perspektive, die den Konflikt um den schlesischen Religionsfrieden als Auseinandersetzung zwischen Schweden, der katholischen Kirche, dem Kaiser und seinen protestantischen Alliierten begriff. Die politischen Zeitschriften waren an ein disparates europäisches Publikum adressiert. Durch die Wahl der französischen Sprache richteten sie sich nicht nur an die französische Öffentlichkeit und das hugenottische *Refuge*, sondern auch an die *République des Lettres*, die europäische *société des princes* und alle politischen Handlungsträger, die des Französischen mächtig waren.

Die hugenottische Presse sah das Schicksal der schlesischen Lutheraner vor dem Hintergrund der eigenen Verfolgungsgeschichte durch die katholische Kirche. Die Restitution der protestantischen Kirchen in Schlesien durch Karl XII. von Schweden erschien ihnen als Fanal für die eigene Rückkehr nach Frankreich. Hier galt es, den schwedischen König für die eigene Sache zu gewinnen. Während des Spanischen Erbfolgekriegs befanden sich die protestantischen Aufnahmeterritorien der Hugenotten jedoch mehrheitlich in einer Allianz mit dem katholischen Kaiser gegen Frankreich. Nur im Bündnis mit den katholischen Habsburgern konnten

die Hugenotten ihre Rückkehr nach Frankreich erhoffen. Die Berichterstattung über die Umsetzung der Altranstädter Konvention musste daher von einer überkonfessionellen Argumentation begleitet werden.

Anders als die genuin hugenottischen Berichte über die Altranstädter Konvention suchten die französischen Journale Zwietracht innerhalb der interkonfessionellen Haager Großen Allianz zu sähen, um die Kriegsanstrengungen Ludwigs XIV. zu unterstützen. Ziel war es, die Feinde Frankreichs zu neutralisieren und Bündnispartner im europäischen Ausland zu werben.[140] Dabei galt es stets, offen oder verdeckt die Belange der katholischen Konfession zu berücksichtigen, die mit den Interessen des Allerchristlichsten Königs gleichgesetzt wurden. Anders als die Altranstädter Konvention selbst war ihre französischsprachige Rezeption deshalb kein Sinnbild konfessioneller Toleranz im Zeitalter der Frühaufklärung.[141] Zwar wurde Schweden sowohl von katholischen als auch protestantischen Journalisten als Schutzmacht des Protestantismus gewürdigt. Sowohl das katholische Frankreich als auch die Hugenotten und die protestantischen Alliierten versuchten, das lutherische Schweden für ein Bündnis im Spanischen Erbfolgekrieg zu gewinnen und den Krieg auf diese Weise für sich zu entscheiden. Die antiprotestantische Zielsetzung der Ludovizianischen Außenpolitik wurde in diesem Kontext lediglich dissimuliert.

Dabei konnten sie mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung auf antijesuitische Argumentationsmuster zurückgreifen, die sowohl bei protestantischen Lesern als auch in geringerem Maß bei katholischen Kritikern von Papst und Kaiserhof anschlussfähig waren. Die Zeitgenossen waren sich über die Konfessionsgrenzen hinweg einig, dass die Jesuiten an der Hofburg über starken Rückhalt verfügten und für allerlei Missbräuche verantwortlich seien. Das führte aus frankokatholischer und hugenottischer Sicht zu einem ambivalenten Bild des Kaisers. Die Hugenotten lobten die prinzipielle Toleranz des Reichsoberhauptes, wohingegen die

140) Ziel der französischen Diplomatie und Berichterstattung war es vor allem, Karl XII. von Schweden zum Eintritt in den Spanischen Erbfolgekrieg auf Seiten Frankreichs zu bewegen. Vgl. Schnakenbourg: La France (wie Anm. 109), S. 12f., 47, 49, 115, 301–306.

141) Vgl. mit unterschiedlichen Nuancierungen im Urteil Conrads: Schlesien (wie Anm. 3), S. 149–160; Metasch: 300 Jahre (wie Anm. 3); Wolf (Hg.): 1707–2007 (wie Anm. 3). Besonders differenziert ist die Bewertung bei: Baumgart: Die Konvention (wie Anm. 3), S. 222, der einräumt, dass die Altranstädter Konvention Toleranz nur in Ansätzen verwirklicht und das konfessionelle Zeitalter nicht beendet habe.

französische Presse den Kaiser für seine Nachgiebigkeit gegenüber den Forderungen der evangelischen Mächte tadelte. Während die französischen Journale die protestantischen Alliierten als eigentliche Verantwortliche für den Abschluss und die Umsetzung der Altranstädter Konvention brandmarkten, setzte die hugenottische Presse ihre ganze Hoffnung auf sie. Die protestantischen Mächte sollten in Schlesien Religionsfreiheit für ihre Glaubensbrüder erwirken.

Für die französischsprachige Presseberichterstattung stimmt, was für die politische Publizistik in Kriegszeiten im Allgemeinen gilt. Die frankophonen Journale versuchten, Einfluss auf politische Entscheidungsprozesse zu nehmen und stellten Argumente bereit, um Bündnispartner zu gewinnen und feindliche Allianzen zu sprengen.[142] Die französischsprachigen Journale nutzten gleichermaßen konfessionelle Identitäts- und Alteritätskonstruktionen und überkonfessionelle Argumentationsmuster.[143] Es kann dabei jedoch nicht von einer Instrumentalisierung der Religion gesprochen werden, denn bei allen unterschiedlichen Argumentationsstrategien blieb die Verfolgung des Interesses der eigenen Glaubensgemeinschaft in der Regel das beherrschende Ziel der Zeitschriften. Von einer Säkularisierung der Presseberichterstattung konnte deshalb Anfang des 18. Jahrhunderts trotz Ansätzen zur Autonomie politischer Öffentlichkeit keine Rede sein.

Christian Mühling

O korzyściach obcych konfliktów wyznaniowych. Recepcja konwencji w Altranstädt we francuskojęzycznych relacjach prasowych (1707–1714)

Zawarta w 1707 roku pomiędzy luterańskim królem Szwecji, Karolem XII a katolickim cesarzem Józefem II, władcą zwierzchnim Śląska, konwencja altransztadzka wraz z podpisanym dwa lata później we Wrocławiu recesem

142) Olaf Mörke: Pamphlet und Propaganda. Politische Kommunikation und technische Innovation in Westeuropa in der Frühen Neuzeit, in: Michael North (Hg.): Kommunikationsrevolutionen. Die neuen Medien des 16. und 19. Jahrhunderts. Köln, Wien 1995, S. 15–32, hier S. 26.
143) Vgl. hierzu Christian Mühling: Konfessionelle Bündnisse. Vom Umgang mit konfessionellen Bedrohungsszenarien im Zeitalter Ludwigs XIV., in: Historisches Jahrbuch 139 (2019), S. 359–374.

egzekucyjnym, polepszyły sytuację religijną śląskich protestantów. W ich wyniku doszło m.in. do zwrotu kościołów, zniesienia ograniczeń w życiu codziennym oraz wybudowania sześciu kościołów Łaski na Śląsku. W jaki sposób informowano o tych wydarzeniach we francuskojęzycznej prasie, której adresatem była nie tylko francuska, ale i ogólniej francuskojęzyczna opinia publiczna w Europie? Prasa hugenocka postrzegała losy śląskich luteranów na tle własnej historii prześladowań ze strony Kościoła katolickiego a z zaangażowania Szwecji czerpała nadzieję na powrót do Francji, który jednak wobec wojny o sukcesję hiszpańską (1701–14) możliwy był wyłącznie w oparciu o sojusz z katolickimi Habsburgami. Celem francuskiej prasy było zneutralizowanie przeciwników Francji w wojnie i pozyskanie zagranicznych sojuszników w Europie, także luterańskiej Szwecji. Wobec niejednakowo wyznaczonych priorytetów odwoływano się przy tym do antyjezuickich modeli argumentacji, skoro jezuici winni mieli być wszelkiego zła na dworze wiedeńskim. O ile hugenoci chwalili pryncypialną tolerancję cesarza, to francuska prasa ganiła go za ustępliwość wobec żądań sił ewangelickich. Nie można jednak mówić o instrumentalizacji kwestii religijnych przez prasę, ponieważ z reguły głównym celem czasopism było dążenie do realizacji interesów własnych wspólnot wyznaniowych.

Tł. Klara Kaczmarek-Löw

Die jüdische Gemeinde zu Löwenberg im 19. und 20. Jahrhundert

Von Andreas Klose

I. Abriss der Geschichte der jüdischen Gemeinde zu Löwenberg von 1800 bis 1945

Während über die Geschichte der jüdischen Gemeinde Löwenbergs im Mittelalter schon viel geschrieben wurde,[1] fehlt zur ihrer neuzeitlichen Geschichte bisher jegliche Ausarbeitung. Selbst in dem 2008 erschienenen und rund 2.350 Seiten umfassenden ‚Lexikon der jüdischen Gemeinden im deutschen Sprachraum'[2] wird Löwenberg nicht genannt. Es sollen daher im Folgenden die aufgefundenen Hinweise auf die jüdische Gemeinde Löwenbergs im 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts dargestellt werden.

Wann sich in der Neuzeit wieder Juden in Löwenberg niedergelassen haben, ist nicht bekannt. Zimmermann in seinen ‚Beyträgen zur Beschreibung von Schlesien' gibt 1786 lediglich an, die Einwohner seien „untermengt, katholisch und evangelisch; doch machen letztere den stärksten Theil aus."[3] Jüdische Bewohner werden hingegen nicht genannt.

Wenige Jahre später ließen sich wieder die ersten Juden in Löwenberg nieder. Ihrer Akzeptanz durch ihre christliche Umwelt dürfte es nicht förderlich gewesen sein, dass in diesen frühen Jahren ein junger jüdischer Mann, Joel *Selig*,[4] in Löwenberg und Umgebung eine Reihe von Diebstählen beging, weshalb er zu einer Gefängnisstraße verurteilt wurde. 1820 lesen

1) Zuletzt Werner Hayek: Geschichte der Juden in Löwenberg/Schlesien (bis 1453) (Manuskript 1933), in: Aschkenas 6 (1996), S. 295–351.
2) Klaus-Dieter Alicke: Lexikon der jüdischen Gemeinden im deutschen Sprachraum. 3 Bde. Gütersloh 2008.
3) Friedrich Albert Zimmermann: Beyträge zur Beschreibung von Schlesien. Bd. 6. Brieg 1786, S. 297.
4) Die Familiennamen jüdischer Personen sind kursiv gesetzt.

wir über ihn: „Joel Selig aus Meselitz, ist 24 Jahr alt, 5 Fuß 5 Zoll groß, schlank von Statur, hat blonde krause Haare, eine bedeckte Stirn, gute Gesichtsbildung. Ist im Juli 1819 zu Löwenberg in Schlesien, wo er wegen bedeutender Diebstähle saß, ausgebrochen und wird von dem dortigen Gräflichen Solms-Tecklenburgischen Gerichtsamte verfolgt.“[5] Er wurde wohl bald wieder gefasst, denn 1828 heißt es über ihn: „Joel Seelig, auch Seelig Levi, Jude. Dieser […] Gauner saß im Jahre 1821 in Magdeburg, und wurde an das Gerichtsamt zu Löwenberg in Schlesien ausgeliefert.“[6]

Von den ersten, sich in Löwenberg niederlassenden Juden lassen sich ermitteln:

David *Meyer* (1760–1810), Bankier aus Glogau. 1798 kommt sein Kind Henriette in Löwenberg zur Welt.[7] Als die Juden in Preußen nach dem Judengesetz von 1817 feste Nachnamen annehmen müssen, nimmt er aufgrund seines Wohnsitzes den Namen *Löwenberger* an.

Der aus Glogau stammende Bankier Raphael *Hayn* (1770–1842) ließ sich 1806 in Löwenberg nieder, verzog aber bereits 1820 nach Berlin. Sein Vater war der Kaufmann Joachim Baruch *Cohn* in Glogau. Allerdings soll nach derselben Quelle sein Sohn Heinrich *Hayn* (1802–nach 1848) bereits am 14. April 1802 in Löwenberg geboren worden sein.[8]

Etwa um dieselbe Zeit zog auch ein Baruch *Cohn* nach Löwenberg, wo ihm 1810 ein Sohn geboren wurde, der später nach Berlin verzog und 1848 in Bonn verstarb.[9]

Der Kaufmann Alexander *Sahl* nahm 1809 den im selben Jahr geborenen *Loebel*, Sohn des Hirschberger Geldwechslers Nathan Lipmann

5) C[arl] P[hilipp] T[heodor] Schwenken: Notizen über die berüchtigsten jüdischen Gauner und Spitzbuben, welche sich gegenwärtig in Deutschland und an dessen Gränzen umhertreiben, nebst genauer Beschreibung ihrer Person. Nach Criminal-Akten und sonstigen zuverlässigen Quellen bearbeitet und in alphabetischer Ordnung zusammengestellt. Marburg, Cassel 1820, S. 180.

6) G[eorg] L[udwig] Giese: Actenmässige Notizen über eine Anzahl Gauner und Vagabonden des nördlichen Deutschlands. Celle 1828, S. 176.

7) https://www.ancestry.ca/genealogy/records/henriette-loewenberger-24-2p08rp9 [Zugriff am 26.5.2024].

8) Jacob Jacobsen (Bearb.): Die Judenbürgerbücher der Stadt Berlin 1809–1851. Mit Ergänzungen für die Jahre 1791–1809 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin beim Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin 4). Berlin 1962, S. 165 Nr. 746.

9) http://steinheim-institut.de/cgi-bin/epidat?id=bns-1013 [Zugriff am 26.5.2024].

Weisstein und seiner Frau Liebche *Loebel* geb. *Pollak*, als Pflegesohn an.[10] 1838 stiftete der Kaufmann Alexander *Sahl* der Armenkasse zu Löwenberg 100 Rtlr.[11]

1813 wurde der Löwenberger jüdische Kaufmann *Naussmann* zum Leutnant der Landwehr gewählt und erhielt am 10. März 1813 den Mobilmachungsbefehl.[12]

1821 verzog der Jude Mendel Samuel *Levy* von Löwenberg nach Brieg, wo er 1826 verstarb.[13] In den 1820er Jahren lebten ferner eine jüdische Familien *Gerschel* in Löwenberg.[14] Ende der 1820er Jahre lebte auch der Jude Reuwen *Wiener* in Löwenberg.[15] Um diese Zeit herum lebte wohl auch Baruch Scheu (Schaye) *Cohn* als Negociant (Händler/Kaufmann) in Löwenberg.[16]

1832 ließ sich der aus Grünberg stammende Kaufmann Heinrich *Danziger* (* 1804) in Löwenberg nieder. Er verzog aber 1836 nach Berlin.[17]

Von Ende der 1830er Jahre bis 1842 war Wilhelm Otto *Liebmann* (1806–1871), der aus Leipzig stammte, als Stadtgerichtsassessor beim Gericht in Löwenberg tätig und wurde dann nach Merseburg versetzt.[18] Sein Sohn Otto *Liebmann* (1840–1912), der in Löwenberg geboren wurde, wurde 1882 ordentlicher Professor der Philosophie in Jena, wo er 1912 verstarb.[19]

Im November 1842 zog der Kleiderhändler Bernhard *Wieland* (* 1809) mit seiner Ehefrau Dorothea geb. *Stahl* (* 1818) und seinen beiden

10) Ullrich Junker (Bearb.): Verzeichnis der in Hirschberg wohnhaften Judenfamilien, angefangen 1820. Bodnegg 2015, S. 13; Digitalisat unter http://jbc.jelenia-gora.pl/Content/21132/JEL_21920_2015_Verzeichnis-der-in-H_21920__Hirschberg_Juden_Sign_228.pdf [Zugriff am 26.5.2024].
11) Amts-Blatt der Königlichen Regierung zu Liegnitz 28 (1838), S. 24.
12) Vor hundert Jahren, in: Der Israelit 54 (1913), Nr. 14 vom 9.4.1913, S. 4f.
13) Brieg Births 1794–98,1809–74 Deaths 1810–74, https://jri-poland.org/databases/jridetail_2.php [Zugriff am 2.10.2020].
14) Junker: Verzeichnis (wie Anm. 10), S. 48.
15) Am 21.7.1830 wurde sein Sohn Joseph Wiener in Löwenberg geboren, vgl. http://steinheim-institut.de/cgi-bin/epidat?id=bng-59 [Zugriff am 25.5.2024].
16) Jacobsen (wie Anm. 8), S. 249 f. Nr. 1199.
17) Jacobsen (wie Anm. 8), S. 307, Nr. 1540.
18) https://de.wikipedia.org/wiki/Wilhelm_Otto_Liebmann [Zugriff am 26.5.2024].
19) Jüdisches Lexikon. Ein enzyklopädisches Handbuch des jüdischen Wissens in vier Bänden. Begründet von Georg Herlitz und Bruno Kirchner. Berlin 1927–1930. Bd. 3: Ib–Ma, Sp. 1109; https://de.wikipedia.org/wiki/Otto_Liebmann [Zugriff am 26.5.2024].

Töchtern Rosalie (* 1840) und Natalie (* 1841) von Hirschberg nach Löwenberg.[20]

1824 lebten im Kreis Löwenberg 44 Juden, von denen 41 in der Stadt Löwenberg und drei in Greiffenberg lebten.[21] Auch 1825 lebten in Löwenberg 41 Juden. In Greiffenberg hatte sich die Zahl auf fünf erhöht.[22] Diese Zahlen dürften für etwa zehn jüdische Familien in Löwenberg und eine jüdische Familie in Greiffenberg sprechen. 1834 gab es im Kreis Löwenberg bereits 56 Juden.[23] Die jüdische Bevölkerung Löwenbergs lag 1840 bei 52 Personen, was etwa zwölf bis 13 Familien entspricht, in Greiffenberg gab es einen Juden.[24] In Friedeberg am Queis dürfte sich nur kurze Zeit später der erste Jude angesiedelt haben; in einem kaufmännischen Adressbuch von 1843 findet sich ein Hermann Breslauer.[25]

Ab sieben Gemeindesteuern zahlenden Juden, den sog. Zensiten, bestand eine eigenständige jüdische Gemeinde. Eine solche dürfte in Löwenberg schon seit Anfang der 1820er Jahre bestanden haben. Zwischen 1824 und 1830 wurde ein Gebäude als Bethaus angemietet und auch eine jüdische Schule gegründet. Während beides 1824 noch nicht genannt wird,[26] er-

20) Junker: Verzeichnis (wie Anm. 10) nennt auf S. 48 bzw. 49 einen aus Löwenberg stammenden Georg *Gerschel*, der sich in Hirschberg aufhält, sowie ferner – wohl fehlerhaft aufgrund eines Transkriptionsfehlers – einen Wilhelm *Genchel*.
21) T. Heinze (Bearb.): Geographisch-statistisch-geschichtliche Uebersicht des Löwenbergischen Kreises in Schlesien. Löwenberg 1825, S. 10, 80, 97.
22) J. G. Knie, J. M. L. Melcher: Alphabetisch-Statistisch-Topographische Uebersicht aller Dörfer, Flecken, Städte und andern Orte der Königl. Preuß. Provinz Schlesien; nebst beigefügter Nachweisung von der Eintheilung des Landes nach den verschiedenen Zweigen der Civil-Verwaltung mit drei besonderen Tabellen. Breslau 1830, S. 934, 963.
23) Friedrich Mehwald: Adressbuch des sämmtlichen Lehrer-Standes aller Confessionen und aller Grade in Schlesien, Glaz und Lausitz, Breslau 1834, Sp. 73.
24) J. G. Knie: Alphabetisch-statistisch-topographische Uebersicht aller Dörfer, Flecken, Städte und andern Orte der königl. Preuß. Provinz Schlesien, nebst beigefügter Nachweisung von der Eintheilung des Landes nach den Bezirken der drei Königlichen Regierungen, den darin enthaltenen Fürstenthümern und Kreisen, mit Angabe des Flächeninhaltes, der mittleren Erhebung über die Meeresfläche, der Bewohner, Gebäude, des Viehbestandes u.s.w. Breslau [2]1845, S. 839, 867.
25) Grosses Adressbuch der Kaufleute, Fabrikanten und handelnden Gewerbsleute von Europa und den Hauptplätzen der fremden Welttheile. No. 9. Brandenburg, Preussen, Posen, Pommern, Schlesien. Nürnberg 1843, S. 402.
26) Vgl. die Auflistung der Gotteshäuser in Löwenberg bei Heinze (wie Anm. 21), S. 81–86, 96.

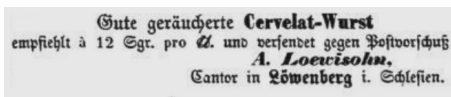
folgt eine erste Nennung im Jahr 1830.[27] Die jüdische Gemeinde in Löwenberg hatte aber keinen eigenen Rabbiner, dafür war sie zu klein. Sie stellte lediglich jemanden ein, der zugleich als Religionslehrer, Kantor und Schächter tätig war.

Wohl schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde auch ein jüdischer Friedhof in Löwenberg angelegt, über den wir aber nur wenig wissen. Er lässt sich 1855 nachweisen. In diesem Jahr wurde der erste jüdische Maurermeister in Preußen, Eduard *Pleßner* (1811–1855), der aus Cosel stammte und kurz vor seinem Tode krankheitsbedingt zu Verwandten nach Löwenberg gezogen war, auf dem jüdischen Friedhof zu Löwenberg beigesetzt.[28] Der Friedhof lag westlich der Stadt am Ende der Bebauung auf der nordöstlichen Seite der Langvorwerkerstraße, unmittelbar südlich des Jordanteichs. Das Messtischblatt von 1918 enthält hier die Bezeichnung „Begr. Pl.“, ohne dass dieser allerdings erkennbar eingezeichnet ist. In einem wenige Jahre zuvor erschienenen Plan der Stadt Löwenberg nach einer Zeichnung von Hans Bothe wird ein eingegrenzter Bezirk als jüdischer Friedhof bezeichnet.[29]

Über das Gemeindeleben wissen wir nur weniges. Wenig Glück hatte die Gemeinde offenbar mit ihren Religionslehrern bzw. Kantoren bzw. Schächtern. Über die 1840er Jahre liegen hierzu keine Informationen vor, aber ab Anfang der 1850er Jahre wechselten sie alle paar Jahre, worüber wir durch diverse Stellenanzeigen unterrichtet sind. So war 1852 „die hiesige Lehrer- und Schächterstelle“ zu besetzen.[30] 1855 war zu Johanni die Stelle zu besetzen.[31] „Vom ersten April 1859 an soll bei der hiesigen jüdischen Gemeinde die Stelle eines Religionslehrers, Cantors und Schächters anderweitig besetzt werden.“[32] Zum 1. April 1862 war die Stelle erneut zu besetzen.[33] 1865 war die Stelle „eines Vorbeters, der zugleich die Function eines Schächters und Religionslehrers zu übernehmen hat“, erneut ausgeschrieben.[34] Und

27) Knie/Melcher (wie Anm. 22), S. 964.
28) Moses Ring, Eduard Pleßner, Maurermeister, in: Jüdisches Volksblatt zur Unterhaltung und Belehrung auf jüdischem Gebiete 3 (1856), S. 189–191.
29) Wiedergegeben unter https://fotopolska.eu/1007085,foto.html [Zugriff am 26.5.2024].
30) Allgemeine Zeitung des Judenthums 16 (1852), S. 83, 96, 108.
31) Allgemeine Zeitung des Judenthums 19 (1855), S. 192, 206, 221.
32) Allgemeine Zeitung des Judenthums 22 (1858), S. 711.
33) Allgemeine Zeitung des Judenthums 26 (1862), S. 711, 726
34) Allgemeine Zeitung des Judenthums 29 (1865), S. 220, 247, 263.

im Februar 1867 ist die Stelle bereits schon wieder vakant.[35] Auch im September 1871 suchte die Gemeinde zu Löwenberg einen Religionslehrer, Kantor und Schächter.[36] Zum 1. Januar 1873 und sodann schon wieder zum 1. April 1873 war die Stelle bereits abermals zu besetzen.[37] 1875 wird als Cantor und Schächter ein A[ron] *Löwisohn* genannt.[38] Bereits 1876 wird aber wieder ein Religionslehrer, Kantor und Schächter gesucht.[39] 1887 wird ein Herr *Brauer* als Lehrer und Kantor genannt.[40]


Gute geräucherte **Cervelat-Wurst**
empfiehlt à 12 Sgr. pro ℔. und versendet gegen Postvorschuß
A. Loewisohn.
Cantor in **Löwenberg** i. Schlesien.

Allgemeine Zeitung des Judenthums, Jahrgang 1875

Ein Grund für den häufigen Wechsel bei der Stellenbesetzung war offenbar die zu niedrige Bezahlung. Der Kantor E. *Bender*, der Anfang der 1890er Jahre in Löwenberg tätig war, erregte überregional dadurch Aufsehen, dass er 1893 in einer Breslauer Zeitung inserierte: „Mein seit Jahren gut bewährtes Heirats-Vermittlungs-Institut bringe ich Herren und Damen aller Confessionen in empfehlende Erinnerung. Material immer vorhanden und bittet um gefällige Aufträge Cantor C. Bender in Löwenberg i. Schl." Offenbar war man in Löwenberg auf Nebeneinnahmen angewiesen, weil das von der jüdischen Gemeinde gezahlte Gehalt nicht ausreichte.[41]

35) Vacanzen-Liste, in: Die Gegenwart. Berliner Wochenschrift für Jüdische Angelegenheiten 1 (1867), S. 71; Allgemeine Zeitung des Judenthums 31 (1867), S. 157, 177, 201.
36) Lehrervacanzen-Liste, in: Der israelitische Lehrer 11 (1871) Nr. 39 vom 27.09.1871, S. 280.
37) Allgemeine Zeitung des Judenthums 36 (1872), S. 815, 856.
38) Israelitische Wochen-Schrift für die religiösen und socialen Interessen des Judenthums 6 (1875), S. 403, 423, 433. Sein Sohn Isidor *Löwisohn* wird noch am 23.12.1875 in Löwenberg geboren, vgl. Hubert Rütten: Jüdisches Leben im ehemaligen Landkreis Erkelenz. Lebenspuren-Spurensuche. „… ihnen will ich in meinem Haus und in meinen Mauern ein Denkmal und einen Namen geben … der nicht getilgt werden soll" (Jesaia 56:5) (Schriften des Heimatvereins der Erkelenzer Landes e. V. 22). Erkelenz 2008, S. 248.
39) Israelitische Wochen-Schrift für die religiösen und socialen Interessen des Judenthums 7 (1876), S. 129.
40) Statistisches Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 4 (1889), S. 15.
41) Bunzlau, in: Österreichisch-ungarische Cantoren-Zeitung 13 (1893), Nr. 16 vom 11.6.1893, S. 7.

Zum 1. April 1895 wurde wiederum ein Lehrer, Kantor und Schächter gesucht.[42]

Anfang des Jahres 1865 kam es zu Auseinandersetzungen innerhalb der Jüdischen Gemeinde, über die weit über die Grenzen Schlesiens hinaus berichtet wurde: „Die Judengemeinde ist durch eine Entweihung ihrer Synagoge, noch dazu Seitens einer ihrer hervorragendsten Mitglieder, tief verletzt worden. Dem mehrfach wiederholten Unfuge des Anzündens einer Cigarre an dieser Stätte trat der Religionslehrer entgegen, und wurde dafür an Ort und Stelle mit Schlägen traktirt, wobei sogar die goldenen Leuchter als Angriffswaffen benutzt wurden. Die Sache ist bei der Staatsanwaltschaft anhängig gemacht."[43]

Die Löwenberger jüdische Gemeinde gestaltete ihre Gottesdienste und ihr Leben nach herkömmlichem, orthodoxem Ritus. Sie schloss sich nicht dem im 19. Jahrhundert aufkommenden Reformjudentum an. Dies ergibt sich aus einem Hinweis von 1887, wonach der Gottesdienst nach altem Ritus abgehalten wurde,[44] und beruhte wohl auch darauf, dass die Kantoren und Vorbeter teils aus orthodoxen Familien kamen. So stammte der Kantor Aron *Löwisohn* aus Riga und gelangte mit dem Strom der aus Russland wegen der dortigen Pogrome auswandernden Juden über Polen nach Freiburg in Schlesien, wo sich der wie alle Ostjuden streng Orthodoxe im deutschen Einwanderungsbüro den nunmehr festen Familiennamen *Löwisohn* zulegte und als Getreidehändler in Schlesien blieb.[45]

Auch über die Vorstände der jüdischen Gemeinde zu Löwenberg finden sich erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts Hinweise. 1852 war M. *Oppenheimer* Vorstand der Löwenberger jüdischen Gemeinde.[46] Er verzog 1857 nach Berlin.[47] Vermutlich war er auch bis zu seinem Fortgang Vor-

42) Jeschurun 4 (1895), Nr. 1 vom 4.1.1895, S. 15
43) Tag-Blatt der Stadt Bamberg, Jahrgang 1865, S. 564.
44) B. Heidingsfelder: Allgemeines Lexicon sämmtlicher jüdischen Gemeinden Deutschlands nebst statistischen und historischen Angaben, sowie Mittheilung der jüdischen Hotels, öffentlichen und Privat-Restaurants zum Gebrauche für Behörden, Gemeindevorstände, Reisende, Gewerbetreibendes etc. Frankfurt am Main 1884, S. 89.
45) Günter Erckens, Kurt Shimon Wallach: Juden in Mönchengladbach. Jüdisches Leben in den früheren Gemeinden M. Gladbach, Rheydt, Odenkirchen, Giesenkirchen-Schelsen, Rheindahlen, Wickrath und Wanlo (Beiträge zur Geschichte der Stadt Mönchengladbach 29). Bd. 1. Mönchengladbach 1989, S. 275.
46) Allgemeine Zeitung des Judenthums 16 (1852), S. 83, 96, 108.
47) Der Bote aus dem Riesen-Gebirge 45 (1857), S. 871, 887, 1263, 1281, 1296.

stand der jüdischen Gemeinde zu Löwenberg. 1859 und 1861 wird ein M. *Landsberger* genannt.[48] Er war noch 1867 als Destillateur in Löwenberg tätig.[49] Ansonsten lässt sich über ihn nichts weiter in Erfahrung bringen. Er war wohl auch nur kurzzeitig im Vorstand der jüdischen Gemeinde zu Löwenberg, denn bereits 1860 werden Robert *Wollenberg* und Ed. *Brann* als Vorsteher genannt.[50] Auch über *Brann*, der nur dieses eine Mal als Vorstand der Gemeinde genannt wird, findet sich nichts Weiteres. Robert *Wollenberg* hingegen war von 1860 bis mindestens 1876 Vorstand der Synagogengemeinde.[51]

Wie überall waren die Juden aufgrund der bis 1817 bestehenden Beschränkungen bei der Berufsausübung zu großen Teilen als Kaufleute und Händler tätig und machten hier einen ihren Anteil an der Löwenberger Bevölkerung weit übersteigenden Prozentsatz an den Löwenberger Kaufleuten aus. Unter den ersten bekannten Juden in Löwenberg befanden sich zahlreiche Kaufleute. Aus einem 1843 erschienenen Adressbuch der Kaufleute und Gewerbetreibenden lassen sich anhand des Namens folgende Löwenberger Gewerbetreibende als jüdisch oder vermutlich jüdisch identifizieren: die Schnittwarenhändler Julius *Gerschel* und Jacob *Landsberger*, der Geldwechsler Baruch Schey *Cohn*, der Spirituosen- und Likörhändler David *Cohn* und der Lederhändler Löbel *Ullmann*.[52]

Später betrieb ein M. *Oppenheimer* in seinem Wohnhaus „auf der belebtesten Straße Löwenbergs“ ein Leder- und Rosshaargeschäft. Dieses Haus enthielt einen „Laden, Ladenstübchen, vier Wohnzimmer und Kabinets nebst allem Zubehör, Gewölbe und Remise, einen geräumigen Hof, Plumpe und Ausgang, eignet sich daher zu jedem Geschäft“. 1857

48) Allgemeine Zeitung des Judenthums 22 (1858), S. 711; 25 (1861), S. 711, 726.
49) Christoph Sandler, F. Berggold: Deutschlands Handel und Industrie. Neuestes Repertorium des deutschen Handels-, Fabrik- und Gewerbestandes. Norddeutschland nach den Sandler'schen Prinzipien und den amtlich aufgenommenen Materialien des Jahres 1866 herausgegeben. 1. Abt.: Königreich Preussen, 2. Bd.: Brandenburg, Schlesien und Ostpreussen, Berlin 1867, S. 282 (646).
50) Die israelitische Bibel-Anstalt, in: Allgemeine Zeitung des Judenthums 24 (1860), S. 195–196, hier S. 195.
51) Allgemeine Zeitung des Judenthums 31 (1867), S. 177, 200; Lehrervacanzen-Liste, in: Der israelitische Lehrer 11 (1871), Nr. 39, vom 27.9.1871, S. 280; Israelitische Wochen-Schrift für die religiösen und socialen Interessen des Judenthums 7 (1876), S. 129.
52) Grosses Adressbuch der Kaufleute (wie Anm. 25), S. 398f.

verkaufte er dieses Anwesen und verlegte sein Geschäft nach Berlin in die Klosterstraße 96.[53]

Aus einem 1866 erschienenen Adressbuch für Handel und Industrie lassen sich wiederum anhand des Namens folgende Löwenberger Gewerbetreibende als jüdisch oder vermutlich jüdisch identifizieren: der Bankier und Geldwechsler Baruch *Cohn*, der Destillateur Meyer *Landsberger* und die Manufaktur- und Modewarenhändler Wolf *Gallewski*, Friedrich *Guhrauer* und Louis *Hein*.[54]

Die Familie Baruch *Cohn* lebte schon länger in Löwenberg und war zeitweise auch mit mehreren Mitgliedern in Löwenberg vertreten. Möglicherweise stammte sie aus Glogau und war schon um 1810 nach Löwenberg verzogen. Ein Sohn des Glogauer Kaufmanns Joachim Baruch *Cohn*, der den Familiennamen *Hayn* angenommen hatte, war bereits 1806 nach Löwenberg verzogen.[55] Eine Demoiselle Baruch *Cohn* wird bereits 1831 als Badegast in Bad Warmbrunn genannt.[56] 1861 wird der „früher in Liegnitz u. in Löwenberg wohnhaft gewesene Kaufmann Markus Baruch Cohn" genannt, der sich zu dieser Zeit auf Reisen befand und keinen dauernden Aufenthaltsort hatte.[57] Im März 1862 wurde Moritz Baruch *Cohn* als Inhaber der Firma Baruch *Cohn* in das Handelsregister beim Amtsgericht Löwenberg eingetragen.[58]

Auch die Firma Moritz (!) *Landsberger* mit Moritz *Landsberger* als ihrem Eigentümer wurde im Juni 1862 in das Handelsregister beim Amtsgericht Löwenberg eingetragen.[59] Ein Jakob *Landsberger* war bereits 1841 in Löwenberg als Kaufmann tätig.

1866 wird auch ein Herrengarderobengeschäft eines Hermann *Seff* am Obermarkt schräg gegenüber der Post in Löwenberg genannt.[60]

53) Wie Anm. 47.
54) Sandler/Berggold (wie Anm. 49), S. 282 (646).
55) Jacobsen (wie Anm. 8), S. 165, Nr. 746.
56) Claudia Nowak, Sabine Rüdiger-Thiem (Bearb.): Quellen zur Geschichte der Juden in polnischen Archiven. Bd. 2: Ehemalige preußische Provinz Schlesien, München 2005, S. 264, Nr. 5261.
57) Königlich Preußisches Central-Polizei-Blatt 43 (1861), S. 226, Nr. 51.
58) Sammlung der deutschen Handels-Register, herausgegeben mit dem Central-Organ für den deutschen Handelsstand 1 (1862), S. 11.
59) Ebd., S. 62.
60) Der Bote aus dem Riesen-Gebirge 54 (1866), S. 195, 2271.

Ein Abraham *Seff*, vielleicht der Vater, wird schon 1854 in Löwenberg genannt.[61]

Über die weiteren genannten Gewerbetreibenden finden sich leider keine weiteren Mitteilungen.

In Friedeberg am Queis lebte 1843 ein gewisser Herrmann *Breslauer*, der eine Likörfabrik und einen Eisenhandel betrieb.[62] Er verzog offenbar bald nach Görlitz. Im August 1849 war jedenfalls „dem Kaufmann H. Breslauer in Görlitz […] zur Uebernahme einer Agentur für die Geschäfte der Schlesischen Feuer-Versicherungs-Gesellschaft zu Breslau die Genehmigung ertheilt worden, und derselbe hat zugleich die von ihm in Friedeberg a. Q. verwaltete Agentur für die Geschäfte der Elberfelder Feuer-Versicherungs-Gesellschaft niedergelegt."[63] Spätestens Anfang der 1850er Jahre ließ sich in Friedeberg der Kaufmann Gustav *Stiasny* nieder,[64] der eine Manufaktur- und Modehandlung betrieb. 1867 wird neben ihm noch der Destillateur M. *Friedländer* genannt.[65] Im August 1858 eröffnete Moritz *Seff* in Friedberg ein Herrengarderoben- und Schnittwarengeschäft; er handelte allerdings auch mit Altmetallen und anderem.[66]

10075.

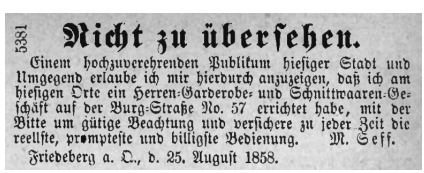
Großer Ausverkauf.

Zu dem bevorstehenden Weihnachtsfest bin ich wiederum im Stande, eine Partie **Kleiderstoffe, Tücher** ꝛc. zu bedeutend herabgesetzten Preisen zu verkaufen.

Verkaufe auch zugleich **seidene Bänder** in diversen Breiten und Farben 25 pCt. unter dem Kostenpreise.

Friedeberg a. Q. **G. Stiasny.** Am Markt 31.

Anzeige aus: Der Bote aus dem Riesen-Gebirge, 1858


5381

Nicht zu übersehen.

Einem hochzuverehrenden Publikum hiesiger Stadt und Umgegend erlaube ich mir hierdurch anzuzeigen, daß ich am hiesigen Orte ein Herren-Garderobe- und Schnittwaaren-Geschäft auf der Burg-Straße No. 57 errichtet habe, mit der Bitte um gütige Beachtung und versichere zu jeder Zeit die reellste, prompteste und billigste Bedienung. M. Seff.

Friedeberg a. Q., d. 25. August 1858.

Anzeige aus: Der Bote aus dem Riesen-Gebirge, 1863

61) Ein Abraham *Seff* wird schon 1854 genannt bei Lobethal: Ueber die glückliche Heilung bisher ungeheilter Lungenkrankheiten. Sondershausen 1856, S. 23f.
62) Grosses Adressbuch der Kaufleute (wie Anm. 25), S. 402.
63) Amts-Blatt der Königlichen Regierung zu Liegnitz 38 (1848), S. 377.
64) Louis Siegismund *Stiasny* (26.2.1854–26.11.1918), der später in Görlitz eine Mechanische Taschentuchweberei betrieb, wurde in Friedeberg geboren, vgl. https://www.kreislandeshut.de/landeshut/die-juedische-gemeinde/familie-rinkel/ [Zugriff am 26.5.2024]. Die Familie *Stiasny* war bis zum Holocaust in Friedeberg ansässig.
65) Sandler/Berggold (wie Anm. 49), S. 283 (647).
66) Der Bote aus dem Riesen-Gebirge 46 (1858), S. 1081; 47 (1859), S. 247, 1323, 1495.

1855 gehörte die jüdische Gemeinde zu Löwenberg zum Bunzlau-Löwenbergischen Synagogenbezirk und bildete eine eigenständige Synagogengemeinde.[67] Auch mit der steigenden Zahl der Gemeindemitglieder wurde in Löwenberg aber kein eigenes Synagogengebäude errichtet, sondern nach wie vor Räume für die Synagoge angemietet, worauf 1884 hingewiesen wird.[68] 1897 trat die jüdische Gemeinde zu Löwenberg dem neu gegründeten „Verband der Synagogen-Gemeinden der Regierungsbezirke Breslau und Liegnitz" bei.[69]

Ihre personelle Blütezeit erlebte die jüdische Gemeinde in den 1870er Jahren. Nach den Volkszählungsergebnissen vom Dezember 1871 hatte die jüdische Gemeinde 91 Mitglieder. 76 von ihnen lebten in Löwenberg, in Friedeberg am Queis zwölf und in Greiffenberg drei.[70] In den nächsten zehn Jahren nahm die Gemeinde aber erheblich ab. 1884 hatte die jüdische Gemeinde Löwenberg nur noch 71 Mitglieder.[71] Diese Zahl gilt auch für 1887.[72] Nach den Volkszählungsergebnissen vom Dezember 1885 war sie sogar noch etwas geringer. Denn in Löwenberg selbst lebten lediglich 49 Juden, ein Jude in Lähn und 17 Juden in Friedeberg am Queis.[73] In den folgenden Jahren zogen offenbar gleich mehrere jüdische Familien aus Löwenberg und Friedeberg fort, denn 1889 hatte die Gemeinde nur noch 53 Mitglieder.[74] In den folgenden 20 Jahren – und hier liegen fast jährliche Zahlen vor – schwankt die Zahl der Gemeindemitglieder stark, von der Tendenz her war aber die Zahl der Gemeindemitglieder rückläufig, wie dies in kleineren Städten allgemein zu beobachten war. Mit dem aufkommenden Antisemitismus zog es viele Juden in größere Städte, vor allem nach Berlin und Breslau.

67) Allgemeine Zeitung des Judenthums 19 (1855), S. 192, 206, 221.
68) Heidingsfelder (wie Anm. 44), S. 89.
69) Breslau, in: Im Deutschen Reich 3 (1897), S. 440f.
70) Die Gemeinden und Gutsbezirke der Provinz Schlesien und ihre Bevölkerung nach den Urmaterialien der allgemeinen Volkszählungen vom 1. Dezember 1871, bearbeitet und zusammengestellt vom königlichen statistischen Bureau, Berlin 1874, S. 253.
71) Heidingsfelder (wie Anm. 44), S. 89.
72) Statistisches Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 2 (1887), S. 8; 3 (1888), S. 13.
73) Gemeindelexikon für die Provinz Schlesien auf Grund der Materialien der Volkszählung vom 1. Dezember 1885. Berlin 1887, S. 291.
74) Statistisches Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 4 (1889), S. 15.

1892 bestand die Gemeinde aus 14 Familien mit 39 Personen,[75]
1893 aus 14 Familien mit 50 Personen,[76]
1894 aus 13 Familien mit 30 Personen – zwischenzeitlich waren eine Familie und offenbar aus den anderen Familien zahlreiche erwachsene Kinder fortgezogen –,[77]
1895 aus 15 Familien mit 47 Personen,[78]
1896 aus 14 Familien mit 50 Personen,[79]
1897 aus 13 Familien mit 53 Personen,[80]
1899 aus 14 Familien mit 50 Personen,[81]
1901 aus 14 Familien mit 42 Personen,[82]
1903 aus 13 Familien mit 40 Personen.[83]

Von den zahlreichen aus Löwenberg fortgezogenen Juden lassen sich nur wenige ermitteln.[84] Es lässt sich auch nur selten feststellen, wann sie Löwenberg bzw. Friedeberg am Queis verlassen haben. Man kann aber wohl davon ausgehen, dass dies zumeist in jungen Jahren erfolgt ist. Sie dokumentieren den Rückgang der Mitgliederzahl der jüdischen Gemeinde anschaulich:

75) Statistisches Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 7 (1892), S. 19.
76) Statistisches Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 8 (1893), S. 20.
77) Statistisches Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 9 (1894), S. 21.
78) Statistisches Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 10 (1895), S. 22.
79) Statistisches Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 11 (1896), S. 25; Gemeindelexikon für die Provinz Schlesien auf Grund der Materialien der Volkszählung vom 2. Dezember 1895., Berlin 1898, S. 295 gibt für Löwenberg 53 Juden und für Friedeberg am Queis 21 Juden an.
80) Statistisches Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 12 (1897), S. 27; 13 (1898), S. 31, jedoch 50 Seelen; 14 (1899), S. 33, jedoch 50 Seelen, 5 Kinder.
81) Statistisches Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 14 (1899), S. 33.
82) Statistisches Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 15 (1901), S. 39.
83) Statistisches Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 16 (1903), S. 41.
84) Die Ermittlung erfolgte durch Abgleich der Angaben zum letzten Wohnort der im Holocaust ermordeten Juden, die gebürtig aus Löwenberg stammten, mit anderen Quellen, insbesondere den Adressbüchern von Berlin und Breslau.

– Die nachweisbar seit 1854 in Löwenberg ansässige Familie *Seff* dürfte wohl bereits in den 1870er Jahren Löwenberg verlassen haben. Die letzte Nennung dieser Familie erfolgt im Jahr 1870 mit der Geburt der Tochter Marta *Seff*.
– Rosalie Therese *Brauer* geb. *Stiasny*, geboren am 11. Oktober 1860. Sie hatte den Kantor *Brauer* geheiratet und zog mit diesem und ihrer 1888 in Löwenberg geborenen Tochter Jeanette um 1890 von Löwenberg fort.
– Adolf *Bornstein*, geboren am 10. Juli 1866. Er dürfte ab 1890 in Berlin gelebt haben.
– Alfred *Singer*, geboren am 25. September 1875, lebte in den 1930er Jahren in Frankfurt am Main.
– Julius *Wiener*, geboren am 3. Februar 1880. Er zog schon frühzeitig nach Berlin und arbeitete hier zunächst als Kaufmann, vermutlich in der Textilbranche. 1911 heiratete er die gebürtige Berlinerin Martha *Schachian*, die Ehe blieb kinderlos.[85]
– Flora *Freundlich* geb. *Stiasny*, geboren am 31. März 1880. Sie heiratete Hugo Wilhelm *Freundlich* (1869–1941) aus Stolp[86] und dürfte aufgrund dessen von Friedberg fortgezogen sein.
– Fritz *Wolff*, geboren am 7. Dezember 1884. Er machte 1902 sein Abitur an der Realschule zu Löwenberg und wollte anschließend Kaufmann werden.[87] In den 1930er Jahren lebte er in Berlin.
– Die Familie L. *Mannheim* dürfte um 1900 mit ihren noch in Löwenberg geborenen Kindern Erich, geboren am 7. Januar 1888, Kurt, geboren am 6. Juni 1890, und Gertrud, geboren am 9. April 1893, aus Löwenberg verzogen sein.
– Vermutlich zog auch die in Friedeberg wohnhafte Familie *Hayn* um 1900 mit den Kindern Dorothea, geboren am 18. März 1892, und Herbert, geboren am 11. Juli 1893, aus Friedberg fort.
– Charlotte *Cohn* geb. *Prestin*, geboren am 19. Oktober 1895, lebte in den 1930er Jahren in Berlin.

85) https://www.stolpersteine-berlin.de/de/biografie/7480 [Zugriff am 26.5.2024].
86) https://www.geni.com/people/Flori-Freundlich/6000000054693050858, https://www.geni.com/people/Hugo-Freundlich/6000000025123960904 [Zugriff am 26.5.2024].
87) Dreiunddreissigster Jahresbericht für die Realschule zu Löwenberg i. Schl. Löwenberg 1903, S. 17.

– Herbert *Preuß*, geboren am 15. November 1895. Er bestand am 12. August 1914 das Abitur am Reformrealgymnasium zu Löwenberg und begann danach als Kriegsfreiwilliger mit der Vorbereitung zum militärischen Telegraphendienst.[88] Später lebte er in Breslau.[89]
– Hildegard *Raphael* geb. *Nellhaus*, geboren am 13. Januar 1901, lebte in den 1930er Jahren in Berlin.
– Fanny *Krüger* geb. *Müller*, geboren am 21. Juni 1905, lebte in den 1930er Jahren in Berlin.

Das kontinuierliche Sinken des Mitgliederbestandes der kleineren jüdischen Gemeinden durch Fortzug ihrer Mitglieder in die großen Städte führte auch zu finanziellen Problemen dieser Gemeinden. So berichtete der Bezirks-Gemeindeverband Breslau-Liegnitz im Jahr 1912: „Inzwischen waren wir, wie in Vorjahren, bestrebt, den schwer um ihre Existenz ringenden kleineren Gemeinden Hilfe und Halt zu gewähren. Ihre Situation wird durch Wegzug oder Austritt steuerkräftiger Mitglieder in jedem Jahre schlimmer. In dringenden Worten rufen sie zumeist unsere Unterstützung mit dem Hinweis darauf, daß ohne diese ihr Bestand gefährdet ist. Wir haben daher im vergangenen Berichtsjahre 13 Gemeinden Beihilfen in Höhe von 1575 Mk. Angedeihen lassen." Darunter befand sich auch die jüdische Gemeinde Löwenberg mit einer Beihilfe von 150 Mk.[90] Der Bezirks-Gemeindeverband unterhielt zur Unterstützung der kleineren jüdischen Gemeinden eine Wanderbibliothek, die jeweils für ein Vierteljahr in die dem Verband zugehörigen kleineren jüdischen Gemeinden versandt wurde.[91] Da die Zahl der Juden in Löwenberg kontinuierlich sank, fiel die Gemeinde schließlich auf den Status einer Filial-Synagogengemeinde von Liegnitz herab.[92]

Die Probleme mit dem schnellen Wechsel der Religionslehrer/Kantoren/Schächter änderten sich offenbar nicht. Auf den Kantor *Bender*, der offenbar

88) Fünfundvierzigster Jahresbericht über das Reformrealgymnasium (Frankfurter System) zu Löwenberg i. Schl. Löwenberg 1915, S. 16.
89) Nowak/Rüdiger-Thiem (wie Anm. 56), S. 146, Nr. 3002.
90) Bezirks-Gemeindeverband Breslau-Liegnitz. Verwaltungsbericht für das fünfzehnte Geschäftsjahr 1911/12, in: Jüdisches Volksblatt. Unabhängiges Organ für die Interessen von Gemeinde, Schule und Haus 19 (1912), S. 346f., 354f., hier S. 346.
91) Ebd., S. 354.
92) Handbuch der jüdischen Gemeindeverwaltung und Wohlfahrtspflege (Statistisches Jahrbuch) 1911. Berlin o.J., S. 54.

bis Ende 1894 in Löwenberg tätig war, war die Stelle kurze Zeit vakant[93] und wurde dann noch im Jahre 1895 mit Aron Gerson *Stoppelmann* besetzt.[94] Er war bis etwa Ende 1901 in Löwenberg tätig.[95] Im Frühjahr 1902 wurde bereits wieder ein Kantor, Religionslehrer und Schächter zum 1. Juli 1902 gesucht.[96] Offenbar fand man aber keinen geeigneten Kandidaten bzw. bewarb sich ein solcher nicht. 1903 wird nämlich als stellvertretender Kantor und Schächter ein gewisser *Nürnberger* genannt, und in der Religionsschule wurden die Kinder von einem gewissen *Tintner* aus Bunzlau unterrichtet.[97] Die Zahl der Schüler in der Religionsschule belief sich in diesen Jahren auf fünf bis sechs.[98]

Der Vorstand der jüdischen Gemeinde bestand ab etwa 1890 aus drei Personen. Nachweisen lassen sich von 1887 bis 1894 M. *Wolf(f)*,[99] von 1892 bis 1893 H. *Lewy*, von 1892 bis 1903 S[alo] *Müller*, von 1895 bis 1899 L. *Mannheim*, von 1895 bis 1911 R[obert] *Dresel*, von 1901 bis 1911 L[eo] *Nellhaus*,[100] über die sich nur wenig ermitteln lässt.

Das Zusammenleben zwischen Juden und Christen war gegen Ende des 19. Jahrhunderts wohl weitgehend friedlich und unverkrampft. So

93) Statistisches Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 10 (1895), S. 22.
94) Erste Nennung in: Statistisches Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 11 (1896), S. 25; Namensverzeichnis der Juden in der Niederlausitz M–Z, http://www.luckauer-juden.de/nvz2.html [Zugriff am 26.5.2024].
95) Letzte Nennung in: Statistisches Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 15 (1901), S. 39.
96) Die Wahrheit. Unabhängige Zeitschrift für jüdische Interessen, Jg. 1902, Nr. 14 vom 4.4.1902, S. 2; Israelitische Wochenschrift für die religiösen und socialen Interessen des Judentums 11 (1902), Nr. 12 vom 21.3.1902, S. 189.
97) Statistisches Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 16 (1903), S. 41.
98) Statistisches Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 7 (1892), S. 19; 8 (1893), S. 20; 9 (1894), S. 21; 10 (1895), S. 22; 11 (1896), S. 25; 12 (1897), S. 27; 13 (1898), S. 31; 14 (1899), S. 33; 15 (1901), S. 39.
99) Wird 1903 als verstorben bezeichnet in: Dreiunddreissigster Jahresbericht für die Realschule zu Löwenberg i. Schl. Löwenberg 1903, S. 17.
100) Statistisches Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 7 (1892), S. 19; 8 (1893), S. 20; 9 (1894), S. 21; 10 (1895), S. 22; 11 (1896), S. 25; 12 (1897), S. 27; 13 (1898), S. 31; 14 (1899), S. 33; 15 (1901), S. 39. Ein Leo *Nellhaus* betrieb 1905 in Breslau in der Neue Graupenstraße 11 ein großes Schuhgeschäft, vgl. Verkaufsanzeige in: Volkswacht für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete. Organ für die werktätige Bevölkerung 16 (1905), Nr. 47 vom 25.2.1905.

wird 1891 darauf hingewiesen, dass bei der Beerdigung des katholischen Pfarrers Florian in Löwenberg die israelitische Gemeinde einen Kranz auf den Sarg gelegt habe und bei der Beerdigung auch die evangelischen Kirchenglocken läuteten.[101] Allerdings darf das nicht darüber hinwegtäuschen, dass insbesondere im Wahlkampf bei bestimmten deutschnational ausgerichteten Parteien antisemitische Töne deutlich mitschwangen.[102]

1911 bestand die jüdische Gemeinde zu Löwenberg aus nur noch 32 Personen, den Vorstand bildeten J[ulius] *Preuß*, R[obert] *Dresel* und L[eo] *Nellhaus*. In den im Kreis Löwenberg gelegenen Städten Friedeberg lebten vier jüdische Familien mit insgesamt 16 Personen, in Greiffenberg eine Familie mit vier Personen und in Lähn ein einzelner Jude. Die Stelle des Religionslehrers, Kantors und Schächters war – schon seit mindestens September 1910[103] – unbesetzt; die insgesamt zwölf Kinder wurden durch den Lehrer Sommerfeld aus Liegnitz unterrichtet.[104] Vertretungsweise wurde in den Jahren 1911 und 1912 gelegentlich durch den aus Breslau stammenden jüdischen Theologiestudenten David *Nellhaus*, wohl ein Verwandter des Vorstandsmitglieds Leo *Nellhaus*, in Löwenberg gepredigt.[105]

1913 vermachte „der verstorbene Rentier Albert *Wollenberg* aus Liegnitz, ein alter Löwenberger, […] der Stadt Löwenberg für Armenzwecke 100 000 Mark […]. Das Testament wurde von Verwandten angefochten, die Zuwendung hat aber die behördliche Genehmigung gefunden. Nach dem Testament sollen die Zinsen von 50 000 Mark an Arme ohne Unterschied der Konfession, die anderen an jüdische Arme in Löwenberg, und wenn solche nicht vorhanden, an jüdische in Liegnitz verteilt werden.“[106] Bei

101) Populär-wissenschaftliche Monatsblätter zur Belehrung über das Judenthum für Gebildete aller Konfessionen 11 (1891), S. 161.
102) Vgl. hierzu: (Die Nationalliberalen und der Antisemitismus), in: Freies Blatt 1 (1892), Nr. 25 vom 25.9.1892, S. 6, wo es um antisemitische Vorwürfe der nationalliberalen Partei gegen den bei der Reichstagsersatzwahl im Kreis Löwenberg von der freisinnigen Partei als Kandidaten aufgestellten Redakteur Ehlers geht.
103) Vgl. Stellen-Nachweis, in: Jüdisches Volksblatt. Unabhängiges Organ für die Interessen von Gemeinde, Schule und Haus 16 (1910), Nr. 37 vom 23.9.1910, S. 379.
104) Handbuch der jüdischen Gemeindeverwaltung und Wohlfahrtspflege (Statistisches Jahrbuch) 1911. Berlin o.J., S. 54.
105) Rabb. Dr. David Nellhaus, in: Mitteilungen des Verbandes ehemaliger Breslauer und Schlesier in Israel e.V., Nr. 44 vom Oktober 1978, S. 4.
106) Allgemeine Zeitung des Judenthums 77 (1913), Nr. 51 vom 19.12.1913, S. 6; Neue jüdische Presse 11 (1913), Nr. 50 vom 19.12.1913, S. 3. Die: Neue jüdische

ihm handelte es sich wohl um einen Sohn Robert *Wollenberg*s, der 1860 als Vorstandsmitglied der jüdischen Gemeinde zu Löwenberg genannt wurde.

1915 wurde der jüdische Friedhof zu Löwenberg erweitert, wozu die Repräsentantenversammlung der Synagogengemeinde Breslau eine Beihilfe von 200 Mark zusteuerte.[107]

Die Löwenberger jüdischen Gemeinde, die 1887 noch ihren Gottesdienst nach altem Ritus abhielt und orthodoxe Vorbeter hatte, liberalisierte sich anscheinend nach der Jahrhundertwende. So wird 1930 über die Repräsentantenversammlung der jüdischen Gemeinde Liegnitz, zu der Löwenberg inzwischen gehörte, berichtet: „Die Repräsentantenversammlung ist jetzt mit acht konservativen und sieben liberalen Mitgliedern zusammengesetzt, jedoch werden bei Abstimmungen, wo die Liberalen als Sieger gelten wollen, die auswärtigen Vertreter aus Jauer und Löwenberg (Filialgemeinden) alarmiert, während sich die Haynauer (Konservative), das ganze Jahr über in Liegnitz nicht sehen lassen."[108]

Am Ersten Weltkrieg nahmen eine Reihe von Juden teil, die in Löwenberg lebten oder aus Löwenberg stammten. Ermitteln lassen sich nur die Gefallenen[109] und Verwundeten:

– Leo *Nellhaus*, geboren 1872 in Groß Lessen, zuletzt wohnhaft in Löwenberg, gefallen 1914;
– Curt *Widawer*, geboren am 19. November 1881 in Löwenberg, zuletzt wohnhaft in Breslau, gefallen am 28. Januar 1915;
– Felix *Chotzen*, geboren am 9. April 1873 in Festenberg, zuletzt wohnhaft in Löwenberg, gefallen am 12. November 1916;[110]

Presse 10 (1912), Nr. 49 vom 13.12.1912, S. 3, berichtet offenkundig fehlerhaft, dass die Stiftung von einem nach Amerika ausgewanderten Kaufmann Waldenburg aus Löwenberg gemacht wurde.

107) Aus der Synagogengemeinde Breslau, in: Die jüdische Presse 46 (1915), Nr. 11 vom 12.3.1915, S. 127.

108) Brief aus Liegnitz, in: Jüdische Zeitung für Ostdeutschland 7 (1930), Nr. 28 vom 18.7.1930.

109) Die jüdischen Gefallenen des deutschen Heeres, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914–1918. Ein Gedenkbuch. O.O. 1932, S. 183, 227, 411.

110) In den Verlustlisten des ersten Weltkrieges wird lediglich ein Eugen *Chotzen* mit Wohnsitz Breslau angegeben, Verlustlisten, S. 17500, https://des.genealogy.net/search/show/4456040 [Zugriff am 26.5.2024].

– Herbert *Preuß*, geboren in Löwenberg, schwer verwundet im September 1916;[111]
– Erich *Mannheim*, geboren am 7. Januar 1888 in Löwenberg, leicht verwundet im Februar 1917.[112]

Nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg und der von nationalkonservativen Kräften geschürten Dolchstoßlegende begannen offenbar auch in Löwenberg antisemitische Vorfälle häufiger zu werden, zumindest finden sich aus den 1920er Jahren mehrere Berichte hierüber.

So wurde im September 1922 berichtet: „Beim Postamt in Löwenberg i. Schl. ist ein Sekretär Obst (Mitglied der Deutschsozialen Partei) beschäftigt, der während des Dienstes das Hakenkreuz trägt und sich in wüsten Beschimpfungen gegen die Juden ergeht. Schon in seinem früheren Amtssitz, in Schreiberhau i. R., gab sich Obst einer zügellosen antisemitischen Hetze hin und ist daraufhin auf Grund unserer Beschwerde beim Reichspostminister nach Löwenberg versetzt worden. Da er auch hier seine antisemitischen Hetzereien nicht unterlassen kann, haben wir wieder eine Eingabe an den Reichspostminister gerichtet, auf die uns folgende Antwort eingegangen ist:

‚Die stattgehabte Untersuchung hat bestätigt, daß der Postsekretär Obst in Löwenberg (Schlesien) wiederholt während seines Dienstes am Annahmeschalter des Postamts judenfeindliche und parteipolitische Aeußerungen getan hat. Dieserhalb und wegen einer Verletzung seiner Pflicht als Reichsbeamter durch eine Aeußerung in einer öffentlichen Versammlung ist gegen ihn eingeschritten worden. Da nach seinem genannten Verhalten seine weitere Verwendung in Löwenberg dem dienstlichen Interesse zuwiderläuft, wird ferner seine Versetzung verfügt werden. In der Angelegenheit betreffend das Tragen des Hakenkreuzes durch Beamte im Dienst wird demnächst Entscheidung getroffen werden.‘

Die Antwort ist nicht befriedigend. Seine nochmalige Versetzung wird, wenn nicht ernstlich gegen sein Verhalten eingeschritten wird, den gleichen Erfolg haben wie in vorliegendem Falle. Was den Erlaß einer Verfügung betreffend das Tragen von Hakenkreuzen durch Beamte im Dienst anbelangt, sei darauf hingewiesen, daß uns schon Ende vorigen Jahres durch

111) Verlustlisten, S. 14746, https://des.genealogy.net/search/show/9181100 [Zugriff am 26.5.2024].
112) Verlustlisten, S. 17743, https://des.genealogy.net/search/show/5594674 [Zugriff am 26.5.2024].

den Reichspostminister eine Entscheidung dieser Angelegenheit durch den Reichsminister in kürzester Zeit in Aussicht gestellt wurde. Ein Jahr ist vergangen und wieder erhalten wir den Bescheid, daß ‚demnächst Entscheidung getroffen wird'. Wann wird endlich der Herr Reichsminister diese so dringend notwendige Verfügung erlassen?"[113]

Im September 1924 lesen wir: „Der Chefredakteur der von Richard Kunze herausgegebenen ‚Neuen Zeitung', Arthur Herbert Wollnzihn, hatte in einer Versammlung in Löwenberg in Schlesien schwere Verleumdungen über jüdische Aerzte ausgesprochen. So hatte er behauptet, daß viele jüdische Aerzte planmäßig das deutsche Volk verseuchen, mit ihren Medikamenten den Tod zahlreicher Volksgenossen verursacht und gelegentlich ihrer ärztlichen Tätigkeit an deutschen Frauen und Mädchen sich vergangen hätten. Das Schöffengericht in Hirschberg hat nunmehr Wollnzihn wegen Beleidigung dem Antrage der Staatsanwaltschaft gemäß zu drei Monaten Gefängniß verurteilt. Nach dem Berichte der ‚Neuen Zeitung' hat Wollnzihn dem Vorsitzenden ‚Befangenheit, Rechtsbeugung, ungebührliches Benehmen, Unfähigkeit zur Bekleidung des richterlichen Amtes und Verbrechen gegen das Gesetz zum Schutze der Republik' vorgeworfen. Es hat ihm aber nicht genützt. Wir kommen auf den Fall zurück."[114]

Im Juni 1926 erfolgten auf dem Löwenberger jüdischen Friedhof antisemitische Zerstörungen. Es wurden etwa zwölf Grabsteine und auch die Friedhofsmauer beschädigt. Nachdem die Friedhofsmauer wiederhergestellt worden war, wurde sie jedoch alsbald abermals beschädigt.[115] Die ‚Schlesische Zeitung' berichtete hierüber kein Wort, was ihr in jüdischen Kreisen sehr übel genommen wurde.[116] Über diese Schändungen und die ihr folgende Gerichtsverhandlung gegen die Täter liegt unter dem Titel

113) Ein judenfeindlicher Postsekretär, in: Central-Verein-Zeitung 1 (1922), S. 248, Nr. 20 vom 21.9.1922.
114) Arthur Herbert Wollnzihn. Drei Monate Gefängnis wegen Verleumdung, in: Central-Verein-Zeitung 3 (1924), S. 590, Nr. 39 vom 25.9.1924.
115) Löwenberg (Vandalen), in: Jüdisch-liberale Zeitung 6 (1926), Beilage zu Nr. 6 vom 25.6.1926; L. Foeder: Kampf gegen Tote!, in: Jüdische Zeitung für Ostdeutschland 3 (1926), Nr. 13 vom 26.3.1926; Die Friedhofsschändung in Löwenberg, in: Jüdische Zeitung für Ostdeutschland 3 (1926), Nr. 21 vom 19.5.1926; Antisemitenspiegel, in: Die Stimme. Jüdische Zeitung 1 (1928), Nr. 13 vom 29.3.1928, S. 8; Friedhofsschändung in Loewenberg, Schlesien, in: Central-Vereins-Dienst 3 (1926), Nr. 4/5 vom 26.11.1926, S. 68.
116) Die „Schlesische Zeitung" appeliert an die Juden!, in: Jüdische Zeitung für Ostdeutschland 3 (1926), Nr. 16 vom 16.4.1926.

„Die Löwenberger Grabschändung vor Gericht und Verwaltungsbehörde!" ein ausführlicher Bericht des die jüdische Gemeinde vertretenden Rechtsanwalts vor:

„Unter den zahlreichen Schändungen jüdischer Friedhöfe der letzten Jahre nimmt der Löwenberger Fall insofern eine besondere Stellung ein, als er wohl die jugendlichsten Täter aufweist; Schuljungen im Alter zwischen neun und elf Jahren. Er ist aber auch insofern interessant, als die erst vor kurzem abgeschlossene Verfolgung der Angelegenheit durch die zuständigen Behörden zu Ergebnissen geführt hat, die wegen ihrer Eigenart festgehalten zu werden verdienen. Das Verfahren gliederte sich in ein strafrechtliches, ein verwaltungsmäßiges und ein zivilrechtliches.

Der Schauplatz der Tat ist das in Niederschlesien, am Nordabhang des Riesengebirges gelegene Landstädtchen Löwenberg, in welchem knapp zehn jüdische Familien wohnen, Dort entdeckte man Ende Februar 1926, daß auf dem jüdischen Friedhof etwa ein Dutzend Grabsteine umgeworfen oder durch Abhauen von Verzierungen und Ecken beschädigt worden waren. Einige Steine waren mit Hakenkreuzen bemalt. Als Täter wurden drei Schüler ermittelt, die unmittelbar vor dem Uebergang aus der Volksschule in die Quarta des dortigen Gymnasiums standen. Alle drei stammten aus guten Familien. Der geweckteste, offenbar der Anführer, war der Sohn eines Löwenberger Studienrats N[eumann]. In der Strafanzeige des Landesverbandes Niederschlesien des C[entral] V[ereins] war betont, daß die Jungen die Tat offenbar unter dem Einfluß Erwachsener vollführt hätten, zumal Werwolf und Jungdo sich unter den Jugendlichen in Löwenberg großer Beliebtheit erfreuten. Gegen die Täter selbst, von denen einer, der Sohn des Studienrats, kurz zuvor beim Ueberklettern der Friedhofsmauer von dem Gärtner der Friedhofs erwischt worden war, konnte natürlich wegen der noch nicht erreichten Strafmündigkeit nicht eingeschritten werden. Sie erklärten, Kaninchen gejagt zu haben und dabei auf den Friedhof geraten zu sein. Die Verfolgung eines Tieres habe zum Einstürzen eines Grabsteins geführt, der beim Falle zerbrochen sei. Dann hätten sie von anderen Grabstätten Verzierungen und Steinkugeln abgeschlagen, um damit zu spielen. Sie bestritten übrigens, daß sämtliche vorhandenen Beschädigungen von ihnen stammten, und behaupteten, die Urheber der übrigen nicht zu kennen. Die Ermittlungen nach etwaigen Hintermännern blieben vergeblich. So wurde das eingeleitete Strafverfahren eingestellt.

Der zweite Abschnitt des Verfahrens spielte sich vor der Schulbehörde ab. Der Direktor des Gymnasiums, auf das die drei Täter während des Verfahrens übergesiedelt waren, zögerte nicht, den Knaben das Verwerfliche

ihres Tuns vor Augen zu führen und ihnen eine Prügelstrafe zu verabfolgen. Insoweit brauchte die Schulbehörde nicht einzugreifen Dagegen wurde dies leider gegenüber dem Vater des Rädelsführers nötig. Dieser, wie bereits erwähnt, ein Studienrat an der gleichen Anstalt, wurde für den von seinem Sohn angerichteten Schaden von der Synagogengemeinde in Anspruch genommen und brachte es im Laufe des hierüber entstandenen Schriftwechsels fertig, von dem „sogenannten Schaden" zu sprechen, den sein Sohn angerichtet habe, wobei der das Wort Schaden in Gänsefüßchen setzte! Er erhielt von dem Rechtsvertreter der Gemeinde die Antwort, es sei tief bedauerlich, daß einem Erzieher der Jugend das Verständnis für den hier angerichteten Schaden abgehe. Hierauf erwiderte er, es sei ihm völlig gleichgültig, was man bei ihm verständlich oder unverständlich finde, er verbäte sich entschieden jegliche Kritik. Dieser Briefwechsel wurde dem zuständigen Provinzialschulkollegium unterbreitet. Der Oberpräsident als dessen Vorsitzender teilte mit, er habe gegen den Studienrat „das Erforderliche veranlaßt". Hoffentlich hat der Studienrat ob seiner in seinen Briefen sich offenbarenden Gesinnungsrohheit eine scharfe disziplinarische Rüge erhalten. Es ist kein befriedigender Zustand, daß ein arg mißverstandener Autoritätsglaube manche Behörden noch immer an der aus dem monarchistischen Regime stammenden Gepflogenheit festhalten läßt, auf Beschwerden gegen Beamte ihres Ressorts den Beschwerdeführer über die ergriffenen Maßregeln im Ungewissen zu lassen. Prinzipiell muß betont werden, daß derartige Bescheide der Stellung eines die Behörde anrufenden Bürgers im Volksstaat nicht entsprechen, und deshalb dringend abänderungsbedürftig sind. Denn wenn Artikel 126 der Reichsverfassung jedem Deutschen das Recht gibt, sich schriftlich mit Bitten oder Beschwerden an die zuständige Behörde zu wenden, so entspringt hieraus die Verpflichtung der Behörde, dem Petenten eine klare und erschöpfende Antwort zu erteilen.

Noch auffallender wirkte das Verhalten des zuständigen Kreisschulrats. Er erstattete seiner vorgesetzten Behörde einen Bericht, in dem es heißt:

„Einige Steinkugeln, die auf eisernen Spitzen lose saßen, wurden von den Jungen heruntergenommen. Von einer Marmorplatte, die beim Herablassen an einen Stein stieß, brach eine Ecke ab. Die Zeitungsartikel sind eine tendenziöse Aufmachung. Es gehört viel Phantasie dazu, den vorliegenden Dummenjungenstreich mit den Erfurter Exzessen[117] auf eine

117) In Erfurt waren in der Nacht vom 12. auf den 13.3.1926 auf dem jüdischen Friedhof 95 Grabsteine umgestürzt worden; vgl.: Die Friedhofsschändung in Erfurt, in: Central-Vereins-Zeitung 3 (1926), Nr. 3 vom März 1926.

Stufe zu stellen. Die Erziehung im Hause oder eine völkische Bewegung haben damit nicht das Geringste zu tun."

Selbst wenn man der Ansicht ist, daß hier mehr Dummheit als Böswilligkeit im Spiele war, muß es entschieden auffallen, daß der Schulrat es beharrlich vermeidet, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und vom „Herunternehmen" der Verzierungen, sowie vom „Herablassen" einer Marmorplatte spricht, während doch der eine Attentäter geständlich die Verzierungen mit einem Knüppel heruntergestoßen hatte und die Marmorplatte regelrecht umgeworfen war.

Am meisten Zeit nahm die zivilrechtliche Seite des Falles in Anspruch. Während die Eltern zweier Mittäter den von ihren Söhnen angerichteten Schaden anstandslos bezahlten, kam es bezeichnenderweise gerade mit dem Studienrat zu keiner gütlichen Verständigung. Er wollte nicht einmal die 39 Reichsmark begleichen, die sein, des Studienrats, Sohn nach eigenem Geständnis angerichtet hatte. So kam es zur Klage. Gemäß § 832 Bürgerliches Gesetzbuch haftet der Vater für unerlaubte Handlungen seiner unmündigen Kinder, falls er die ihm obliegende Pflicht, sie genügend zu beaufsichtigen, schuldhaft verletzt hat. Amtsgericht Löwenberg und Landgericht Hirschberg, die in erster und zweiter Instanz zu entscheiden hatten, verneinten übereinstimmend, daß hier eine solche Verletzung der Aufsichtspflicht vorliege. Zwei Lehrer, die den jungen N. aus der Schule kannten und als Zeugen vernommen wurden, bekundeten übereinstimmend, er sein ein durchaus gutartiges und anständiges Kind, das zwar gelegentlich herumtolle, aber im Betragen stets eine gute Note aufgewiesen habe. Man habe ihm keineswegs eine Tat wie die Beschädigung von Gräbern zutrauen können. Hätte man bei dieser Sachlage das klagabweisende Urteil billigen können, so mußten zwei Umstände doch Bedenken erregen: Einmal hatte N. bei Entdeckung der Tat zunächst alle Beschädigungen seinen beiden Kameraden in die Schuhe geschoben und angegeben, er habe nur zugesehen. Erst später bequemte er sich gegenüber den Aussagen der beiden anderen zu einem Geständnis, das in ihm den offensichtlichen Rädelsführer erkennen ließ. Er hatte also nicht nur gelogen, sondern auch seine Kameraden hereinlegen wollen. Ferner bekundete einer der beiden vernommenen Lehrer, er habe vor einiger Zeit bei N. auf der Innenseite der Schultasche ein großes, mit Tinte aufgemaltes Hakenkreuz entdeckt. Er habe ihn deshalb aber nicht zur Rede gestellt, sondern seinen Vater darauf hingewiesen, der für Beseitigung des Hakenkreuzes gesorgt habe. Er, der Zeuge, glaube nicht, daß der Junge sich der Bedeutung des Hakenkreuzes bewußt gewesen sei. Einen antisemitischen Einschlag habe er jedenfalls nie

bei ihm festgestellt. Wahrscheinlich habe er das Hakenkreuz bei älteren Schülern gesehen und es aus Nachahmungstrieb gleichfalls angebracht.

Man muß bezweifeln, ob das Gericht diese beiden Umstände richtig gewürdigt hat, als es meinte, der Vater habe keine Veranlassung gehabt, seinen Sohn einer besonderen Aufsicht zu unterstellen. Schon daß der Sohn, wie es unterstellt sei, ohne Wissen des Vaters das Hakenkreuz auf dem Innendeckel der Schultasche aufgemalt trug, zeigt eben einen großen Mangel an Aufsicht. Diese hätte aber unbedingt einsetzen müssen, nachdem der Vater erst einmal von der Anbringung dieses Zeichens Kenntnis erhalten hatte. Das Gericht hätte auf Grund der Zeugenaussagen wohl Veranlassung gehabt, sich den Uebeltäter einmal persönlich vorzuladen und ihn daraufhin zu prüfen, ob er wirklich so ahnungslos war, wie sein Lehrer ihn hinstellte. Wer auf diesem Gebiet auch nur einige Erfahrungen besitzt, der wird doch eher der Ansicht sein, daß auch ein kindlicher Träger des Hakenkreuzes sich der judenfeindlichen Bedeutung dieses Abzeichens ganz gut bewußt ist. Eine derartige Vernehmung fand nicht statt. Vielleicht wäre sie ergebnislos geblieben. Mindestens hätte sich schon vorher seitens der Schulbehörde erfolgen können.

Aber gleichviel: Auch dieser Fall zeigt in allen seinen Stadien die so vielfach gemachte Erfahrung, daß heutzutage Schule und Haus ein gerüttelt Maß von Schuld trifft, wenn wir gerade bei jugendlichen Elementen immer wieder judenfeindlichen Ausschreitungen begegnen."[118]

Es gab allerdings auch Personen, die diesen Ausfällen mutig entgegentraten. So wird von einer Veranstaltung am 5. März 1930 berichtet, die das Reichsbanner in Löwenberg veranstaltet hatte und bei der Lic. Theol. Ernst Moehring aus Breslau über die Nationalsozialistische Bewegung sprach. „Er legte überzeugend dar, daß das, was der Nationalsozialismus erstrebe, weder national noch sozial sei. […] Etwa 30 Minuten seiner Ausführungen widmete der Referent der Kampfesweise der Nationalsozialisten gegen die jüdische Bevölkerung Deutschlands. Unter großer Bewegung der Anwesenden rief der Redner aus, daß er sich nicht denken könne, daß vor ihm im Saale auch nur ein einziger sitze, der die Schändungen jüdischer Friedhöfe, die Besudelung jüdischer Gotteshäuser, die Vergiftung der Seelen schon der unmündigen Kinder in der Schule billige."[119]

118) Foerder: Die Löwenberger Grabschändung vor Gericht und Verwaltungsbehörde!, in: Central-Vereins-Zeitung 7 (1928), Nr. 11 vom 16.3.1928, S. 44.
119) „Wir wollen in Frieden zusammen leben!", in: Central-Vereins-Zeitung 9 (1930), S. 134, Nr. 11 vom 14.3.1930.

Die Zahl der jüdischen Einwohner in der Stadt und im Kreis Löwenberg war weiterhin rückläufig. Im Juni 1925 lebten im Kreis Löwenberg bei einer Gesamtbevölkerung von 63.655 Einwohnern noch 73 Juden.[120] 1932/33, noch vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten, zählte die jüdische Gemeinde zu Löwenberg nur noch 13 Familien mit 20 Personen. Zur Gemeinde gehörte ein Jude in Lähn und vier Juden in Bad Flinsberg. Bereits hieraus wird deutlich, dass es kaum noch jüdische Familien gab, sondern es sich vielfach um alleinstehende und wohl zumeist ältere Personen handelte. Es erhielten nur noch drei Kinder jüdischen Religionsunterricht. 1. Vorsitzender war Marcus *Heimann*, der in der Bunzlauer Str. 86 wohnte, 2. Vorsitzender und Schatzmeister Robert *Dresel*, Am Markt, 3. Vorsitzender Abraham *Wolf*. Der zuständige Rabbiner war Dr. *Wahrmann* in Oels. Die Synagoge befand sich in der Klosterstraße.[121] Um diese Zeit herum wurde wohl der jüdische Friedhof nicht mehr weiter genutzt. Das Friedhofsregister endet jedenfalls mit Eintragungen im Jahr 1932.[122] Auf einem Löwenberger Stadtplan von 1937 ist der von einer Mauer umgebene jüdische Friedhof zwar noch eingezeichnet, aber nicht als solcher bezeichnet.[123]

Zu dieser Zeit lassen sich in Löwenberg noch folgende jüdische Gewerbetreibende nachweisen: Robert *Dresel*, Herrengarderobe, Markt 190; Hermann *Goldmann*[124] Manufakturwaren, Konfektionskleidung; Markus *Heimann*, Destillation, Bunzlauer Straße 86; Walter *Heyne*, Südfrüchte, Kolonialwaren und Zigarrengeschäft, Markt 99; Emma *Nellhaus*, Schuhwaren, Kleinhandel, Markt 207; Georg *Preuß*, Bäckermeister, Markt 49; Julius *Preuß*, Damenkonfektion, Markt 209; Abraham *Wolff*, Kurz- und Wollwaren, Markt 20.[125] Hermann *Goldmann* hatte das Geschäft von Leo

120) Die Bevölkerungs- und Berufsverhältnisse der Juden im Deutschen Reich – Erster Band: Freistaat Preußen, Berlin 1930, S. 29.

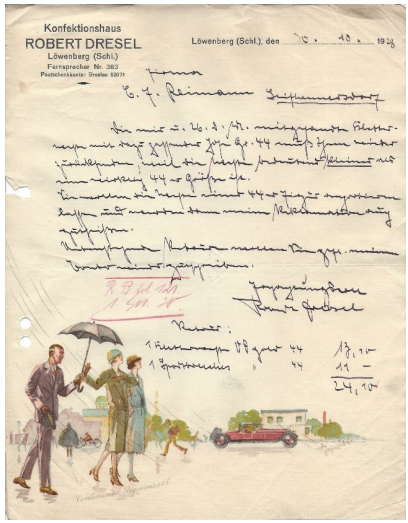
121) Führer durch die jüdische Gemeindeverwaltung und Wohlfahrtspflege in Deutschland 1932–33, S. 101.

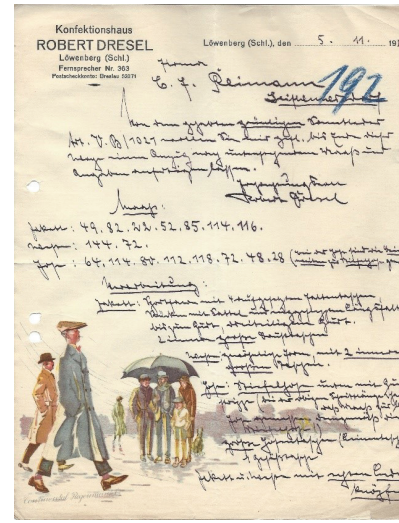
122) Jüdisches Museum Frankfurt am Main – Archiv (Personenstandsregister jüdischer Gemeinden in Ostdeutschland), S. 10, https://www.juedischesmuseum.de/fileadmin/user_upload/Bilder/Sammlungsseiten/dokumente-fotografien/personenstandsregister-juedische-gemeinden-ostdeutschland.pdf [Zugriff am 26.5.2024].

123) Abbildung unter https://fotopolska.eu/1305822,foto.html?o=b93078 [Zugriff am 26.5.2024].

124) Eine Hanni *Goldmann* aus Löwenberg heiratete 1935 Felix Alt aus Breslau, vgl. Familien-Nachrichten, in: Jüdische Zeitung 42 (1935), Nr. 25 vom 5.7.1935.

125) Amtliches Industrie- und Handels-Adressbuch der Provinz Niederschlesien, umfassend die Bezirke der Industrie- und Handelskammern Breslau, Görlitz, Hirsch-





Nellhaus übernommen.[126] Robert *Dresel* betrieb sein Geschäft noch bis mindestens Mitte der 1930er Jahre hinein. Bei ihm kauften insbesondere die Bauern der Umgebung, wenn sie nach Löwenberg kamen, ein.[127]

In Friedeberg am Queis betrieb Moritz *Saritz* in der Görlitzer Straße 196 eine Buchdruckerei und G. *Stiasny* ein Damenkonfektionsgeschäft.[128] Moritz *Saritz* (1857–1943) stammte aus Litauen und war vermutlich aufgrund der in Russland wiederholt stattfindenden Pogrome gegen Juden nach Deutschland geflohen. Seit 1886 lässt er sich in Friedeberg nachweisen. Gustav *Stiasny* betrieb bereits seit mindestens 1863 in Friedeberg ein Manufaktur- und Modewarengeschäft.

berg, Liegnitz, Sagan und Schweidnitz. Breslau 1925, S. 139; Amtliches Landes-Adressbuch der Provinz Niederschlesien für Industrie, Handel, Gewerbe 1927. Breslau 1927, S. 412–422.

126) Biuro Informacyjne W. Schimmelpfeng – Niemiecka Wywiadownia Sp. z o.o., https://www.szukajwarchiwach.gov.pl/en/web/guest/zespol?p_p_id=Zespol&p_p_lifecycle=0&refererPlid=20136&_Zespol_id_zespolu=85291&_Zespol_nameofjsp=jednostki&_Zespol_sygnatura=&_Zespol_tytul=nellhaus&_Zespol_data_od=&_Zespol_data_do= [Zugriff am 26.5.2024].

127) Heinz Scholz: Mein langer Weg von Schlesien nach Gotha 1933–1950. Erinnerungen an eine schlesische Kindheit und Jugend in NS-Zeit, Hitlerkrieg und Nachkriegsjahren. Bd. 1. Bad Langensalza 2008, S. 86.

128) Amtliches Industrie- und Handels-Adressbuch (wie Anm. 125), S. 88.

Aus der Zeit des Nationalsozialismus liegen kaum Nachrichten über die verbliebenen Juden in Löwenberg vor. 1935 wird Julius *Preuß* (11.1.1865 – nach 1935) als Vorsitzender der jüdischen (Filial-)Gemeinde Löwenberg genannt.[129] Markus *Heimann*, der 1932/33 noch als 1. Vorsitzender der jüdischen Gemeinde genannt wird, verzog nach Breslau, wo er im August 1936 verstarb.[130] Hermann *Goldmann* gab sein Geschäft 1935 auf, Emma *Nellhaus* im Jahr 1938.[131]

Während dieser schwierigen Jahre organisierte die Ortsgruppe Breslau des Jüdischen Frauenbundes Ferienverschickungen für Kinder. In Flinsberg unterhielt die Ortsgruppe sogar ein eigenes Kinderlandheim, in dem von Mai bis August 1935 143 Personen für mehrere Wochen zur Erholung kamen. Darüber hinaus wurden Kinder aber auch in anderen Erholungsheimen und einzelnen Privatstellen aufgenommen. So wurde ein jüdisches Kind auch in einem Privathaushalt in Löwenberg für einige Zeit aufgenommen.[132]

Der Breslauer Historiker Willy *Cohn* (1888–1941) berichtet in seinem Tagebuch über einen Besuch in Löwenberg am 11. November 1934: „Löwenberg, Sonntag. Um halb acht Uhr abends hier angekommen; Herr *Preuß* sen. erwartete mich an der Bahn; ein älterer Herr um 70. Man findet sich immer, da man ja weiß, daß der ältere, aufgeregt an der Sperre hin und her laufende Mann der ist, der einen abholt. Durch die schon dunkle Stadt, ein flüchtiger Blick auf den Ring! Bei *Preuß* noch etwas zum Abendbrot gegessen; eine jüdische Haustochter *Klein* aus Breslau; um viertel neun in die Synagoge, die auf dem gleichen Grundstück gelegen ist, im Obergeschoß über einer Garage, schlichter und würdiger Raum, der vor einigen 30 Jahren eingeweiht worden ist. Es waren etwa 18 Menschen anwesend. Ich sprach von der Kanzel, und ich hoffe, daß ich den richtigen Ton getroffen habe, um diesen Menschen, die hier in völliger seelischer Vereinsamung leben, etwas zu bieten. Ich versuchte, aus diesem Thema, das der Verband der niederschlesischen Synagogengemeinden gewählt hatte, etwas mehr zu machen als nur Geschichte. Es

129) 70. Geburtstag, in: Breslauer Jüdisches Gemeindeblatt 12 (1935), Nr. 1 vom 15.1.1935, S. 6.
130) Jüdische Zeitung 43 (1936), Nr. 31 vom 14.8.1936.
131) Biuro Informacyjne W. Schimmelpfeng (wie Anm. 126).
132) Kinder-Landheim Flinsberg, in: Breslauer Jüdisches Gemeindeblatt 12 (1935), Nr. 15 vom 15.8.1935, S. 2.

ist hier nicht einmal eine Minjan,[133] um zu beten! Natürlich gar keine hebräischen Kenntnisse."[134]

Von den 1932/33 noch vorhandenen 20 Juden in Löwenberg verstarben in der Folgezeit wohl einige und andere zogen fort. 1938 lebten in Löwenberg noch zwölf Juden und in Greiffenberg sieben Juden[135]

Abraham *Wolff*, der seit Anfang 1920er Jahre in Löwenberg, lebte, wurde schon vor dem Krieg verhaftet und in das Lager Buchenwald verbracht, wo er 1939 starb. Auch Kussel *Bloch*, der schon längere Zeit in Löwenberg wohnte, wurde aus nicht näher bekannten Gründen in das Konzentrationslager Sachsenhausen und später nach Groß Rosen bei Striegau verbracht, wo er am 16. Februar 1945 ermordet wurde.

Ab Sommer 1941 erfolgte eine Konzentration der Juden in verschiedenen Durchgangslagern, die für die Betroffenen eine Zwangsumsiedlung in so genannte jüdische Wohngemeinschaften bedeutet und tatsächlich als zeitweiliges Aufenthaltslager vor der baldigen Abschiebung in die Vernichtungslager anzusehen sind. In Niederschlesien wurden drei derartige Lager eingerichtet: in Tommersdorf in der Oberlausitz, im Kloster Grüssau und im ehemaligen RAD-Lager in Riebnig bei Brieg. Nach Grüssau gelangte am 5. Oktober 1941 ein erster Transport mit Breslauer Juden. Weitere Transporte trafen in Grüssau bis mindestens November 1942 ein. Bei dieser Zwangsumquartierung war in gewissem Maße die Mitnahme von Möbelstücken, Einrichtungsgegenständen, Betten und Kleidung erlaubt. Die Insassen waren vorwiegend ältere Personen, 63 % von ihnen waren über 60 Jahre alt.[136] Auch die schon über 80 Jahre alten Eheleute *Saritz*

133) Minjan (hebräisch: מנין) ist im Judentum das Quorum von zehn oder mehr im religiösen Sinne mündigen Juden, das nötig ist, um einen vollständigen jüdischen Gottesdienst abzuhalten. Dieser findet im Regelfall in einer Synagoge statt. Im orthodoxen Judentum sind stets zehn männliche Beter gefordert.

134) Zitiert aus Willy Cohn: Kein Recht, nirgends. Tagebuch vom Untergang des Breslauer Judentums 1933–1941. Hgg. von Norbert Conrads (Neue Forschungen zur schlesischen Geschichte 13). 2 Bde. Köln, Weimar, Wien ³2007, Bd. 1, S. 177.

135) Hermann Uthenwoldt: Greiffenberg, in: Waldemar Grosch (Bearb.): Schlesisches Städtebuch (Deutsches Städtebuch. Handbuch städtischer Geschichte. Neubearbeitung. Bd. 1: Schlesien). Stuttgart, Berlin, Köln 1995, S. 136–139, hier S. 138; Ders.: Löwenberg, in: Ebd., S. 249–253, hier S. 252. Für Lähn und Friedeberg werden in den dortigen Artikeln für 1938 keine Juden angegeben.

136) Alfred Conieczny: Tormersdorf-Grüssau-Riebnig. Durchgangslager der Juden Niederschlesiens in den Jahren 1941–1943, in: Mitteilungen des Verbandes ehemaliger Breslauer in Israel e.V., No. 64 (1998), S. 10.

aus Friedeberg wurden – zu einem nicht näher bekannten Zeitpunkt, wohl im zweiten Halbjahr 1942 – in das Durchgangslager Grüssau zwangsumgesiedelt, von wo aus sie am 2. April 1943 in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert wurden, wo sie nach wenigen Wochen verstarben.[137] Ihre Tochter Helene *Saritz*, die mit ihnen in Friedeberg wohnte, wurde ebenfalls am 2. April 1943 in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert und von dort aus am 6.Oktober 1944 in das Vernichtungslager Auschwitz, wo sie vermutlich ermordet wurde.

Aus Löwenberg wurde Fanny *Mattuscheck* geb. *Abraham* am 30. August 1942 in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert, ebenso zu einem nicht genau bekannten Zeitpunkt Walter *Braun*. Die letzten verbliebenen Juden in Löwenberg wurden – wohl in der zweiten Jahreshälfte 1942 oder zu Beginn des Jahres 1943 – in das Getto Lodsch deportiert. Es handelte sich dabei um Rosa *Grunewald*, Fiszek *Krengel* mit seinen Töchtern Dora und Marie sowie Abram *Wolkowicz*.

Damit hatte die jüdische Gemeinde Löwenbergs nach rund 140jähriger Geschichte wiederum aufgehört zu existieren.

II. Holocaustopfer aus der jüdischen Gemeinde Löwenberg

Von den aus Löwenberg stammenden oder dort wohnhaften Juden fielen folgende dem Holocaust zum Opfer:[138]

– Gertrud *Banasch* geb. *Mannheim*, geboren am 9. April 1893 in Löwenberg. Sie lebte vor dem Zweiten Weltkrieg in Dresden. Von dort wurde sie am 28. Juli 1942 in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert und von dort am 9. Oktober 1944 nach Auschwitz, wo sie ermordet wurde.
– Marta *Besser* geb. *Seff*, geboren am 3. Januar 1870 in Löwenberg. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebte sie in Berlin. Am 14. Juli 1942 wurde sie in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert und von dort am

137) https://yvng.yadvashem.org/index.html?language=de&s_lastName=&s_firstName=&s_place=loewenberg&s_dateOfBirth=&cluster=true [Zugriff am 3.10.2020].
138) Soweit nicht weiter angegeben, wurden die Angaben aus der Datenbank von Yad Vashem ermittelt, vgl. https://yvng.yadvashem.org/index.html?language=de&s_lastName=&s_firstName=&s_place=loewenberg&s_dateOfBirth=&cluster=true [Zugriff am 3.10.2020].

19. September 1942 in das Vernichtungslager Treblinka. Sie starb in der Nähe von Minsk.

– Kussel *Bloch*, geboren am 1. Januar 1894 in Kamenka in der Ukraine. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebte er in Löwenberg. Während des Krieges war er zunächst im Konzentrationslager Sachsenhausen und später in Groß Rosen bei Striegau, wo er am 16. Februar 1945 ermordet wurde.
– Adolf *Bornstein*, geboren am 10. Juli 1866 in Löwenberg. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebte er in Berlin. Am 2. September 1942 wurde er in das Konzentrationslager Theresienstadt und von dort am 29. September 1942 in das Vernichtungslager Treblinka deportiert, wo er ermordet wurde.
– Walter *Braun*. Er wurde im Jahr 1887 geboren und war unverheiratet. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebte er in Löwenberg. Er starb im Konzentrationslager Theresienstadt.
– Regina *Grossmann* geb. *Wolff*, geboren am 24. Februar 1883 in Löwenberg. Sie war in die Niederlande geflüchtet. Von dort wurde sie in das Vernichtungslager Sobibor deportiert, wo sie am 7. Mai 1943 ermordet wurde.
– Rosa *Grunewald*, geboren am 17. Juni 1897. Sie lebte zuletzt in Löwenberg und wurde von dort in das Getto Lodsch deportiert, wo sie am 17. Juli 1943 starb.
– Fiszek *Krengel*, geboren am 3. Februar 1879. Lebte zuletzt in Löwenberg und wurde später in das Getto Lodsch transportiert, wo er am 20. März 1943 starb.
– Marie *Krengel*, geboren am 14. Mai 1909. Sie lebte zuletzt in Löwenberg und wurde später in das Getto Lodsch deportiert.
– Dora *Krengel*, geboren am 6. Juni 1909. Sie lebte zuletzt in Löwenberg und wurde in das Getto Lodsch deportiert.
– Fanny *Krüger* geb. *Müller*, geboren am 21. Juni 1905 in Löwenberg. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebte sie in Berlin. Am 14. April 1942 wurde sie in das Getto Warschau und von dort am 13. Juni 1942 in das Vernichtungslager Sobibor deportiert, wo sie ermordet wurde.
– Erich *Mannheim*, geboren am 7. Januar 1888 in Löwenberg. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebte er in Breslau. Er wurde am 2. April 1943 in das Konzentrationslager Theresienstadt und von dort am 1. Oktober 1944 nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.
– Kurt *Mannheim*, geboren am 6. Juni 1890 in Löwenberg. Er lebte ab 1937 in Groß Räschen bei Berlin. Nach der Reichspogromnacht wurde

er am 10. November 1938 verhaftet.[139] Am 26. Februar 1943 wurde er nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.
– Fanny *Mattuscheck* geb. *Abraham*, geboren am 12. Juni 1854 in Schlawe in Hinterpommern. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebte sie in Löwenberg in Schlesien. Am 30. Agust 1942 wurde sie in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert, wo sie am 23. September 1942 starb.
– Hildegard *Raphael* geb. *Nellhaus*, geboren am 13. Januar 1901 in Löwenberg. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebte sie in Berlin. Sie wurde am 3. Februar 1943 nach Auschwitz Birkenau deportiert und dort ermordet.
– Alfred *Singer*, geboren am 25. September 1875 in Löwenberg. Er lebte vor dem Krieg in Frankfurt am Main, von wo er am 22. November 1941 nach Kaunas in Litauen deportiert und am 25. November 1941 ermordet wurde.
– Fanny *Tobias* geb. *Löwisohn*, geboren am 4. November 1874 in Löwenberg. Sie lebte zuletzt in Berlin, von wo aus sie am 29. Juli 1942 in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert wurde, wo sie starb.
– Jeanette *Weinberg* geb. *Brauer*, geboren am 10. November 1888 in Löwenberg. Sie lebte zuletzt in Berlin, von wo aus sie am 19. Oktober 1942 nach Vidzeme bei Riga deportiert und am 22. Oktober 1942 ermordet wurde.
– Julius *Wiener*, geboren am 3. Februar 1880 in Löwenberg. Er wohnte zuletzt in Berlin, von wo aus er am 26. Oktober 1942 nach Vidzeme bei Riga deportiert und am 29. Oktober 1942 ermordet wurde.

Stolperstein für Julius Wiener aus Löwenberg vor seinem letzten Wohnsitz Thomasiusstraße 7, Berlin-Moabit.
© OFTW, Berlin

139) Namensverzeichnis der Juden in der Niederlausitz M–Z, http://www.luckauer-juden.de/nvz2.html [Zugriff am 26.5.2024].

– Abraham *Wolff*, geboren 1871 in Wilhelmsburg bei Hamburg. Er lebte seit Anfang 1920er Jahre in Löwenberg. Er wurde schon vor dem Krieg verhaftet und in das Lager Buchenwald verbracht, wo er 1939 starb.
– Fritz *Wolff*, geboren am 7. Dezember 1884 in Löwenberg. Er lebte zuletzt in Berlin, von wo aus er am 25. Januar 1942 in das Getto Riga deportiert wurde, wo er verstarb oder ermordet wurde.
– Abram *Wolkowicz*, geboren am 5. Januar 1910. Er lebte zuletzt in Löwenberg und wurde von dort aus in das Getto Lodsch deportiert.

Aus dem zur jüdischen Gemeinde Löwenberg gehörenden Friedeberg am Queis wurden folgende dort geborene oder wohnhafte Personen ermordet:[140]
– Charlotte *Cohn* geb. *Prestin*, geboren an 19. Oktober 1895 in Friedeberg am Queis. Wohnte zuletzt mit ihrem Ehemann Friedrich *Cohn* in Berlin. Über ihren weiteren Verbleib ist nichts bekannt.
– Flora *Freundlich* geb. *Stiasny*, geboren am 31. März 1880 in Friedeberg am Queis. Wohnte zuletzt in Berlin, von wo sie am 13. Juni 1942 in das Vernichtungslager Sobibor deportiert und dort ermordet wurde.
– Dorothea *Hayn*, geboren am 18. März 1892 in Friedeberg am Queis. Lebte zuletzt in Breslau, Wallstraße 11, von wo aus sie am 4. März 1943 in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert und dort ermordet wurde.
– Herbert *Hayn*, geboren am 11. Juli 1893 in Friedeberg am Queis. Wohnte zuletzt in Breslau. War im Konzentrationslager Groß Rosen. Im Februar 1945 wurde er in das Konzentrationslager Buchenwald verbracht, wo er ermordet wurde.
– Rosalie Therese *Brauer* geb. *Stiasny*, geboren am 11. Oktober 1860 in Friedeberg am Queis. Wohnte zuletzt in Berlin, von wo aus sie am 27. Juli 1942 in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert wurde, wo sie am 13. August 1942 verstarb.
– Moritz *Saritz*, geboren am 22. März 1857 in Wekshniai in Litauen. Lebte seit mindestens 1885 in Friedeberg am Queis. Während des Krieges wurde er zunächst in das Lager Grüssau verbracht und von dort am

140) https://yvng.yadvashem.org/index.html?language=de&s_lastName=&s_firstName=&s_place=friedeberg%20queis&s_dateOfBirth=&cluster=true [Zugriff am 3.10.2020].

2. April 1943 in das Konzentrationslager Theresienstadt, wo er am 26. Mai 1943 verstarb.
– Fanny *Saritz* geb. *Roda*, geboren am 12. April 1862 in Wekshniai in Litauen. Lebte mit ihrem Mann seit mindestens 1885 in Friedeberg am Queis. Wurde mit ihm zusammen zunächst in das Lager Grüssau verbracht und am 2. April 1943 in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert, wo sie am 30. April 1943 verstarb.
– Helene *Saritz*, geboren am 5. Februar 1886 in Friedeberg am Queis. Wurde am 2. April 1943 in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert und am 6. Oktober 1944 in das Vernichtungslager Auschwitz, wo sie vermutlich ermordet wurde.
– Salomon Bernhard *Saritz*, geboren am 27. Juli 1887 in Friedeberg am Queis. Er lebte während des Krieges in Hirschberg. Am 20. Februar 1945 wurde er mit unbekanntem Ziel deportiert und später ermordet.
– Eugen *Saritz*, geboren am 15. Juli 1883 in Friedeberg am Queis. Er lebte zuletzt in Erfurt. Am 1. April 1943 wurde er in das Konzentrationslager Theresienstadt und von dort am 28. September 1944 nach Auschwitz deportiert, wo er ermordet wurde.

Ob auch aus Greiffenberg, wo 1911 eine jüdische Familie mit vier Personen lebte, gebürtige Personen deportiert und ermordet wurden, lässt sich nicht feststellen. Hier werden von Yad Vashem insgesamt sieben Personen mit sieben verschiedenen Familiennamen genannt, so dass der Verdacht besteht, dass Fehler bei der Schreibweise des Ortsnamens vorliegen und zumindest einige dieser Personen aus Orten mit dem Namen Greifenberg stammen.

Offenbar haben Juden aus Löwenberg den Holocaust überlebt. Bekannt ist Rut *Shapira* geb. *Wolff*, die Tochter von Abraham *Wolff*.[141] 1963 wurden in den ‚Mitteilungen der ehemaligen Breslauer und Schlesier in Israel' durch deren Kreisgruppe in Haifa ehemalige Gemeinde-Mitglieder aus Löwenberg in Schlesien gesucht.[142]

141) https://yvng.yadvashem.org/nameDetails.html?language=de&itemId=2021849&ind=1 [Zugriff am 3.10.2020].
142) Suchanzeigen, in: Mitteilungen des Verbandes ehemaliger Breslauer in Israel e.V., Nr. 8–9 (1963), S. 10.

III. Nachweisbare jüdische Familien in Löwenberg und Friedeberg

Bender. Ein E. *Bender* war von etwa 1890 bis Anfang 1895 als Religionslehrer, Kantor und Schächter in Löwenberg tätig. Er betrieb daneben noch eine Heiratsvermittlung für alle Konfessionen.

Bloch. Vermutlich kurz vor dem Ersten Weltkrieg zog der aus der Ukraine stammende Kussel *Bloch* (1894–1945) nach Löwenberg, wo er bis zur Deportation lebte.

Bornstein. 1866 wird Adolf *Bornstein* in Löwenberg geboren, der um 1890 nach Berlin verzog.

Brann. Ein Ed. *Brann* war 1859 Vorstand der jüdischen Gemeinde.

Brauer. 1887 war ein gewisser *Brauer* als Religionslehrer, Kantor und Schächter in Löwenberg tätig. Er heiratete Rosalia Therese *Stiasny* aus Friedeberg. Um 1890 verzog die Familie.

Braun. Ein Walter *Braun* (1887–194?) lebte vor dem Zweiten Weltkrieg und bis zu seiner Deportation in Löwenberg

Breslauer. Der Kaufmann Hermann *Breslauer* wird 1843 in Löwenberg genannt. Er verzog in den 1840er Jahren nach Görlitz.

Chotzen. Ein Felix *Chotzen* (1873–1916) lebte vor seinem Tode in Löwenberg.

Cohn. Baruch *Cohn* (†1848) zog etwa 1810 nach Löwenberg und verzog später nach Berlin. 1843 werden der Geldwechsler Baruch Schey *Cohn* und der Spirituosen- und Likörhändler David *Cohn* in Löwenberg genannt. 1866 wird der Bankier und Geldwechsler Baruch *Cohn* in Löwenberg genannt. 1862 wird auch ein Moritz Baruch *Cohn* genannt.

Danziger. Der Kaufmann Heinrich *Danziger* (* 1804) aus Grünberg ließ sich 1832 in Löwenberg nieder, verzog aber 1836 nach Berlin.

Dresel. Robert *Dresel* war von 1895 bis 1911 im Vorstand der jüdischen Gemeinde. Er dürfte Ende der 1930er Jahre verstorben sein.

Friedländer. Der Destillateur M. *Friedländer* wird 1867 in Friedeberg genannt. Vermutlich war er Jude.

Gallewski. 1866 wird der Manufaktur- und Modewarenhändler Wolf *Gallewski* in Löwenberg genannt. Vermutlich war er Jude.

Gerschel. Ein Julius *Gerschel* wird 1843 als Schnittwarenhändler in Löwenberg genannt. Vermutlich war er Jude.

Guhrauer. 1866 wird der Manufaktur- und Modewarenhändler Friedrich *Guhrauer* in Löwenberg genannt. Vermutlich war er Jude.

Goldmann. Ein Hermann *Goldmann*, der das Geschäft von Leo *Nellhaus* nach dessen Tod 1914 übernommen hatte, betrieb 1925 ein Beklei-

dungsgeschäft in Löwenberg, das er 1935 – wohl unter dem Druck der Nationalsozialisten – aufgab. Vermutlich zog er dann weg.

Grunewald. Eine Rosa *Grunewald* (1897–1943) lebte in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg und bis zur Deportation 1942 in Löwenberg.

Haenisch. Um 1880 lebte eine Familie *Haenisch* in Löwenberg, deren Tochter Else hier am 9. Oktober 1881 geboren wurde.[143]

Hayn/Hein. Der aus Glogau stammende Bankier Raphael *Hayn* (1770–1842) ließ sich 1806 in Löwenberg nieder und verzog 1820 nach Berlin. Er hinterließ der Gemeinde Löwenberg nach seinem Tode eine Stiftung.[144] 1866 wird der Manufaktur- und Modewarenhändler Louis *Hein* in Löwenberg genannt. Vermutlich war er Jude. Um 1890 lebte eine Familie *Hayn* in Friedeberg, die um 1900 wegzog.

Heilbronn. Am 8. Februar 1849 wurde in Löwenberg Wilhelm *Heilbronn* geboren, der am 24. Oktober 1892 in Görlitz starb.[145]

Heimann. Marcus *Heimann* († 1936) betrieb 1925 eine Destillation in der Bunzlauer Straße 86. 1932/33 war er im Vorstand der jüdischen Gemeinde.

Joel. Seelig *Joel* saß 1819 und Anfang der 1820er Jahre wegen mehrfachen Diebstahls in Löwenberg im Gefängnis.

Krengel. Zu einem nicht näher bekannten Zeitpunkt zogen Fiszek *Krengel* (1879–1943) mit seiner Familie nach Löwenberg, wo sie bis zur Deportation lebten.

Landsberger. Ein Jacob *Landsberger* wird 1843 als Schnittwarenhändler in Löwenberg genannt. Ein Meyer *Landsberger*, vermutlich sein Sohn, war 1859 Gemeindevorstand und wird 1867 als Destillateur in Löwenberg genannt. 1862 wird ein Moritz *Landsberger* genannt.

Levy. Ein Mendel Samuel *Levy* († 1826) lebte Anfang des 19. Jahrhunderts in Löwenberg und verzog 1826 nach Brieg.

Lewy. Von 1892 bis 1903 war ein J. *Lewy* im Vorstand der jüdischen Gemeinde.

Liebenberger. Schon vor 1795 siedelt sich der aus Glogau stammende Bankier David *Meyer* (1760–1810) in Löwenberg an, wo 1795 seine Tochter Henriette geboren wird. Er vermacht nach seinem Tod der Stadt

143) Nowak/Rüdiger-Thiem (wie Anm. 56), S. 61 Nr. 1084.
144) Ebd., S. 277 Nr. 5449.
145) Aus dem Gedächtnisbuche der Grossloge, in: Bericht der Großloge für Deutschland, Jahrgang 1899, Nr. 1 (Februar 1899), S. 10.

Löwenberg ein Legat von 200 Rtlr. für Stadtarme und der Synagogengemeinde Groß Glogau, zu der Löwenberg zu diesem Zeitpunkt gehört, ein Legat von 300 Rtlr.[146]

Liebmann. Der aus Leipzig stammende Otto Wilhelm *Liebmann* (1806–1871) war von Ende der 1830er Jahre bis 1842 als Stadtgerichtsassessor beim Gericht in Löwenberg tätig.

Löwenberger. Der aus Glogau stammende Bankier David *Meyer* (1760–1810) ist seit den 1790er Jahren in Löwenberg ansässig und nimmt später den Namen *Löwenberger* an. David Meyer *Löwenberger* stiftete der Glogauer Synagogengemeinde, zu der Löwenberg damals gehörte, 300 Rtlr. und den Löwenberger Armen 200 Rtlr.[147]

Löwisohn. Der aus Riga stammende Aron *Löwisohn* war vermutlich ab 1873 und bis Anfang 1876 als Religionslehrer, Kantor und Schächter in Löwenberg tätig.

Mannheim. Eine Familie M. *Mannheim* lebte seit mindestens Anfang der 1880er Jahre in Löwenberg. Ein L. *Mannheim* war von 1895 bis 1899 im Vorstand der jüdischen Gemeinde. Um 1900 dürfte die Familie weggezogen sein.

Mattuscheck. Fanny *Mattuscheck* geb. *Abraham* (1854–1942) lebte vor dem Zweiten Weltkrieg und bis zu ihrer Deportation in Löwenberg,

Müller. Die Familie Salo *Müller* lebte seit mindestens den 1880er Jahren in Löwenberg. Salo *Müller* († 1916), verheiratet mit Fanny *Müller* († 1904) aus Dyhernfurth, war von 1895 bis 1899 im Vorstand der jüdischen Gemeinde. 1888 zog nach dem Tode seines Schwiegervaters seine Schwiegermutter Amalie *Müller* geb. *Bloch* nach Löwenberg.[148] 1905 wird in Löwenberg die Tochter Fanny geboren.

Naussmann. Eine Kaufmann *Naussmann* lebte 1813 in Löwenberg.

Nellhaus. Leo *Nellhaus* (1872–1914) dürfte Anfang der 1890er Jahre nach Löwenberg verzogen sein. Von 1901 bis 1911 war er im Vorstand der jüdischen Gemeinde. Er fiel im Ersten Weltrkieg. 1925 wird noch eine

146) Nowak/Rüdiger-Thiem (wie Anm. 56), S. 277 Nr. 5450, 5451, 5452.
147) https://www.szukajwarchiwach.gov.pl/ru/zespol/-/zespol/86177?_Zespol_javax.portlet.action=zmienWidok&_Zespol_nameofjsp=jednostki&_Zespol_delta=30&_Zespol_resetCur=false&_Zespol_cur=90 [Zugriff am 10.10.2020].
148) Im jüdischen Leben. Erinnerungen des Berliner Rabbiners Malwin Warschauer. Berlin 1995, S. 17, 25.

Emma *Nellhaus* genannt, die ihr Geschäft im Jahr 1938 aufgab, möglicherweise im Zusammenhang mit der Reichspogromnacht.

Oppenheimer. Ein M. *Oppenheimer* war 1852 Vorstand der jüdischen Gemeinde. Er betrieb ein Leder- und Rosshaargeschäft und verzog 1857 von Löwenberg nach Berlin.

Pleßner. Eduard *Pleßner* (1811–1855) aus Cosel in Oberschlesien zog kurz vor seinem Tod zu Verwandten nach Löwenberg.

Prestin. In den 1890er Jahren lebte eine Familie *Prestin* in Friedeberg, die wohl zu Beginn des 20. Jahrhunderts wegzog.

Preuß. Julius *Preus* war 1911 im Vorstand der jüdischen Gemeinde und wird auch 1935 als Vorsitzender genannt. Er betrieb noch 1925 ein Damenkonfektionsgeschäft am Markt 209. 1925 wird auch ein Bäckermeister Georg *Preuß* genannt.

Sahl. Der Kaufmann Alexander *Sahl* lebet 1809 bereits in Löwenberg. 1838 stiftete er der Löwenberger Armenkasse 100 Rtlr.

Saritz. Spätestens Anfang der 1880er Jahre zog Moritz *Saritz* (1857–1943) mit seiner Frau Fanny geb. *Roda* (1862–1943) nach Friedeberg. Die Familie lebte hier bis zur Deportation 1943.

Seff. 1854 wird ein Abraham *Seff* in Löwenberg genannt. 1866 wird ein Herrengarderobengeschäft Herrmann *Seff* in Löwenberg und bereits 1858 ein Herrengarderobengeschäft Moritz *Seff* in Friedeberg genannt. Die Familie *Seff* zog vermutlich Anfang der 1870er Jahre aus Löwenberg und Friedeberg fort.

Singer. In den 1870er Jahren lebte in Löwenberg eine Familie *Singer*. Der 1875 geborene Alfred *Singer* lebte später in Frankfurt am Main.

Stiasny. Gustav *Stiasny* ließ sich bereits vor 1854 in Friedeberg nieder und betrieb hier eine Manufaktur- und Modehandlung, die noch 1867 genannt wird. Die Familie wohnte bis nach 1925 in Friedeberg.

Stoppelmann. Aron *Stoppelmann* war von 1895 bis vermutlich 1901 als Religionslehrer, Kantor und Schächter in Löwenberg tätig.

Ullmann. 1843 wird der Lederhändler Löbel *Ullmann* in Löwenberg genannt.

Widawer. Eine Familie *Widawer* war um 1880 in Löwenberg ansässig, wo 1881 der Sohn Curt geboren wurde. Vermutlich verzog die Familie noch vor 1900.

Wieland. Der Kleiderhändler Bernhard *Wieland* (* 1809) und seine Ehefrau Dorothea geb. *Stahl* (* 1818) zogen mit ihren beiden Töchtern Rosalie (* 1840) und Natalie (* 1841) im November 1842 von Hirschberg nach Löwenberg.

Wiener. Ende der 1820er Jahre lebte der Jude Reuwen *Wiener* in Löwenberg. 1880 wird in Löwenberg ein Julius *Wiener* geboren, der nach 1900 nach Berlin verzog.

Wolff. In den 1880er Jahren lebte in Löwenberg ein Kaufmann *Wolff*, der 1902 bereits verstorben war. Er war 1892/93 im Vorstand der jüdischen Gemeinde. Sein Sohn Fritz *Wolff* (* 1884) machte in Löwenberg noch sein Abitur. Ein Abraham *Wolff* betrieb 1925 am Markt 20 ein Kurz- und Wollwarengeschäft. Er war 1932/33 im Vorstand der jüdischen Gemeinde.

Wolkowicz. Ein Abram *Wolkowicz* (1910–194?) lebte vor dem Zweiten Weltkrieg und bis zur Deportation 1942 in Löwenberg,

Wollenberg. Robert *Wollenberg* war von 1860 bis mindestens 1876 Vorstand der Synagogengemeinde. Sein Sohn Albert *Wollenberg* († 1912) verzog später nach Liegnitz.

Andreas Klose

Gmina żydowska w Lwówku Śląskim w XIX i XX wieku

O ile o dziejach lwóweckiej gminy żydowskiej w średniowieczu posiadamy niemało wiadomości, to nie ma żadnych informacji o jej nowożytnej historii. Niniejszy tekst zbiera odnośne przekazy dotyczące XIX i pierwszej połowy XX wieku.

Sporadycznie osoby pochodzenia żydowskiego ponownie osiedlały się w Lwówku Śląskim od ok. 1798 roku, często jednak tylko tymczasowo. Na początku lat dwudziestych XIX wieku musiała istnieć tu odrębna gmina żydowska, skoro w powiecie lwóweckim mieszkało 44 Żydów, z czego 41 osób w Lwówku, zaś trzy w sąsiadującym z nim Gryfowie Śląskim. W 1840 roku odnotowanych jest w Lwówku już 40 osób. W 1830 wzmiankowane są żydowski dom modlitwy i szkoła, w 1855 roku – cmentarz żydowski. Lwówecka gmina żydowska była niewielka, stąd nie miała własnego rabina, zatrudniała jednak pracownika gminy, pełniącego jednocześnie funkcje mełameda, kantora i rzezaka – prowadziło to do częstych rotacji na tym stanowisku. Gmina kształtowała swe nabożeństwa i życie według rytu ortodoksyjnego, przy czym najwyraźniej na przełomie wieków doszło do jej liberalizacji. Pod względem liczebności gmina przeżyła rozkwit w latach siedemdziesiątych XIX wieku, mając wówczas 91 członków, z czego dwunastu w Mirsku i trzech w Gryfowie. W późniejszym okresie liczba

członków gminy – wskutek odpływu ludności do większych miast – stale się zmniejszała a przed 1911 rokiem samodzielna gmina utraciła ten status, stając się filią gminy synagogalnej w Legnicy.

Antysemickie zniewagi odnotowane są w Lwówku po raz pierwszy w 1922 roku, cztery lata później doszło do zbezczeszczenia cmentarza przez uczniów sprzyjających nazizmowi. Przed przejęciem władzy przez narodowych socjalistów gmina żydowska liczyła jeszcze 13 rodzin, do których należało 20 osób. Od lata 1941 roku deportowano nielicznych pozostałych Żydów z Lwówka. Tekst zamykają nazwiska ofiar Holocaustu z lwóweckiej gminy żydowskiej oraz zestawienie źródłowo potwierdzonych rodzin żydowskich w Lwówku i Mirsku. Tł. Klara Kaczmarek-Löw

Theodor Ecksteins ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe', die Vernichtung der Zeitung 1933 und sein Kampf um Schadensersatz

Von Martin Richau

1. Einleitung

Der im Juni 1905 von Paul Ed. Fischer gegründete und von Theodor Eckstein seit dem 1. Januar 1906 herausgegebene ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe', der bis 1910 noch den Titelzusatz ‚in Schlesien' trug,[1] ist eine jener zahlreichen Zeitungen mit sehr kleiner Auflage, die nur in engem regionalem Raum Bedeutung hatten. Demgemäß sind sie zwar häufig mit wenigen Angaben in den entsprechenden Zusammenstellungen von Zeitungen aufgeführt, doch eine umfassende Darstellung zu ihnen gibt es nicht. Das gilt auch für den im nördlichen Oberschlesien erschienenen ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe'. Am umfangreichsten sind noch die vierseitigen Ausführungen von Gröschel.[2] Doch dieser Autor unterliegt einigen Irrtümern: Er nennt zum Beispiel einen falschen Gründer und setzt den ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' mit dem ‚Beobachter für Bad Carlsruhe O.= S. und Umgegend' gleich, denn er nimmt eine 1933 erfolgte Änderung des Titels an. So beginnen seine Ausführungen mit der die Tatsachen falsch wiedergebenden Aussage: „Das einzige jemals in Bad Carlsruhe bzw. Bad Karlsruhe veröffentlichte Presseorgan, der *Anzeiger für Bad Carlsruhe* (ABC), wird im Jahre 1905 von dem dortigen Verleger Theodor Eckstein der Öffentlichkeit präsentiert, in dessen Unternehmen das Blatt bis Ende

1) Bernhard Gröschel: Die Presse Oberschlesiens von den Anfängen bis zum Jahre 1945. Dokumentation und Strukturbeschreibung (Schriften der Stiftung Haus Oberschlesien. Landeskundliche Reihe 4). Berlin 1993, S. 220 (Nr. 454).
2) Bernhard Gröschel unter Mitarbeit von Günter Lewald und Marlene Plum: Studien und Materialien zur oberschlesischen Tendenzpublizistik des 19. und 20. Jahrhunderts (Schriften der Stiftung Haus Oberschlesien. Landeskundliche Reihe 5). Berlin 1993, S. 34–38.

September 1933 herausgegeben wird, um danach bis 1938 im Verlag des Beobachters für Bad Carlsruhe zu erscheinen."[3]

Fehlerhaft ist auch die Aussage im ‚Handbuch der deutschen Tagespresse' von 1937, in dem es heißt, daß der ‚Beobachter für Bad Carlsruhe' vor dem seit 1898 als ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' erschienen ist.[4] Bei Sperling wird nur vermerkt, daß der ‚Beobachter für Bad Carlsruhe' seit 1933 erscheint und 50 Pfg. monatlich kostet.[5] Rister nennt korrekt zwei Zeitungen in Carlsruhe,[6] doch diese richtige Aussage wird von Gröschel mit den Worten bedacht: „Rister […] verzeichnet offenbar aufgrund der Titeländerung 1933 irrtümlich zwei gesonderte Zeitungen."[7] Leider wurden die Irrtümer Gröschels und anderer bei Bestandsbeschreibungen übernommen. Es ist deshalb geboten, im Folgenden den ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe', die Ereignisse um sein Ende und den Beginn des ‚Beobachters' darzustellen.

2. Die Anfänge des ‚Anzeigers für Bad Carlsruhe'

Im Frühjahr 1905 entschloß sich der Inhaber der Badeverwaltung in Carlsruhe/Oberschlesien, der Kaufmann Paul Ed. Fischer, eine Wochenschrift ins Leben zu rufen. Er nannte sie ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe in Oberschlesien'. Der Titel war etwas irreführend, denn offiziell trug das kleine Residenzstädtchen im Norden des Kreises Oppeln keinesfalls den Titel „Bad". Das war vielmehr eine Anspielung auf den in der Mitte des 19. Jahrhunderts gegründeten Badebetrieb des Dr. Simon Freund im Ort, der seinerzeit vom Herausgeber geführt wurde.

Die erste Ausgabe erschien mit vier Seiten am Sonnabend, dem 10. Juni 1905. Gedruckt wurde sie von der Druckerei A. Ludwig in Oels. Fischer wandte sich einleitend

3) Ebd., S. 34.
4) Handbuch der deutschen Tagespresse. Leipzig, Frankfurt a.M. [6]1937, S. 188 Nr. 2640.
5) Sperlings Zeitschriften- und Zeitungs-Adressbuch. Handbuch der deutschen Presse. Die wichtigsten deutschen Zeitschriften und politischen Zeitungen Deutschlands, Österreichs und des Auslandes. Bd. 61. Leipzig 1939, S. 504.
6) Herbert Rister: Schlesische Periodica und Serien. Ein Beitrag zu einem Verzeichnis deutscher, polnischer, tschechischer und wendischer (sorbischer) Adressbücher, Almanache, Berichte, Jahrbücher, Kalender, Schriftreihen, Schulschriften, Zeitschriften und Zeitungen über Schlesien und seine Grenzgebiete. Teil A: A–N. Wiesbaden 1975, S. 83.
7) Gröschel: Presse (wie Anm. 1).

„An die verehrlichen Leser dieses Blattes.
Von der Erwägung ausgehend, dass zur Hebung eines Ortes, wie unseres schönen Bades Carlsruhe, vor allen Dingen Schaffung und Verbesserung der zeitlichen wie örtlichen Verkehrsmittel und Wege notwendig sind, die unser aller Interessengemeinschaft fördernd dienen und die uns den Besuchern des Ortes näher bringen, – dass ferner ein Publikationsorgan in Form eines Anzeigenblattes, ohne politisches Beiwerk, eines der unerlässlichen Mittel zu obigem Zweck darstellt, – habe ich mich entschlossen, einen ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe in Schlesien' herauszugeben.

Ich will nicht untersuchen, weshalb ein früherer Versuch in dieser Richtung fehlgeschlagen, sondern nur den Blick nach vorn gerichtet, einem rein zweckdienlichen, praktischen Ziele zustreben, und bitte die verehrlichen Einwohner Carlsruhes, mich in diesem Unternehmen zu unterstützen.

In bescheidenem Rahmen gehalten, soll der ‚Anzeiger' zunächst nur einmal in der Woche erscheinen und eben folgendes darbieten:

Amtliche Erlasse und Bekanntmachungen der hohen p. t. Behörden, soweit letzeren der ‚Anzeiger' zur Veröffentlichung geeignet erscheint: Aus Kirche und Schule, der Königlichen Herrschaft, Oberförsterei und Polizeibehörde, dem Königlichen Amtsgericht, Rentamt und Kreisbauamt, wie aus der Kommunalverwaltung.
Lokalberichte.
Familienanzeigen, Geburts-, Verlobungs- etc. Anzeigen.
Vereinsnachrichten, Versammlungen, Vergnügungen.
Zu mieten oder zu kaufen gesucht.
Zu verkaufen.
Zu vermietende Zimmer (für Badegäste).
Mitteilungen aus dem Bade:
Kurtaxe, Bädertarif.
Kurkappelle betreffend.
Fremdenliste.
Verschiedenes.
Sprechsaal resp. Briefkasten.
Fahrplan Oppeln – Carlsruhe – Breslau und zurück.
Geschäftliche Anzeigen.

Es ist in Aussicht genommen, den Anzeiger zunächst unentgeltlich erscheinen zu lassen und später, wenn er den Beweis seiner Existenzberechtigung erbringt, gegen einen angemessenen Bezugspreis herauszugeben.

Hochachtungsvoll
Paul Ed. Fischer"

31174 IV Per.

Anzeiger

für Bad Carlsruhe in Schlesien.

Jahrgang I. Nr. 1. Erscheint jeden Sonnabend.

Bad Carlsruhe, den 10. Juni 1905.

Inserate: 1spaltige Zeile 10, 2spaltige 20 Pf. Druck von A. Ludwig in Oels. Redaktion und Verlag: Paul Ed. Fischer.

4 n A 327

An die verehrlichen Leser dieses Blattes.

Von der Erwägung ausgehend, dass zur Hebung eines Ortes, wie unseres schönen Bades Carlsruhe, vor allen Dingen Schaffung und Verbesserung der zeitlichen wie örtlichen Verkehrsmittel und Wege notwendig sind, die unser aller Interessengemeinschaft fördernd dienen und die uns den Besuchern des Ortes näher bringen, — dass ferner ein Publikationsorgan in Form eines Anzeigeblattes, ohne politisches Beiwerk, eines der unerlässlichen Mittel zu obigem Zweck darstellt, — habe ich mich entschlossen, einen „Anzeiger für Bad Carlsruhe in Schlesien" herauszugeben.

Ich will nicht untersuchen, weshalb ein früherer Versuch in dieser Richtung fehlgeschlagen, sondern, nur den Blick nach vorn gerichtet, einem rein zweckdienlichen, praktischen Ziele zustreben, und bitte die verehrlichen Einwohner Carlsruhes, mich in diesem Unternehmen zu unterstützen.

In bescheidenem Rahmen gehalten, soll der „Anzeiger" zunächst nur einmal in der Woche erscheinen und etwa folgendes darbieten:

Amtliche Erlasse und Bekanntmachungen der hohen p. t. Behörden, soweit letzteren der „Anzeiger" zur Veröffentlichung geeignet erscheint: Aus Kirche und Schule, der Königlichen Herrschaft, Oberförsterei und Polizeibehörde, dem Königlichen Amtsgericht, Rentamt und Kreisbauamt, wie aus der Kommunalverwaltung.

Lokalberichte.

Familienanzeigen, Geburts-, Verlobungs- etc. Anzeigen.

Vereinsnachrichten, Versammlungen, Vergnügungen.

Zu mieten oder zu kaufen gesucht.

FÜRSTENSTEINER STADTBIBLIOTHEK

‚Anzeiger für Bad Carlsruhe', Seite 1 der ersten Ausgabe

Diesen einleitenden Worten entsprechend wurden mitgeteilt: Gebühren in der Kurverwaltung, Preise der Bäder, Konzerte der Kurkapelle und der Fahrplan des örtlichen Zuges. Es wurden drei lokale Nachrichten gebracht: Vom Schießhaus, von der Schützengilde und über einen Schulausflug. Gustav Rüster vorm. E. Bohms hatte die erste, dreiviertelseitige Anzeige geschaltet. Geworben wurde für diverse Käse, Heringe und Kartoffeln. Nachrichten aus dem Kreis Oppeln, gar aus dem Deutschen Reich oder weltweit wurden nicht gebracht.

Eine Woche später erschien Nr. 2 des ‚Anzeigers' mit identischen einleitenden Worten. Unter Lokales waren nun vier Meldungen publiziert und erstmals wurde mit Datum vom 14. Juni 1905 unter den „Mitteilungen aus dem Bade" eine „Fremdenliste" vom 14. Juni 1905 erstellt, in der die Kurgäste mit Familiennamen, eventueller Begleitung, oftmals Beruf, Wohnort und Unterkunft in Carlsruhe aufgeführt wurden. Acht Geschäftsleute hatten eine Werbung geschaltet. Mit Nr. 3 vom 24. Juni 1905 begann die Veröffentlichung von Aufsätzen. Der erste stammte von H. A. Kappner aus Oels: In mehreren Fortsetzungen erschien das „Lebensbild des Herzogs Karl Christian Erdmann von Württemberg-Oels, des Gründers und ersten Wohltäters von Carlsruhe". Mit ihnen auf dem Titelblatt begannen die weiterhin vierseitigen Ausgaben des ‚Anzeigers'. Die Zahl der Werbeanzeigen nahm zu; sie erstreckten sich bald über knapp zwei Seiten und verhießen Fischer zum einen gute Einnahmen, zum anderen aber eine Akzeptanz des Kurblättchens. In Nr. 5 am 7. Juli 1905 begann die Rubrik „Aus Carlsruhe und Umgegend". In dieser Ausgabe bereitete Fischer seine Leser aus Carlsruhe auch darauf vor, daß das Blatt nun etwas kosten würde:

> „In eigener Sache.
> Der ‚Anzeiger für Blatt Carlsruhe in Schlesien' glaubt nunmehr, nachdem er mehrere Wochen erschienen und allseitig sympathisch aufgenommen worden ist, den Beweis seiner Daseinsberechtigung und seiner Existenzfähigkeit erbracht zu haben. Er gibt sich der angenehmen Erwartung hin, daß seine bisherigen Leser immer mehr einsehen werden, daß sein Entstehen einem wirklichen Bedürfnis entsprungen ist und daß die Wohltaten einer eigenen Lokalzeitung, die er ihnen bietet, nicht hoch genug anzuschlagen sind. An den Bewohnern von Carlsruhe und Umgegend liegt es nun, Redaktion und Verlag durch Aufgabe von Abonnements in der Erfüllung ihrer Aufgaben zu unterstützen. Der der Beilage dieser Nummer angefügte Bestellzettel ist von denjenigen Lesern, die das Blatt weiter zugestellt zu erhalten wünschen,

> nebst 75 Pfennigen Herrn Kaufmann Rüster oder der Badeverwaltung ausgefüllt zuzusenden. Der Preis von 75 Pfennigen für das ganze Vierteljahr darf als so niedrig erscheinen, daß sich jeder selbständige Bewohner Carlsruhes und seiner Umgegend das Vergnügen gönnen kann, das Lokalblatt mitzulesen."

Dieser Aufruf hatte Erfolg. Es fanden sich genug Interessenten, die es rechtfertigten, das Blatt, das doch sehr auf die Kurgäste zugeschnitten war, fortzuführen. Der ‚Anzeiger', wie er im örtlichen Volksmund kurz genannt wurde, erschien jeden Sonnabend. Die Rubrik „Allerlei" mit Witzen wurde eingeführt. In Nr. 5 war die erste Traueranzeige erschienen, die der Frau Luise Taras geb. Schindicht aus Carlsruhe. Es gab nun die „Standesamtlichen Nachrichten". Ferner wurde von den Gemeinderatssitzungen berichtet. Das Blatt veränderte sich langsam. Der Herausgeber brachte vermehrt das, was die Bewohner von Carlsruhe, weniger die Badegäste interessierte. Später hatten die Hauptartikel auf der Titelseite nichts mehr mit Carlsruhe zu tun, waren einfach nur Berichte oder Geschichten, von denen die Redaktion meinte, sie seien im Blatt veröffentlichenswert, zum Beispiel „Im Taifun bei Jaluit".[8]

Fischer mußte Ende des Jahres feststellen, daß manches, was im ‚Anzeiger' stand, auf Kritik stieß. Leser beschwerten sich in Briefen über gewisse Punkte, so zum Beispiel über die Berichterstattung zur elektrischen Beleuchtung in Carlsruhe. Der Herausgeber versicherte, daß er nur sachlich berichten wolle, doch sei er ortsabwesend und könne nicht alles kontrollieren, was seine Mitarbeiter vor Ort tun.[9] Man warf ihm vor, daß er nicht Partei ergriff, aber Fischer wollte parteipolitisch neutral sein und sich in lokalen Fragen aus allem heraushalten. Zunächst reagierte er mit dem Bemerken, daß das Blatt dann „einschlummern" mag, wenn es nicht bestehen kann.[10] Aus diesen Querelen wird der Wunsch entsprungen sein, das Blatt in andere Hände zu überführen. So teilte Fischer in der letzten Ausgabe des Jahres 1905 mit:[11]

8) Anzeiger für Bad Carlsruhe in Schlesien 1905, Nr. 25 vom 25.11.1905, S. 1.
9) Anzeiger für Bad Carlsruhe in Schlesien 1905, Nr. 27 vom 9.12.1905, S. 2f.: „Sprechsaal und Briefkasten der Redaktion", S. 3 „In eigener Sache".
10) Anzeiger für Bad Carlsruhe in Schlesien 1905, Nr. 29 vom 23.12.1905, S. 3: „In eigener Sache".
11) Anzeiger für Bad Carlsruhe in Schlesien 1905, Nr. 30 vom 30.12.1905, S. 1.

„An die verehrlichen Leser dieses Blattes!
Der ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe in Schlesien' dürfte nunmehr nach halbjährigem Bestehen bei zunehmender Abonnentenzahl den Beweis seiner Daseinsberechtigung erbracht haben. Das Blatt steht somit jetzt vor der Aufgabe, größeren Ansprüchen seines Leserkreises gerecht werden zu sollen, mehr Lesestoff zu bieten und Lokalfragen aktueller Bedeutung unparteiisch und sachlich zu besprechen.

Diese Aufgabe liegt aber außerhalb meines Tätigkeitsgebietes und ich habe mich daher entschlossen, die Zeitung an einen Fachmann abzutreten.

Herr Th. Eckstein hierselbst übernimmt mit dem neuen Jahre dieses Blatt in Redaktion und Verlag.

Mit meinem aufrichtigen Dank für alles mir dargebotene Entgegenkommen und die mir als Nichtfachmann gewährte Nachsicht seitens des verehrlichen Leserkreises bitte ich Letzteren, gleiches Wohlwollen auch meinem Nachfolger zuzuwenden und schließe mit den besten Glückwünschen zum neuen Jahre!"

3. Der ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' unter Theodor Eckstein

Theodor Eckstein wurde am 31. Dezember 1859 in Steinau an der Oder geboren. Seine Eltern waren der Kürschnermeister Hirsch Eckstein und dessen Ehefrau Dorothea geb. Wiener. Eckstein war in erster Ehe mit einer Frau unbekannten Namens verheiratet. Aus dieser Ehe ging der Sohn Herbert, geboren am 3. Juli 1906 in Raudten Kreis Steinau,[12] hervor. Am 22. August 1916 heiratete Eckstein in Breslau ein zweites Mal, und zwar Clara Fraenkel, Tochter des verstorbenen Kaufmannes Eugen Fraenkel, zuletzt in Breslau wohnend, und der Klementine Altmann, geboren in Breslau am 14. September 1873.[13] Es ist nicht ersichtlich, ob er verwitwet oder geschieden war.[14]

12) Opole/Oppeln, Archiwum Państwowe [Staatsarchiv Oppeln], Sign. 2/0/18.4/677: „Verzeichnis der im Landkreise Oppeln wohnhaften Juden" vom August 1935, Acta des Königl. Landraths-Amtes zu Oppeln betreffend die bei den Juden Familien vorgekommenen Veränderungen als Geburten, Trauungen, Scheidungen und Todesfälle, S. 539–563, Nr. 40–42; veröffentlicht von Martin Richau (Hg.): En Verzeichnis der jüdischen Bevölkerung des Landkreises Oppeln in Oberschlesien für das Jahr 1935, in: Archiv ostdeutscher Familienforscher 29 (2021), S. 343–348; alle Personenstandsregister von Raudten wurden 1945 vernichtet.
13) Standesamtsregister Breslau IV, B 1916/346.
14) Die relevanten Personenstandsregister für Carlsruhe/OS wurden 1945 vernichtet.

Über das Leben von Theodor Eckstein ist wenig bekannt. Seine ersten beruflichen Aktivitäten entfaltete er in seiner Heimatstadt Steinau. Zum 1. Januar 1886 eröffnete er dort eine Accidenzdruckerei, für die er im selben Jahr einen „jungen, tüchtigen Schriftsetzer, welcher zugleich mit der Tiegeldruckpresse vertraut sein muß“ suchte.[15] 1905 zog Eckstein nach Carlsruhe und betrieb dort ab dem 1. November 1905 seine Buchdruckerei,[16] zu der dann auch eine Schreibwarenhandlung gehörte. Das gesamte Geschäft führte er später mit dem Sohn unter der Firma „Offene Handelsgesellschaft Th. Eckstein, Inhaber Theodor und Herbert Eckstein“ gemeinsam.

Dieser Wohnsitzwechsel dürfte für Eckstein eine gute Wahl gewesen sein. Carlsruhe war ein kleines, überschaubares Residenzstädtchen, das trotz einiger landwirtschaftlicher Betriebe eine schon städtische Infrastruktur aufwies. Der Ort war günstig gelegen. Nach Oppeln, der Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirkes, waren es nur 30 km nach Süden und etwa ebensoweit war es zu den Kreisstädten Brieg und Namslau im Westen bzw. Norden. Carlsruhe hatte in jener Zeit etwa 2.500 Einwohner, davon etwa 65 % evangelischer, ein Drittel katholischer und ca. 55 jüdischer Konfession. Es gab u. a. das kleine Schloß eines Zweiges der aus Karlsruhe/Baden stammenden königlichen Familie der Württemberger im Zentrum, ein Rentamt, ein Gericht, ein Theater, Hotels, Ärzte, einen Badebetrieb, eine evangelische und eine katholische Kirche sowie eine Synagoge. Carlsruhe war von einer gewissen religiösen Toleranz geprägt. Das Vorhandensein einer Synagoge und vor allem einer (wenn auch in den letzten 35 Jahren mehr als halbierten, so doch noch immer) relativ starken jüdischen Gemeinde[17] war für Theodor Eckstein sicherlich auch sehr wichtig, denn er war Jude. Doch das führte damals in Carlsruhe zu keinerlei Schwierigkeiten. Im Umkreis des Ortes gab es etwa 20 Dörfer mit ungefähr 6.000 Einwohnern, wobei deren Bevölkerung meist fast ausschließlich katholisch war.

Zum 1. Januar 1906 übernahm Eckstein die von Paul Ed. Fischer gegründete Zeitung. Als Buchdrucker druckte er sie im eigenen Betrieb.

15) Correspondent für Deutsche Buchdrucker und Schriftsetzer 24 (1886), Nr. 146 vom 17.12.1886, S. 4.
16) Werbeanzeige im Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 60 vom 27.7.1933, S. 3.
17) Hierzu Martin Richau: Die Mitglieder des Synagogenverbandes Carlsruhe/Oberschlesien, in: Ostdeutsche Familienkunde 2008, S. 267–274; Ders.: Der Verbleib der jüdischen Bevölkerung im Amtsbezirk Carlsruhe/Oberschlesien nach 1935, in: Zeitschrift für Ostdeutsche Familiengeschichte 2011, S. 223–231.

Eckstein gab dem Blatt eine neue und stabile finanzielle Basis. Bereits am 17. Oktober 1906 hatte er der Gemeinde Carlsruhe angeboten, sämtliche Bekanntmachungen des Gemeindevorstandes in seinem ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' für einen vierteljährlichen Pauschalpreis von 25 RM aufzunehmen. Das Angebot wurde durch Beschluß der Gemeindevertreterversammlung vom 7. Januar 1907 angenommen. Alsdann schloß Gemeindevorsteher Roth mit Eckstein am 13.Januar eine entsprechende Vereinbarung mit der Ergänzung, daß er noch Abzüge für die Anschlagtafeln druckt. Eckstein verpflichtete sich:

> „1.) alle Bekanntmachungen, welche in Gemeindeangelegenheiten oder auf Anordnung hierzu Berechtigter von dem Gemeindevorsteher zu erlassen sind, in den Inseratteil des Anzeigers für Bad Carlsruhe an angemessener Stelle und in angemessenem Druck aufzunehmen,
> 2.) von jeder Bekanntmachung regelmässig drei, im Bedarfsfalle auch mehr Abzüge auf besonderen Blättern zu liefern,
> 3.) die Bekanntmachungen so passend zu bringen, als das Erscheinen des Anzeigers und der Eingang der Manuskripte es gestattet."[18]

Die Zahlung des Pauschalpreises sollte zum 1. April, 1. Juli, 1. Oktober und 31. Dezember erfolgen. Durch diesen Vertrag gewann Eckstein einen guten Grund, den offiziös klingenden Namen ‚Anzeiger' für seine Zeitung beizubehalten.

Der ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' erschien zunächst bis 1924 wöchentlich, dann ab 1925 zweimal wöchentlich. Der Zeitung wurde für etwa ein Jahr ab April 1924 monatlich eine Beilage beigefügt, die den Titel ‚Aus unserer Heimat' trug und von der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft Carlsruhe O.=S. herausgegeben wurde.[19] Sie brachte heimatkundliche Informationen zu Carlsruhe und umliegenden Gemeinden. Zum Geleit schrieb Landrat Muschalla unter dem 31. März 1924 im ersten Blatt:

18) Opole/Oppeln, Archiwum Państwowe [Staatsarchiv Oppeln], Sign. 1/0/10.7/673: Oberpräsidium der Provinz Oberschlesien in Oppeln, Akte Beschwerde der Buchdruckereibesitzer Herbert und Theodor Eckstein in Carlsruhe wegen unterschiedlicher Behandlung durch den Gemeindevorsteher in Carlsruhe 1934–1936, Bl. 12; früherer Titel der Akte: Minderheitenbeschwerde des jüdischen Minderheitsangehörigen Theodor Eckstein aus Carlsruhe/OS 1934–1936.
19) Gesamter Bestand 1924/25 vorhanden in der Biblioteka Uniwersytecka we Wrocławiu [Universitätsbibliothek Breslau], Sign. GLS 30113 III.

„Die Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft Carlsruhe O/S wird in einer monatlichen Beilage in dem ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' die Ergebnisse ihrer Arbeit veröffentlichen.

Es werden in zwangloser Reihenfolge kleine Aufsätze, die aber innerlich zusammenhängen, erscheinen. Dadurch soll versucht werden, die Heimat nach allen ihren Erscheinungsformen zu betrachten.

Die Veröffentlichungen werden sich zum Teil auf amtliche Akten, zum Teil auf Ueberlieferungen, zum Teil auf Beobachtungen stützen.

Die ‚H.A.G.C.' weiß es, daß sie ohne weitgehende Unterstützung nichts Vollständiges anbieten kann. Sie bittet daher, durch Anregung und Mitarbeit ihre Bestrebungen zu fördern. Nicht zuletzt sollen die Blätter der Jugend dienen. Sie soll frühzeitig erkennen, welch hohes Gut sie in ihrer Heimat besitzt.

Die neuen Bestrebungen auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung verlangen, daß überall die Heimat im Mittelpunkt der Schularbeit steht. Eine Geschichte der engeren Heimat aber fehlt noch. Die Blätter werden daher wertvolle Unterlagen für den heimatkundlichen Unterricht sein.

Der Herausgeber des A.f.B.C. hat durch freundliches Entgegenkommen das Erscheinen des Heimatblattes ermöglicht. Man wird es daher verstehen, wenn gebeten wird, durch Bestellung der Zeitung den Verlag zu unterstützen.

Die Beilage ‚Aus unserer Heimat' ist auch einzeln zum Preise von 10 Pfg. zu haben.

Größere Bestellungen für Schulen, die 14 Tage vor dem 1. eines Monats aufzugeben sind, erledigt zu ermäßigten Preisen die ‚H.A.G.C.'

Und nun, liebes Heimatblatt, ziehe hinaus, klopfe an in Haus und Hütte, bei reich und arm, bei alt und jung und trage tiefe Liebe zu unserer oberschlesischen Heimat und damit auch zu unserem schwergeprüften, teuren deutschen Vaterland in jedes Herz hinein."[20]

Zwar betrieb Eckstein auch weiterhin die Buchdruckerei und handelte mit Papier- und Schreibwaren, doch ein wichtiger Bestandteil, vielleicht sogar der Kern – Umsatzzahlen sind nicht bekannt – seines Geschäftes war eben jene Zeitung. Auf seinem Briefkopf firmierte Eckstein unter „Th. Eckstein, Bad Carlsruhe Ob.=Schlesien", also wie die Zeitung mit der keinesfalls korrekten Ortsangabe. Die Druckerei befand sich zumindest in den letzten

20) Aus unserer Heimat, Beilage zum ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe', hrsg. von der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft Carlsruhe O.=S., Nr. 1 vom 3.4.1924.

Jahren in der Brieger Allee 1 im Westen Carlsruhes unweit des zentralen Gebäudes des Ortes, des kleinen Schlosses der Württemberger.

Für sein Blatt, das bis 1933 das einzige in Carlsruhe und Umgebung war, gewann Theodor Eckstein nicht nur Leser (Anfang 1933 waren es etwa 500 Abonnenten), sondern vor allem neben den örtlichen Behörden auch die beiden christlichen Kirchen, die hier ihre Veröffentlichungen, amtlichen Bekanntmachungen und kirchlichen Nachrichten erscheinen ließen.

Leider sind nur noch wenige Ausgaben der Zeitung erhalten. Den größten Bestand besitzt die Universitätsbibliothek Breslau, allerdings auch nur den ersten Jahrgang und dann Jahrgänge ab 1925, den Jahrgang 1932 dabei unvollständig.[21] Einen relativ umfangreichen Bestand hält die Ev. Sophiengemeinde in Carlsruhe in ihrer Bibliothek.[22] Wenige weitere Exemplare hat die Staatsbibliothek in Berlin.[23] Ansonsten sind nach gegenwärtigem Forschungsstand höchstens Fragmente verstreut vorhanden.

4. Beschreibung des ‚Anzeigers für Bad Carlsruhe'

Wie Eckstein seine Zeitung in den ersten Jahren gestaltete, ist nicht bekannt. 1910 strich er den Titelzusatz „in Schlesien", irgendwann, wahrscheinlich schon bei der Übernahme, hat er das Format der Zeitung vergrößert. Die Zeitung hatte meist einen Umfang von vier Seiten. Vermutlich hat Eckstein in dieser Zeit den Inhalt der Zeitung noch stärker auf die Bedürfnisse der Bewohner von Carlsruhe abgestellt. Das alles ist indes nicht belegbar, weil die Exemplare von 1906 bis 1918 verlorengegangen sind. Inhaltlich ist der ‚Anzeiger' 1919/20 bzw. ab 1925 recht gleichbleibend. Berichtet wird über Internationales, es gibt Meldungen aus dem Reich und aus der Provinz Schlesien. Thematisch wurden Politik und Wirtschaft sowie Interessantes wie Unfälle, Kriminalfälle oder Curiosa behandelt. Dem Leserkreis entsprechend wurde in der schon 1905 eingeführten

21) Bestand der Biblioteka Uniwersytecka we Wrocławiu [Universitätsbibliothek Breslau], Sign. GLS 31174 IV: 1905, Nr. 1–30; 1925, Nr. 2–104; 1926, Nr. 1–104; 1928, Nr. 1–105; 1929, Nr. 1–103; 1930, Nr. 1–104; 1932, Nr. 1–66; 1933, Nr. 1–78.

22) 1927 nur auszugsweise, dann 1928–1933.

23) Bestand der Staatsbibliothek zu Berlin, Sign. 2" Ztg 6146: Ausgaben 1919, Nr. 14 – 1920, Nr. 12.

Anzeiger für Bad Carlsruhe

Erscheint Mittwoch und Sonnabend Nachmittag
Bezugspreis monatlich frei Haus 65 Pfg., abgeholt 50 Pfg. – Betriebsstörungen jeglicher Art, auch in den Betrieben unserer Lieferanten begründen keinen Anspruch auf Rückerstattung des Bezugspreises

Amtlicher Anzeiger
Redaktion, Druck und Verlag: Th. Echstein, Carlsruhe
Fernruf 38. Bankkonten: Kreissparkasse Oppeln, Nebenstelle Carlsruhe; Carlsruher Bank e. G. m. b. H.

Anzeigenpreis: Die 8gespaltene Zeile 8 Pfg., bei größeren Aufträgen laut Vereinbarung
Für die richtige Wiedergabe telefonisch aufgegebener Anzeigen wird keine Gewähr übernommen

Nr. 7 Sonntag, den 24. Januar 1932 28. Jahrgang

Rubrik „Carlsruhe und Umgegend“ über Ereignisse aus Carlsruhe und den Dörfern in der Nähe der Residenzstadt berichtet, indes nicht immer, denn manchmal findet man dort auch Allgemeines ohne direkten Bezug zur Region. Wichtig waren vor allem die Ereignisse in Carlsruhe selber, die Aktivitäten der zahlreichen Vereine dort, Veranstaltungen, Musikabende, später auch das Kino-Programm in den Union-Lichtspielen bzw. nach einigen Jahren im Hotel „Schwarzer Adler“. Über lokale Sportereignisse war ebenso zu lesen. Regelmäßig erschienen Familienanzeigen, die über Hochzeiten und Sterbefälle informierten. Die Rubrik „Aus dem Standesamt“ war nur 1905 zu finden. Es erschienen regelmäßig Mitteilungen der örtlichen Behörden, der Evangelischen und der Katholischen Kirche. Doch auch Mitteilungen des Finanzamtes Oppeln oder des Präsidenten des Landesfinanzamtes Oberschlesien wurden veröffentlicht,[24] so zum Beispiel Informationen über die neue Grund- und Schenkungssteuer. Bekanntmachungen des Regierungspräsidenten wurden dort ebenfalls der Öffentlichkeit zur Kenntnis gegeben. Aber auch von nachgeordneten Institutionen wie dem Sektionsvorstand der Oberschlesischen landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft brachte die Zeitung Hinweise. Laufend wurden die Notierungen des Breslauer Produktmarktes bzw. des Breslauer Schlachtviehmarktes mitgeteilt, was für die Landwirte der Umgebung wichtig war. Später gab es eine Zeitungsschau zu nationalen und sogar internationalen Zeitungen.

Abgedruckt wurde stets ein Fortsetzungsroman, beispielsweise 1932 „Im Hause des Kommerzienrates“ oder „Marie, die Tochter des Zollwächters“. Es wurde häufig auch ein Rätsel gebracht. Vielfach erteilte der ‚Anzeiger‘ allgemeine Ratschläge wie „Trinkt kein Wasser auf Obst und Gurkensalat“ oder beantwortete allgemeine Fragen wie „Darf jedermann einen Hund

24) So im Anzeiger für Bad Carlsruhe 1927, Nr. 2 vom 6.1.1927, S. 4.

erschießen?".[25] Jeden Monat wurde über die Sterne am Himmel informiert und erläuterte man die dem Monat entsprechenden Bauernregeln.

Theodor Eckstein mußte seine Leser entsprechend deren Interessen bedienen. Nun war der größte Teil evangelisch oder katholisch, weshalb er stets auf die christlichen Feiertage einging. Deshalb schrieb er zu den christlichen Feiertagen, sei es Ostern, Pfingsten, „Mariae Geburt",[26] Allerseelen, Weihnachten oder einem anderen Tag, zum Beispiel dem Sonntag „Jubilate", einen entsprechenden Artikel. Zu Pfingsten 1927 hieß es sogar: „Es ist ein wundervoller Glaube, der Pfingstglaube der Christenheit!"[27] Aber auch andere Feiertage würdigte Eckstein in seinem Blatt. So verfaßte er am 1. Mai 1927 einige Worte „Zum deutschen Muttertag".

Die zahlreichen Meldungen hat die Redaktion sicherlich von einer Agentur oder aus anderen Zeitungen übernommen, sieht man einmal von den lokalen Geschehnissen ab. Die Herausgabe des ‚Anzeigers' war ein von der Familie Eckstein getragenes Unternehmen, das neben der seit 1886 bestehenden Druckerei und der Schreibwarenhandlung bewältigt werden mußte. Wichtig zur Finanzierung des Blattes waren die in nicht unerheblichem Umfang erschienenen Werbeanzeigen der örtlichen Geschäfte. Eckstein hatte viele Geschäftsinhaber aus Carlsruhe, die regelmäßige Werbung schalteten, als Kunden. Eine große Anzeige ließ oft das Modehaus Bielschowsky aus der nahegelegenen Kreisstadt Namslau drucken. Regelmäßig erschien überregionale Werbung von reichsweit bekannten Produkten wie „Rama", „Persil", auch von „Kaiser's Brust-Caramellen". Wenn Platz frei war, setzte Eckstein Werbung für das eigene Schreibwarengeschäft.

Aus seinen häufig im ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' geschalteten Werbeanzeigen ist ein Eindruck über das Angebot Ecksteins zu erhalten. Außer den üblichen Schreibwaren bot er insbesondere an: Evangelische und katholische Gesangbücher mit kostenlosem Namenseindruck, auch Konfirmationskarten; zur Faschingssaison Kopfbedeckungen, Girlanden und Tanzkontroller. Zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten konnte man hier die entsprechenden Karten kaufen. Ebenso war dafür gesorgt, alles erwerben zu können, was die Kinder in der Schule an Schreibmaterialien

25) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1927, Nr. 60 vom 28.7.1927.
26) Um nur die Quelle für dieses Beispiel zu nennen: Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 72 vom 7.9.1933, S. 1.
27) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1927, Nr. 45 vom 5.6.1927, S. 4: „Pfingsten 1927".

brauchten. Eckstein warb für Gesellschafts- und Unterhaltungsspiele, ebenso für Photographien von Carlsruhe, auch Luftaufnahmen, herausgegeben vom Aerokartographischen Institut Breslau. Er erbot sich, Aufträge für Stempel entgegenzunehmen. In seiner Druckerei druckte Theodor Eckstein alles, was die Bewohner und Behörden von Carlsruhe und Umgebung zum privaten oder offiziellen Bedarf benötigten, etwa Briefbögen, Traueranzeigen, Plakate aller Art, Werbezettel, Formulare, auch Bücher. Durch die in Carlsruhe ansässigen Behörden (Gemeindeverwaltung, Amtsverwaltung, Gericht), sicherlich auch die herzogliche Verwaltung, war Eckstein gut beschäftigt. Er führte zudem eine Schirm-Fabrik-Niederlage und nahm Schirme zur Reparatur an, wobei er diese nur weiterleitete.

Werbung im ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' 1925, Nr. 24 vom 22.3.1925, S. 4

Werbung im ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' 1933, Nr. 76 vom 21.9.1933, S. 4

Werbung im ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' 1933, Nr. 78 vom 28.9.1933, S. 4

5. Politische Nachrichten im ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe'

Über die politischen Parteien berichtete der ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' selbstverständlich, doch nahm man in der Regel keine Stellung, denn die Zeitung sah sich als „neutrales" Blatt. In religiösen Dingen war diese Zurückhaltung nicht immer vorhanden. Als der evangelische Lehrerverein Carlsruhe sich gegen das Konkordat mit dem Vatikan wandte, weil er dadurch die Staatsordnung in Deutschland gefährdet sah, fragte Eckstein, ob in Anbetracht der Tatsache, daß evangelische Lehrer dieses Vereins auch katholische Kinder unterrichten, deren Eltern nicht Bedenken kommen müssen, „ihre Kinder in eine Schule zu schicken, in welcher ein Geist weht, welcher nicht den katholischen Anschauungen entspricht?"[28]

Auf Ereignisse, die die verschiedenen Parteien betrafen, wurde hingewiesen. 1925 zum Beispiel hieß es „Die Kritik innerhalb der Deutschnationalen".[29] Informiert wurde über kommende Parteivorträge, etwa über den Vortrag der SPD mit dem Titel „Volk, Erwache!", gehalten von Herrn Häusler aus Berlin im Hotel „Stadt Meiningen" am 22. August 1927. Ebenso wurde eine Einladung der Deutschnationalen Volkspartei Ortsgruppe Carlsruhe zu einem deutschen Abend im „Schwarzen Adler" abgedruckt;[30] desgleichen eine Anzeige für einen Vortrag des Hauptschriftleiters der ‚Oberschlesischen Tageszeitung', Dr. Knaak, am 13. Januar 1931 mit dem Thema „Bad Carlsruhe OS. in Gefahr", ebenfalls durch die Deutschnationale Volkspartei Carlsruhe organisiert.[31] In der nächsten Ausgabe wurde dann mit Zurückhaltung darüber berichtet, doch ging man nicht auf Einzelheiten ein, denn: „Da unser Lokalblatt vollständig unpolitisch ist, wollen wir auf der bisher verfolgten Linie auch weiter beharren und uns weder in weitere Einzelheiten noch auf die daran anschließende Diskussion einlassen. Damit glauben wir auch im Sinne unserer aus allen Ständen und Parteien bestehenden Abonnenten zu handeln."[32] Offensichtlich war man mit dem Inhalt des Vortrages nicht einverstanden.

28) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1927, Nr. 50 vom 23.6.1927, S. 4: „Zur Konkordatsfrage".
29) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1925, Nr. 92 vom 15.11.1925, S. 1.
30) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1927, Nr. 95 vom 27.11.1927, S. 4.
31) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1931, Nr. 3 vom 11.1.1931, S. 1.
32) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1931, Nr. 4 vom 15.1.1931, S. 1: „Die Ortsgruppe Carlsruhe der deutschnationalen Volkpartei".

Mit eben jenem Dr. Knaak hatte der ‚Anzeiger' wenig später einen ausgetragenen Zwist. Die Zeitung hatten über das Volksbegehren des „Stahlhelm"[33] Anfang 1931 zur Auflösung des Preußischen Landtages berichtet und mitgeteilt, daß es die erforderliche Mindestzahl von 5,27 Millionen Stimmen erhalten habe. In Carlsruhe hatten sich 582 Personen in die Liste eingetragen. Ecksteins sahen diese Zustimmung als ziemlich gering an, denn bei den Reichstagswahlen am 14. September 1930 hatte der „Stahlhelm" bzw. die Deutschnationale Volkspartei 245 und die NSDAP, die den Antrag unterstützten, 485 Stimmen in Carlsruhe erhalten.[34] Für diese Aussage gab es massive Kritik durch Dr. Knaak in der ‚Oberschlesischen Tageszeitung' (Ostag), so daß Eckstein sich zu einer Verteidigung genötigt sah:

> „In Nr. 32 unseres Blattes vom 23. d. Mts. veröffentlichten wir das Ergebnis des Stahlhelm-Volksbegehrens und die im hiesigen Ort erreichte Eintragungszahl und knüpften daran die Bemerkung, daß im Vergleich zu den letzten September-Wahlen, bei der die beiden Rechtsparteien 730 Stimmen aufbrachten, die Zahl der Eintragungen zum Volksbegehren mit 582 als ziemlich gering betrachtet werden muß. Wir glaubten nun, mit dieser Feststellung ein rein objektives Urteil gebildet zu haben. – Anders die „Ostag"! Sie berichtet am letzten Sonntag, daß der Anzeiger von Bad Carlsruhe, ein vollkommen unbedeutendes Blättchen, das niemand ernst nimmt, von einem geringen Resultat des in Carlsruhe erzielten Volksbegehrens faselt. Die Zeitung schreibt, daß das Volksbegehren hierorts ein überraschend gutes Resultat erzielt hat und sieht voraus, daß bei dem Volksentscheid, schon infolge der geheimen Wahl, eine noch größere Stimmenzahl erreicht werden wird, als bei den letzten September-Wahlen. Darauf können wir nur erwidern, daß wir das Resultat des Volksentscheides dann genau so korrekt wiedergeben werden, wie es sich für ein parteiloses, von allen Leidenschaften und Gehässigkeiten freifühlendes Lokalblatt gehört, das ist ja nun eigentlich eine glatte Selbstverständlichkeit. Die Ostag bezeichnet nun unseren Anzeiger als ein vollkommen unbedeuten-

33) Als „Bund der Frontsoldaten" nach dem Ersten Weltkrieg gegründet, formal parteipolitisch neutral, entwickelte sich die Organisation zu einem Sammelbecken stark national, auch militaristisch gesonnener, politisch rechts stehender Personen.
34) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1931, Nr. 32 vom 23.4.1931: „Das Stahlhelm-Volksbegehren durchgekommen".

> des Blättchen. – Wir glauben gern, daß Herr Dr. Knaak ein äußerst tüchtiger Mann ist, daß aber auch seine Tüchtigkeit darin besteht, Mitmenschen ohne ersichtlichen Grund anzugreifen und zu beleidigen. Ob er aber nun imstande wäre, im schönen Carlsruhe mit seinen noch nicht 3000 Seelen, das eher rückwärts- als vorwärtsschreitet, ein „bedeutendes" Blatt herauszugeben, etwa eine Tageszeitung von 8 – 10 Seiten, bezweifeln wir trotz aller Tüchtigkeit. Mit dem Mund allein ist noch lange nicht alles getan. – Nun meint die Ostag weiter, daß dieses unbedeutende Blättchen niemand ernst nehmen kann. Wir möchten hierauf zunächst erwidern, daß wir im Kaiserlichen Deutschland, also in einer Zeit, in der der Hauptschriftleiter der Ostag noch die Schulbank drückte, dem deutschen Vaterlande wertvolle Dienste geleistet haben und daß uns Dank und Anerkennung von berufenerer Seite zuteil wurde. Wenn unser Blatt bereits den 27. Jahrgang erreicht hat, so dürfte es sich wohl durch die Länge der Zeit eine gewisse Bedeutung erkämpft haben. – Wir wollen hoffen und wünschen, daß es Herrn Dr. Knaak beschieden sein möge, den 27. Geburtstag auch seiner Oberschlesischen Tageszeitung zu erleben."[35]

Theodor Eckstein zeigte hier bereits, daß er durchaus kampfbereit und zur Verteidigung seiner Position gegen die Parteien am rechten Rand bereit ist.

Auch ein Aufruf des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, der sich gegen Kommunisten, Stahlhelmern und Nationalsozialisten wandte, wurde 1931 veröffentlicht.[36] 1932 berichtete man vor der Wahl des Reichspräsidenten:[37] „Hindenburgs Botschaft zur Wiederwahl", „NSDAP gegen Hindenburg", „Auch der Stahlhelm gegen Hindenburg" und „Stellungnahme der Deutschnationalen Volkspartei". Zwei Ausgaben später wurde mitgeteilt, wer gegen Hindenburg aufgestellt wurde.[38] Kurz vor dem Wahltag wurden im ‚Anzeiger' zwei Wahlaufrufe veröffentlicht, einer für den amtierenden Reichspräsidenten Paul von Hindenburg, ein anderer für den Gegenkandidaten Theodor Duesterberg.[39]

35) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1931, Nr. 34 vom 30.4.1931, S. 1: „In eigener Sache".
36) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1931, Nr. 3 vom 11.1.1931, S. 2.
37) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1932, Nr. 14 vom 18.2.1932, S. 1 alle Überschriften.
38) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1932, Nr. 16 vom 25.2.1932, S. 1: „Die Gegenkandidaten der Rechten".
39) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1932, Nr. 21 vom 13.3.1932, S. 1.

6. Theodor Ecksteins deutsch-nationale Einstellung

Theodor Eckstein war ein Mann mit preußisch-nationaler Gesinnung, ein überzeugter Deutscher.[40] Trotz aller politischen Zurückhaltung ist seine Einstellung deutlich zu erkennen: Als Köln nach dem Ersten Weltkrieg weiter besetzt blieb, titelte er „Das neue Unrecht gegen Deutschland".[41] Wenig später hieß es „Faschistische Frevel in Südtirol"; das deutsche Volk in Südtirol werde geknechtet, die deutschen Zeitungen würden „systematisch ausgerottet". Nur noch in Meran gebe es eine deutsche Zeitung, aber unter strenger faschistischer Zensur. In Bozen und Brixen gebe es keine deutsche Zeitung mehr.[42] Im Februar 1927 wies man auf einen Artikel in der ‚Oberschlesischen Volksstimme' über die Unterdrückung der Deutschen in Kattowitz als „rücksichtslosester Ausdruck polnischer Unterdrückungsmethoden gegen die deutsche Minderheit" hin.[43] Im selben Jahr empfand man es als „Polnische Frechheit in Breslau", als ein Gast in einem Restaurant laut auf Großpolen anstieß.[44] Der 15. Juni 1922, als Ostoberschlesien von den Siegermächten des Ersten Weltkrieges von Deutschland abgetrennt wurde, war für den ‚Anzeiger' ein trauriger Tag.[45]

Mit Blick auf das neue Jahr 1931 schrieb Theodor Eckstein:

> „Im Januar steht uns in Genf im Völkerbundsrate ein Kampf bevor, der unsere Stellung in der Welt so recht beleuchtet. Volksgenossen, die man von uns gerissen hat, in Polen und im Memelgebiet mißhandelt und entrechtet und das Muttervolk darauf angewiesen, sich zum Schutze an die schlecht bewährte Instanz des Völkerbundsrates zu wenden – dies ist ein Bild, das uns am besten zeigt, wie sehr das Deutschtum heute in der Welt um seine Stellung zu ringen hat. Um anderes noch werden wir im neuen Jahre zu kämpfen haben, um die Erleichterung der furchtbaren Entschädigungslast, die man uns aufgebürdet hat und um die Beseitigung der schreienden Ungerechtigkeit, daß wir wehrlos

40) So auch anhand einiger beispielhaft zitierter Artikel aus dem ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe', vgl. Gröschel: Studien (wie Anm. 2), S. 34 – 37.
41) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1925, Nr. 45 vom 4.6.1925, S. 1.
42) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1925, Nr. 92 vom 15.11.1925, S. 1.
43) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1927, Nr. 16 vom 24.2.1927, S. 3: „Ein polnisches Geheimdokument".
44) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1927, Nr. 80 vom 6.10.1927, S. 3: „Polnische Frechheit in Breslau".
45) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1932, Nr. 48 vom 16.6.1932, S. 1: „Ein trauriger Gedenktag".

> und entwaffnet Nachbarn gegenüber stehen, die bis an die Zähne gerüstet sind. Wir müssen weiter kämpfen gegen die naturwidrige Verstümmelung unserer Ostgrenze, […]“[46]

Und ein Jahr später, am 30. Dezember 1931, hieß es in seinem ‚Anzeiger‘, mutmaßlich von Eckstein selbst verfaßt, nach einem Rückblick auf das weltweit an Schrecken und Nöte reiche Jahr 1931:

> „Wir Deutsche litten aber ganz besonders, da wir schon bis dahin tausend Wetter über uns ergehen lassen mußten! Doch es hieße ungerecht sein, wollten wir nicht auch zwei erfreulicher Momente von weittragender Bedeutung gedenken. […] daß die von unseren Kriegsgegnern erzwungenen Reparationsforderungen einer ganz gründlichen Revision bedürfen. Der andere Sonnenblick leuchtet im eigenen Land: Erstarkung des nationalen Willens und energischer Protest gegen schamlose Ausbeutung eines aufs tiefste niedergedrückten 60-Millionen-Volkes! Die deutsche Eiche, die den furchtbarsten Wettern kaum noch standhielt, grub neue kräftige Wurzeln tief in den harten Boden und träumt im Winterschlaf einem neuen Frühling entgegen, der kommen soll – kommen muß – und kommen wird. – Raffen wir alle inneren und äußeren Kräfte zusammen, um unserer selbst wert zu sein. Denn ein Volk, das in höchster Bedrängnis nicht alles daransetzt, aus dem Strudel der Gefahren herauszukommen, ist wert, daß es zugrunde geht!“[47]

Wenn man es nicht besser wüßte, man könnte diese Worte für die eines Nationalsozialisten halten, nicht eines jüdischen Zeitungsverlegers. Gerade der letzte Satz erinnert fatal an die ähnlichen Worte Adolf Hitlers am Ende des Krieges, als auch er nicht mehr leugnen konnte, daß dieser Krieg für Deutschland verloren war. Dabei hatte Eckstein schon im alten Jahr 1931 den nationalsozialistischen Antisemitismus, den er bis dahin anscheinend übersehen hatte oder als nur auf die osteuropäischen Juden bezogen ansah,[48] persönlich durch die Haßtiraden des NSDAP-Untergauleiters Joseph Adamczyk und seiner Schergen kennengelernt und sollte ihn auch fernerhin spüren.

46) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1931, Nr. 1 vom 4.1.1931, S. 1: „Die Parole des neuen Jahres“.
47) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1931, Nr. 103 vom 31.12.1931, S. 1: „1932“.
48) In der jüdischen Bevölkerung von Carlsruhe und Umgebung war Anfang der 1930er Jahre noch die Auffassung verbreitet, daß sich der Antisemitismus der NSDAP nicht gegen sie, die assimilierten deutschen Juden, beziehe, sondern allein auf die auch in ihren Augen fremden osteuropäischen Juden; mündliche Aussage des 1920 geborenen Helmut Seidel, Falkowitz/Tegucigalpa (Honduras) im März 2006.

7. Der ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' und die Nationalsozialisten

Theodor Eckstein hatte in all den Jahren seine Zeitung auf den Leserkreis in Carlsruhe ausgerichtet, auf die Religion und die politische Anschauung seiner Leser. Mit dem Erstarken der NSDAP brachte er immer mehr Meldungen über diese Partei. Was in der Zeitung stand, war teilweise neutral, teilweise aber wurde auch harte Kritik wiedergegeben.

So berichtete der ‚Anzeiger' Anfang 1931 über eine NSDAP-Versammlung in Berlin, bei der durch eine von „kommunistischen und anderen linksradikalen Elementen verursachten wüsten Schlägerei" etwa 100 Versammlungsteilnehmer verletzt wurden.[49] Im August des Jahres wurde kommentarlos über einen Straßenkampf zwischen Nationalsozialisten und Kommunisten in Wittstock geschrieben, bei dem ein Unbeteiligter und ein Nationalsozialist starben.[50] Ein Jahr später erstattete man immer noch Meldungen über Kämpfe zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten in sachlichem Ton:[51] Diesmal ging es um Zusammenstöße mit zwei Toten in Ohlau; ferner um solche in Brieg nach einem Umzug von mehreren Tausend SA- und SS-Leuten zwischen diesen und Kommunisten, die sich zur Gegendemonstration versammelt hatten. Am darauffolgenden Sonntag kam es in Oels zwischen aus Brieg heimkehrenden Nationalsozialisten und Kommunisten zu einer Straßenschlacht. Auch in Gnadenfrei gab es Unruhen.

Der ‚Anzeiger' schrieb ebenfalls etwas über die Klagen der NSDAP wegen der Prozesse und Schwierigkeiten, mit denen ihre Vertreter grundlos oder übertrieben überzogen würden und die Forderung an Präsident Hindenburg, sich für ihre – der NSDAP – Freiheiten einzusetzen oder zurückzutreten. Eckstein gab diese Klagen über Benachteiligungen usw. unkommentiert wieder, so wie die Nazis sie geäußert hatten.[52]

Nachdem Adolf Hitler am 30. Januar 1933 Reichskanzler wurde und schnell die anderen Parteien ausschaltete, nahmen Nachrichten im ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' über ihn und die NSDAP immer mehr zu. Zuweilen

49) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1931, Nr. 7 vom 25.1.1931, S. 1: „Berlin".
50) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1931, Nr. 62 vom 6.8.1931, S. 1: „Straßenkampf zwischen Nationalsozialisten u. Kommunisten".
51) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1932, Nr. 56 vom 14.7.1932, S. 2: „Der blutige Sonntag".
52) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1931, Nr. 34 vom 30.4.1931, S. 1, 4: „Nationalsozialisten fordern Hindenburgs Rücktritt".

kommt der Eindruck auf, daß die Zeitung zwar kein Blatt der NSDAP ist, aber deren Auftreten doch wohlwollend begleitet. Gleich nach der Wahl Hitlers erschien ein neutraler Bericht, der auch zu den Hintergründen der neuen Regierungsbildung Informationen mitteilte.[53] Berichtet wurde in derselben Ausgabe über den Fackelzug der NSDAP und des „Stahlhelms" in Berlin sowie den in Breslau zu Hitlers Ehren.[54] Und da heißt es: „Die Reden wurden mit stürmischem Beifall aufgenommen. Vaterländische Musikstücke umrahmten die würdige Feier." In der nächsten Ausgabe übernahm Eckstein einen positiv gestimmten Artikel aus dem ‚Oberschlesischen Wanderer', der sagt, es habe sich ein völliger Wechsel des Systems vollzogen. Ein neuer Geist sei eingezogen. „Es ist der Geist jenes nationalen Selbstbewußtseins, das in jedem echten Deutschen schlummert."[55]

Von nun an berichtete der ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' nahezu jede Woche über die Aktivitäten der neuen Regierung, Hitlers und der NSDAP. Auch wenn es noch in neutraler Berichterstattung hieß, daß die SPD sich scharf gegen die neue Regierung wendet,[56] so waren doch die neutralen bis zustimmend erscheinenden Artikel in der Überzahl.[57] Am 12. Februar 1933 brachte der ‚Anzeiger' einen Aufruf zur öffentlichen Kundgebung der Kampffront Schwarz-Weiß-Rot im Carlsruher Hotel „Stadt Meiningen" am 25. Februar 1933,[58] wenig später einen Aufruf Hitlers, sowie einen Aufruf an die Schlesische Jugend, Mitglied der SA zu werden.[59] Mitte März wurde kommentarlos über Adolf Hitler berichtet.[60] Neue Rechtsvorschriften wurden ebenfalls mitgeteilt, so die von Reichspräsident Hindenburg am 28. Februar 1933 erlassene „Verordnung zum Schutze von Volk und

53) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 10 vom 2.2.1933, S. 1: „Hitler Reichskanzler".
54) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 10 vom 2.2.1933, S. 1: „Fackelzug der Nationalsozialisten und des Stahlhelms in Berlin".
55) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 11 vom 5.2.1933, S. 1: „Das neue Deutschland".
56) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 11 vom 5.2.1933, S. 1: „Die Sozialdemokratische Partei".
57) Zum Beispiel Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 11 vom 5.2.1933, S. 2: „Der neue Kurs".
58) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 13 vom 12.2.1933, S. 2.
59) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 17 vom 26.2.1933, S. 1: „Ein Aufruf Hitlers" und S. 2: „Aufruf an die Schlesische Jugend!".
60) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 22 vom 16.3.1933, S. 1: „Reichskanzler Adolf Hitler".

Staat",[61] mit der starke Einschränkungen der Demokratie und der Freiheit in Deutschland erfolgten.

Am 20. April 1933 wurde, obwohl Eckstein, wie zu schildern sein wird, schon sehr negative Erfahrungen mit den Nationalsozialisten gemacht hatte, Adolf Hitler mit einem vom Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda vorgegebenen Artikel in begeisterter NS-Formulierung zu seinem Geburtstag gewürdigt: Mit dem 30. Januar 1933 „ist eine Flut nationaler Erhebung hereingebrochen, wie sie das unterdrückte und gedemütigte Volk in seinen kühnsten Träumen nicht mehr zu erhoffen wagte. [...] Bei diesen Ereignissen hat sich gezeigt, daß die Mehrheit des Volkes fest, entschlossen und überzeugt von der Sendung dieses Menschen, Kämpfers und Führers hinter ihm steht. – Diese Mehrheit wird ihn […] dabei mit ihrer ganzen, von der großen Liebe zu Deutschland erfüllten Kraft unterstützen, die ‚ungeheure Aufgabe, die nur uns liegt', zu lösen, ihm zu helfen an dem Aufbau eines Staates, ‚zu dem man sich mit Stolz bekennen kann'!"[62] In der nächsten Ausgabe heißt es auf Seite 1 „Glückwünsche an den Kanzler"; ebendort wurde auch über die Feiern zum Kanzler-Geburtstag in Carlsruhe berichtet.[63] Drei Monate zuvor hatte Eckstein noch geschrieben, daß das deutsche Volk sich zwar nach einem Manne wie Bismarck sehne, der dem Reich die alte Kraft und Herrlichkeit zurückbringt, doch er sehe diesen Mann nicht.[64]

Bis zum Ende des ‚Anzeigers für Bad Carlsruhe' wurde unerschütterlich in positivem Duktus über die Nationalsozialisten berichtet: In dem Artikel „Alte SA-Kämpfer sprechen im Rundfunk" wies die Zeitung auf einen Beitrag in dem neuen Medium hin, durch den „die Öffentlichkeit von der zähen Energie und der unerschütterlichen Beharrlichkeit jedes Einzelnen" erfuhr.[65] Ende Juli wurde über „Eine Kundgebung des Reichsarbeitsministers" sowie „Hitlerjugend verschickt über 50000 Ferienkinder" berichtet,[66] bald darauf erfuhr man, daß die Schlußrede Hitlers auf dem

61) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 18 vom 2.3.1933, S. 1.
62) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 32 vom 20.4.1933, S. 1: „Zum Geburtstag des Volkskanzlers Adolf Hitler".
63) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 33 vom 23.4.1933, S. 1: „Glückwünsche an den Kanzler" sowie unter „Carlsruhe und Umgegend" der Artikel „Der Geburtstag des Reichskanzlers".
64) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 6 vom 19.1.1933, S. 1: „Um das Reich".
65) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 60 vom 27.7.1933, S. 2.
66) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 61 vom 30.7.1933, S. 1.

Parteitag rassische Inhalte hatte und er am Ende mit „Sieg Heil!"-Rufen und dem Absingen des Horst-Wessel-Liedes gefeiert wurde.[67] Schließlich wurden die Leser über ein „Staatsbegräbnis für SA-Männer" informiert sowie darüber, daß ein „Großzügiges Arbeitsbeschaffungs-Programm für Oberschlesien bereit" stehe.[68] In einer der letzten Nummern schließlich war noch ein Artikel Adolf Hitler gewidmet, nämlich „Der Führer über den großen Gedanken des Opferns".[69] Zu diesem Zeitpunkt war Theodor Eckstein schon bewußt, daß er seinen ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' zum 1. Oktober 1933 würde einstellen müssen. Als Jude, der mit den Nationalsozialisten bereits böse Erfahrungen gemacht hatte, wagte es Eckstein nicht mehr, Kritik zu üben oder Widerstand zu leisten, und übernahm vorgegebene Texte. Ihm war zuvorderst daran gelegen, sein Blatt unter allen Umständen, auch dem der Selbstverleugnung, irgendwie zu retten.

Allerdings brachte Eckstein bis in das Jahr 1932 hinein auch Artikel, in denen die NSDAP bzw. ihre Organisationen und andere rechte Parteien kritisiert wurden: So berichtete der ‚Anzeiger' über eine sozialdemokratische Kundgebung in Berlin. Der dort auftretende bayerische Staatsanwalt Wilhelm Hoegner hatte die Nationalsozialisten „die Henker der deutschen Freiheit" genannt; sie würden nur „zerstören und niederreißen, aber niemals das deutsche Volk retten können".[70] Geschrieben wurde ebenso über eine Kundgebung des Reichsbundes der Kriegsbeschädigten und des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold. Dort hatte Otto Hörsing, der Präsident des Reichsbanners, gesagt, daß die NSDAP eine „Miß- und Spottgeburt des deutschen Lebens sei, eine politische Schande". Eckstein gab das wieder, kommentierte es aber nicht.[71] In derselben Spalte berichtete der ‚Anzeiger' aber auch über eine Massenkundgebung der NSDAP in Berlin. Ein Jahr später erfuhren die Leser über starke Unruhe im Reichstag nach einer Goebbels-Rede. Wiedergegeben wurde die Gegenrede des sozialdemokratischen Abgeordneten Dr. Kurt Schumacher, der äußerte, Goebbels sei „kein Politiker, sondern ein kümmerliches kleines Feuilleton, der nur vom dauernden Appell an den inneren Schweinehund im Menschen lebe. Er

67) Anzeiger für Bad Carslruhe 1933, Nr. 72 vom 7.9.1933, S. 1: „Schlußrede Hitlers".
68) Beides Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 74 vom 14.9.1933, S. 1.
69) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 75 vom 17.9.1933, S. 1.
70) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1931, Nr. 16 vom 26.2.1931, S. 2: „Hörsing gegen die Nationalsozialisten".
71) Ebd.

und seine Partei habe es verstanden, die Dummheit zu mobilisieren, aber schließlich werde die Dummheit nicht in Deutschland Sieger bleiben."[72] Über den preußischen Landtag hieß es: „Als Schauplatz für Tumultszenen ist der Landtag gegenwärtig kein dringendes Bedürfnis, da der Bedarf auch sonst gedeckt ist."[73]

Veröffentlicht wurde 1932 ein Appell der „Christlichen Freiheitsfront" gegen die Verrohung der Politik. Es heißt dort: „Ehrgeizige, eigensüchtige Machtpolitiker mißbrauchen die verzweifelte Lage weiter Volksschichten, um auf den Trümmern der bestehenden Ordnung ihre Herrschaft aufzurichten. Seit Jahren gibt es in der politischen Oeffentlichkeit keinen wirklich geistigen Kampf mehr, sondern an Stelle geistiger und sachlicher Auseinandersetzungen **herrschen Drohung, Vergewaltigung, Terror in schlimmster Form**. Die Entartung des politischen Kampfes ist vorgeschritten bis zu blutigen Auseinandersetzungen und bewaffneten Ueberfällen. Politischer Mord ist an der Tagesordnung. […] Sowjetstern und Hakenkreuz können ihre Herrschaft nur auf dem Grabe der Freiheit errichten." Diesem Aufruf hatten sich in Carlsruhe, Krogullno und Gründorf viele Menschen angeschlossen, darunter zuvorderst Amtsvorsteher Baer und Erzpriester Raczek. Sie ließen sich sogar namentlich im ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' nennen.[74]

Im Juli 1932 druckte der ‚Anzeiger' einen Leserbrief ab, in dem auf Verbrechen der SA hingewiesen wurde.[75] Verfaßt wurde er vermutlich von Herrn Hinkens, einem Zentrumsmann und Leiter der Kreuzschar in Carlsruhe. In dem Brief hieß es, daß am 26. Juli in Guttentag der Propagandalautsprecherwagen des Zentrums mit sechs Kreuzschar-Mitgliedern eingetroffen sei. Die Leitung hatte Kreisführer Hinkens in Begleitung zweier weiterer Kreuzscharleute aus Carlsruhe und dreier aus Oppeln. Sie hätten im katholischen Vereinshaus übernachtet. 20 Nazis hätten sich versammelt und zwei der Kreuzscharleute angepöbelt und bedroht.

72) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1932, Nr. 16 vom 25.2.1932, S. 1: „Sturm im Reichstag".
73) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1932, Nr. 56 vom 14.7.1932, S. 1: „Die parlamentarische Lage in Preußen".
74) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1932, Nr. 19 vom 6.3.1932, S. 1: „Aufruf! Oberschlesier!" (Hervorhebung im Original); zu Krogullno: Ebd., Nr. 20 vom 10.3.1932, S. 1 und zu Gründorf: Ebd. Nr. 21 vom 13.3.1932, S. 1; beide Namenslisten unter der Überschrift „Dem Aufruf der Christlichen Freiheits-Front".
75) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1932, Nr. 61 vom 31.7.1932, S. 2: „Eingesandt".

Man hätte auch gedroht, den Wagen in die Luft zu sprengen. Nachts um drei hätte dann der in der Durchfahrt des Hauses abgestellte Wagen des Zentrums auf dem verschlossenen Grundstück gebrannt. Beinahe wäre das ganze Haus in Brand geraten. Als Täter seien uniformierte SA-Leute erkannt worden. Vor dem Inbrandsetzen hätten die Täter noch Teile des Wagens gestohlen.

8. Antisemitische Attacken auf Theodor Eckstein

Mit dem Erstarken der NSDAP nahmen auch die Angriffe auf Juden zu. Theodor Eckstein und seine Familie blieben davon nicht ausgenommen. Am 6. November 1931 fand eine Veranstaltung der NSDAP im Hotel „Schwarzer Adler" in Carlsruhe statt, auf der der Untergauleiter Joseph Adamczyk,[76] bekannt für seine aggressive Rhetorik, die Juden und insbesondere Eckstein beschimpfte. Im ‚Anzeiger' wurde darüber wie folgt berichtet:

> „Von politischen Versammlungen nehmen wir prinzipiell keine öffentliche Notiz, da sich dieselben mit der unparteilichen Einstellung unserer Zeitung nicht vereinbaren. Hingegen sind wir gern bereit, von humoristischen Veranstaltungen Kenntnis zu nehmen. Eine solche soll am Freitag abend im ‚Schwarzen Adler' stattgefunden haben, in der ein suspendierter Lehrer, namens Adamczyk, als Redner auftrat und sich das Vergnügen machte, nur ‚immer feste druff' auf die Zentrumspartei, Kreuzschar und wie immer auf die Juden im Allgemeinen, und

76) Josef Joachim Adamczyk, der ab 1939 den Namen „Adams" trug, wurde am 26.3.1901 in Rzuchow, Kr. Rybnik, geboren. Nach der Schule besuchte er das Lehrerseminar in Ratibor, wurde Volksschullehrer, dann aber 1930 suspendiert. Fortan verdiente er seinen Lebensunterhalt durch seine NS-Funktionen. Am 20.2.1926 war er in die NSDAP eingetreten (Nr. 30878), 1931 wurde er SS-Mitglied, brachte es dann bis 1938 zum SS-Oberführer. 1931–1935 war Adamczyk Leiter des NS-Untergaues Oberschlesien. 1933–1936 war er für den Wahlkreis 9 (Oppeln) Mitglied des Reichstages. Von Dezember 1936 bis März 1937 war er kommissarischer Regierungspräsident in Oppeln. Von März 1938 bis Februar 1941 amtierte er als Landeshauptmann der Provinz Schlesien. Adamczyk fiel durch eine besonders üble antipolnische Rhetorik auf. Nach dem Krieg lebte er in Hannover, war dort im Vorstand einer Siedlungsgenossenschaft tätig. Adamczyk starb am 12.2.1971 in Hannover. Quelle: Koblenz, Bundesarchiv: Mitgliederkartei der NSDAP (Gaukartei) (zit. als BArch, NSDAP-Gaukartei), Sign. R 9361-IX Kartei/111317, vgl. https://de.wikipedia.org//wiki/Josef_Adamczyk [Zugriff am 24.2.2023].

im Hauptangriffsobjekt auf mich persönlich, ‚den Juden Eckstein', zu schimpfen, weil ihm ein Artikel in unserem Anzeiger, den wir einer Berliner Zeitung entnahmen, nicht paßte und stark auf die Nerven fiel. Warum soll dieser Mann seinen jetzigen Beruf nicht ausüben und seine Mission nicht erfüllen? Er wird ja dafür bezahlt und, da er seinen Lehrerberuf aufgeben mußte, sieht er heut nur Geld zu verdienen. Ihm heiligt der Zweck das Mittel. Mich, persönlich, kann dieser unerfahrene junge Mann nicht beleidigen. Ich bin ein Mann von 72 Jahren, in Ehren alt und grau geworden und nehme die unflätigen Aeußerungen des Redners als jugendliche Entgleisung hin. Mehr wundern muß man sich über das zuhörende Publikum, das teilweise den sogenannten gebildeten Kreisen angehören will, unter dem man „Prominente Persönlichkeiten" von Carlsruhe erblicken konnte, und diese Herrschaften hörten sich mit Wonne und Vergnügen diese gemeinen Redensarten an und hatten nicht die dafür einzig passende Antwort eines Pfuirufes. Wo bleibt die Einigkeit in Carlsruhe unter den Mitbürgern? Wir rüsten zur Winterhilfe; die Aufrufe zur gemeinsamen Arbeit, zur gemeinsamen Linderung der Not ohne Unterschied der Konfession sind erschienen. Ist das Benehmen Einzelner gegen ihre Mitbürger eine Verwirklichung der Aufrufe? Betätigt sich in dieser Anpöbelung anständiger Mitbürger die in jeder Konfession so sehr gepredigte Nächstenliebe? Das bei dem Vortrag anwesende Publikum sollte sich diese Fragen vorlegen und dann selbst die einzig richtige Antwort geben. „Vernunft und Gerechtigkeit erwache!"[77]

Die NSDAP reagierte verbal mit äußerster Bösartigkeit und blankem Haß. Im ‚Schwarzen Adler', einer NS-Schrift, hieß es (wohl im November) 1931:

„Jud' Eckstein gerät aus dem Häuschen
Niedrigste Anpöbeleien unseres Pg. Adamczyk in der Carlsruher Knoblauchzeitung.

Im Bad Carlsruhe erscheint unter dem Deckmantel der Unparteilichkeit ein Käseblättchen. ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' nennt sich diese Journaille, deren Herausgeber den ‚deutschen' Namen Theodor Eckstein trägt. Die eigentliche Seele dieses ganzen nach Knoblauch stinkenden Priemladens ist die Chefredakteuse Frau Eckstein. Bei jeder Gelegenheit betont man seine ‚absolute Unparteilichkeit'. Wie es damit in Wirklichkeit bestellt ist, beweist wohl am besten die Nummer vom

77) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1931, Nr. 90 vom 12.11.1931, S. 1: „Von politischen Versammlungen".

12. November, in der der Herausgeber, der Jude Theodor Eckstein in übelster Weise unseren Untergauleiter, Pg. Adamczyk, anzupöbeln trachtet. Pg. Adamczyk hat es in einem glänzenden Referat am 6. November dem Juden Eckstein besonders angetan. Die Ausführungen unseres Untergauleiters gerade gegen diesen waschechten Republikaner haben den Herausgeber des Sudelblättchens ganz aus dem Häuschen gebracht. Aus dem Wehegeschrei in der Nummer vom 12. November führen wir zur Charakterisierung des in Ehren alt und grau gewordenen ‚Deutschen' Theodor Eckstein folgendes an:

[Wiedergabe eines Teils des obigen Textes]

Es erübrigt sich wohl irgendwie auf die feigen Anpöblungen des Juden Eckstein gegen unseren Untergauleiter Pg. Adamczyk einzugehen. Der Mond schert sich auch nicht um den ihn ankleffenden Pinscher. Wir möchten aber dem Juden Theodor Eckstein zur Beruhigung mitteilen, daß wir Nazis auch viel Sinn für Humor haben; allerdings wird das deutsche Volk unsere Veranstaltungen, in denen wir die uneingeschränkte und volle Wahrheit diesem Volk durch berufene Vertreter vor Augen halten, anders betrachten als der fremdstämmige Eckstein es tun kann.

Heute wollen wir nicht verfehlen alle deutsch und anständig denkenden Bürger in Carlsruhe aufzufordern, das Knoblauchblättchen des Juden Eckstein abzubestellen und den ‚Nationalsozialistischen Schlesischen Adler' zu halten. Auch der Fall Carlsruhe beweist, daß selbst kleinere Blätter zum größten Teil sich in jüdischer Hand befinden. Im Dritten Reich werden wir mit diesem Wahnwitz gründlich aufräumen und dem deutschen Volk deutsche und keine jüdische Kost zur täglichen Lektüre auftischen."[78]

Eckstein reagierte darauf nicht mehr, doch in immer stärkerem Maß mußte er über ein Erstarken des Nationalsozialismus in Carlsruhe berichten. Mit dem Vortrag Adamczyks und den Angriffen im „Schwarzen Adler" war die zukünftige Linie deutlich kundgetan. Als Adolf Hitler am 30. Januar 1933 Reichskanzler wurde, begann ein extrem schneller Umbruch der Gesellschaft. Diesen spürte auch Theodor Eckstein in Carlsruhe schon nach wenigen Monaten empfindlich. In seiner Zeitung gab es Hinweise zu Diskriminierungen und Attacken gegen Juden. So gab er Anfang April 1933 ein Schreiben von Generalmajor a. D. Paul von Lettow-Vorbeck an

78) Erneut gedruckt im Beobachter für Bad Carlsruhe O.=S. und Umgegend 1933, Nr. 28 vom 2.9.1933, im Bestand von Akte Beschwerde (wie Anm. 18), Bl. 16.

die englische Presse wieder, in dem es hieß: „Eine gewissenlose Hetzpropaganda verbreitet in der englischen Oeffentlichkeit Schauermärchen über Greuel, die durch Deutsche an Juden verübt worden sein sollen. Diese Erzählungen sind glatt gelogen."[79] Eckstein tat dies, wohlwissend, daß das eben keine Lügen waren. In derselben Ausgabe wurden Anweisungen für einen Boykott jüdischer Geschäfte gebracht: „Das Zentral-Komitee zur Abwehr der jüdischen Greuel- und Boykotthetze erläßt folgende Anordnung für die ‚Abwehraktion' am 1.4.1933: Ein Boykott sollte nur dann erfolgen, wenn sicher ist, daß der Inhaber Jude ist. Das Betreten der Geschäfte durch SS und SA wurde untersagt. Geschäfte sollten durch den Inhaber selbst, aber nicht durch Boykotteure geschlossen werden dürfen. Es sollte darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Inhaber des Geschäftes Jude ist.[80] In der folgenden Ausgabe wurde über das Berufsverbot für jüdische Richter, Anwälte und Ärzte berichtet.[81] Ecksteins mußten schließlich auch melden, daß selbst eine so große und einst machtvolle Institution wie die Zentrumspartei von den Nationalsozialisten ausgeschaltet wurde.[82]

In Carlsruhe wurden die Nationalsozialisten immer stärker. Es gab unter den führenden Persönlichkeiten etliche Männer und Frauen, die schon Anfang 1933 und früher in die Partei eingetreten waren. Hier sind zu nennen die Förster Ernst Stangen,[83] Hermann Klinkert[84] und Franz Berneisch,[85]

79) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 27 vom 2.4.1933, S. 1: „Die Auslandshetze und der Boykott".
80) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 27 vom 2.4.1933, S. 1: „Gewaltanwendungen untersagt".
81) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 28 vom 6.4.1933, S. 2: „Neuregelung bei Anwälten und Aerzten".
82) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 55 vom 9.7.1933, S. 1: „Der Abschiedsgruß der Zentrumspartei".
83) Familie Stangen war der NSDAP eng verbunden. Ernst Stangen, * Carlsruhe 21.7.1878, Förster, wohnhaft Carlsruhe, Schloßallee 8, war Mitglied seit dem 1.3. 1930 (Nr. 211905), seine Ehefrau Margarete, * Carlsruhe O/S 14.12.1875, Sekretärin, seit dem 1.5.1937 (Nr. 454 73 42), der Sohn Hans, * Carlsruhe 1.9.1911, Förster, seit dem 1.4.1940 (Nr. 863 89 97); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/42411318; /42411330 und /42411338.
84) Hermann Klinkert, * Kl. Stanisch 11.9.1862, Förster, wh. Carlsruhe, Kirchallee 44, Mitglied der NSDAP seit dem 1.1.1933 (Nr. 1428857); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/20920438.
85) Franz Berneisch, * Gr. Berndau 31.1.1871, Förster, wh. Carlsruhe, Sophienallee, Mitglied der NSDAP seit dem 1.5.1932 (Nr. 1190579), BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/2641048.

die Ärzte Dr. Paul Sander[86] und Dr. Bruno Kluger,[87] die Zahnärzte Ernst Gonsior[88] und Reinhold Hochsattler mit Ehefrau Marie[89] sowie Zahnärztin Dr. Else Poplutz;[90] auch die Ehefrau des evangelischen Pastors, Margarete Opale, war schon seit dem 1. Mai 1932 Parteimitglied;[91] ebenso der Buchhändler Alfred Goltermann und seine Frau Olga,[92] auch Baumeister Georg Schönbeck,[93] Bautechniker Robert Winterstein,[94] Maler Max Dorzok,[95] Autoverleiher Lorenz Gojofzyk (später nahm er den Namen

86) Dr. Paul Sander, * Ohlau 12.10.1885, Arzt, wh. Carlsruhe, Eintritt zum 1.4.1933 (Nr. 1595420); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/36350303. Gestorben nach schwerer Operation in Genthin kurz nach Vollendung des 70. Lebensjahres, vgl. Unser Oberschlesien 1956, Nr. 1 vom 1.1.1956, S. 7.
87) Dr. Bruno Kluger, * Bringenfeld 3.2.1881, † 1938, Arzt, wh. Carlsruhe, Mitglied der NSDAP seit dem 1.4.1930, 1931 ausgetreten, zum 21.12.1933 wieder eingetreten (Nr. 221811); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/21100045.
88) Ernst Gonsior, * Breslau 23.9.1902, Dentist, ledig, wh. Carlsruhe O/S Brieger Allee 10, Mitglied der NSDAP seit dem 1.8.1932 (Nr. 127 9737); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/11491114.
89) Reinhold Hochsattler, * Breslau 28.2.1897, Dentist, wh. Carlsruhe, Kaiserinallee 17, Mitglied der NSDAP seit dem 1.5.1933 (Nr. 2247324), ebenso seit dem 1.5.1933 Marie Hochsattler, * Schönfeld 6.1.1897 (Nr. 2247323) – beide ausgestrichen Juli 1937; BARch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/15950371 bzw. /15950374.
90) Dr. Else Poplutz, * Kattowitz 26.8.1902, Zahnärztin, wh. Carlsruhe, Helenenstraße 8, Mitglied der NSDAP seit dem 1.4.1933 (Nr. 1080309), ausgeschlossen? im März 1937; BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/32940048. Sie lebte nach dem Krieg in Dillingen.
91) Margarete Opale, * Borsigwerk 27.9.1896, wh. Carlsruhe O/S, Kirchallee 12 (Nr. 107 56 02); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/31241387.
92) Alfred Friedrich Wilhelm Goltermann, * 24.11.1880, Buchhändler, wh. Carlsruhe, Schloßallee 45, seit dem 1.5.1933 Mitglied der NSDAP (Nr. 2562841), ebenso seine Frau Olga, * Oppeln 22.11.1878, sogar schon seit dem 1.8.1932 (Nr. 1279798); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/11480083 bzw. /11480134. ∞ Tarnowitz 18.6.1905; Olga starb am 25.1.1953 im Altenheim in Merxhausen; Alfred war bereits zuvor in Maringen verstorben.
93) Georg Schönbeck, * 10.12.1878, Baumeister, Carlsruhe, Eintritt in die NSDAP zum 1.4.1933 (Nr. 1680311); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/39110808.
94) Robert Winterstein, * Tauentzinow 7.12.1902, Carlsruhe, Mitglied der NSDAP seit 1.3.1930 (Nr. 211008); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/49050435.
95) Max Dorzok, * Carlsruhe O/S 28.10.1899, Kunstmaler, wh. Carlsruhe, Christianstraße 14, Eintritt zum 1.5.1933 (Nr. 224 7320); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/6741682.

„Foerster" an),[96] Schlosser Gustav Fiebich,[97] Gärtner Hans Kalusche,[98] Kaufmann Carl Michna,[99] Kaufmann Herbert Hils,[100] die pensionierte Lehrerin Anna Taras,[101] Konditoreibesitzer Oskar Taras,[102] Lehrer Paul Maschler,[103] Lehrer Max Peters,[104] Verwaltungs-Oberinspektor Hermann Sczepurek,[105] Kaufmann Johann Banasch,[106] Kaufmann Fritz Missalock,[107]

96) Lorenz Gojofzyk (Foerster), * Dammratsch 7.8.1902, wh. Carlsruhe am Bahnhof, Eintritt zum 1.3.1930 (Nr. 403657); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/9210568.
97) Gustav Fiebich, * Carlsruhe 19.8.1903, Schlosser, wh. Carlsruhe, Schloßallee 23, verheiratet, Mitglied der NSDAP seit dem 1.3.1933 (Nr.1547335); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/8670328.
98) Hans Kalusche, * Carlsruhe 3.5.1903, Gärtner, Carlsruhe, ohne Straßenangabe, Mitglied der NSDAP seit dem 1.3.1930 (Nr. 211013); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/19120332.
99) Carl Michna, * Rauden 9.3.1891, Kaufmann, wh. Carlsruhe, Kirchallee 3 b, später Hamburg, Weiden-Allee 23, verheiratet, Mitglied der NSDAP seit dem 1.3.1933 (Nr. 142 8858); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/28630493.
100) Herbert Hils, * Blumenthal 30.12.1909, Kaufmann, wh. Carlsruhe, Kirchallee, Eintritt zum 1.3.1933 (Nr. 1547338); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/15710860.
101) Anna Taras, * Carlsruhe 10.6.1860, Klas. Lehrerein, wh. Carlsruhe, Kirchstr. 7, Eintritt zum 1.5.1932; BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/44101221.
102) Oskar Taras, * Carlsruhe 15.9.1877, Konditoreibesitzer, wh. Bahnhofstr. 21, Eintritt zum 1.5.1932 (Nr. 1194916); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/44101223.
103) Paul Maschler, * Carlsruhe 19.12.1911, Lehrer, wh. Neueweltstr. 19, Eintritt zum 1.5.1933 (Nr. 2562845); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/27800789 und /27800790.
104) Max Peters, * Kreuzberg 11.7.1895, Lehrer, wh. Kirchallee 15, Eintritt zum 1.5.1933 (Nr. 2247332); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/32100141.
105) Hermann Sczepurek, * Kupp 10.11.1885, wh. Kirchallee 36, Eintritt zum 1.5.1933 (Nr. 2562849); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/1360121.
106) Johann Banasch, * Hirschfelde 22.7.1889, wh. Christianstr., Eintritt zum 1.5.1933 (Nr. 2347317); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/1360121.
107) Fritz Missalock, * Carlsruhe 6.9.1890, Kaufmann, zum 1.5.1932 Mitglied der NSDAP (Nr. 1194429), seit September 1932 wieder in Carlsruhe wohnhaft, im April 1934 gestrichen, im Januar 1936 wieder eingetreten; BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/28780716 und /28780717.

Kaufmann Emil Missalock,[108] Kataster-Direktor Karl Oberthür,[109] Fleischer Gustav Fibich,[110] Drogeriebesitzer Willibald Grund,[111] Bäckermeister Hermann Kursawe[112] und Wirtschaftsinspektor i. R. Theodor Schubert.[113] Zu nennen sind noch Gastwirt Paul Nitschke sowie Maurermeister Karl Sperling.[114] Sicherlich werden, den Meldungen des ‚Anzeigers' folgend, weitere Carlsruher frühe Mitglieder der NSDAP gewesen sein, darunter auch einfache Arbeiter. Das kleine Residenzstädtchen wandelte sich schnell in eine regionale Hochburg des Nationalsozialismus.

Am 1. Februar 1933 veranstaltete auch die NSDAP Carlsruhe aus Anlaß der Ernennung von Adolf Hitler zum Reichskanzler einen Fackelzug zu Ehren der neuen nationalen Reichsregierung. SA- und SS-Leute aus Carlsruhe und Umgebung sowie eine Jugendgruppe marschierten unter Vorantritt der Carlsruher Kapelle und begleitet von einem zahlreichen Publikum vom Hotel „Schwarzer Adler" kommend, um den Schloßplatz herum und die Hauptstraßen des Ortes entlang. Am Kriegerdenkmal erfolgte eine Ansprache. Nach dem Fackelzug versammelten sich die Parteimitglieder im Hotel „Schwarzer Adler" zu einem Beisammensein. Der große Adlersaal war bis auf den letzten Platz gefüllt, so hieß es im ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe'.[115]

108) Emil Missalock, * Carlsruhe 8.6.1899, Kaufmann, wh. Carlsruhe, Bahnhofstraße, Mitglied der NSDAP zum 1.5.1932 (Nr. 1190580); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/28780719.
109) Karl Oberthür, * Bad Kreuznach 29.1.1899, wh. Carlsruhe, Villa Therese, Eintritt zum 1.5.1933 (Nr. 2562848); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/31001024.
110) Gustav Fibich, * Carlsruhe 4.12.1902, wh. Schloßallee 5, Einritt zum 1.5.1933 (Nr. 3531650); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/8631325.
111) Willibald Grund, * Schwieben 10.8.1894, wh. Carlsruhe, Kaiserinallee 7, Eintritt zum 1.5.1933 (Nr. 2247322); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/12340380.
112) Hermann Kursawe, * Carlsruhe 4.1.1885, wh. Carlsruhe, Kirchstr. 16, Mitglied der NSDAP zum 1.12.1931 (Nr. 788843); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/24291024.
113) Theodor Schubert, * Raaben 15.2.1868, wh. Carlsruhe, Brieger Str. 13, † Okt. 1941, Eintritt in die NSDAP zum 1.5.1933 (Nr. 2247341); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/39841324.
114) Arthur Görlitzer (Hg.): Adressbuch der nationalsozialistischen Volksvertreter. Berlin 1933, S. 236; in den Mitglieder-Karteien der NSDAP ist ihre Mitgliedschaft nicht zu ermitteln.
115) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 11 vom 5.2.1933, S. 1: „Carlsruhe und Umgegend" – „Fackelzug".

Bei den Reichstagswahlen am 5. März 1933 ebenso wie bei den Wahlen zum Preußischen Landtag wurde die NSDAP nicht nur deutschlandweit, sondern auch in Carlsruhe stärkste Kraft.[116] Bei der am selben Tag wie diese beiden Wahlen stattgefundenen Gemeindewahl in Carlsruhe erhielt die NSDAP 816, die KPD 36 und das Zentrum 733 Stimmen, demgemäß die NSDAP 5 und das Zentrum 4 Sitze im Gemeinderat.[117]

Nach dem für die NSDAP siegreichen Ausgang der Wahlen wurden in Carlsruhe am 9. März 1933, nachmittags um 3 Uhr, am dortigen Gemeinde-Verwaltungsgebäude die Fahne der Schwarz-Weiß-Roten sowie die Hakenkreuzfahne im Rahmen eines kurzen feierlichen Aktes gehisst. Aufstellung hierzu nahmen die SA, die SS und eine Abordnung der Deutschnationalen Volkspartei. Ferner hatte sich eine zahlreiche Menschenmenge eingefunden. Förster Ernst Stangen, der Ortsgruppenleiter der NSDAP, hielt eine kurze Ansprache. Nach dem Absingen des Deutschlandliedes und des Horst-Wessel-Liedes war die Feier zu Ende.[118] Auf der ersten Gemeindevertretersitzung nach den Wahlen am 30. März 1933 wies der noch amtierende Gemeindevorsteher Baer von der Zentrumspartei auf die schwarz-weißrote und die Hakenkreuzfahne am Verwaltungsgebäude hin und erklärte: „Diese Fahnen sind uns Symbole und Zeichen zum Wiederaufbau eines neuen nationalen deutschen Vaterlandes."[119] Am 15. April 1933 fanden die Wahlen des Gemeindevorstehers und der Schöffen statt. Entsprechend den Mehrheitsverhältnissen wurde der bisherige Amtsinhaber Baer ab- und zum Nachfolger Rudolf Goerke[120] gewählt. Die NSDAP konnte mit der Mehrheit von 5:4 Stimmen ihre Leute ebenso in die weiteren Ämter bringen.[121]

116) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 20 vom 9.3.1933, S. 1: „647 Reichstagsmandate"; „Der Preußische Landtag" und „Wie in Carlsruhe gewählt wurde".
117) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 22 vom 16.3.1933, S. 4: „Wie in Carlsruhe gewählt wurde".
118) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 21 vom 12.3.1933, S. 4: „Carlsruhe und Umgebung".
119) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 27 vom 2.4.1933, S. 1: „Die erste Gemeindevertretersitzung nach den Neuwahlen".
120) Eine NSDAP-Mitgliedschaft Goerkes war nicht ermittelbar, wohl aber eine der Margarethe Goerke, * Carlsruhe 12.10.1920, wh. Carlsruhe, Kirchallee 26, Mitglied der NSDAP seit dem 1.9.1939 (Nr. 7178619); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/11310856. In Anbetracht von Goerkes Position in Carlsruhe ist indes mit großer Sicherheit eine Mitgliedschaft anzunehmen.
121) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 32 vom 20.4.1933, S. 1: „Carlsruhe und Umgegend".

Zu Adolf Hitlers 44. Geburtstag am 20. April 1933 fanden in Carlsruhe Kundgebungen statt. Es hieß:

> „Der Geburtstag des Reichskanzlers wurde im hiesigen Ort ebenfalls festlich begangen. Die Häuser wiesen reichen Flaggenschmuck auf. – Am Abend versammelten sich mehrere hundert[122] Parteimitglieder sowie Anhänger der Bewegung im Hotel „Schwarzer Adler" zu einer erhebenden Geburtstagsfeier. Der Saal vermochte die vielen Besucher kaum zu fassen. Das hierzu aufgestellte Festprogramm war nicht nur ein sehr reichhaltiges, sondern auch ein äußerst abwechslungsreiches. Wie uns hierzu mitgeteilt wird, bildete den Kernpunkt des Abends eine von Herrn Lehrer Peters sinnreich gehaltene Festrede. An den musikalischen Darbietungen beteiligten sich Frau Orthmann, Breslau, Frl. Dr. Poplutz und Herr Kantor Scherzberg, die deutsche Lieder zu Gehör brachten und reichen Beifall ernteten. Die Schuljugend trug auch durch Lieder, Tänze und Aufführungen von Reigen zur Unterhaltung bei. Ein von Herrn Gonsior geleitetes Theaterstück in 6 Bildern: „Heil Hitler" wurde von ca. 40 Damen und Herren dargestellt. Die Hauptrollen in diesem Stück lagen in den Händen der Damen Kraft, Adler und Schubert sowie der Herren Kolbe, Hein, Bunke und Muschalla. Auch diese Darbietung erntete stürmischen Beifall. Im Anschluß an das Theaterstück wurde das Deutschlandlied von allen Anwesenden gesungen, während das Horst-Wessel-Lied nach der Rede des Herrn Peters erklang. – Das Fest verlief für die Teilnehmer in gemütlichster Weise und dehnte sich bis in die frühen Morgenstunden aus."[123]

Am 1. Mai gingen die NS-geführten Feierlichkeiten weiter. Ein „gewaltiger" Umzug wurde von der Hitler-Jugend angeführt und zog durch die Straßen des Ortes bis zum Hotel „Schwarzer Adler". Förster Stangen erinnerte hier in einer Rede an Hindenburg und Hitler und ließ auf beide ein dreifaches „Sieg Heil" ausrufen.[124]

Die Berichterstattung im ‚Anzeiger' blieb neutral bis zustimmend. Eckstein kann nicht entgangen sein, wie brutal die Nationalsozialisten mit Juden umgingen, wie sie sie verbal attackierten, ihnen Berufsverbote

122) Zu diesem Zeitpunkt hatte die Partei in Carlsruhe und Umgebung weitaus weniger als 100 Mitglieder, auch wenn nicht alle festgestellt worden sein werden, so daß es überwiegend Anhänger gewesen sein mögen.
123) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 33 vom 23.4.1933, S. 1: „Carlsruhe und Umgegend".
124) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 36 vom 4.5.1933, S. 1: „Der 1. Mai, der ‚Feiertag der nationalen Arbeit'".

erteilten und ihre Geschäfte boykottierten, auch körperlich angriffen. Er sah es, er meldete es in seiner Zeitung, doch gleichwohl gab Eckstein seine Linie nicht auf: Er berichtete „neutral", ja manchmal sogar freundlich weiter. Vater und Sohn wollten wohl auf jeden Fall ein Überleben ihrer Zeitung sichern. Wie sie früher auf die religiösen und nationalen Gefühle der Leserschaft eingegangen waren, so gingen sie nun auf das starke nationalsozialistische Gedankengut in Carlsruhe ein. Ja, Ecksteins werden in der baldigen Notsituation sogar hoffen, daß der ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' von den Nationalsozialisten weitergeführt werde.

9. Die Vernichtung des ‚Anzeigers für Bad Carlsruhe'

Ab Mai 1933 wurde von den doch schon recht zahlreichen Carlsruher Nationalsozialisten die Vernichtung des ‚Anzeigers für Bad Carlsruhe' in Angriff genommen. Diesmal blieb es nicht wie 1931 bei der Aufforderung, den ‚Anzeiger' nicht mehr zu lesen und zu einem nationalsozialistischen Blatt zu wechseln. Vielmehr gründete die NSDAP-Ortsgruppe in diesem Monat eine Zeitung, den ‚Beobachter für Bad Carlsruhe O.=S. und Umgegend',[125] und fungierte auch als dessen Herausgeber. Am Mittwoch, dem 31. Mai 1933, wurde die erste Nummer veröffentlicht.[126] Der ‚Beobachter' erschien Mittwoch und Sonnabend am Nachmittag; er kostete frei Haus 65 Pfg., für Selbstabholer 50 Pfg. monatlich. Der Einzelpreis betrug 10 Pfg. Geschäftsstelle der Zeitung war die Buchhandlung von Alfred Goltermann in Carlsruhe, gedruckt wurde sie bei „Deutsche Ostwarte" in Bernstadt in Schlesien. Verantwortlich für den lokalen Teil und die Anzeigen war P. Papesch[127] aus Carlsruhe, für den politischen Teil Wilhelm Fensak in Bernstadt.[128] Ab dem 1. Oktober1933 erschien der ‚Beobachter' im Verlag

125) Exemplare dieser Zeitung sind über das Internet nicht nachweisbar. Diese Zeitung ist nicht zu verwechseln mit dem „Carlsruher Beobachter, ein heimatlicher Rundbrief für die ehemaligen Einwohner von Bad Carlsruhe O. S. und seine Umgebung", der anscheinend nur sehr kurzzeitig 1950/51 verschickt wurde.

126) Wenn Nr. 24 am 19.8.1933 erschien, so ergibt sich durch Rückrechnung das Datum der ersten Ausgabe.

127) Keine NSDAP-Mitgliedschaft ermittelbar, wohl aber eine der Mitte der 1920er Jahre geborenen Söhne.

128) Wilhelm Fensak, * Breslau 20.10.1891, Buchdruckermeister, wh. Bernstadt, Breslauer Str. 8, Mitglied der NSDAP seit dem 1.5.1933 (Nr. 1975906); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/8560123.

von Alfons Staroske,[129] Kaiserin-Allee 14-16 in Carlsruhe. Staroske war zugleich Hauptschriftleiter und Anzeigenleiter. Auch die NS-Zeitung umfaßte vier Seiten. Im September 1936 betrug die Auflage 575 Exemplare;[130] im November 1938 waren es 548.[131]

Einzelpreis 10 Pfg. — Einzelpreis 10 Pfg.

Beobachter

für Bad Carlsruhe O.-S. und Umgegend.

Amtlicher Anzeiger.

Nr. 24. Bad Carlsruhe O.-S., Sonnabend, den 19. August 1933. 1. Jahrgang.

Adolf Hitler in Nürnberg.

Prüfung der Vorarbeiten zum Parteitag.

Neues in Kürze

Der Kirchensenat der altpreußischen evangelischen Kirche hat durch Notverordnung die Berliner Stadtsynode und ihren Vorstand aufgelöst.

Im Kölner Görreshaus-Prozeß wurden die Angeklagten zu Gefängnis- und Geldstrafen verurteilt.

Die Vorrangstellung der Nationalsozialisten führte dazu, daß Behörden und Evangelische Kirche ihre Aufträge für den ‚Anzeiger' nunmehr dem ‚Beobachter' übertrugen. Am 31. Mai 1933 schrieb der Gemeindevorsteher Rudolf Goerke, daß die „amtlichen Bekanntmachungen" ab Ende Juni nicht mehr im ‚Anzeiger' erfolgen werden. Ein entsprechender Antrag der NSDAP war im Gemeinderat angenommen worden. Damit entfielen auch die dafür gezahlten Entschädigungen. Außerdem wurde die Zusammenarbeit mit dem ‚Beobachter' gefestigt, indem dieser ein Klischee für das Gemeindewappen von Carlsruhe herstellen durfte.[132] Am 11. Juli 1933 wurde Eckstein dann seitens der Gemeinde durch Goerke verboten, seine Zeitschrift mit ‚Anzeiger' zu betiteln, weil er ja gar kein Anzeiger mehr sei. Unter „Lokales" dürfe er die Bekanntmachungen freilich wiedergeben. Auf

129) Alfons Staroske, * Kanth 17.4.1892, Buchdruckereibesitzer, wh. Carlsruhe, Kaiserinallee 14/16, Mitglied der NSDAP zum 1.5.1937 (Nr. 4657237); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/42481352.

130) Handbuch der deutschen Tagespresse (wie Anm. 4), S. 188.

131) ALA Zeitungskatalog 63 (1938), S. 256; dort auch Hinweise zu Anzeigen, deren Größe und Preis sowie zum Satz.

132) Oppelner Nachrichten 1933, Nr. 166 vom 18.7.1933; Zeitungsausschnitt in der Akte Beschwerde (wie Anm. 18), Bl. 38.

die sofortige Beschwerde Ecksteins vom 13. Juli an den Landrat in Oppeln hieß der Stellvertretende Landrat Johannes Slawik die Entscheidung der Gemeinde Carlsruhe mit Schreiben vom 21. Juli 1933 gut und schloß sich den Ausführungen des Gemeindevorstehers an.[133]

Der evangelische Pfarrer Arthur Opale teilte mit Schreiben vom 14. Juli 1933 nur kurz und ohne Begründung mit: „Wir bedauern, Ihnen die ‚Evangelischen kirchlichen Nachrichten' von jetzt an nicht mehr liefern zu können." Er selbst war zwar kein Mitglied der NSDAP, doch herrschte in seinem Haus eine parteifreundliche Atmosphäre, war doch Opales Ehefrau Margarete bereits 1932 in die Partei eingetreten.

Gleichzeitig wurden die Abonnenten des ‚Anzeigers' immer stärker unter Druck gesetzt. Ecksteins spürten das an der rückläufigen Zahl der Leser deutlich. Desgleichen verlor der ‚Anzeiger' für die Einnahmen so wichtige Geschäftsleute, die Werbeanzeigen geschaltet hatten. Herbert und Theodor Eckstein versuchten, dagegen anzugehen. Gleich nachdem das Erscheinen einer NS-Zeitung in Carlsruhe bekannt wurde, erklärten sie im ‚Anzeiger':

> „An unsere Abonnenten!
> Um alle falschen Gerüchte zu widerlegen, erkläre ich hiermit öffentlich, daß meine im Jahre 1886 von mir gegründete Druckerei, sowie die im 29. Jahrgang erscheinende Zeitung ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' von mir unverändert weiter geführt wird und bitte ich meine werte Kundschaft, ebenso die langjährigen Abonnenten, mein reelles Unternehmen auch fernerhin unterstützen zu wollen.
>
> Th. Eckstein"[134]

In der nächsten Ausgabe hieß es:

> „Wir danken
> unseren werten Abonnenten für die uns von Neuen bewährte Treue, denn zu unserer großen Freude ist die Abonnentenzahl fast unverändert die gleiche geblieben. Wir wiederholen nochmals, daß unser alter ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' in unveränderter Weise weiter erscheint und bitten wir unsere verehrten Abonnenten, ihn auch ferner, wie bisher in Freud' und Leid zur Insertion zu benutzen. Es bleibt unser stetes Bestreben unsere Kundschaft in reellster Weise jederzeit zu bedienen.
> Redaktion und Verlag des Anzeigers für Bad Carlsruhe"[135]

133) Akte Beschwerde (wie Anm. 18), Bl. 6.
134) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 44 vom 1.6.1933, S. 1.
135) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 45 vom 4.6.1933, S. 1.

Doch die Zahl der Abonnenten nahm weiterhin schnell ab, auch wurde weniger Werbung geschaltet. Malermeister Alfred Trzewik schaltete Ende Juni 1933 eine Werbeanzeige, und für das Sommerfest im Schulkloster ließen die Veranstalter noch einen Hinweis veröffentlichen. Auch wenn das Ende des ‚Anzeigers' objektiv abzusehen war, so kämpfte Familie Eckstein weiter um die Existenz ihrer Zeitung. Ende Juni 1933 schrieben sie:

> „An unsere Leser!
> Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, daß alle gegen uns ausgesprochenen Gerüchte auf Unwahrheit beruhen und unser Anzeiger für Bad Carlsruhe in unveränderter Weise 2 mal wöchentlich, Mittwoch und Sonnabend[136] erscheint und von denselben Boten, wie bisher, ausgetragen wird. Die Einziehung des Abonnementgeldes erfolgt nur durch unsere bekannte Botenfrau gegen Vorzeigung der Quittung.
> Redaktion und Verlag des Anzeigers für Bad Carlsruhe"[137]

Anfang Juli wurde wieder ein Aufruf der Ecksteins veröffentlicht:

> „An unsere Leser!
> Wenn auch ein Teil der hiesigen Bevölkerung alles aufbieten will, um nur aus konfessionellen Gründen uns unsere alte seit 1904 (sic!) hier bestehende Zeitung zu untergraben, so werden wir doch Mittel und Wege finden, unterstützt von unseren uns immer noch treubleibenden Freunden weiter unseren Zeitungs- und Druckereibetrieb in bekannt reeller Weise, wie bisher, fortzuführen. Unser im 29. Jahrgang erscheinender **Anzeiger für Bad Carlsruhe** bringt nach wie vor alle amtlichen Berichte in unveränderter Weise."[138]

Auch am 20. Juli 1933 wurden die Maßnahmen gegen die Zeitung im ‚Anzeiger' unmißverständlich benannt:

> „Entgegen der vom Herrn Reichsarbeitsminister veröffentlichten Bekanntmachung, Boykottmaßnahmen gegen bürgerliche Zeitungen zu unterlassen, hat die hiesige Gemeindevertretung einen einstimmigen Beschluß gefaßt, den im 29. Jahrgang bestehenden ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' zu unterdrücken. Ob das übrigens im Einklang steht mit

136) Auf dem Titelblatt trug die Zeitung indes stets das Datum des folgenden Donnerstags bzw. Sonntags; am Mittwoch und am Sonnabend wurde die Zeitung redaktionell fertiggestellt.
137) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 51 vom 25.6.1933, S. 1.
138) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 53 vom 2.7.1933, S. 1.

> dem Erlaß des Herrn Reichskanzlers, wollen wir unseren treugebliebenen und weiter treubleibenden Abonnenten überlassen."[139]

Bis zur Ausgabe Nr. 56 wurde unterhalb des Titels der Zeitung eingefügt „Amtlicher Anzeiger", mit der Nr. 57 am 16. Juli 1933 beugten sich die Herausgeber dem Druck und ließen diesen Hinweis weg. Doch sie wiesen weiterhin deutlich auf den Boykott hin:

> „Zur geflissentlichen Beachtung!
> Wir müssen unseren gesch. Lesern leider mitteilen, daß uns die evang. kirchl. Nachrichten zur Veröffentlichung nicht mehr übergeben werden. Diese neueste Boykottmaßnahme werden namentlich unsere geschätzten evangel. Leser unverständlich finden, da vom Reichsarbeitsminister eben erst eine Verfügung erlassen wurde, wonach Boykottmaßnahmen gegen bürgerliche Zeitungen zu unterbleiben haben."[140]

Ecksteins versuchten, eine Schadensbegrenzung und den Erhalt ihrer Existenz mit einem Appell an die Fairness zu erreichen und wiesen auf Vereinbarungen und Erklärungen der Nationalsozialisten hin. Am 13. August 1933 stand im ‚Anzeiger':

> „Nicht gegeneinander! – Miteinander!
> Zur Aufklärung
> Zwischen dem ‚Verein Rheinischer Zeitungsverleger' und dem Herrn Gauleiter der NSDAP für das Rheinland, wurde ein Abkommen getroffen, in welchem es unter Bezugnahme auf die Bestimmungen der Führerschaft der NSDAP im § 4 unter anderem heißt:
>
> > 4) Die Abonnentenwerbung darf nur mit gesetzlichen Mitteln erfolgen. Die Androhung von Nachteilen an diejenigen, die auf eine ehemals bürgerliche Zeitung abonnieren – insbesondere auch die Androhung des Ausschlusses aus der Partei oder sonstiger Schäden – ist unzulässig.
>
> Der Oldenburgische Reichstatthalter Röver erklärte auf Anfrage in Uebereinstimmung mit der Stellungnahme des Reichskanzlers, des Reichsministers Dr. Goebbels, des Ministerpräsidenten Göring und des Reichspressechefs der NSDAP Dr. Dietrich,
>
> > daß bei Ablehnung des Bezuges parteiamtlicher Blätter keine Disziplinierung seitens der Partei erfolgen darf, ein Bezugszwang also nicht besteht.

139) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 58 vom 20.7.1933, S. 1.
140) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 60 vom 27.7.1933, S. 4.

> Es erscheint angebracht, auf diese Auslassungen ganz besonders hinzuweisen, da ein Teil unserer Leser ihr Abonnement nur aus ‚Angst' aufgegeben haben."[141]

Darauf reagierten die örtlichen Nationalsozialisten im ‚Beobachter für Bad Carlsruhe O.=S. und Umgegend' vom 19. August 1933 bösartig und unsachlich:

> „**Unsere Antwort an den Juden Eckstein!**
> Die fortwährenden irreführenden Anremplungen des Herrn Eckstein gegen den ihm unbequem gewordenen ‚Beobachter' für Bad Carlsruhe, insbesondere die letzte Auslassung ‚Nicht gegeneinander – Miteinander!' können nicht länger unwidersprochen bleiben. Wenn Herr Eckstein behauptet, seine Zeitung wäre eine bürgerliche Zeitung, so ist dies eine echt jüdische Unverschämtheit. Die Eckstein'sche Zeitung ist **keine bürgerliche**, sondern eine **jüdische** Zeitung und Judentum und Marxismus sind ein und dasselbe, was doch wohl allgemein bekannt ist. Wir haben nicht vergessen, daß Herr Eckstein in seiner Zeitung bis kurz vor der Machtübernahme durch unseren Volkskanzler Adolf Hitler die nationale und nationalsozialistische Bewegung in den Schmutz gezogen und durch seine einseitige Berichterstattung gehetzt hat. Wenn irgend ein roter Verbrecher in Notwehr eine verdiente Abreibung erhalten hat, so war dies in dem Eckstein'schen Judenblatt groß und breit zu lesen; die vielen Ueberfälle des roten Mordgesindels auf hunderte von Nationalsozialisten wurden von dem sauberen Blatt totgeschwiegen und erst in der letzten Zeit nur kurz und möglichst unauffällig gebracht, nachdem die Machtübernahme durch den Nationalsozialismus unabwendbar geworden war. Heute ist auch Herr Eckstein und seine Zeitung ‚national' eingestellt. Man weiß, was man davon zu halten hat. Die Berichterstattung in seiner Zeitung ist auch heute noch ganz einseitig. Hat man in diesem Blatt schon irgend etwas von der ausländischen jüdischen Greuelhetze der früheren marxistischen Parteigrößen gelesen? So etwas wird natürlich schamhaft verschwiegen. Wenn Herr Eckstein schreibt ‚Nicht gegeneinander – Miteinander', so können wir Herrn Eckstein nur erwidern, daß der heutige nationalsozialistische Staat auf die jüdische Mitarbeit gern verzichtet und sie ablehnt, was doch Herr Eckstein eigentlich wissen müßte. Es ist Pflicht eines jeden wirklichen Nationalsozialisten, wie überhaupt eines anständigen Staatsbürgers, nur den ‚Beobachter' zu lesen und nur in diesem zu inserieren. Wer

141) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 65 vom 13.8.1933, S. 1: „Nicht gegeneinander! – Miteinander!"

> jüdische Zeitungen unterstützt, kann als deutscher Volksgenosse nicht angesehen werden. Sollte Herrn Eckstein unsere heutige Antwort nicht genügen, dann können wir auch noch deutlicher werden."[142]

Zwei Wochen später legte der ‚Beobachter' nach. In der Ausgabe vom 2. September 1933 hieß es:

> „Da der Jude Eckstein uns, trotz unserer Warnung weiter anpöbelt und behauptet, daß wir unsere Abonnenten durch Angstmacherei gewonnen haben, wollen wir ihm heute einen weiteren Denkzettel verabreichen. Wir bringen einen Abdruck des damaligen nationalsozialistischen ‚Schwarzen Adler' aus dem Jahre 1931, der die ‚absolute Unparteilichkeit' des Herrn Eckstein gebührend beleuchtet. Der Schwarze Adler„ schrieb damals folgendes:
> "‚Jud' Eckstein gerät aus dem Häuschen […]'
> Wir hoffen damit, das Gedächtnis des unschuldigen Herrn Eckstein etwas aufgefrischt zu haben. Gleichzeitig wollen wir aber damit unsere Carlsruher Bevölkerung wachrütteln. Ein noch großer Teil scheint schon wieder alles vergessen zu haben. Es ist einfach beschämend, wenn heute noch das Eckstein'sche Judenblatt von Volksgenossen gehalten wird, die sich ‚national' nennen. Sollte Herrn Eckstein unsere heutige Lektion noch nicht genügen, dann kann er noch weitere haben."[143]

Anfang 1933 hätten noch 500 Bezieher den ‚Anzeiger' bezogen, im September 1933 sei die Zahl auf 200 zurückgegangen, so teilten Theodor und Herbert Eckstein am 10. August 1934 in einem Brief dem Oberpräsidenten in Oppeln mit. Ihre Zeitung sei durch die Funktionäre der NSDAP boykottiert worden. Ganz richtig stellten Ecksteins fest, daß der Boykott nur deshalb erfolgt sei, weil sie nichtarischer Abstammung sind. Mit der geringen Bezieherzahl konnten die Kosten des Blattes nicht gedeckt werden.[144] Herbert und Theodor Eckstein sahen nun ein, daß sie keine Chance haben, ihre Zeitung weiterhin zu verlegen. Am 21. und 24. September 1933 schrieben sie auf der Titelseite:

> „Hierdurch geben wir bekannt, daß der ‚Anzeiger für Bad Carlsruhe' am 1. Oktober d. Js. sein Erscheinen einstellt.
> Die letzte Ausgabe erfolgt am Mittwoch, den 27. September.

142) Beobachter für Bad Carlsruhe O.=S. und Umgegend 1933, Nr. 24 vom 19.8. 1933, in: Akte Beschwerde (wie Anm. 18), Bl. 16.
143) Akte Beschwerde (wie Anm. 18), Bl. 16.
144) Akte Beschwerde (wie Anm. 18), Bl. 1–2.

> Die Druckerei wird in unveränderter Weise fortgeführt und empfehlen wir uns zur Anfertigung sämtlicher Drucksachen.
>
> Die Geschäftsstelle“[145]

Schließlich hieß es am 28. September 1933 in Nr. 78, der letzten Ausgabe des ‚Anzeigers für Bad Carlsruhe‘:

> „An unsere geschätzten Leser!
> Mit der heutigen Ausgabe stellen wir das Erscheinen des Anzeigers für Bad Carlsruhe ein, nachdem er drei Jahrzehnte lang dem Vaterlande in Friedens- und schweren Kriegsjahren treue Dienste geleistet hat.
>
> Besonders in den Jahren des Weltkrieges wurde der Betrieb von der hohen Militärbehörde als „kriegswichtiger Betrieb“ anerkannt.
>
> Mit dem Einstellen unseres Blattes kommen wir, wie es sich in der letzten Zeit gezeigt hat, dem Wunsche eines großen Teiles der hiesigen Bürgerschaft nach. Unser Wunsch war und ist es, unseren Betrieb in nationalsozialistische Hände hinüberzuleiten. Wir hoffen, daß uns das noch gelingen wird.
>
> Heute richten wir an unsere Mitbürger die ergebenste Bitte, bis dahin uns mit Druckaufträgen zu unterstützen, damit uns der ohnehin schwere Existenzkampf nicht noch mehr erschwert wird.
>
> Die Geschäftsstelle“[146]

Was so harmlos klingend als „Eingehen des ‚Anzeigers für Bad Carlsruhe‘“ bezeichnet wird,[147] war in Wahrheit die vorsätzliche Vernichtung einer von einem Juden herausgegebenen Zeitung durch die örtlichen Nationalsozialisten. Darüber hinaus vergab die Gemeinde Carlsruhe nach vielen Jahren seit Juli 1933 auch keine Druckaufträge mehr an Eckstein. Der verwies darauf, daß es keine Beanstandungen gegeben, man also stets zur Zufriedenheit der Behörden gearbeitet habe, doch neue Aufträge waren nicht zu erhalten. So mußten die Druckereibesitzer denn im Schreiben an den Oberpräsidenten in Oppeln vom 10. August 1934 feststellen, daß ihre Existenz „völlig ruiniert“ ist. Bestehenden Verpflichtungen könnten sie mangels Liquidität nicht mehr nachkommen.[148] Es blieben Ecksteins fortan

145) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 76 vom 21.9.1933, S. 1; ebenso Nr. 77 vom 24.9.1933, S. 1.
146) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 78 vom 28.9.1933, S. 1.
147) Verkehrsgeschichte von Carlsruhe (Oberschlesien) 1748–1935, in: Unser Oberschlesien 45 (1995), Nr. 3, S. 8.
148) Akte Beschwerde (wie Anm. 18), Bl. 1–2.

nur noch sehr wenige Aufträge, die auch mit Blick auf den stark reduzierten Warenumsatz zum Lebensunterhalt kaum gereicht haben werden. Einer der verbliebenen Aufträge war 1934 der Druck einer Bilddokumentation zum Provokationsobjekt „Puppe". Diese war von dem in Carlsruhe wohnenden, die NSDAP strikt ablehnenden surrealistischen Künstler Hans Belmer[149] als Protest gegen den Faschismus geschaffen worden.[150]

10. Der Kampf von Theodor und Herbert Eckstein um Schadensersatz[151]

Eckstein, diesmal der Sohn Herbert, wandte sich wegen des immensen, von ihm auf 6.000 Mark bezifferten Schadens und der dadurch drohenden ökonomischen Existenzvernichtung mit Schreiben vom 10. August 1934 an den Oberpräsidenten der Provinz Oberschlesien in Oppeln, zu Händen des Regierungsrates Rühl, und bat unter Bezug auf eine am 2. August geführte mündliche Rücksprache, Schadensersatzforderungen wegen der Geschäftsschädigung anzuerkennen. Ansprüche wie die der Ecksteins konnten gegen das Deutsche Reich bis zum 5. September 1934 geltend gemacht werden. Vater und Sohn mahnten deshalb am 28. August 1934 die Entscheidung des Oberpräsidenten an und drohten, sich dann an die „Gemischte Kommission" für Oberschlesien in Genf zu wenden, was man allerdings vermeiden wolle.[152]

Diese Kommission verdankte ihre Existenz dem für das Deutsche Reich verlorenen Ersten Weltkrieg. Als Folge des Versailler Vertrages wurde das „Deutsch-Polnische Abkommen über Oberschlesien",[153] kurz „Genfer Abkommen" genannt,[154] ausgehandelt und am 15. Mai 1922 für die Geltung

149) Zu Hans Belmer (1902–1975) s. Oliver Kynast (Hg.): Chronologie der Gemeinde Carlsruhe/OS. O.O. 2016, S. 18.
150) Ingrid Nedo u.a. (Hg.): Meisterwerke aus der Ostdeutschen Galerie Regensburg. Malerei und Plastik. Regensburg 1984, S. 181.
151) Nach Akte Beschwerde (wie Anm. 18) sowie Opole/Oppeln, Archiwum Państwowe [Staatsarchiv Oppeln], Sign. 47/0/2/670: Minderheitsamt Oppeln, Akte Theodor und Herbert Eckstein aus Karlsruhe, Beschwerde wegen Boykott 1933–1936.
152) Akte Beschwerde, Bl. 4.
153) Reichsgesetzblatt 1922 II vom 13.6.1922, S. 237–540.
154) Dazu Julia Cartarius: Juden in Oberschlesien 1921–1945, in: Andreas Brämer, Arno Herzig, Krzysztof Ruchniewicz (Hg.): Jüdisches Leben zwischen Ost und West. Neue Beiträge zur jüdischen Geschichte in Schlesien (Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden 44). Göttingen 2014, S. 79–101.

von 15 Jahren abgeschlossen. Hintergrund war die im Versailler Vertrag vorgesehene Volksabstimmung, ob das fast mit Oberschlesien identische Abstimmungsgebiet der wiedererrichteten Polnischen Republik zugeschlagen oder beim Deutschen Reich verbleiben sollte. Nach der Abstimmung beschlossen die Siegermächte, den industriell dominierten südöstlichen Teil Oberschlesiens Polen anzugliedern, den Rest bei Deutschland zu belassen. Nun gab es in dem neuen polnischen Teil Menschen, die für Deutschland votiert hatten, und in dem anderen Teil solche, die sich zu Polen bekannten. Insbesondere für die Deutschen im polnischen Teil, die ja ohne Umzug nun in einem anderen Staat lebten, mußte hinsichtlich der Staatsangehörigkeit, der Gewerbebetriebe, der Reisefreiheit und vieler anderer Probleme mehr eine Regelung geschaffen werden. Der insgesamt weit über 500 Paragraphen enthaltende Vertrag war sehr detailliert geregelt. Wichtiger Bestandteil war auch ein jeweiliger Minderheitenschutz in Teil III, Art. 64 ff. Davon profitierte im deutschen Oberschlesien nicht nur die Gruppe derer, die sich zur polnischen Minderheit bekannten, sondern auch die jüdische Bevölkerung. Aufgrund einer Petition an den Völkerbund setzte dieser die Einhaltung in Bezug auf Juden gegen Deutschland zum Beginn des Hitler-Regimes durch. In Oberschlesien wurden die antijüdischen Vorschriften bis zum Auslaufen des Vertrages nicht angewandt. Selbst die Nationalsozialisten hielten sich lieber an das Abkommen, als internationalen, ihrem Ansehen schadenden Streit zu provozieren. Einzelne Beschwerden wurden an das Minderheitsamt herangetragen oder direkt an die Gemischte Kommission. Diese bestand aus zwei polnischen und zwei deutschen Vertretern sowie als Präsidentem dem Schweizer Felix Calonder[155] (1863–1952) und hatte ihren Sitz in Kattowitz.

Die Behörde des Oberpräsidenten befragte den Landrat zu dem Thema, der sich mit Schreiben vom 7. September 1934 auch nur hinter der bisherigen Linie verschanzte, daß im ‚Anzeiger' keine amtlichen Bekanntmachungen mehr erfolgen, weil die dortigen Behörden diese nun im ‚Beobachter' veröffentlichen, und ersterer sich deshalb nicht mehr als amtliches Bekanntmachungsblatt bezeichnen dürfe. Über die Ursachen,

155) Vgl. zu ihm Paul Stauffer: Felix Calonder – Präsident der Gemischten Kommission für Oberschlesien 1922–1937, in: Oberschlesisches Jahrbuch 21/22 (2005/2006), S. 93–104; Ders: Polen, Juden, Schweitzer. Felix Calonder (1921–1937). „Exilpolens" Berner Emissäre (1939–1945), die Schweiz und Katyn (1943). Zürich 2004, S. 13–118.

die zum Wechsel geführt hatten, verlor der Landrat kein Wort.[156] Auch der Ortsgruppenleiter der NSDAP im Ort, der Herzogliche Revierförster Ernst Stangen aus Carlsruhe, äußerte sich zu dem Vorgang. Er gab dem Amtsvorsteher in dessen Eigenschaft als Ortspolizeibehörde zu Protokoll, daß Eckstein in seinem „Judenblatt" den Nationalsozialismus lächerlich gemacht habe. Deshalb sei nach Rücksprache mit dem Untergaugruppenleiter Schramm ein neues Blatt gegründet worden, nämlich der ‚Beobachter'. Zum 1. Oktober 1933 sei der ‚Beobachter' nun in die Hände des Druckereibesitzers Staroske übergegangen. Im September hatte Eckstein in seiner Verzweiflung der NSDAP das Angebot gemacht, seine Druckerei zu kaufen, doch dieses wurde, wie zu erwarten war, abgelehnt.

Der Gemeindevorsteher von Carlsruhe betonte in einem Schreiben vom 23. August 1934, daß das neue Blatt nicht wegen der jüdischen Abstammung Ecksteins, sondern wegen seiner „früheren gemein gehässigen Einstellung und Hetze gegen die nationalsozialistische Bewegung" durch hiesige Parteiangehörige gegründet wurde. Gemeindevorsteher Goerke sah es nun als selbstverständlich an, daß amtliche Bekanntmachungen der Gemeindeverwaltung nur im neuen Blatt veröffentlicht werden.

Der Oberpräsident der Provinz Oberschlesien stellte sich wie erhofft auf die Seite Ecksteins. In einem Schreiben vom 29. Oktober 1934 teilte er dem Landrat mit, daß er in dem ganzen Sachverhalt „eine unterschiedliche Behandlung" Ecksteins erblicke. Er bat zu prüfen, wie man Ecksteins Beschwerde „aus der Welt schaffen" könne, ohne daß es zu einer offiziellen Minderheitsbeschwerde bei der Gemischten Kommission kommt. Diese Kommission war das Faustpfand Ecksteins in seinem Kampf um Entschädigung. Da die deutschen Behörden eine derartige Beschwerde möglichst verhindern wollten, suchte man einen Ausweg mit dem Gesetz über die Lösung von Verlagsverträgen öffentlicher Körperschaften vom 16. Oktober 1934, doch Eckstein war nicht zur Einigung zu bewegen und begehrte weiterhin 6.000 RM.

Am 28. November 1934 erschien Theodor Eckstein auf Vorladung beim Gemeindevorsteher Goerke, dem gegenüber er seine Forderung bekräftigte. Er habe sein Blatt infolge der Entziehung der amtlichen Bekanntmachungen vollständig einstellen müssen und sei auch durch die ausgebliebenen Aufträge für die Erstellung von Drucksachen in Bedrängnis geraten. Am 22. November 1934 und dann nochmals am 13. Dezember 1934 bat Eck-

156) Akte Beschwerde (wie Anm. 18), Bl. 8 R.

stein den Oberpräsidenten in Oppeln, ihm nun endlich Bescheid über den Schadensersatz zu geben. Seine Wirtschaftslage sei inzwischen katastrophal geworden. Sie sei für ihn und seine Familie untragbar, weshalb er bat, ihm die begehrten 6.000 RM schnell zukommen zu lassen. Er habe seine Forderung schon geringgehalten; sie stünde in keinem Verhältnis zu dem entstandenen Schaden. Ihm und seinem Sohn sei die Existenz für immer entzogen worden. Doch die Eingaben brachten keine Reaktion nach außen. Ecksteins nahmen sich deshalb einen Rechtsanwalt, Dr. Wilhelm Lustig aus Gleiwitz. Er war der einzige jüdische Anwalt, der noch beim Amtsgericht Gleiwitz zugelassen war.[157] Wahrscheinlich war dieser es, der mit Aufnahme seiner Tätigkeit beim Landgericht in Oppeln einen Antrag auf Gewährung von Armenrechtshilfe für Ecksteins gestellt hat. In der Sache selbst bat Lustig den zuständigen Sachbearbeiter beim Oberpräsidenten, den Regierungsrat Rühl, unter dem 11. Januar 1935 um ein Gespräch, wenn dieser wieder einmal in Gleiwitz ist. Das Gespräch fand auch bald statt, und Rühl legte dem Rechtsanwalt dar, daß Eckstein nicht bessergestellt werden könne als die ehemaligen Blätter der katholischen Partei Zentrum, die ihre Eigenschaft als „Öffentlicher Anzeiger" ebenfalls verloren hatten. Lustig erwiderte, daß ihm das Gesetz zur Lösung von Verlagsverträgen öffentlicher-rechtlicher Körperschaften nicht die richtige Rechtsgrundlage für Ecksteins Ansprüche zu sein scheint, weil er auch davon nicht erfaßte Schäden habe. Im Übrigen ist zu erkennen, daß man Eckstein anscheinend angeboten hatte, ihm weiterhin Druckaufträge zu geben, denn Lustig schrieb, daß Eckstein sich dagegen keinesfalls verwehrt habe, sondern er nur deutlich machen wollte, daß davon seine Schadensersatzansprüche unberührt sind. Lustig wandte sich auch gegen die von der Gegenseite vorgebrachte Behauptung, das Absterben des ‚Anzeigers' sei Teil des allgemeinen Zeitungssterbens. Verantwortlich seien vielmehr die Angriffe der NSDAP gegen die Zeitung als jüdisches Unternehmen, die schon vor der Machtübernahme eingesetzt hätten. In Veranstaltungen werde gegen Eckstein gehetzt, obwohl die Familie sich nichts habe zu Schulden kommen lassen. Auch werde zu Boykotten aufgerufen. Alles werde stets damit begründet, daß Eckstein Jude ist. Abonnenten begründeten ihre Kündigung damit, daß seitens der Partei auf sie Druck ausgeübt werde. Als Anspruchsgrundlage sah Lustig die Verletzung von Minderheitenrechten. Als Jude gehöre Eckstein zu einer

157) Anzeiger für Bad Carlsruhe 1933, Nr. 28 vom 6.4.1933, S. 2: „Neuregelung bei Anwälten und Aerzten".

besonders geschützten Minderheit. Wirtschaftlich begründete Lustig die Höhe des Anspruchs damit, daß Eckstein von 250 Abonnenten monatlich 50 Pfg., insgesamt pro Jahr also 3.000 RM, und aus Werbeeinnahmen noch einmal so viel Geld erhalten habe. Zu bedenken gab er auch, daß der, der eine Todesanzeige aufgab, auch die Trauerbriefe bei Eckstein drucken ließ; wer sich das Blatt im Laden abholte, kaufte auch gleich noch etwas ein. Das alles sei jetzt verloren.

Am 2. März 1935 schaltete der Oberpräsident nun den Reichs- und Preußischen Minister des Innern in Berlin ein. Dabei schilderte er den Inhalt der Beschwerde als im Wesentlichen zutreffend. Da nunmehr die NSDAP-Zeitung alle Aufträge der Gemeinde erhält, sei eine unterschiedliche Behandlung gegeben. Er, der Oberpräsident – sicher in Person von Rühl – habe vergeblich versucht, eine gütliche Einigung herbeizuführen, indem er vorgeschlagen habe, daß Eckstein wieder Druckaufträge der Gemeinde erteilt werden. Doch Eckstein sei damit nicht einverstanden gewesen, denn er habe die Zeitung inzwischen aufgeben müssen; infolge der fehlenden amtlichen Bekanntmachungen sei der Leserkreis fast völlig verloren gegangen. Die wenigen öffentlichen Aufträge seien dafür kein Äquivalent. Eckstein begehre weiter 6.000 RM und werde anderenfalls eine offizielle Minderheitsbeschwerde einreichen. Nunmehr möge der Minister in Berlin das weitere Vorgehen entscheiden. Dieser bat erst einmal, daß der an den örtlichen Verhältnissen orientierte, angemessene Schadensersatz ermittelt wird. Der Oberpräsident sandte diese Bitte an den Landrat weiter. Der zeigte sich nun im Schreiben vom 25. März 1935 bemerkenswert freundlich. Die Behauptungen Ecksteins seien sicher richtig. Eckstein habe davon profitiert, daß seine Zeitung die einzige im Ort war; richtig sei auch, daß die Abonnenten bei Weiterführung der Zeitung sicher bald zum ‚Beobachter' gewechselt wären. Und schließlich wies der Landrat auch darauf hin, daß die Druckerei zwar noch besteht, doch so gut wie still liegt; auch das Ladengeschäft sei sehr zurückgegangen. Somit sei die Forderung des Eckstein in der Höhe keinesfalls unberechtigt. Mit diesem Inhalt schrieb der Oberpräsident in Person des Regierungsrates Rühl nun an den Minister, wies aber zugleich darauf hin, daß Eckstein diese Äußerung des Landrates nicht kenne, so daß man seine Forderung vielleicht noch drücken könne.

Obwohl man seitens des Oberpräsidenten nicht ablehnend war, zog sich das Verfahren in die Länge, und Ecksteins gerieten unter immer stärkeren ökonomischen Druck, weil sie Rechnungen nicht mehr bezahlen konnten

und deshalb keine Ware mehr bekamen. Für das weitere Verfahren hatten Ecksteins einen neuen Anwalt: Dr. Adolf Brauer, Rechtsanwalt und Notar in Oppeln, Hindenburgstraße 33. Neben Dr. Wolff war er der einzige jüdische Anwalt, der noch vor dem Amtsgericht und dem Landgericht Oppeln auftreten durfte.[158] Brauer wies am 4. Mai 1935 auf die Probleme hin, die das nunmehr seit neun Monaten schwebende Verfahren für das Unternehmen der Anspruchsteller mit sich bringe, nämlich den Ruin, und forderte zu beschleunigter Entscheidung auf. Bald darauf, am 17. Mai 1935, teilte der Minister des Innern in Berlin mit, daß er gegen den Abschluß eines Vergleiches über 6.000 RM keine Bedenken habe, riß aber sogleich den nächsten Problemsektor auf, als er darauf hinwies, daß diese Summe zu Lasten der Gemeinde Carlsruhe gezahlt werden müsse.

Zuvor allerdings mußte vom Landrat noch ein Gutachten für die Schadenshöhe eingeholt werden. Als Gutachter vorgesehen war zunächst der Druckereibesitzer Raabe, doch dann wurde das Gutachten von Franz Wiercimok,[159] Besitzer einer Buch- und Kunstdruckerei in Oppeln, Helmut-Brückner-Straße 30 a, letzter Hof, unter dem 6. Juni 1935 erstellt. Dieser hatte sich am Tag zuvor die Druckerei Eckstein in Carlsruhe angesehen und festgestellt, daß diese nun vollständig still liegt. Das angeschlossene Papiergeschäft zeige einen trostlosen Warenbestand. Wiercimok schrieb offen, daß das der Fall sei, weil 1. die Besitzer nicht arisch sind und 2. überall im Buchdruckgewerbe ein Mangel an Aufträgen bestehe. Der Gutachter wies auch darauf hin, daß Eckstein in internen Verhandlungen in Carlsruhe erst 10.000 RM verlangt habe, dann aber durch den Verhandlungsführer Stiller aus Carlsruhe auf 6.000 RM heruntergehandelt wurde. Eckstein habe nun seinen Vorschlag, die Forderung auf 5.000 RM zu reduzieren, um schneller zum Ziel zu gelangen, abgelehnt. Er brauche das Geld, weil eine Geschäftsschuld über 3.726 RM gegenüber der Fa. Spallek, Oppeln, bestehe, der auch das ganze Inventar und Mobiliar zur Sicherheit verpfändet sei. Zudem bestünden weitere Schulden. Der Umsatz der Druckerei Eckstein sei in den letzten fünf Jahren stark zurückgegangen, 1930: 15.298,01 RM; 1931: 14.022,88 RM; 1932: 9.913,24 RM; 1933: 5.888,03 RM; 1934: 3.615,71 RM. Zur Druckerei gehörten eine kleine

158) Ebd.

159) Franz Wiercimok, * Reiten 1.12.1881, Buchdruckereibesitzer, wh. Oppeln, Hindenburgstraße 49, Mitglied der NSDAP zum 1.5.1937 (Nr. 4541190); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/48540084.

Schnellpresse, eine Tigeldruckpresse, eine Papierschneidemaschine, eine Perforiermaschine und ein Hand-Nummerierapparat. In der Schriftsetzerei seien vier Regale mit ca. 3.000 kg Schrift vorhanden. Den Anschaffungswert der Maschinen bezifferte der Gutachter auf ca. 5.300 RM, den Wert der Schriftzeichen per kg auf 5 RM, insgesamt also 15.000 RM, so daß der Wert der Druckerei im neuwertigen Zustand etwa 22.000 RM betrage. Doch die Druckerei bestehe seit 25 Jahren, weshalb alle Maschinen bereits stark verbraucht seien. 8.000 RM sei schon ein hoher Kaufpreis für den Betrieb, wenn sich überhaupt ein Käufer finde. Abschließend hielt Wiercimok eine Entschädigung von 4.000 bis 5.000 RM für angemessen. Er wies in seinem Gutachten auch darauf hin, daß die Familie Eckstein in sehr dürftigen Verhältnisse lebe.

Der Landrat leitete das Gutachten unverzüglich an den Oberpräsidenten weiter und fertigte unter dem 24. Jubi 1935 einen Vermerk über das anschließende Vorgehen in der Sache: Der Gemeinde Carlsruhe sei aufgegeben worden, Eckstein im Einigungsverfahren sofort 5.000 RM oder später 6.000 RM zu zahlen. Doch die Gemeinde sei nicht in der Lage, diesen Betrag aufzubringen. Im Haushaltsplan 1935 seien dafür keine Mittel vorgesehen. Eine Nachtragshaushaltssatzung sei auch nicht in Betracht zu ziehen, weil die Gemeinde die Mittel ja nicht aufbringen könne. Carlsruhe müßte Staatsbeihilfe in Anspruch nehmen, doch diese sei nur für Gehälter, Löhne und dergleichen vorgesehen, nicht aber für eine solche Entschädigung. Man müßte gemäß § 13 des Gemeindeumschuldungsgesetzes ein Darlehen aufnehmen, das der ministeriellen Zustimmung bedürfe und dann der aufsichtsrechtlichen Genehmigung des Landrates. Doch eine solche Zustimmung könne er – der Landrat – nicht vertreten, weil Carlsruhe bereits so stark belastet sei, daß weitere Schulden nicht zumutbar seien. Carlsruhe erfülle somit nicht die Voraussetzungen für eine weitere Darlehensaufnahme. Zudem dürften die Kreissparkassen keine Darlehen an Gemeinden geben und einen anderen Darlehensgeber werde Carlsruhe nicht finden. Der Landrat schlug deshalb vor, daß der Staat der Gemeinde Carlsruhe einen Vorschuß über 5.000 RM gewährt. Sodann müßte versucht werden, eine Staatsbeihilfe zu erlangen, durch die der Vorschuß gedeckt wird.

Dieser auf das nächste Dilemma hinweisende Vermerk wurde mit den Akten dem Oberpräsidenten geschickt. Vor Lösung dieser Problematik verhandelte Regierungsrat Rühl mit Eckstein und einigte sich mit ihm unverbindlich, daß Eckstein die Beschwerde fallen läßt, wenn ihm sofort

5.000 RM gezahlt werden. Aber sowohl der Landrat als auch die Gemeinde Carlsruhe vertraten den Standpunkt, daß die Gemeinde diese Summe nicht zahlen könne. Doch Rühl wollte die Angelegenheit schnell erledigt haben, weil Eckstein darauf hingewiesen hatte, daß ständig neue Zinsverpflichtungen aufliefen und er dementsprechend seine Forderung erhöhen müsse. So drängte der Beamte auf die Zahlung eines Vorschusses an Carlsruhe aus der Regierungshauptkasse und bat den Minister für Inneres in Berlin um Weisung, den Vergleich nun abzuschließen.

Doch wieder tat sich nichts. Am 6. Juli 1935 und dann am 16. desselben Monats wies Rechtsanwalt Dr. Brauer den Oberpräsidenten darauf hin und bat um beschleunigte Auszahlung. Aber das Verfahren war rechtlich und verwaltungstechnisch sehr kompliziert. Daß es dabei eine Rolle spielte, daß Eckstein Jude war, das Verfahren etwa bewußt in die Länge gezogen wurde, ist nicht zu erkennen. Die Vorgänge in den Verwaltungen dauerten einfach sehr lange und man wird der Causa Eckstein sicher keine Priorität eingeräumt haben. Deshalb geriet dieser unter immer stärkeren finanziellen Druck. Noch einmal versuchte Dr. Brauer mit Schreiben vom 16. August 1935, die Auszahlung des Geldes zu beschleunigen, indem er auf die immer prekärer werdende Situation für Eckstein hinwies. Das Unternehmen sei nicht mehr in der Lage, seine Gläubiger noch länger hinzuhalten. Die Lieferanten ließen sich nicht länger vertrösten. Neue Ware könne nicht mehr bestellt werden, weil man keinen Kredit mehr erhalte. Die wenigen Druckaufträge, die noch eingingen, könnten deshalb kaum erledigt werden. Es würde helfen, die Gläubiger um Aufschub zu bitten, wenn ein endgültiger Vergleich vorgelegt werden könnte, auch wenn dessen Finanzierung sich noch etwas hinziehe. Dr. Brauer gewährte eine Frist von zwei Wochen, dann werde er beim Minderheitsamt Beschwerde einlegen.

Da seine Schreiben nichts bewirkten, setzte Dr. Brauer seine Ankündigung in die Tat um. Vater und Sohn Eckstein legten mit einem ausführlichen, sicher von Dr. Brauer verfaßten Schreiben am 6. September 1935 Beschwerde wegen Ungleichbehandlung beim Minderheitsamt in Oppeln, das beim dortigen Oberpräsidenten angegliedert war, ein. Wieder war Regierungsrat Rühl zuständig. Dabei schilderten Vater und Sohn Eckstein den Sachverhalt des Boykotts und der Propaganda gegen sie sowie die Gründung eines nationalsozialistischen Konkurrenzblattes in Carlsruhe mit den entsprechenden wirtschaftlichen Folgen für den Betrieb ausführlich. Konnten früher zwei bis drei Personen in der Druckerei und der Papierwarenhandlung beschäftigt werden, so reiche die Arbeit nun nicht

mal mehr für eine Person. Die Druckerei nebst Geschäft hätte man für 10.000 RM verkaufen können. Ein entsprechendes Angebot an die Partei, die Druckerei zu kaufen, sei von dieser am 30. September 1933 abgelehnt worden. Dem Hauptgläubiger, der Fa. Spallek in Oppeln, habe Eckstein am 2. Dezember 1933 die gesamte Druck- und Ladeneinrichtung sowie die Möbel zur Sicherheit übereignen müssen. Die Benachteiligungen seien nur deshalb erfolgt, weil sie Juden sind und weil es seit der Machtübernahme durch die NSDAP als im Staatsinteresse liegend angesehen werde, daß Druckereien und Verlage nur von Ariern geführt werden. Das Entschädigungsverfahren laufe nun seit über einem Jahr ohne Auszahlung einer Entschädigung. Theodor und Herbert Eckstein begehrten abschließend 6.000 RM Schadensersatz nebst Verzugszinsen seit dem 1. Oktober 1933. Aufgrund dieser Beschwerde schaltete sich das Minderheitsamt in die Angelegenheit ein und forderte am 9. September 1935 den Oberpräsidenten in Oppeln auf, der Beschwerde bis zum 21. Oktober 1935 abzuhelfen, anderenfalls müsse es sie gemäß Art. 152 des Genfer Abkommens dem Präsidenten der Gemischten Kommission weiterleiten.

Nunmehr schaltete sich auch der Regierungspräsident in Oppeln ein. Zwischenzeitlich hatte sich dessen Gemeindeprüfungsamt die Haushaltslage der Gemeinde Carlsruhe angesehen. Mit Rücksicht auf die finanziellen Verhältnisse der Gemeinde schlug man vor, ihr ein Staatsdarlehen bei 1 % Zinsen und jährlich 10prozentiger Tilgung ab dem 1. Januar 1936 zur Verfügung zu stellen. Der Reichs- und Preußische Minister des Innern wurde davon am 14. September 1935 in Kenntnis gesetzt. Unter dem 1. Oktober 1935 kam nun endlich das ersehnte Schreiben des Ministers. Dieser gewährte der Gemeinde Carlsruhe ein – sogar zinsloses – Darlehen über 5.000 RM, das ausschließlich zur Zahlung der Entschädigung an die Buchdruckerei Eckstein verwendet werden durfte. Das Darlehen sollte von 1936 bis 1945 in jährlichen Raten zu 500 RM jeweils am 20. August zurückgezahlt werden. Der Minister wies noch darauf hin, daß der Darlehensbetrag, so er noch nicht in einem außerordentlichen Haushaltsplan für 1935 vorgesehen ist, in einen Nachtragshaushalt einzustellen sei, der einer entsprechenden aufsichtsbehördlichen Genehmigung bedürfe. Auch müsse über die Aufnahme des Darlehens vom Bürgermeister nach Anhörung der Gemeinderäte ein Beschluß gefaßt werden, der ebenfalls von der Aufsichtsbehörde zu genehmigen sei. Die ministerielle Zustimmung sei aber nicht mehr notwendig, da das Darlehen aus staatlichen Mitteln gegeben werde. Sobald die Gemeinde eine entsprechende Schuldurkunde

ausgestellt habe, sei die Regierungshauptkasse zur Zahlung anzuweisen. Der Minister gab auch eine Anweisung, wo genau das Darlehen und dessen Tilgung zu verbuchen sind und machte weitere Vorgaben über Mitteilungen und Nachweise, die zu erfolgen haben.

Alles in allem erwies sich die Finanzierung und Auszahlung der Summe an Eckstein als hochkompliziertes und bürokratisches Verfahren. Immerhin kam nun Bewegung in die Angelegenheit. Aber es dauerte weitere drei Wochen, bis der Minister am 24. Oktober 1935 den Oberpräsidenten in Oppeln zum Abschluß des Vergleiches über 5.000 RM Entschädigung bevollmächtigte. Doch zuvor schon hatte sich die Gemeinde Carlsruhe gegen den Abschluß des Verfahrens gestellt. Der Gemeinderat hätte wie vom Ministerium aufgezeigt, einen entsprechenden Beschluß über das Darlehen fassen müssen und wurde vom Landrat entsprechend instruiert. Auf der Sitzung vom 19. Oktober 1935 stand diese Angelegenheit auf der Tagesordnung. An der Sitzung nahmen Bürgermeister Goerke, Beigeordneter Schubert[160] sowie die Gemeinderäte Malermeister Dorzok, Schlosser Gustav Fiebich, Dentist Gonsior, prakt. Arzt Kluger, Kaufmann Michna, Justizsekretär Schiwek[161] und Landwirt Sura[162] teil. Zudem war der Ortsgruppenleiter der NSDAP Stangen zugegen. Fleischbeschauer Sawade fehlte entschuldigt. Die Angelegenheit wurde diskutiert, doch die Gemeinderäte wandten sich übereinstimmend gegen die Zahlung einer Entschädigung an Ecksteins, weil sie zum einen eine rechtliche Verpflichtung aus den vorgetragenen Umständen nicht zu erkennen vermochten und zum anderen auch kein Verschulden der Gemeinde Carlsruhe am Rückgang des Geschäftes der Petenten sahen. Also wurde beschlossen, die Aufnahme eines Darlehens zum genannten Zweck abzulehnen. Diese Entscheidung wundert nicht, waren doch die meisten Mitglieder des Gemeinderates schon damals Mitglieder der NSDAP bzw. standen dieser nahe. So entschieden die, die die Vernichtung der Existenz von Theodor

160) Theodor Schubert, wh. Carlsruhe, Brieger Str., 1933 Wirtschaftsinspektor i. R. und Mitglied der NSDAP.

161) Wilhelm Schiwek, * Carlsruhe O/S 2.9.1881, Justiz-Sekretär, wh. Carlsruhe, Mitglied der NSDAP zum 1.5.1937 (Nr. 4657826); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/37560706.

162) Wohl Franz Sura, * Carlsruhe 14.1.1913, Gutsrendant, wh. Bregden, Kr. Heiligenbeil, Ostpreußen, später Königsberg, Gebauhrstraße 40, Mitglied der NSDAP zum 1.5.1937 (Nr. 5124374); BArch, NSDAP-Gaukartei, Sign. R 9361-IX Kartei/43961086.

und Herbert Eckstein betrieben hatten, über die Zahlung von Schadensersatz an sie. Bürgermeister Goerke verwies wenige Tage später auch darauf, daß der Vergleich ja von Ecksteins und der Regierung in Oppeln abgeschlossen werde.

Der Landrat akzeptierte diesen Beschluß und machte dem Oberpräsidenten am 23. Oktober 1935 eine entsprechende Mitteilung. Er verwies darauf, daß es sich nicht um eine Verletzung einer der Gemeinde gesetzlich obliegenden Pflicht im Sinne des § 110 der Deutschen Gemeindeordnung handele, weshalb er gegen die Ablehnung einer Darlehensaufnahme nicht aufsichtsbehördlich mit Zwangsmitteln vorgehen könne.

Mit einer Verweigerung der Gemeinde Carlsruhe hatte man nicht gerechnet. Am Tage der Gemeinderatssitzung war folgender Vergleich abgeschlossen worden:

„Oppeln, den 19. Oktober 1935
In der Minderheitsbeschwerdesache der Inhaber der offenen Handelsgesellschaft Theodor Eckstein und Herbert Eckstein in Carlsruhe OS
vertreten durch
Rechtsanwalt Dr. Brauer in Oppeln, Hindenburgstraße 33
wird folgender Vergleich geschlossen:

§ 1

Die Inhaber der offenen Handelsgesellschaft Theodor Eckstein und Herbert Eckstein in Carlsruhe OS. erhalten zur Abgeltung aller ihrer in der Minderheitsbeschwerde M. 107/35 – der Beschwerde beim Oberpräsidenten von Oberschlesien (O.P.I.3.MB. 105/24) und dem Armenrechtsgesuch beim Landgericht Oppeln geltend gemachten Ansprüche umgehend einen Betrag von 5000.- RM in Worten: fünftausend Reichsmark.

§ 2

Nach Zahlung des Betrages von 5000,- RM erklären die Beschwerdeführer die Minderheitsbeschwerde sowie die Beschwerde beim Oberpräsidenten für erledigt und ziehen den Armenrechtsantrag beim Landgericht in Oppeln zurück.

Der Leiter des Minderheitsamts:
In Vertretung
gez. Rühl

Für die Beschwerdeführer:
gez. Theodor Eckstein
Herbert Eckstein"[163]

163) Akte Beschwerde (wie Anm. 18), Bl. 62.

Doch der Vergleich nutzte wegen der Verweigerungshaltung der Gemeinde Carlsruhe zunächst einmal wenig. Ecksteins hatten davon zwischenzeitlich erfahren. Ihr Anwalt, Dr. Brauer, teilte deshalb unter dem 30. Oktober 1935 mit, daß seine Mandanten ihren Gläubigern unter Verweis auf den Vergleich versprochen hätten, binnen einer Woche ihre Schulden zu begleichen. Da sich nun herausstelle, daß sie ihr Versprechen nicht einhalten können, entzögen ihnen zwei weitere Unternehmen aus Breslau jeglichen Kredit. Der Anwalt legte ein Schreiben der Fa. Schwertner & Tramitz aus Breslau vom 25. Oktober 1935 vor, in dem diese ankündigte, Waren nur noch per Nachnahme an Eckstein zu versenden, auf Kredit könnten nur dann wieder Waren zugesandt werden, wenn die Schulden deutlich verringert werden. Die ausbleibenden Waren verhinderten, daß die Druckerei ihre letzten verbliebenen Aufträge erfülle und bringe das Geschäft vollständig zum Erliegen. Brauer drohte weitere Schadensersatzansprüche an. Der Oberpräsident bat nun am 2. November 1935 den Minister des Inneren in Berlin, den in Rede stehenden Betrag auf andere Weise zur Verfügung zu stellen. Doch wieder erfolgte nichts und der Anwalt schrieb am 19. November 1935 erneut an das Minderheitsamt. Ecksteins hätten inzwischen bei der jüdischen Bezirksdarlehenskasse ein Darlehen über 500 RM aufgenommen, mit dem sie einige kleine Gläubiger befriedigen konnten, doch der größte Gläubiger, die Fa. Spallek, gewähre keinen Kredit mehr, solange die alten Schulden nicht beglichen sind. Seine Mandanten könnten daher die für das Geschäft notwendigen Weihnachtsartikel nicht einkaufen und hätten dadurch immer größeren Schaden.

Nun griff der Minister des Inneren durch. Er sah die Weigerung der Gemeinde Carlsruhe, ein Darlehen aufzunehmen, als geeignet an, sie in weitere Schwierigkeiten zu bringen. Deshalb liege ein Fall des § 112 der Deutschen Gemeindeordnung vor, so daß der geordnete Gang der Verwaltung der Gemeinde Carlsruhe es erfordere, einen Beauftragten zur Erledigung dieser Angelegenheit zu bestellen. Diese Maßnahme, so der Minister in seinem Schreiben vom 23. November 1935 an den Regierungspräsidenten in Oppeln, sei unverzüglich anzugehen. Der Beauftragte werde die Aufnahme des Darlehens im Rahmen des außerordentlichen Haushaltsplanes regeln, alsdann die Darlehensaufnahme bewirken und das Geld an Ecksteins auszahlen. Offensichtlich war der Minister die Sache leid, denn ihm war an einer baldigen Erledigung gelegen und er forderte sogar, daß die Zahlung ggfs. vorschußweise erfolgt. Der Regierungsvizepräsident Dr. von Klitzing selbst teilte dies dem Landrat mit.

Doch auch die Ankündigung, einen Beauftragten zu bestellen, führte in Carlsruhe zu keinem Sinneswandel. Goerke lehnte eine Darlehensaufnahme weiterhin ab. Deshalb bestellte der Regierungspräsident den Regierungsassessor Hohenthal zum Beauftragten in dieser Angelegenheit. Der erledigte seine Aufgabe schnell und nahm die erforderlichen verwaltungsrechtlichen Handlungen vor. Daraufhin wies der Regierungspräsident die Regierungshauptkasse an, die 5.000 RM vorschußweise an den Anwalt von Theodor und Herbert Eckstein, den Rechtsanwalt Dr. Brauer, auszuzahlen. Der quittierte den Erhalt des Geldes am 10. Dezember 1935. Gleich nach Abschluß des Vergleiches hatten Ecksteins schon am 22. Oktober 1935 dem Oberpräsidenten gegenüber erklärt, daß durch den Vergleich ihre Minderheitsbeschwerde sowie die Beschwerde beim Oberpräsidenten erledigt sind. Dr. Brauer wird diese Erklärung erst nach Erhalt des Geldes abgesandt haben.

11. Nach dem Schadensersatzverfahren

Mit der Zahlung des Geldes an Vater und Sohn Eckstein war das Schadensersatzverfahren formal erledigt. Es war ihnen nun möglich, ihre Schulden zu bezahlen, doch ihre ökonomische Existenz war vernichtet, Druckerei und Geschäft konnten nicht mehr betrieben werden. Die Nationalsozialisten werden sie wegen ihres „erfolgreichen" Vorgehens noch mehr als zuvor schon gehaßt haben. Wie es ihnen in der Zeit nach dem Verfahren erging, kann nicht genau gesagt werden, doch die Judenverfolgung wurde immer grausamer. In der Reichspogromnacht wurde Herbert Eckstein gefangen genommen und am 12. November 1939 von Oppeln aus in das Konzentrationslager Buchenwald verbracht. Er erhielt die Häftlingsnummer 27.560 und wurde in einem mit einem Stacheldrahtzaun vom restlichen Lager abgetrennten Sonderbereich untergebracht. Herbert ist am 29. November 1938 in dem Lager verstorben, angeblich am Darmverschluß.[164] Das ist indes zu bezweifeln, denn bei den Ermordeten wurde nicht die wahre Todesursache vermerkt. Seine Stiefmutter Clara mußte am 13. Dezember 1939 den Zweitnamen „Sarah" annehmen, wie dem nachträglichen Eintrag im Personenstandsregister zu ihrer Eheschließung

164) Mitteilung von Anita Ganzenmüller, Archiv der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, mit Email vom 10.12.2020.

mit Theodor Eckstein 1916 in Breslau zu entnehmen ist. Theodor wurde dort nicht mit einer Namensergänzung aufgeführt. Deshalb wird davon auszugehen sein, daß er zu diesem Zeitpunkt bereits verstorben war. Clara versuchte, ihren Lebensunterhalt durch die Vermietung von Zimmern zu verdienen. Im Juli 1938 schaltete sie zu diesem Zweck eine Anzeige in der Zeitung der Breslauer Jüdischen Gemeinde: „Im Monat August finden jüdische Sommergäste bei mir noch Aufnahme. Clara Eckstein Carlsruhe OS".[165] Sie wurde, so ist aus dem Schicksal anderer Juden aus Carlsruhe zu schließen, gezwungen, den Ort zu verlassen und zog nach Oppeln. Von dort aus wurde sie erst nach Theresienstadt deportiert und dann am 23. September 1942 in das Vernichtungslager Treblinka verbracht.[166] Hier hat man sie mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit bald nach ihrer Ankunft in den Gaskammern ermordet. So wurde die Familie Eckstein, die viele Jahre in Carlsruhe geachtet gelebt hatte, nicht nur ökonomisch, sondern auch physisch durch die Nationalsozialisten vernichtet.

Bildnachweis: Die Abbildungen aus dem Anzeiger für Bad Carlsruhe sind Aufnahmen aus der Universitätsbibliothek Breslau (Biblioteka Uniwersytecka we Wroclawiu).

Martin Richau

„Anzeiger für Bad Carlsruhe" Theodora Ecksteina – unicestwienie czasopisma w 1933 roku i walka o odszkodowanie

1 stycznia 1906 roku Theodor Eckstein przejął założoną przez Paula Ed. Fischera gazetę „Anzeiger für Bad Carlsruhe" [„Kurier pokojski"]. Szybko przekształcił ją z gazetki dla kuracjuszy w lokalny dziennik. Wydawnictwo to miało solidne finansowe podstawy, ciesząc się dużą poczytnością w Pokoju

165) Jüdisches Gemeindeblatt für die Synagog Breslau 1938, Nr. 14 vom 25.7.1938, S. 5.

166) Zu Clara Eckstein nach Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945. Band I A–F. Bearb. u. hrsg. vom Bundesarchiv. Koblenz 2006, S. 630; zu Clara und Herbert https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/de857445 bzw. de2033268 [Zugriff am 2.4.2023]; zu Herbert auch Yad Vashem Database: https://yvng.yadvashem.org/index.html?language=en&s_lastName=Eckstein&s_firstName=Herbert&s_place=Carlsruhe&s_dateOfBirth*&cluster=true [Zugriff am 16.12.2022].

(niem. Carlsruhe O.S.) i jego okolicach. Cztero- lub sześciostronicowy „Anzeiger" ukazywał się najpierw raz, później dwa razy w tygodniu. Od 1931 Eckstein, dotychczas ogólnie szanowany współobywatel Pokoju, znalazł się na celowniku NSDAP ze względu na żydowskie pochodzenie. O ile początkowo szykany ograniczały się do przykrych zniewag, to w 1933 roku lokalne ugrupowanie NSDAP założyło własną gazetę – „Beobachter für Bad Carlsruhe" [„Obserwator pokojski"], mając na celu likwidację „Kuriera". Wywierano presję na czytelników i ogłoszeniodawców. Eckstein wkrótce musiał się poddać, cała jego firma była zrujnowana. Jednakże do 1935 roku skutecznie walczył o odszkodowanie z powodu dyskryminacji, w oparciu o zawartą między Rzeszą a Polską konwencję genewską (1922).

Tł. Klara Kaczmarek-Löw

Schlesische Heimatblätter nach 1945 am Beispiel jener für den Kreis Frankenstein. Zugleich eine Ergänzung und Korrektur

Von Josef Bögner

Im Folgenden wird die Entwicklung der auf den ehemaligen Landkreis Frankenstein/Schlesien bezogenen Rundbriefe und Zeitschriften, die seit 1945 erschienen sind bzw. noch erscheinen, näher dargestellt. Anlass für diesen Beitrag ist die Korrektur einer von Wolfgang Kessler wiedergegebenen Angabe über den Frankensteiner Heimatkreisausschuss und meine Person,[1] zur der ich am Schluss des Abschnittes *Frankenstein-Münsterberger Heimatblatt* Stellung nehme. Es sind aus meiner Sicht aber noch weitere Korrekturen erforderlich.

Ich bin seit 1962 in verschiedenen verantwortlichen Positionen der Bundesheimatgruppe Kreis Frankenstein bzw. ihren Untergruppierungen tätig, seit 1980 Mitglied des Frankensteiner Heimatkreisausschusses, unter anderem als stellvertretender Vorsitzender und zwölf Jahre als Geschäftsführer, sowie seit 2006 als Vorsitzender der Bundesheimatgruppe Kreis Frankenstein und Heimatkreissprecher. 2002 wurde mir die Schriftleitung des ‚Frankenstein-Münsterberger Heimatblattes' übertragen. Seit 2006 übe ich dieses Amt für die ‚Frankenstein-Münsterberger Rundschau' aus.

1. Rundbriefe

Die katholischen und evangelischen Geistlichen waren die ersten, die sich ihrer heimatvertriebenen Landsleute annahmen. Sie feierten mit ihnen in gewohnter Weise Gottesdienste, sprachen ihnen Mut und Zuversicht zu und suchten durch Rundbriefe den Kontakt mit ihnen. Sie sahen es als

1) Wolfgang Kessler: Schlesische Heimatblätter nach 1945, in: Jahrbuch für schlesische Kultur und Geschichte (zit. als JsKuG) 59/60 (2018/2019), S. 91–128, hier S. 104f.

ihre Aufgabe, ihre in der Zerstreuung lebenden Pfarrkinder, soweit das möglich war, weiterhin seelsorglich zu betreuen. Diese Rundbriefe sind vor allem deshalb erhalten, weil sie mit einem Belegstück bei der kirchlichen Hilfsstelle München gesammelt wurden. Nachdem diese Stelle ihre Aufgabe erfüllt hatte und aufgelöst wurde, ging ihr Aktenbestand in das Bundesarchiv Koblenz über.[2]

Alfons Steinig,[3] seit 27. Juni 1940 Pfarrer von Groß-Nossen, Kr. Frankenstein, schreibt in seinem im November 1949 herausgegebenen Rundbrief: „Im Allerseelenmonat waren unsere Gedanken bei den Gräbern unserer Lieben, die im Schatten unserer Dorfkirche ruhen. Eine traurige wehmütige Stimmung ergriff uns, die noch genährt wurde durch das Sterben in der Natur und durch das Evangelium vom Untergang der Welt und dem jüngsten Gericht. Die Nichtigkeit alles Irdischen, die wir an uns selbst erlebt, kam uns dabei wieder recht zu Bewusstsein. Doch wir wollen den Mut nicht sinken lassen. *‚Erhebt eure Häupter, es naht eure Erlösung‘.* Diese Worte des ersten Adventsevangeliums sollen uns Richtung gebend sein für unsere Zukunft …“

Neben einem geistlichen Wort enthalten die Rundbriefe Mitteilungen über Taufen, Trauungen, Todesfälle und Berichte über das Schicksal der wenigen in der Heimat Verbliebenen oder während der Vertreibung oder Flucht verstorbenen Gemeindemitglieder. Die Geistlichen rufen ihre Schicksalsgefährten aber auch auf, „in der neuen Umgebung Wurzeln zu fassen, unbeschadet der Hoffnung und dem Streben nach der alten Heimat.“[4]

Vincenz Groeger,[5] Pfarrer von Frankenberg, Kr. Frankenstein, schrieb 1966 an seine ehemaligen Pfarrkinder: „Ich möchte Euch an das Wort des Propheten Jeremias erinnern, das er als ‚Wort des Herrn‘ den verbannten

2) Erhard Welzel: Rundbriefe der ersten Nachkriegsjahre, in: Frankenstein-Münsterberger Heimatblatt (zit. als FMH) 39 (1992), Nr. 6, S. 3f.

3) Alfons Steinig, * 10.12.1882, † 23.9.1951 Cham; vgl. Gütersloh, Kreisarchiv: Frankensteiner Heimatkreisarchiv (zit. als FHKA), Sign. D 7.20.1.12: Gedenkzettel zur Erinnerung an die Einführung von Pfarrer Alfons Steinig in Groß Nossen und Totengedenkzettel.

4) FHKA, Sign. D 7.20.1.42: Rundbrief von Pfarrer Alfons Steinig.

5) Vincenz Groeger, * 16.12.1891 Glogau an der Oder, zum Priester geweiht durch Adolf Kardinal Bertram am 25.6.1916 in Breslau, seit 19.6.1934 Pfarrer von Frankenberg, Kr. Frankenstein, 1946 bis 1964 Vertriebenenseelsorger und Pfarrvikar in Eidinghausen, Pfarrei Bad Oeynhausen, † 26.11.1971 Paderborn; vgl. FHKA, Sign. D 7.14.1.28: Todesanzeige von Vincenz Groeger.

Juden nach Babylon schrieb: ‚Baut Häuser, legt Gärten an, sucht Männer für Eure Töchter und Frauen für Eure Söhne. Und Wohlergehen wünscht der Stadt, in die der Herr Euch verpflanzt hat …' (Jer. 29,5ff). Was heißt das? Gliedert Euch ein. Nehmt teil am gemeindlichen Leben. Sondert Euch nicht ab als Fremde, damit Ihr nicht als Fremdlinge und Fremdkörper behandelt werdet."[6]

1.1 Rundbriefe katholischer Pfarrer aus dem Kreis Frankenstein

Frankenstein und Zadel: Rudolf Kurnoth,[7] Kreisvikar in Frankenstein und Lokalist (Lokalkaplan) in Zadel bei Frankenstein, versandte von August 1946 bis Mitte 1949 den ‚Hedwigsgruß' an alle heimatvertriebenen Mitglieder der katholischen Kirchengemeinden Frankenstein und Zadel.

Frankenberg: Pfarrer Vincenz Groeger versandte zwischen September 1946 und November 1969 meistens zweimal jährlich Rundbriefe an seine Pfarrkinder. In den Jahren 1967 bis 1969 veröffentlichte das ‚Frankenstein-Münsterberger Heimatblatt' seinen „Neujahrsgruß" oder „Weihnachtsbrief".

Hemmersdorf: Pfarrer Herbert Mischkowsky[8] versandte Rundbriefe an die Gemeindemitglieder von Hemmersdorf und Gierichswalde, Kr. Frankenstein. Ein Brief an die Pfarrgemeinde ist 1957 unter der Überschrift „Heimatkanzel" im ‚Frankenstein-Münsterberger Heimatblatt' veröffentlicht.[9] Einen Auszug aus einem weiteren Rundbrief brachte der von Paul Zwiener herausgegebene ‚Frankensteiner Heimatbrief'.[10]

Hertwigswalde: Zwischen April 1947 und Januar 1959 schrieb Pfarrer Georg Degenhart 17 Rundbriefe an seine früheren Gemeindemitglieder an. Er ist am 17. Januar 1902 in Ehrenbreitstein/Koblenz geboren und am 7. Juli 1968 in Niederbonsfeld (Ruhr) gestorben.

6) FHKA, Sign. D 7.14.2.1: Rundbrief von Pfarrer Vincenz Groeger vom 1.7.1966.
7) Rudolf Kurnoth, * 28.8.1912 Breslau, † 23.12.2000 Moers; vgl. Handbuch des Erzbistums Breslau (zit. als Handbuch EbB) für das Jahr 1942. Breslau o.J., S. 34, Alfons Pohl: Nachruf auf unseren Heimatpfarrer Rudolf Kurnoth, in: FMH 48 (2001), Nr. 3, S.1f.
8) Herbert Mischkowsky, * 20.8.1904 Breslau, † 18.12.1998 Hildesheim.
9) Heimatkanzel, in: FMH 4 (1957).
10) Frankensteiner Heimatbrief. Rund um den schiefen Turm (zit. als FHB) 5 (1953), Folge 10.

Münsterberg: Geistlicher Rat Pfarrer Maximilian Hilgner[11] versandte mehrere Rundbriefe an die Münsterberger Katholiken.

Reichenstein: Pfarrer Dr. Achim von Armin[12] richtete an die Reichensteiner Gemeindemitglieder mehrere „Weihnachtsbriefe", deren erster von Pfarrer von Armin handschriftlich verfasst und vervielfältigt worden ist.

Wartha: Rundbriefe erschienen ab 1946 als ‚Wartha-Rundbrief', seit 1978, Nr. 2 unter dem Titel ‚Wartha-Bote' (s.u.).

Groß Nossen: Pfarrer Alfons Steinig versandte 1949 den ersten Rundbrief.[13] Ob weitere Rundbriefe von ihm folgten, konnte bisher nicht festgestellt werden.

1.2 Rundbriefe von evangelischer Seite

Frankenstein: An die evangelischen Gemeindemitglieder und an weitere Interessenten richtete sich der jährliche Rundbrief ‚Jahresgruß / Evangelisches Diakonissenmutterhaus Frankenstein in Wertheim am Main' mit dem Nebentitel ‚Ein Gruß aus dem Frankensteiner Diakonissenmutterhaus'. Dieser Rundbrief hatte eine sehr lange Tradition, erschien er doch unter dem Titel ‚Siloha' bereits im Jahr 1889. Mit dem ‚Jahresgruß' zu 2016, der Nr. 206, wurde dieser Rundbrief eingestellt.[14]

Münsterberg: An die aus Münsterberg vertriebenen Gemeindemitglieder versandte Diakon Adolf Herfert[15] seit 1951 jährlich Rundbriefe. Nicht nur an Münsterberger richtete sich ein Rundbrief von Pastor Lic. Dr. Ulrich Bunzel,[16] der unter dem Titel ‚Breslau, Münsterberg, Schreibendorf und anderswo' von 1946 bis 1972 erschien.

11) Maximilian Hilgner, * 10.4.1877, † 3.2.1951 Bruchhausen-Vilsen; vgl. Handbuch EbB 1942, S. 68 bzw. Welzel (wie Anm. 2).
12) Dr. Achim von Armin, * 12.6.1893, † 11.1.1959 Wangen (Allgäu), vgl. Handbuch EbB 1942, S. 67 bzw. Welzel (wie Anm. 2).
13) FHKA, Sign. D 7.20.1.14.2.
14) Vgl. https://katalog.ub.uni-heidelberg.de/cgi-bin/titel.cgi?katkey=39604426 [Zugriff am 10.03.2023].
15) Adolf Herfert, * 28.1.1894 Breslau, † 28.1.1966 Bethel; vgl. [Nachruf auf Adolf Herfert], in: FMH 13 (1966), Nr. 3.
16) Ulrich Bunzel, * 19.7.1890 Lichtenau/Lausitz, † 23.5.1972 Bad Kreuznach; vgl. Dietmar Ness: Schlesisches Pfarrerbuch. Bd. 1. Leipzig 2014, S. 192f., Bd. 2. Leipzig 2014, S. 265, Doris Minale: Dr. Ulrich Bunzel, der letzte Pastor der evange-

Rosenbach: Pfarrer Walter Grabsch[17] gab drei Rundbriefe an seine Gemeindemitglieder heraus.

Stolz: Pastor Hellmuth Viertel[18] versandte mehrere Rundbriefe an seine alte Gemeinde. Laut Angabe von Erhard Welzel befinden sich im Archiv der Zeitschrift ‚Schlesischer Gottesfreund' das Original eines Rundbriefes vom 10. August 1948 und die Kopie eines Rundbriefes „Ostern 1950". Im ‚Frankenstein-Münsterberger Heimatblatt' sind 1964 der Rundbrief „Zum Jahresbeginn"[19] sowie unter der Rubrik „Unter der Heimatkanzel" jener zum Jahreswechsel 1968/1969 abgedruckt.[20]

1.3 Rundbriefe von Privatpersonen aus dem Kr. Frankenstein

Baitzen: Bald nach der Vertreibung gab Georg Wiesner Rundbriefe an die ehemaligen Einwohner von Baitzen im Kreis Frankenstein heraus. Er war im Mai 1945 vom russischen Ortskommandanten zum Bürgermeister bestimmt worden, bis er durch einen polnischen Bürgermeister verdrängt wurde. Nach der Vertreibung bemühte er sich, den Zusammenhalt der Baitzener durch Rundbriefe zu wahren. Belegt werden konnte bisher nur ein Stück, „Rundbrief Nr. 5", mit Datum Juli 1947.[21]

1.4 Wartha-Rundbrief / Wartha-Bote

Die Warthaer Vertriebenen des ersten Transportes vom 7. April 1946 landeten im Sauerland und im Harz. Die Warthaer des zweiten Transportes vom 8. April 1946 kamen am Palmsonntag in dem im Münsterland gelegenen Wallfahrtsort Maria Veen an und wurden auf die damaligen Kreise Ahaus, Borken und Coesfeld verteilt. Somit war der Großteil der Warthaer in den

lischen Gemeinde Münsterberg, in: Frankenstein-Münsterberger Rundschau (zit. als FMR) 11 (2016), Nr. 1/2, S. 5f.

17) Walter Grabsch, * 15.5.1912 Guhrau; vgl. Ness: Pfarrerbuch. Bd. 2 (wie Anm. 15), S. 281.

18) Hellmuth Viertel, * 8.1.1906 Gut Pöpel bei Breslau, † 26.11.1986 Andersbach; vgl. ebd., S. 286.

19) Hellmuth Viertel: Zum Jahresbeginn, in: FMH 11 (1964), Nr.1.

20) FMH 16 (1969), Nr. 1.

21) Welzel (wie Anm. 2).

Westzonen, aber weit verstreut. Viele von ihnen erhielten jedoch ein unter dem 6. Mai 1946 datiertes Rundschreiben von dem Warthaer Priesteramtskandidaten Hans Bartsch. Hans Bartsch war damals Jesuitenkleriker in Pullach bei München.[22] Der Warthaer Redemptoristenpater Paul Porbadnik,[23] nunmehr Kloster Steterburg bei Salzgitter, ließ ein erstes Adressenverzeichnis drucken und versenden. Daraufhin konnte schon im Juni 1946 in Maria Veen das 1. Heimattreffen der vertriebenen Warthaer stattfinden.

Ein zweiter, gemeinsam von Hans Bartsch und dem Warthaer Jugendseelsorger Pater Palmer verfasster Rundbrief mit weiteren Anschriften folgte im Juli 1946. Unter den aus Wartha Vertriebenen des dritten Transportes vom 28. August 1946, der in Ochtrup und Emsdetten endete,[24] befand sich auch der Pfarrer der katholischen Kirchengemeinde Wartha, Oskar Franosch.[25] Gemeinsam mit Pater Paul Porbadnik wandte er sich mit Datum 19. September 1946 mit einem Rundbrief an seine vertriebene Warthaer Kirchengemeinde. Aufgrund dieses Rundbriefes und der schon vorhandenen Adressensammlung fand noch im September 1946 das 2. Warthaer Wallfahrts- und Heimattreffen in Maria Veen statt. Diese Treffen in Maria Veen gab es nun jedes Jahr bis 2007, mit einer Ausnahme im Jahr 1951, als es in Gerleve stattfand.[26]

Bis zur letzten Ausgabe, der Nr. 1 von 2007, war der ‚Wartha-Rundbrief', der mit der Nr. 2 von 1978 in ‚Wartha-Bote' umbenannt wurde, jährlich zwei- bis dreimal als Broschüre im DIN A5-Format mit anfangs 10, später in der Regel mit 28 Seiten, insgesamt 143mal erschienen. Neben einem geistlichen Wort enthielt er z.T. umfangreiche Beiträge zur Geschichte und Kultur von Wartha und Umgebung. Zum Tod von Pater Paul Porbadnik am 23. Januar 1975 schrieb Pfarrer Franosch: „Möge Pater Paul uns helfen, in Maria Veen das Heilige Jahr in unserer Art zu erleben und zu feiern und mit dem festen Willen, das heimatliche heilige Erbe treu zu bewahren, zu leben und weiterzuvererben …"[27]

22) Vgl. Wartha-Rundbrief 1975, Nr. 1.
23) Paul Porbadnik, * 3.7.1900 Herne, † 23.1.1975 Paderborn; vgl. FHK, Akte Wartha: Totengedenkzettel für P. Paul Porbadnik.
24) Doris Minale: Die Vertreibung aus Stadt und Kreis Frankenstein in Schlesien. Zusammengestellt nach Berichten von Zeitzeugen. Dülmen 2018, S. 316.
25) Oskar Franosch, * 10.6.1899 Groß Rauden, † 26.6.1992 Osnabrück; Angaben laut Todesanzeige, vgl. FHKA, Akte Wartha.
26) Wartha-Bote 2007, Nr. 1. Dies ist mit der seit 1946 durchlaufenden Zählung die Nr. 143 und zugleich die letzte Ausgabe dieses Blattes.
27) Wartha-Rundbrief 1975, Nr. 1.

1.5 Rundbriefe des Frankenberger Pfarrers Vincenz Groeger

„Am 16. April 1946 wurden aus den sogenannten Auffanglagern Werste und Babbenhausen ungefähr 400 Ostvertriebene, meist Katholiken aus dem Kreis Frankenstein/Schlesien in die Dörfer Werste, Eidinghausen, Dehme, Volmerdingsen und Wulferdingsen eingewiesen." Mit diesen Worten beginnt die von Vincenz Groeger, Pfarrer der katholischen Kirchengemeinde Frankenberg, Kr. Frankenstein, angelegte Chronik der katholischen Kirchgemeinde Eidinghausen. Pfarrer Groeger und ein Teil seiner Pfarrgemeinde gehörten zu den Betroffenen. Schon bald nachdem er in Eidinghausen, einem heutigen Stadtteil von Bad Oeynhausen, eine Wohnung zugewiesen bekam, versuchte er, mit den übrigen, über die Britische Zone verstreut lebenden Mitgliedern seiner Kirchgemeinde durch Rundbriefe Kontakt aufzunehmen. Dem nachfolgend abgedruckten ersten Rundbrief vom 19. September 1946 folgten bis zu seinem Tod jährlich zwei, mehrmals auch drei Rundbriefe. Wiedergegeben sei der Text seines ersten Rundbriefs:

> „Eidinghausen, 19. September 1946
> Liebe Pfarrkinder!
> Je mehr Pfarrkinder ausgewiesen werden, umso schwieriger wird bei dem Mangel an Briefpapier und Zeit der briefliche Verkehr mit den Einzelnen. Ich wähle daher die Form des Rundbriefes. Mit dem Transport vom 28.8. (allein 357 aus Frankenberg) ist nun so gut wie die ganze Pfarrgemeinde in der Britischen Zone. Sie erstreckt sich von der holländischen Grenze durchs Oldenburgische über Westfalen bis zum Harz. Ich bin und bleibe Pfarrer von Frankenberg in Schlesien, solange nicht das letzte Wort über die deutsche Ostgrenze gesprochen ist. Ich habe diesen canonischen Standpunkt auch dem Erzbischöflichen Amt in Paderborn gegenüber vertreten, als es mich versetzen wollte ohne Rücksicht auf meine Verbindung mit meiner Frankenberger Gemeinde. So bin ich nun als Flüchtlings-Seelsorger hier amtlich bestätigt. Ich bitte Euch: Fühlt auch Ihr Euch als Pfarrgemeinde Frankenberg und haltet Gemeinschaft miteinander. Ich nehme an, daß diese Verbindung erleichtert würde, wenn ein Adressenverzeichnis vorhanden wäre. Da nun die Gemeinde in der Britischen Zone weilt, ist die Zeit dafür gekommen. Ich bitte Euch daher: Sendet mir Eure genauen Anschriften, soweit das noch nicht geschehen ist. Vielleicht mehrere in einem Brief. Wer will, daß seine Anschrift bekannt werde, beteilige sich an dieser Aktion. Bis spätestens 20.10. will ich sammeln, dann drucken lassen. Ferner: Teilt mir Todesfälle mit, damit ich das hl. Opfer für die Ver-

storbenen feiern kann. Wer eine hl. Messe wünscht, melde sich (Kein Geld beilegen). Ebenso gebt mir Geburten und Trauungen bekannt. Besonders bemerkenswerte Vorfälle unter polnischer Verwaltung teilt mit; und zwar bald. Wir schlesischen Pfarrer haben kirchlicherseits den Auftrag erhalten, einen Bericht über die Schicksale unserer Gemeinden in den Jahren 1945/46 einzureichen.

Ein praktischer Hinweis: Wer regelmäßig, d.h. täglich bei einem Betrieb arbeitet, wenn auch nur gegen Wohnung und Essen, verlange Anmeldung bei der Krankenkasse. – Unser schweres Los wollen wir als Zulassung und Schule Gottes tragen, und Gott nicht verantwortlich machen für die Gewaltakte und Vergeltungssucht rachgieriger Menschen. Gottes Liebe und Fürsorge steht immer auf Seiten der Leidenden. Wollen uns ihrer wert zeigen! Wir wollen aus unserem Leid das Leiden verstehen lernen, das andere durch die Schuld unserer Führung tragen mußten; selbst besitzlos geworden, wollen wir auch verstehen lernen, wie denen zumute ist, die wie der arme Lazarus an den Türen der Besitzenden lagen, ohne daß für sie etwas abfiel. ‚Ihr habt den Raub Eurer Habe hingenommen in dem Bewußtsein, daß ihr einen besseren und bleibenden Besitz habt. Werfet also Eure Zuversicht nicht weg, die ja großen Lohn trägt. Beharrlichkeit tut Euch not.' (Hebr. 10,34).

Lernen wir aus dem Verhalten der katholischen Polen in Schlesien, daß der Widerspruch zwischen Beten und Leben die Achtung vor aller Religion untergräbt. Kirchentum und Christentum dürfen nicht zwei verschieden getrennte Welten sein. Niemals wird Treue und Gewissenhaftigkeit in kirchlichen Übungen und Gebräuchen vom Mangel an Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit und Nächstenliebe vor Gott entschuldigen.[28] Denken wir immer an die Absage, die der Heiland dem pharisäischen Boten im Tempel erteilt! – ‚Die Liebe Gottes, die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Gemeinschaft des Hl. Geistes sei mit Euch allen!' (11. Kor. 13, 13). Mit diesem Wunsch des Völkerapostels grüßt Euch herzlich Euer Pfarrer."[29]

28) In diesem Sinne hatte Vinzenz Groeger am 27.11.1945 einen Brief an den Apostolischen Administrator Karl Milik geschrieben. Dazu mit dem Brieftext Evelyne A. Adenauer: Una sancta catholica et apostolica ecclesia? Die katholischen Gemeinden Schlesiens 1945/46, in: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 51/52 (2010/2011), S. 211–224, hier S. 211f., Josef Bögner: Ein mutiger Hirte in schwerer Zeit. Pfarrer Vincenz Groeger und sein Schreiben an den Apostolischen Administrator Karol Milik, in: FMR 8 (2013), Nr. 10, S. 4.
29) FHKA, Sign. D 7.14.2.1.

2. Heimatblätter

2.1 Frankensteiner Heimatbrief – Rund um den schiefen Turm

Paul Zwiener,[30] Gründer und Herausgeber des ‚Frankensteiner Heimatbriefes', kam 1909 nach Frankenstein, wo seine Eltern bis 1932 den Rathauskeller bewirtschafteten. Von 1921 bis 1924 absolvierte er beim Landratsamt Frankenstein eine Ausbildung als Verwaltungsangestellter und war dort bis 1937 tätig. Anschließend wurde er bei verschiedenen Kreisverwaltungen eingesetzt. Zum 1. August 1943 erhielt er die Einberufung zum Kriegsdienst und wurde nach kurzer Ausbildung sofort an die Front versetzt. Nach der Vertreibung verdiente er sein Brot mit berufsfremder, schwerer Arbeit in der Landwirtschaft und später beim Straßenbau. In seinem Beruf als Verwaltungsangestellter arbeitete Paul Zwiener erstmals wieder 1952 bei der Stadtverwaltung Kirchheim/Teck. 1957 fand er Wiederverwendung im gehobenen Verwaltungsdienst der Stadt Rheydt, wo er bis zu seiner Pensionierung tätig war.

Unter den äußerst schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen der unmittelbaren Nachkriegszeit begann Paul Zwiener sein Werk für seine vertriebenen Landsleute. Im Jahre 1946 gründete er die Heimatkartei für Stadt und Kreis Frankenstein in Schlesien. In Zusammenarbeit mit den Suchdiensten Bethel und Bamberg und dem Deutschen Roten Kreuz brachte er 1949 ein Anschriftenverzeichnis heraus, welches ca. 10.000 Anschriften von Heimatvertriebenen aus dem Kreis Frankenstein in Schlesien enthielt. Die neuen Anschriften wurden fortlaufend im Heimatbrief veröffentlicht. So konnten unzählige abgerissene Verbindungen wiederhergestellt werden, zahlreiche Familien mit ihren Angehörigen zusammengebracht und tausende Suchfälle geklärt werden, ohne dass Zwiener hierfür von irgendeiner Seite eine finanzielle Unterstützung erhalten hat.[31]

Am 1. Juli 1949 erschien die erste Ausgabe des ‚Frankensteiner Heimatbriefes' mit dem Untertitel ‚Rund um den schiefen Turm', zunächst in 50 Exemplaren und von Hand vervielfältigt. Im Dezember war die Auflage schon auf 500 Exemplare gestiegen.[32] Ab Januar 1950, also der Folge 7 des

30) Paul Zwiener, * 30.9.1907 Ottmachau, Kr. Grottkau † 13.8.1977 Mönchengladbach.
31) FHB 16 (1964), Nr. 15/16 (Doppelheft August 1964, Gesamtfolge 283/284), S. 133.
32) FHB 15 (1963), Nr. 6/7 (2. März- und 1. April-Folge 1963, Gesamtfolge 250/251), S. 77.

ersten Jahrgangs, wurde die Zeitschrift maschinell gedruckt. Sie erschien monatlich einmal, in den 1960er Jahren zweimal im Monat. Das Blatt entwickelte sich bald zu einer hervorragend gestalteten und inhaltsreichen Heimatzeitung mit jeweils 16 bis 24 Seiten. Das Verbreitungsgebiet erstreckte sich über das gesamte Bundesgebiet. Zu den Abonnenten gehörten aber auch ins europäische und außereuropäische Ausland ausgewanderte Landsleute. Das Blatt war zu einem wichtigen Verbindungsglied der Heimatvertriebenen aus Stadt und Kreis Frankenstein geworden. Die Zahl der Abonnenten ist 1963 mit rund 2.500 angegeben.[33] Ab Januar 1965 erschien das Blatt nur einmal monatlich.

Die Krönung seiner Arbeit für die Heimatvertriebenen fand Paul Zwiener in der Übernahme der Patenschaft der Stadt Wiedenbrück (Westfalen) für die Stadt Frankenstein (Schlesien) und des Landkreises Wiedenbrück für den Landkreis Frankenstein im Jahre 1952. Die Früchte seiner Bemühungen um die Patenschaft ernteten indes andere. Als 1958 die Frankensteiner Heimatkreisversammlung, der sogenannte Exilkreistag, aus der Taufe gehoben wurde, gehörte er nicht zu den Delegierten. Der „Exilkreistag" und der Heimatkreissprecher galten gegenüber dem Paten als legitime Vertreter des ehemaligen Landkreises Frankenstein. Pfarrer Kurnoth, Sprecher der Frankensteiner, sah in der Patenschaft die Chance, ein eigenes, „offizielles" Heimatblatt für Stadt und Kreis Frankenstein herauszugeben. Er hatte be-

33) Ebd.

reits 1953 seine Zusammenarbeit mit Paul Zwiener beendet und 1954 das ‚Frankenstein-Münsterberger Heimatblatt' gegründet. Das neue Blatt stellte für den ‚Frankensteiner Heimatbrief' eine schwere Konkurrenz dar, der es auf Dauer nicht gewachsen war. Während das neue Heimatblatt mit den Zuschüssen des Patenkreises Wiedenbrück arbeiten konnte, war Zwiener auf sich allein gestellt. Im September 1971 musste sein Blatt das Erscheinen einstellen. Letzte Ausgabe: 23. Jahrg. Nr. 9 (1971), 372. Gesamtfolge

2.2.1 Frankenstein-Münsterberger Heimatblatt

Der Titel des neuen Blattes sollte ganz bewusst an die Tradition der ‚Frankenstein-Münsterberger Zeitung' anknüpfen, die Ende 1941 auf Betreiben der Nazis ihren Betrieb einstellen musste.[34]

Das am 1. Januar 1954 von Pfarrer Kurnoth und dem Frankensteiner Heimat-Arbeitsausschuss herausgegebene Blatt wurde im Zeitungskopf als „Offizielles Mitteilungsblatt für Stadt und Kreis Frankenstein/Schlesien" bezeichnet, in späteren Jahren, bis zur letzten Ausgabe, als „Organ des Heimatkreises Frankenstein".

Druck und Vertrieb des ‚Frankenstein-Münsterberger Heimatblatts' erfolgten im Gründungsjahr durch die Druckerei von Paul Plischke in Köln, der aus Münsterberg im Kreis Frankenstein stammte. Die ersten drei Nummern nahmen sich mit je 8 Seiten recht bescheiden aus. Von der Nummer 4 an erschien das Blatt alle zwei Monate mit jeweils 12 Seiten Umfang, die z.T. mit Werbeannoncen gefüllt waren. Auf der Titelseite der ersten Ausgabe heißt es: „Für das Recht und die Wahrheit will unser Heimatblatt sprechen und zugleich von der lebendigen Kraft, die im großen Ablauf abendländischer, christlicher Geschichte auch unserem Frankensteiner Land das über alle Vergänglichkeit hinweg bleibende Gesicht gegeben hat. Ein wahrer Heimatborn, aus dem ein jeder, der da unterwegs ist, sich laben möge …" Das waren große Worte, die aber schon bald von der Realität eingeholt wurden. Die Einnahmen aus dem Vertrieb des Blattes waren zu gering, um die Kosten decken zu können, so dass es schon nach einem Jahr hätte eingestellt werden müssen. Am Ende des 1. Jahrgangs waren die Verbindlichkeiten gegenüber der Druckerei auf einen Betrag

34) Ute Sperveslage: Die Frankenstein-Münsterberger Zeitung, in: FMR 9 (2014), Nr. 4 (April 2014), S 4.

in niedriger vierstelliger Höhe gestiegen. Zur Begleichung der Schuld wurden dem Herausgeber seitens des Kreises und der Stadt Wiedenbrück zinslose Kredite, die später in verlorene Zuschüsse umgewandelt wurden, zur Verfügung gestellt.[35] Paul Plischke lehnte es aber ab, das Blatt weiterhin zu drucken. Unter Vermittlung von Karl Arndt, einem aus Frankenstein stammenden Schriftsetzer, der bei der Lengericher Handelsdruckerei tätig war, wandte sich Pfarrer Kurnoth an Friedrich Klinke, den Besitzer dieser Druckerei. Dieser erklärte sich bereit, das Blatt, das zu diesem Zeitpunkt 600 Abonnenten hatte, zu drucken und zu vertreiben. Eine schriftliche Vereinbarung zwischen dem Herausgeber und der Druckerei wurde aber nicht geschlossen.[36] Diese Unterlassung führte in den folgenden Jahren zu zahlreichen Streitigkeiten zwischen dem Herausgeber und dem späteren Eigentümer der Druckerei, Jürgen Bossemeyer. Als schwerwiegender Fehler erwies sich später aber vor allem die alleinige Führung der Abonnentenkartei durch die Lengericher Handelsdruckerei.

K 2950 E

Frankenstein-Münsterberger

Heimatblatt

40. Jahrgang / Nr. 1 Organ des Heimatkreises Frankenstein/Schlesien Januar 1993

Als Herausgeber fungierten im Auftrag des Arbeitsausschusses Frankenstein/Stadt in den ersten Jahren Pfarrer Rudolf Kurnoth und der ehemalige Frankensteiner Superintendent Kurt Nonnast, später Pfarrer Kurnoth und Pastor Kurt Hübner (früher Lampersdorf, Kr. Frankenstein) und Pastor Helmut Viertel (früher Stolz, Kr. Frankenstein). Ab Januar 1955 wurden die Rubriken „Hier spricht Münsterberg“ und „Bergglocke Reichenstein“, die bis dahin im ‚Frankensteiner Heimatbrief‘ von Paul Zwiener erschienen sind, in das ‚Frankenstein-Münsterberger Heimatblatt‘ integriert. 1959

35) FHKA, Handakten des Vorstandes der Bundesheimatgruppe Kr. Frankenstein.
36) FHKA, Handakten des Vorstandes der Bundesheimatgruppe: Bericht über die Arbeitsbesprechung in Rulle am 10.9.1955.

übernahm der Frankensteiner Heimatkreisausschuss die Herausgeberschaft, zunächst gemeinsam mit dem Arbeitsausschuss Frankenstein/Stadt, ab dem 10. Jahrgang in alleiniger Verantwortung. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der 1950er Jahre wuchs auch die Zahl der Abonnenten. Somit konnte der Umfang des Blattes von anfangs 16 Seiten ab 1960 auf 20 Seiten, ab 1962 auf je 24 Seiten monatlich erhöht werden. Ab Mitte der 1960er Jahre erschien die Beilage „Unterhaltende Blätter" mit mindestens sieben Folgen.[37]

Ab 1972 musste der Seitenumfang wegen der Kostensteigerung im Druckgewerbe zunächst auf 20 Seiten, ab 1979 auf 16 Seiten reduziert werden. 1977 betrug die Auflagenhöhe 3.600 Exemplare.[38] 1981 wurden laut Mitteilung des Vertriebsfirma Asgard-Verlag 2.950 Heimatblätter versandt.[39] Der vom Herausgeber angestrebte Wechsel zu einer anderen Druckerei, die das Blatt kostengünstiger hätte herstellen können, misslang, da der Besitzer der Lengericher Handelsdruckerei (seit etwa 1965 Jürgen Bossemeyer) sich weigerte, die Abonnentenkartei herauszugeben.

2.2.2 Interne Probleme

Um mehr Platz für Sachthemen zu schaffen, wurden die Familiennachrichten ab Januar 1989 um zwei Seiten reduziert und stattdessen die Rubrik „Unsere Heimat" mit Berichten zur Geschichte und Kultur des Kreises Frankenstein eingeführt. Hierbei wurde an die Tradition der Beilage zur ‚Frankenstein-Münsterberger Zeitung' „Unsere Heimat, Monatsblätter für Heimatkunde und Heimatkultur" (1924–1940) angeknüpft. Die Redaktion dieser Seiten wurde Franz Toenniges[40] übertragen. Er veröffentlichte allerdings überwiegend Berichte über seine Heimatstadt Frankenstein. Da auch der Schriftleiter des Blattes, Alfons Pohl, nicht selten gleichzeitig Berichte mit Bezug auf Frankenstein brachte, sahen sich die Abonnenten aus den Dorfgemeinden benachteiligt. Daher beschloss die Heimatkreisversammlung einstimmig eine Neustrukturierung des Blattes, bei der die

37) FHKA, Akte Frankenstein-Münsterberger Heimatblatt 1. Dort hinterlegt sind die Beilagen 1, 3–5 u. 7.
38) FHKA, Protokoll der Heimatkreisausschuss-Sitzung vom 16.06.1977.
39) FHKA, Nachtrag zum Protokoll der Heimatkreisausschuss-Sitzung vom 26.09. 1981.
40) Franz Toenniges, * 27.9.1923 Frankenstein in Schlesien, † 19.4.2008 Kürten.

Berichterstattung über die Dorfgemeinden stärker als bisher Beachtung finden sollte. Dieser Beschluss wurde auch von den Delegierten der Stadt Frankenstein mitgetragen.[41] Die Herren Pohl und Toenniges waren aber nicht bereit, sich diesem Votum zu beugen. Das führte nach längeren Konflikten schließlich zu ihrem Ausscheiden aus der Schriftleitung bzw. Redaktion des ‚Frankenstein-Münsterberger Heimatblatts'.

Die von Wolfgang Kessler aus der Zeitschrift ‚Rund um den schiefen Turm' (siehe unten) übernommene Angabe, der Anlass für die Distanzierung des Stadtausschusses Frankenstein vom ‚Frankenstein-Münsterberger Heimatblatt' seien die zahlreichen Schwierigkeiten gewesen, die dem Schriftleiter Alfons Pohl von Seiten des Zweiten Vorsitzenden Josef Bögner im Auftrage des Kreisausschusses über Monate hindurch gemacht worden sind,[42] entspricht nicht den Tatsachen. Richtig ist, dass der Autor dieses Beitrages als Geschäftsführer der Bundesheimatgruppe Kreis Frankenstein auftragsgemäß den Beschluss der Heimatkreisversammlung gegenüber den genannten Personen vertreten hat.

2.2.3 Das Heimatblatt „Rund um den schiefen Turm"

Am 1. November 2002 gab der Heimatausschuss Stadt Frankenstein auf Bertreiben von Alfons und Georg Pohl ein neues Heimatblatt heraus, wobei der Untertitel des 1971 eingestellten ‚Frankensteiner Rundbriefes' von Paul Zwiener als Titel gewählt wurde. Die von den Herausgebern erhoffte Resonanz blieb aus. Nach Versand von 900 Werbeexemplaren

41) FHKA, Protokoll der Heimatkreisversammlung vom 15.06.1996.
42) Kessler (wie Anm. 1), S. 104f. unter Bezug auf Georg Pohl, Alfons Pohl: Das neue Heimatblatt, in: Rund um den schiefen Turm 1 (2002), Nr.1, S. 1.

hatten nur 136 Personen das Blatt abonniert.[43] Es wurde in sehr geringer Auflage mit jeweils acht Seiten im Schwarz-Weiß-Druck alle zwei Monate herausgegeben und 2022 eingestellt.

2.2.4 Das Ende des ‚Frankenstein-Münsterberger Heimatblattes'

Das ‚Frankenstein-Münsterberger Heimatblatt' ist von Januar 1955 (2. Jg., Nr. 1) bis Juni 2006 (53. Jg., Nr. 6) monatlich einmal im Verlag der Lengericher Handelsdruckerei erschienen. Am 1. April 2005 eröffnete das Amtsgericht Münster das Insolvenzverfahren über die Handelsdruckerei, das schließlich zum Konkurs des Unternehmens führte. Jetzt rächte sich, dass der Gründer des Heimatblattes es unterlassen hatte, eine schriftliche Vereinbarung mit der Druckerei zu schließen. Der Besitzer der Lengericher Handelsdruckerei gab an, Eigentümer des Blattes zu sein, weil die Druckerei von Anbeginn an das wirtschaftliche Risiko getragen habe. Für die Herausgabe der Abonnentenkartei verlangte der Insolvenzverwalter zunächst 20.000 Euro, zuletzt 10.000 Euro. Diesen Betrag konnte die Bundesheimatgruppe Kreis Frankenstein nicht aufbringen.

2.3 ‚Frankenstein-Münsterberger Rundschau'

Nach der Insolvenz der Lengericher Handelsdruckerei wollte der Heimatkreisausschuss das Heimatblatt nicht sang- und klanglos untergehen lassen. Nach mehrmaligen Aufrufen in den letzten Ausgaben des ‚Frankenstein-Münsterberger Heimatblattes' meldeten sich über 900 Abonnenten. Somit konnte das Blatt nach nur einmonatiger Unterbrechung ab August 2006 von einer anderen Druckerei gedruckt werden. Es erschien wie gewohnt monatlich mit 16 Seiten im DIN-A4-Format. Um einem etwaigen Rechtsstreit mit der Lengericher Handelsdruckerei aus dem Weg zu gehen, wurde der Titel geändert. Das Blatt trägt seitdem den Namen ‚Frankenstein-Münsterberger Rundschau'. Seit dem 10. Jahrgang erscheint es alle zwei Monate mit 20 Seiten, wobei der Mantelbogen in Farbe gedruckt wird.

43) FHKA, Handakten des Vorstandes der Bundesheimatgruppe Kr. Frankenstein: Stadtausschuss Stadt Frankenstein: Offener Brief an alle ehemaligen Frankensteiner Bürger, Dezember 2002.

3. Inhalt, Nachweis und Erschließung der Heimatblätter

Förderung des Zusammenhaltes der Heimatvertriebenen aus dem Kreis Frankenstein, Bewahrung und Pflege von Traditionen, von kulturellem und religiösem Erbe und historischer Überlieferung, Zeugnis zu geben von der über 700-jährigen deutschen Geschichte Schlesiens – das sind, kurz zusammengefasst, die Hauptmotive für die Herausgabe der Heimatblätter. Dementsprechend bilden die heimatkundlichen Beiträge einen Schwerpunkt der Berichterstattung. Zu den ständigen Autoren gehörten bis in die 1980er Jahre ehemalige Mitarbeiter von Frankensteiner Behörden, kirchlichen Einrichtungen und an den Frankensteiner Schulen tätig gewesene Lehrer, aber auch ehemalige Inhaber und Angestellte von Handwerks- und Industriebetrieben und Landwirte. Sie konnten aus ihrem reichen beruflichen Erfahrungsschatz und Wissen schöpfen. Ihre Berichte sind heute wichtige Quellen für deutsche und polnische Heimatgeschichtsforscher.

Mit dem Ausbau der Heimatkartei für Stadt und Kreis Frankenstein in den 1950er Jahren wuchs ständig auch der Umfang der Familiennachrichten. Regelmäßig berichtet wurde anfangs über den Existenzaufbau von Landsleuten und über staatliche Eingliederungshilfen für Vertriebene. Es fehlten aber auch nicht Aufsätze heimatpolitischen Inhalts. Eine feste Einrichtung war die Rubrik „Die Heimatkanzel“. Hier hatten die Seelsorger beider Konfessionen die Möglichkeit, sich an ihre ehemaligen Gemeindemitglieder zu wenden. Bis Mitte der 1950er Jahre berichtete der ‚Frankensteiner Heimatbrief‘ unter der Rubrik „Berichte aus der Heimat“ über das Schicksal der im Kreis Frankenstein zurückgebliebenen bzw. von den Polen zurückgehaltenen Landsleute. Berichte über den Verlauf von Heimattreffen, das Kriegsende und die Vertreibung waren und sind ein fester Bestandteil der Berichterstattung.

Frankenstein-Münsterberger
Rundschau
mit
Bergglocke Reichenstein
FRANKENSTEIN
MÜNSTERBERG
18. Jahrgang / Nr. 11/12 Heimatzeitung für Stadt und Kreis Frankenstein/Schlesien November/Dezember 2023

In den Jahren nach Abschluss des Warschauer Vertrages im Dezember 1970 nahmen die Berichte über die ersten Reisen in die Heimat breiten Raum ein. Die Feststellung von Hans-Jürgen Gaida, diese Berichte würden bestenfalls die engeren Nachbarn und die Familie interessieren, ist nicht richtig.[44] Die heute in Schlesien lebenden Menschen interessierte es sehr wohl, welchen Eindruck die „ausgesiedelten" Deutschen von ihrem, jetzt polnischen Heimatort mit nach Hause nahmen. Ein Beleg hierfür ist das von Piotr Romanowski herausgebrachte Buch ‚Reichenstein. Niezapomniana ojczyzna po trzydziestu latach'.[45] Es handelt von einer deutschen Reisegruppe, die ihre alte Heimat Reichenstein 30 Jahre nach der Vertreibung zum ersten Mal besucht hat.

Durch die nach 1971 verbesserten Reisemöglichkeiten in die ehemals ostdeutschen Gebiete konnten auch die dortigen staatlichen und kirchlichen Archive besucht werden. Die hierbei gewonnenen Forschungsergebnisse fanden ihren Niederschlag sowohl in den Heimatbüchern als auch in den Heimatblättern. Das zeigt z. B. das Quellenverzeichnis der 1982 herausgegeben Heimatchronik der Pfarrgemeinde Baumgarten.[46] Auch die heimatgeschichtlichen Beiträge von Doris Minale beruhen größtenteils auf der Auswertung der Akten des Pfarrarchivs Protzan, Kr. Frankenstein.[47] Wie in allen Heimatblättern wird auch in den Frankensteiner Heimatblättern Erinnerungskultur gepflegt, aber eben nicht nur. Erinnerungskultur hat nichts Anstößiges, ist Zweck aller Traditionsvereine und wird vom Staat mit zum Teil hohen Summen finanziell gefördert.

Zu den Autoren der Frankensteiner Heimatblätter zählten bzw. zählen eine Reihe renommierter Historiker und Fachleute, wie z. B. Dr. Gerhard Webersinn,[48] Heinrich Grüger[49] und Dr. Peter Negwer sowie etliche quali-

44) Kessler (wie Anm. 1), S.116 unter Bezug auf Hans-Jürgen Gaida: Die offiziellen Organe der ostdeutschen Landsmannschaften. Ein Beitrag zur Publizistik der Heimatvertriebenen in Deutschland (Beiträge zur politischen Wissenschaft 15). Berlin 1973, S. 198.

45) Piotr Romanowski: Reichenstein. Niezapomniana ojczyzna po trzdziestu latach [Reichenstein. Unvergessene Heimat nach dreißig Jahren]. Złoty Stok 2018.

46) Josef Bögner: Heimatchronik der Pfarrgemeinde Baumgarten, Kreis Frankenstein/Schlesien. Bad Oeynhausen 1982.

47) So u.a. Doris Minale: Die Erhebung der Wallfahrtskirche Kaubitz zur Pfarrkirche, in: FMR 18 (2023), Nr. 3/4, S.1f.

48) Gerhard Webersinn, * 25.4.1904 Münsterberg, † 19.2.1993 Münster.

49) Heinrich Grüger, * 20.10.1922 Nieder Kunzendorf, Kr. Münsterberg, † 23.5. 1999 Mainz.

fizierte Heimatgeschichtsforscher, die in ihren Beiträgen selbstverständlich auch neue Erkenntnisse der historischen Forschung berücksichtigt haben. Es trifft auf die hier beschriebenen Heimatblätter nicht zu, dass diese Erkenntnisse weitgehend ignoriert werden.[50]

Die Behauptung von Hans-Jürgen Gaida, die Zeit des Nationalsozialismus sei in den Heimatblättern generell ausgeklammert,[51] trifft vielleicht auf die älteren Jahrgänge zu, nicht aber generell auf alle hier beschriebenen Zeitschriften. Die ‚Frankenstein-Münsterberger Rundschau' berichtete z. B. in vier Fortsetzungen ausführlich über das Schicksal der jüdischen Unternehmerfamilien Bruck und Kassel aus Frankenstein.[52] Und in der Mai/Juni-Ausgabe 2022 der ‚Frankenstein-Münsterberger Rundschau' ist ein achtseitiger Bericht über das Umsiedlungslager Wartha veröffentlicht. Dorthin wurden 1942 etwa 400 Luxemburger und Volksdeutsche zwangsumgesiedelt.

Die Frankensteiner Heimatblätter waren bzw. sind bis heute frei in ihrer Berichterstattung und zu keinem Zeitpunkt an einen Verlag, politische oder kirchliche Organisation gebunden. Widersprochen werden muss an dieser Stelle auch der Feststellung von Michael Schwartz, es sei generell davon auszugehen, dass auf der Ebene der Kreisgemeinschaften zumindest in der ersten Generation bis in die 1970er Jahre ein noch höherer Prozentsatz von Akteuren „mit Vergangenheit" anzutreffen war, als in der Führung des Bundes der Vertriebenen.[53] Das trifft auf die Bundesheimatgruppe Kreis Frankenstein nicht zu. Wie bereits oben angegeben, fungierten als Herausgeber des ‚Frankenstein-Münsterberger Heimatblattes' zunächst Geistliche beider großen Konfessionen, und im Vorstand der Bundesheimatgruppe Kreis Frankenstein hatte niemand eine NS-Vergangenheit. Dasselbe gilt für die Heimatgruppe Stadt Frankenstein. In den Biographien der betreffenden Personen, die in den o. a. Zeitschriften veröffentlicht sind, findet sich kein entsprechender Hinweis.

Die Bundesheimatgruppe Kreis Frankenstein artikuliert sich auch nicht „im Dunstkreis" der Landsmannschaft, wie Kessler vielen schlesischen

50) Kessler (wie Anm. 1), S. 119f. unter Bezug auf Gaida (wie Anm. 42), S. 198.
51) Kessler (wie Anm. 1), S.118 unter Bezug auf Gaida (wie Anm. 42), S. 198.
52) Josef Bögner: Aus der Geschichte der jüdischen Familien Bruck und Kassel in Frankenstein, in: FMR 14 (2019), Nr. 1/2 bis Nr. 9/10.
53) Kessler (wie Anm. 1), S. 122 unter Bezug auf Michael Schwartz: Funktionäre mit Vergangenheit. Das Gründungspräsidium des Bundes der Vertriebenen und das „Dritte Reich". München 2013.

Heimatgruppen unterstellt.[54] Eine derartige Wortwahl ist nicht zu akzeptieren. Sie rückt die Landsmannschaften und Heimatgruppen und ihre Friedens- und Versöhnungsarbeit in die rechte Ecke.

Seit vielen Jahren besteht eine enge Zusammenarbeit mit polnischen Heimatgeschichtsforschern. Letztere haben wiederholt die Möglichkeit genutzt, ihre Forschungsergebnisse in der ‚Frankenstein-Münsterberger Rundschau' zu veröffentlichen. Zu den Beziehern der Rundschau gehören ein Dutzend Polen im heutigen Landkreis Ząbkowice Śląskie. Über viele Jahre hinweg hat die dort erscheinende Wochenzeitung ‚Wiadomości Powiatowe' regelmäßig heimatkundliche Berichte aus dem ‚Frankenstein-Münsterberger Heimatblatt' veröffentlicht. In mehreren nach 1990 erschienenen polnischen Monographien wurde das Heimatblatt als Quelle angegeben.[55]

Der ‚Frankensteiner Heimatbrief', das ‚Frankenstein-Münsterberger Heimatblatt' und die ‚Frankenstein-Münsterberger Rundschau' sind durch Register erschlossen und in der Frankensteiner Heimatkreisbibliothek im Kreisarchiv Gütersloh lückenlos vorhanden.[56]

Josef Bögner

Śląskie czasopisma ojczyźniane po 1945 roku na przykładzie powiatu ząbkowickiego. Zarazem uzupełnienie i korekta

Po zakończeniu II wojny światowej i wypędzeniach ważne było przywrócenie i podtrzymywanie kontaktu z dawnymi mieszkańcami miast i wsi na obczyźnie. Służyły temu m.in. okólniki i gazety ojczyźniane – autor przedstawia tego typu publikacje dla dawnego powiatu ząbkowickiego. Inicjatywę opracowywania i wysyłania okólników podjęli katoliccy i ewangeliccy duchowni, którzy chcieli dodać swym członkom gmin i parafii odwagi i ufności – zarówno w aspekcie wiary, jak i życia na obczyźnie, przy okazji układając nowe listy adresowe wiernych. Pierwsze czasopismo

54) Kessler (wie Anm. 1), S. 114.
55) Siehe z. B. Jerzy Organiściak, Tomasz Dudziak, Marcin Dziedzie: Ząbkowickie Opowieści. Część 3: Okolice Ząbkowic Śląskich monografia krajoznawcza [Frankensteiner Erzählungen. T. 3: Die Umgebung von Frankenstein. Eine Landschaftsmonographie]. Ząbkowice Śląskie 1997, S. 267, 272.
56) https://katalog.martin-opitz-bibliothek.de/cgi-bin/voe/db/maske.pl?db=voe.

ojczyźniane: „Frankensteiner Heimatbrief – Rund um den schiefen Turm“ [„Pismo ząbkowickie – wokół Krzywej Wieży“] (1949–70) ukazywało się z prywatnej inicjatywy Paula Zwienera raz w miesiącu, przy czym w rekordowym roku 1963 miało 2.500 abonentów. W 1952 roku, wraz z przejęciem patronatu nad miastem i powiatem ząbkowickim przez miasto i powiat Weidenbrück w Westfalii, założono późniejszą Bundesheimatgruppe Kreis Frankenstein (pol. związkowa grupa ojczyźniana powiatu ząbkowickiego), która wydawała „oficjalny“ okólnik – „Frankenstein-Münsterberger Heimatblatt“ [„Gazeta ząbkowicko-ziębicka“] (1954–2006). Wobec wewnętrznych problemów oraz zgłoszenia upadłości drukarni, która prowadziła spis abonentów, musiano jednak zaprzestać wydawania tej gazety. Jej kontynuację stanowi od sierpnia 2006 roku gazeta „Frankenstein-Münsterberger Rundschau“ [„Przegląd ząbkowicko-ziębicki“] o objętości 20 stron, ukazująca się obecnie co dwa miesiące. Początkowo zadaniem periodyków było wspieranie więzi między wypędzonymi, dziś publikują one raczej przyczynki do historii regionu, również redagowane przez polskich historyków. W każdym bądź razie nie można odnosić do ząbkowickiej prasy ojczyźnianej różnych uogólnionych sądów o tzw. „czasopismach wypędzonych“. Tł. Klara Kaczmarek-Löw

Unter Schleierherren. Zu drei Gelegenheitsdichtungen Johann Christian Günthers

Von Uwe Grund

Im November 1752 wird dem englischen Außenminister, dem Duke of Newcastle, eine Note der preußischen Gesandtschaft in London zugestellt. Im Auftrage des Königs von Preußen fordert der umfangreiche, vom Sekretär Michell unterzeichnete Schriftsatz *(Memorial)*[1] unter Berufung auf internationales Recht und die Gebote des freien und fairen Welthandels Entschädigungen für Verluste, die preußische Kaufleute in den Jahren 1745 bis 1748 durch zahlreiche Beschlagnahmungen erlitten hätten. Englische *Privateers* hätten Handelsschiffe, unterwegs mit friedlicher Fracht meist auf der Route nach Spanien und Frankreich, aufgebracht und die Schiffe samt Besatzung an der Weiterfahrt gehindert, und das meist monatelang. Da die Kaufleute bislang vergeblich versucht hätten, Kompensation zu erlangen, beabsichtige der König von Preußen, die finanziellen Verpflichtungen, die er der englischen Krone gegenüber habe, aufzurechnen mit den erlittenen Vermögensverlusten seiner Untertanen. Die Denkschrift beziffert sie auf 194.724 *Crowns* (Reichsthaler). Im Friedensabkommen zu Breslau, das den Ersten Schlesischen Krieg im Juni 1742 beendete, hatte Friedrich II. die Bedienung der hypothekarischen Schulden übernommen, die auf dem Herzogtum *(Duchy)* Schlesien lasteten und mit denen Habsburg bei England in der Kreide stand. Die noch ausstehenden Summen sollten nun zur Begleichung der eigenen Forderungen herangezogen werden.

1) Exemplar der British Library, digitalisiert 18. 5. 2015. https://www.google.de/books/edition/Exposition_of_the_motives_founded_upon_t/JEJiAAAAcAAJ?hl=en&gbpv=1&dq=%22exposition+of+the+motives%22&pg=RA1-PP2&printsec [Zugriff am 14.2.2024].

Die Ansprüche wurde dann, der Duke of Newcastle[2] war inzwischen Premierminister, im Westminstervertrag 1756 mit 120.000 Rtl. (20.000 Pfd. Sterling) reguliert.[3] In erheblichem Ausmaß betroffen von diesen geschäftsschädigenden Praktiken war der schlesische Leinwandhandel, und hier Kaufleute, deren Namen, Handelswaren, -wege und -volumina in einer als *Specification* dem *Memorial* angehängten Tabelle erkennbar werden.[4] Ein halbes Dutzend der Beschlagnahmen betrifft Personen und Orte, die in der Biographie Johann Christian Günthers eine bedeutende Rolle spielten – die letzten Monate vor seinem, wie sich erweisen wird, endgültigen „Scheiden aus dem Vaterlande"[5] sehen wir den Dichter in den Riesengebirgsstädten Hirschberg, Schmiedeberg und Landeshut, wo er auf Förderer, Freunde und Auftraggeber trifft, zumeist Mitglieder von Kaufmannsinnungen. Namen wie Mentzel, Glafey und Gottfried aus der Geschädigtenliste des *Memorials* sind identisch mit Empfängern bzw. Bestellern von sog. Gelegenheitsgedichten, einem von Günther intensiv gepflegten Typus von Lyrik. Zunächst als Einzeldrucke erschienen oder als Handschrift dediziert, erfuhren sie noch zu Lebzeiten der Gedichtadressaten in ersten Gesamtausgaben der 1720er bis 1760er Jahre weite Verbreitung.[6] Die Germanistik hat bislang der „Gelegenheit", also dem ge-

2) Zu ihm P. J. Kulisheck: The Duke of Newcastle, 1693–1768, and Henry Pelham, 1694–1754. A Bibliography (Bibliographies of British Statesmen 8). Westport, London 1997.

3) Zum Vorgang s. auch Hermann Fechner: Wirtschaftsgeschichte der preußischen Provinz Schlesien in der Zeit ihrer provinziellen Selbständigkeit. Breslau 1907, S. 103f.; S. 104 spricht Fechner vom „staatlich sanktionierte[n] Piratenunwesen der Engländer."

4) Letter B. Specification of the neutral ships, taken and unjustly detained, against all the Laws of Nations, by the English Marine, and afterwards released during the last war. Die Tabelle listet 32 Fälle auf (wie Anm. 1).

5) So ein Brief Günthers aus Landeshut an Christian Jacobi, einen früheren Schulfreund, der als Jurist in Hirschberg lebte, abgedruckt bei Alfons Heyer und Adalbert Hoffmann: Johann Christian Günthers Leben auf Grund seines handschriftlichen Nachlasses. Erste, unverkürzte Ausgabe seiner Taschenbücher. Leipzig 1909, S. 194f.

6) Aus der schnellen Abfolge der Auflagen und Ausgaben schließt Dahlke, „[…] daß Günther in der deutschen Aufklärungsbewegung ungefähr bis zur Periode des Sturm und Drang der meistgelesene Lyriker gewesen sein muß." Hans Dahlke: Johann Christian Günther. Seine dichterische Entwicklung (Neue Beiträge zur Literaturwis-

schichtlich-sozialen Hintergrund derartiger Poeme, wenig Aufmerksamkeit gezollt.[7] Das soll im Folgenden geschehen, indem wir über Entstehungszeit und unmittelbaren Anlaß der Werke hinaus einen Blick auf das Leben der Veranlasser werfen. Sie hatten ihr „Vaterland" mit dem Autor gemeinsam, überlebten ihn und wurden nun Zeuge wie Teil des früh einsetzenden Nachruhms des Autors. Ein besonderer Umstand ist, und das leitet unsere Auswahl, daß die Texte, wie einleitend angedeutet, Familien gewidmet waren, die auch in Abhandlungen zur deutschen und europäischen Wirtschaftsgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts begegnen und dort immer wieder paradigmatisches Interesse fanden und finden. Drei Beispiele dieser Kasuallyrik wollen wir näher untersuchen.[8] Sie waren, und insofern sind sie repräsentativ, Auftragsarbeiten, oder sie entsprangen dem Streben nach einem auf Dauer zu stellenden Mäzenatentum. Gratulations- und Huldigungstexte der Frühen Neuzeit sind trotz aller, und zudem häufig ohne nähere Prüfung unterstellten, Konventionalität nur bei genauerer Kenntnis der Lebenswelt dieser Epoche zu verstehen, und das gilt ganz besonders in Hinblick auf das uns hier eingangs in seinen riskanten Seiten entgegentretende Unternehmertum schlesischer Kaufleute. Kommentare in vorliegenden Günther-Ausgaben geben meist nur begrenzt Auskunft, so daß sich zugleich die Frage nach einer angemessenen editorischen Vermittlung derartiger Lyrik stellt.

senschaft 10). Berlin 1960, S. 205. Zum schnell einsetzenden Nachruhm des Dichters s. die einläßliche Darstellung bei Reiner Bölhoff: Johann Christian Günther 1695–1975. Kommentierte Bibliographie, Schriftenverzeichnis, Rezeptions- und Forschungsgeschichte. Bd. 3: Rezeptions- und Forschungsgeschichte. Köln, Wien 1982, dort insbesondere S. 28–69: Nachruhm, 1723–1764.

7) Zu den Ausnahmen gehören Wolfgang von Ungern-Sternberg: Die Armut des Poeten. Zur Berufsproblematik des Dichters im frühen 18. Jahrhundert, in: Text + Kritik, Heft 74/75 (1982), S. 85–109; Rudolf Drux: Die Selbstreferenz des Autors in Johann Christian Günthers Kasualpoesie, in: Jens Stüben (Hg.): Johann Christian Günther (1695–1723). Oldenburger Symposion zum 300. Geburtstag des Dichters (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte 10). München 1997, S. 101–111.

8) Die Texte I und II wurden bereits 1724 in die erste Sammlung, Text III in die *Andere* (i.e. zweite) *und verbesserte Auflage* von 1725 aufgenommen.

I

Musicalisches Abend-Opfer, als der hoch-edle Herr Christian Kluge von Ihro Römis<chen>. Käyserl<ichen> Majestät mit der Charge eines Käyserl<ichen> Commercien-Raths über das Landeshutische Weichbild begnadiget wurde.[9]

Als Beispiel für das komplexe Zusammenspiel von Umständen und dichterischer Invention sei zunächst das *Musicalische Abendopfer* etwas näher betrachtet, entstanden in Landeshut. Dort schreibt Günther, auch in Hinblick auf die beabsichtigte Wiederaufnahme des Studiums, er sei beschäftigt „mit dem Abschreiben und Ausfeilen der Gedichte […], die ich bis zu diesem Tage vollendet habe."[10] Bei diesem Aufenthalt entsteht anläßlich der Ernennung seines Mäzens Christian Kluge[11] zum k. u. k. Kommerzienrat[12] zwischen Ende 1721 und Mitte 1722 ein der Tradition des Wechselgesangs[13] bzw. der Streitrede folgender Text. Die Bezeichnung *Abendopfer* ist eine Anleihe beim Alten Testament,[14] die auf den Gestus der

9) Text zitiert nach Reiner Bölhoff (Hg.): Johann Christian Günther. Textkritische Werkausgabe in vier Bänden und einer Quellenedition. Bd. IV, 1: Dichtungen der letzten Wanderjahre 1721–1723. Berlin 2014, S. 187–196. Auch bei Wilhelm Krämer (Hg.): Johann Christian Günthers Sämtliche Werke (Historisch-Kritische Gesamtausgabe), Bd. 4: Lob- und Strafgedichte in zeitlicher Folge. Darmstadt 1964 (Unveränd. Nachdruck d. Ausgabe Leipzig 1935), S. 257–267. Die Zeilenzählung in beiden Ausgaben ist identisch.

10) Heyer/Hoffmann (wie Anm. 5), S. 195.

11) Geb. 18.5.1679 in Landeshut, gestorben 18.11.1732 ebd.

12) Johann Heinrich Zedler: Großes vollständiges Universal-Lexikon (1741): „Rath (Commercien-) heissen solche Räthe, welche den Handel besorgen. Sie sind entweder würkliche oder Titular-Commercien-Räthe." Im vorliegenden Fall dürfte es sich wohl kaum um „einen solarirten oder Besoldung ziehenden" Rat handeln. https://www.google.de/books/edition/Grosses_vollst%C3%A4ndiges_UNIVERSAL_LEXICON/rHJkAAAAcAAJ?hl=en&gbpv=1&dq=Commercien-Rath [Zugriff am 10.4.2024].

13) August Langen: Dialogisches Spiel. Formen und Wandlungen des Wechselgesangs in der deutschen Dichtung (Annales Universitatis Saraviensis 5). Heidelberg 1966. Zu Günthers „äußeren Anlässen ihre Entstehung" verdankenden Werken, darunter auch unser Text, heißt es dort S. 98f.: „Alles das ist […] schnell hingeworfene barocke Kasualpoesie in dialogischer Form, sie unterscheidet sich von zahllosen ähnlichen Elaboraten nicht im Prinzip, sondern höchstens durch die leichtere Hand und den Fluß der Diktion."

14) *Abendopfer* dreimal in Luthers Bibelübersetzung: Esra 9,4; Ps. 14,1; Daniel 9,21.

Verehrung abhebt, vermutlich auch auf die Zeit der erstmaligen Darbietung vor dem zu Ehrenden. Im Barock konnten Sammlungen von Liedern und Gebeten zu festliegenden Tageszeiten das Stichwort im Titel führen[15] – Günther nimmt also hier den von Brechts ‚Hauspostille' bekannten Usus vorweg, einen Text rein weltlichen Inhalts nach einem kirchlichen Genre zu benennen. Zu entscheiden, was das 259 Verszeilen umfassende Werk gattungsmäßig „eigentlich" ist, stellt der Verfasser dem Leser anheim.[16] In acht Arien und sieben Rezitativen läßt er die drei allegorischen Figuren *Phoebus*, *Mars* und *Mercurius* einen Streit über das vorrangige Verdienst um die Wohlfahrt, die *noch sichre[n] Zeiten* Schlesiens ausfechten und im erwartbar harmonischen Finale durch die *Klugheit* schlichten. Aus Phoebus sprechen, ganz im enzyklopädischen Verständnis des Barock, *Kunst und Wißenschafft*, die das *Licht der Weißheit mitgebracht* haben, nämlich auf der *Flucht* vor dem *Barbar,* der die *Musen* aus Athen vertrieben habe. Dichter wie Opitz, Hoffmannswaldau und Lohenstein können, das ist der *Werth der Musen*, die *Sterblichkeit bezwingen*, ihr *Spiel* stiftet *Ruhm* und *Ansehn von Schlesiens beliebten Gränzen*. Das Vorbringen von Phöbus erschließt sich heutigen wie schon den zeitgenössischen Lesern erst bei Auflösung kunstvoll verfremdender Periphrasen: *Der Bober will vor Ehr-Geitz schwellen, / So offt man seinen Opitz nennt; Die Oder laufft und rennt / Aus Liebe zu den Quellen, / Die Hoffmanns Kiel versüßt; / So klein die Loh auch ist, / So hoch ist doch ihr Stein geflogen, / Der in den Todten-Krug / Von Herzog Hermanns Asche schlug, / Biß daß er dessen Schwerdt aus Staub und Nacht gezogen* (Z. 77–87). Martin

15) Z. B. Johann Michael Dilherr: Christliches Morgen und Abendopfer […] 1653. Kein Nachweis dieses Titels im Katalog der Dt. Nationalbibliothek. Zur ersten Orientierung s. den Artikel von Oehler: Opfercultus des Alten Testaments, in: [Johann Jakob] Herzog (Hg.): Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. 10. Bd.: Mormonismus bis Pajon. Gotha 1858, S. 614–652.

16) Dem Titel folgt ein 42 Zeilen umfassender Vorspann in Form einer Anrede an den *Gönner* Christian Kluge: […] *hat doch ein jeder die Freyheit, dieser meiner schlechten* [i. e. schlichten] *Poesie den Titul einer Operette, Serenade, eines Balletts, Pastorelles oder gar eines Quodlibets an die Stirn zu heften.* Krämer, der wohl immer noch beste Kenner von Werk und Biographie Günthers, bezeichnet unseren szenischen Text als kleines „kantatenartiges Singspiel". „Es vernachlässigte die übliche, italienische Form solcher Huldigungen, ging über den Anlaß hinaus und wurde zu einem schönen Preislied auf die Handels- und Handwerkstüchtigkeit der schlesischen Heimat." So Wilhelm Krämer: Das Leben des schlesischen Dichters Johann Christian Günter: 1695–1723; mit Quellen u. Anm. zum Leben und Schaffen d. Dichters und seiner Zeitgenossen. 2. Aufl. [mit bibliogr. Erg. u. e. Personen- u. Ortsverz. von Reiner Bölhoff]. Stuttgart 1980, S. 282.

Opitz, der Boberschwan,[17] und die der zweiten Schlesischen Dichterschule zugerechneten Hoffmann von Hoffmannswaldau und Daniel Casper von Lohenstein stehen hier pars pro toto für Schlesiens herausragende Rolle bei der Etablierung einer „Deutschen Poeterey", will heißen einer deutschen Nationalliteratur, die zugleich mit der Muttersprache die Heroen der Geschichte wiederentdeckt, hier in Gestalt von *Hertzog Hermann* in Lohensteins Roman *Großmüthiger Feldherr Arminius*. Diese ausdrücklich genannte Autorentrias soll all die vertreten, die in noch viel größerer Zahl *Recht*, *Staats-Kunst* und ärztliche Kunst *(Meditrinens Schaar) höher bringen,* die aber im einzelnen aufzuzählen nicht erforderlich sei. *Was braucht es viel?* Alle würden der Vergessenheit anheimfallen, wenn auf sie nicht der *Schein* (Z. 74) des Musengottes fiele. Es sind *Kunst und Wissenschafft, / Die der Länder Wachsthum nähren* – damit glaubt Phoebus seinen *Sieg* gesichert.

Mars, den Kriegsgott, läßt Günther mit dem Offiziersadel argumentieren, dem *Kern von seinen* (sc. Schlesiens) *Kindern* (Z. 110): *Mein Schlesien erhält von mir / Stand, Adel, Nach-Ruhm, Zier.* Angespielt wird auf Kriege, die, schon für die Zeitgenossen erkennbar, Wendepunkte europäischer Kräfteverhältnisse waren und das Machtgefüge des Kontinents nachhaltig veränderten: Der Spanische Erbfolgekrieg mit einer Niederlage der Franzosen auf dem *Schellen-Berge* 1704. Der Nordische Krieg mit dem Sieg Zar Peters des Großen über die Schweden bei *Pultova* 1709. Die Siege Prinz Eugens über die Türken *(Stambols Volck)*.[18] Schließlich – *Das Schwerdt raucht von Messina noch* – der Verweis auf Karls VI. Auseinandersetzung mit Spaniens Philipp V., von dem, nach Vernichtung seiner Flotte im Mittelmeer, Sizilien unlängst zurückerobert wurde.

Der *Krantz* des Phoebus *ziert*, das *Schwerdt* des Mars, Garant *deutscher Freyheit* (Z. 117), *schützt*, nicht nur das habsburgische Schlesien, sondern *Europa* (Z. 135). Der dritte im Wettstreit, Mercurius, Gott und Schutzherr

17) „Die Poetik des Schlesiers […] wies den Dichtern den Weg zur Kunstdichtung in der Nationalsprache, trug zur allmählichen Zurückdrängung der neulateinischen Poesie bei und schuf den Ausgangspunkt für die deutsche Nationalliteratur." Marian Szyrocki: Die deutsche Literatur des Barock. Eine Einführung. Bibliograph. erneuerte Ausg. Stuttgart 1997, S. 120. Zum Forschungsstand jetzt Klaus Garber: Der Reformator und Aufklärer Martin Opitz (1597–1639): Ein Humanist im Zeitalter der Krise. Berlin, Boston 2018.

18) Die Türkenkriege gehörten ja zur unmittelbaren Gegenwart von Autor und Adressat und müssen nicht eigens aufgelistet werden: 1716 Peterwardein, 1717 Belgrad mit dem Eugens Ruhm endgültig machenden Triumph, der Friede von Passarowitz vom 21. Juli 1718.

der Handels- wie der Redekunst,[19] führt sich ein mit dem Satz *Mein Stab stützt.* Caduceus, der Botenstab oder die Rute als Erkennungsmerkmal auf fast allen Bildzeugnissen von Hermes bzw. Merkur, ist hier Emblem für die durch das Walten des Handelsgotts verbürgte Wirtschaftskraft. An den Kriegsgott gerichtet fragt Merkur, wie denn Mars seine Kriege führen wolle ohne den Ertrag *(Wucher)* des Kommerzes.[20] Phoebus wiederum sieht sich der Frage nach dem Sozialprestige ausgesetzt: *Dein Leyren und dein Kiel / Gilt nicht so viel, / Als meine List und Schätze.* Es geht aber nicht nur um die Rangfrage, denn der Parnassus ist auf Gedeih und Verderb mit dem Markt verknüpft: *Wer nimmt nicht wohl in Acht? / Daß wo Verlag und Handel stocken, / Da betteln Künste Brodt, / Da thät' es Noth / Sie lebten von der Frauen Rocken, / Und flickten vor die Bücher Schuh* (Z. 139–144). Für diese kluge und spätere literatursoziologische Einsichten vorwegnehmende Beobachtung wählt Günther zunächst den generalisierenden Indikativ – die

19) Günther rekurriert ausdrücklich auf diese Domäne, als Merkur das Gebot, zu schweigen, zurückweist: *Ich? Schweigen? / Ich? dem man Zungen weiht, / Um Nachdruck und Beredsamkeit / von meinem Munde zu erlangen* (Z. 15–18). Dieser Zuständigkeitskonstellation nach des Martianus Capella: De nuptiis Philologiae et Mercurii vergleicht sich im Griechischen der Günther gewiß vertraute Platon: *Auf alle Weise muß doch Hermes etwas von der Rede bedeuten, denn daß er Dolmetscher ist und Bote, auch hinterlistig und betrügerisch in Reden, und auf dem Markte Verkehr treibt, dieses ganze Geschäft beruht doch auf der Kraft der Rede.* Platon: Kratylos 407e – 408a. (Nach der Übersetzung Friedrich Schleiermachers). „Der römische Mercurius, stets mit Geldbeutel, war v.a. Patron der Kaufleute, wie es etwa eine Wandmalerei aus Ostia veranschaulicht […] Kaufleute beladen ein Schiff im Beisein des Gottes, der, den Geldbeutel in der Rechten, die Linke hinter dem Rücken verbirgt." Hans-K. und Susanne Lücke: Antike Mythologie. Ein Handbuch. Der Mythos und seine Überlieferung in Literatur und bildender Kunst. Reinbek b. Hamburg ^{2}2006, S. 472. In Bildzeugnissen des Barock erscheint Merkur auch als Patron der Künste (Ebd. S. 474f.). Im Lateinischen gebräuchlich die etymologische Ableitung sowohl von medius currens (als vermittelnder Bote) wie von mercium-curum bzw. merces curans (als Warenhändler) (Ebd. S. 445, 452).

20) Zu den Kriegsschulden Habsburgs im Zusammenhang mit dem Nordischen und dem Spanischen Erbfolgekrieg und deren Finanzierung s. Norbert Conrads: Die Durchführung der Altranstädter Konvention in Schlesien 1707–1709 (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands 8). Köln, Wien 1971, S. 199ff. Die fiskalischen Einkünfte aus der Provinz Schlesiens betrugen nach der preußischen Erwerbung und der im Anschluß daran durchgeführten Steuerreform rund 3.3 Mio. Taler und stiegen bis zum Ausgang der friderizianischen Zeit um 300 Tsd. Taler. Nach Colmar Grünhagen: Schlesien unter Friedrich dem Großen. Bd. 1: 1740–1756. Wolfenbüttel 2014 (ND Breslau 1890), S. 383.

Gültigkeit des Satzes ist durch historische Erfahrung und Evidenz außer Zweifel gestellt. Dann fährt er im Konjunktiv fort. Die rhetorische Frage *(Wer nimmt nicht wohl in Acht?)* zielt auch auf die unmittelbare Gegenwart mit ihren vielfältigen Gefahrenquellen für einen Konjunktureinbruch. Die oben genannten Spannungen und kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den europäischen Mächten tangierten den Exporthandel unmittelbar, und gleiches gilt für die sporadisch, doch dann meist für längere Zeit die einzelnen Nationen und Regionen heimsuchenden Pestepidemien.[21] In wieweit die Auftragslage für Günthers „Lob- und Glückwunsch-Gedichte"[22] nicht nur von seinen persönlichen Beziehungen, sondern auch von den Schwankungen der Konjunktur abhingen, ist wohl noch nicht untersucht worden. Günther verfolgte offenbar nicht nur die aktuellen Börsennachrichten, wie die dem dialogischen Spiel vorangestellte Dedikation bezeugt: *Hoch-Edler, Hochzuehrender Gönner! Die Actien-Klage ist jetzo am Parnasse so gemein als in den Frantzösischen Zeitungen; Und meine Muse hat sich noch nie in dem Stande befunden, den Schutz ihrer Maecenaten mit etwas Wichtigerm als papierner Müntze zu bezahlen.*"[23] Er wußte überhaupt, wie Markt und Weltmarkt funktionierten. Der hier syntaktisch gleichrangig mit *Handel* genannte *Verlag*, vom Kommentator allzu rigoros auf „Geldverkehr" abgekürzt,[24] meint hier die Art von Finanzgeschäften, die späterhin die Banken übernahmen. Nicht gemeint ist jene sich insbesondere im Tuch-, Leinen- und Seidengewerbe im Übergang vom Mittelalter zur Frühneuzeit herausbildende Organisationsform, bei der ein Unternehmer Geld oder Rohmaterialien einem Auftragnehmer vorstreckte, der für diesen Vorschuß

21) Zur Danziger Pest 1709/10 s. unten Anm. 83; 1718 war ein Pestjahr in Hirschberg. Von 1722 bis 1724 wütete die Pest in Frankreich mit dem Effekt, daß die französische Konkurrenz in England wegfiel und sich die Exportchancen für die Hirschberger Leinenwaren erhöhten. Hinzu kamen die wechselnden zoll- und handelspolitischen Maßnahmen im Zeichen des Merkantilismus. Ein Überblick bei Rainer Gömmel: Die Entwicklung der Wirtschaft im Zeitalter des Merkantilismus 1620–1800 (Enzyklopädie Deutscher Geschichte 46). München 1998, S. 77ff. und passim. Zu der von solchen „Zufälligkeiten bedingte(n) Konjunktur" s. Siegfried Kühn: Der Hirschberger Leinwand- und Schleierhandel von 1648 bis 1806 (Breslauer Historische Forschungen 7). Aalen 1982 (ND Breslau 1938), S. 47ff.

22) So die Rubrizierung des *Abendopfers* in Bölhoff: Werkausgabe (wie Anm. 9), Bd. IV.

23) S. unten die Anmerkung zu John Law.

24) Bölhoff: Werkausgabe (wie Anm. 9), Bd. IV, 2: Nachweise, Erläuterungen und Gesamtverzeichnisse, S. 148.

eine bestimmte Werkleistung zu erbringen hatte.[25] Dies war aber, nach allem, was wir wissen, weder das Geschäftsmodell Christian Kluges noch der weiter unten zu behandelnden Hirschberger Großkaufleute.[26] Ob der Adressat dieses Gedichts im gemeinten Sinn von „Verlag" auch Kapitalgeschäfte tätigte, sei nicht untersucht. Er war Leinwand-Großhändler, wie schon Vater[27] und Großvater[28] es in Schmiedeberg gewesen waren.

25) S. Fridolin Furger: Zum Verlagssystem als Organisationsform des Frühkapitalismus (Beihefte zur Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 11). Stuttgart 1927, S. 9, 45. Das sonst so zuverlässige Deutsche Wörterbuch von Hermann Paul, 10. überarb.u. erw. Aufl. von H. Henne et al. trifft es nicht ganz: Verleger „wer auf seine Kosten etw. unternimmt, herstellt." Entscheidend sind das – nur in begrenztem Umfang wechselseitige – Abhängigkeitsverhältnis, das hier entsteht, die Spezialisierung und nicht zuletzt die Gewinnspanne, die sich zumeist dem Vorschußleistenden eröffnet.

26) Die Weber im Bereich des später so genannten *Gebirgskommerciums* arbeiteten nicht nach dem Verlagssystem. Sie waren Kaufweber, erwarben also das Ausgangsmaterial auf eigene Rechnung und verkauften das Endprodukt auf eigene Rechnung und eigenes Risiko; auch die Webstühle waren ihr Eigentum. S. Kühn (wie Anm. 21), S. 21f. Zu den depravierenden Auswirkungen des Verlagssystems auf die Handwerker im allgemeinen und die der Textilindustrie im besonderen s. Werner Sombart: Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. 2. Bd.: Das europäische Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus, vornehmlich im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Berlin 1969 (ND Leipzig, München, Berlin 1902), S. 852ff.

27) Nach Krämer (wie Anm. 16), S. 521 war sein Vater Christian Kluge, geb. 10.4. 1645, Kauf- und Handelsmann in Schmiedeberg, verheiratet seit 1668 mit Martha Werner. Ein namensgleicher Christian Kluge, geb. ca. 1663, gestorben 20.4.1717, war ebenfalls Kaufmann in Schmiedeberg und heiratete am 14.11.1695 in Probsthain Anna Maria Martha Gerstmann. Deren Schwester Anna Ursula Gerstmann war die Ehefrau von Christian Mentzel. S. zu diesen und weiteren Verwandtschaftsverhältnissen Bruno E. H. Gerstmann: Beiträge zur Kulturgeschichte Schlesiens, 4. bis 20. Jahrhundert. Aus den Familiengeschichten der Mentzel- und der Gerstmann'schen Nachkommenschaft, aus Staats-, Stadt-, Handels-, Gewerbe-, Vereins- und anderen Archiven, sowie vielen privaten, zeitgenössischen Aufzeichnungen. Mit 17 Tafeln Abbildungen von Personen, Liegenschaften, Plänen, Mappen, Sigeln, Münzen und mit Stammtafeln und Ahnentafeln. Leipzig 1909. Die verwandtschaftlichen Beziehungen der vornamensgleichen Kluge müssen vorerst offenbleiben. Zu den Schwestern Anna Ursula und Martha Gerstmann s. David Zeller: Vermehrte Hirschberger Merkwürdigkeiten, 8. und 9. Theil. Transkribiert und digitalisiert durch Ullrich Junker. Dort S. 59 [81]. Im folgenden zit. als Zellerchronik.

28) Der Großvater Johann Kluge war verheiratet mit Maria Böhmer. Ihre Tochter Martha, also eine Tante des Kommerzienrats Kluge, war verheiratet in Hirschberg,

Über Schlesien hinaus „extendirte [er] sich aber hernachmahls auch auf auswärtige Handlung.“[29] *Hammons Stadt*[30] *und Hollands Küsten* (Z.165) hat er nach der gleichen Quelle auf Ausbildungs- bzw. Geschäftsreisen selbst besucht. Er war seit 1711 verheiratet mit Anna Rosina, geb. von Beuchel(t), Tochter des Landeshuter Handelsherrn Elias von Beuchelt (1660–1723), Erbherr auf Seifersdorf und Ober-Kaufung.[31] Ihr Bruder Hans Gottfried von Beuchelt war es übrigens, der „[…] Günther zur Sammlung und Herausgabe seiner Werke antrieb und ausrüstete.“[32]

wo sie 1721 starb. S. Inschrift ihres Grabsteins in Zellerchronik, 12. Theil, S. 38 [31]. Eine weitere Tochter war Anna Maria Kluge, deren Heirat mit Benjamin Glafey im Jahr 1726 der 1697 geborene Daniel Stoppe ein Gedicht widmete. *Bey dem Glafey- und Klugischen Hochzeit-Feste*, in: Erste Sammlung von Daniel Stoppen: Siles. Teutschen Gedichten. Frankfurt, Leipzig 1728, S. 98–201. Vidi Exemplar der Österreichischen Nationalbibliothek: https://www.google.de/books/edition/Sammlung_von_Daniel_Stoppens_Teutschen_G/sOBiAAAAcAAJ?hl=en&gbpv=1&dq=%22daniel+stoppe%22&pg=PA28&printsec=frontcover [Zugriff am 14.2.2024]. Anna Maria starb 1734. Eine Leichenschrift von Johannes Opitz unter https://collection S. thulb.uni-jena.de/receive/HisBest_cbu_00037298 [Zugriff am 14.2. 2024]. Sie war eine Schwägerin von Christian Benjamin Mentzel und seiner Schwester Anna Marianna Mentzel, verh. mit Johann Martin Gottfried (s. unten II).

29) Kürzere Passagen aus der Begräbnisrede mit Lebenslauf bei Krämer (wie Anm. 16), S. 521.

30) Gemeint ist Hamburg. So merkt Christian Gottlob Stöckel in seinen *Oden und Elegien* (1747, S. 104) an: *Gambrivius der siebende Teutsche König (sonst Kämpffer genannt) hat im Jahr der Welt-Schöpfung 2217. nach der Sündfluth 560. die Stadt Hamburg zum ersten gegründet und gebauet und hernacher nach dem damahligen Abgott Hammon, genennet: Hammons-Burg* […]. Auch Menander (i. e. David Christian Walther): *Die poetisirende Welt / das ist: Allerhand auserlesene und noch niemahls zusammen gedruckte Teutsche Gedichte* verwendet in einem Hochzeitsgedicht „Hammon“ für Hamburg (gefunden über Google Books). Bölhoff, der wohl an Warmbrunn denkt, führt hier in die Irre. „Die Leviten-Stadt Hammath/Hammon am See Genezareth besaß heilkräftige Quellen.“ So Bölhoff: Werkausgabe (wie Anm. 9), Bd. IV, 2, S. 148.

31) Zu ihm jetzt „Personalia“ als Faksimile und in Transkription durch Ullrich Junker unter: http://jbc.jelenia-gora.pl/Content/18653/JEL_19787_2015_Leichenpredigt-fur-E_19787-Beuchel-Personalia.pdf [Zugriff am 14.2.2024]. Von Günther s. das Gedicht *Zufällige Trostgedancken einer von Gott durch Krankheit geprüften Seele für Ihro Gnaden Elias von Beuchelt*, in: Krämer (wie Anm. 9), Bd. 4, S. 308.

32) Krämer (wie Anm. 16), S. 282. Günther verkehrt „in den Häusern der Reichen […], wo Wohltätigkeit und Witz offene Tafel hielten und Dichtung, Musik und Wissenschaft die liebsten Gäste waren.“ Ebd., S. 284. Sowohl Beuchelt wie Kluge rühmt Günther im *Abschiedsschreiben an einen guten Freund* in Krämer (wie

Die 1676 gegründete „Zunft der Handelsleuth zu Landeshutt“ bestand anfänglich aus 22 Leinwandhändlern. 1730 war ihre Zahl auf 60 angewachsen, nun vermutlich weniger exklusiv, was Warensortiment und Vertriebswege anbetrifft.[33] Bei Aufnahme (Stichjahr 1717) war eine Kaution von 2.000 Rtlr. zu stellen, 1722 wird bestimmt, daß nur *litterati* in die Sozietät aufgenommen werden sollten.[34] Auf diese professionellen Ansprüche an das Handelsgeschäft, nämlich Beobachtung der internationalen Märkte bei aller lokalen Gebundenheit des Geschäftshauses, richtige Arbeitsorganisation, nachhaltige Erwerbsidee, Blick für den passenden Augenblick bei Notierungen, spielt Günther an, wenn er Merkur sagen läßt: *In Schreibe-Stuben sitzen / Und doch in weite Länder sehn, / Den Cours recht abzupassen, / Kein Vortheil aus den Augen lassen, / Die Handlung wie ein Uhrwerk drehn, / Und so wie dessen Treiben / In unverrückter Ordnung bleiben; / Das alles macht bey kluger Müh / Aus Fischern Nobili / Und aus Laus Deo Hertzogs-Hüte.* Diese Zeilen sind gewiß nicht ohne *Reservatio mentalis* formuliert, was die zur Generierung von Vermögen erforderlichen Eigenschaften zunächst und die Macht des investierten Geldes sodann anbelangt. Ob Günther bei *Fischer* eine bestimmte Familie im Auge haben konnte, ließ sich nicht aufklären. Wir werden weiter unten einen Fall kennenlernen, bei dem ein renommierter Großkaufmann die ihm angetragene Nobilitierung ablehnt.[35] Christian Kluge hingegen wurde 1726 nach Ankauf mehrerer Güter (Ober- und Nieder-Adelsbach, Liebersdorf, Frölichsdorf, Zeißberg, Neu-Lassig) in den Ritterstand erhoben.[36] Daß es die hier sarkastisch mit *Laus Deo* umschriebenen finanziellen Zuwendungen[37] sind, die über die

Anm. 9), Bd. 3, S. 197–199, Zeile 65ff. Weitere Gedichte im Umkreis der Familie sind 1. das an Dr. med. Sommer, Ehemann der Elisabeth Kluge, Schwester des Kommerzienrats, gerichtete (Ebd., Bd. 3, S. 142), 2. Sechs Kluge sind mir hold (Ebd., Bd. 3, S. 163, 239f.). Dazu Krämer (wie Anm.16), S. 521f.

33) Otto Schumann: Die Landeshuter Leinenindustrie in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Beitrag zur Geschichte der schlesischen Textilindustrie (Abhandlungen des wirtschaftswissenschaftlichen Seminars zu Jena 19, 1). Jena 1928, S. 17, 28; Statuten ebd. S. 125ff.

34) Ebd., S. 21.

35) Christian Mentzel anläßlich des Erwerbs der Rittergüter Lomnitz und Berbisdorf.

36) Krämer (wie Anm.16), S. 521, Anm. 712. S. auch Ernst Heinrich Kneschke (Hg.): Neues allgemeines Deutsches Adels-Lexikon. Bd. 5: Kalb-Loewenthal. Leipzig 1864, S. 148.

37) Johann Heinrich Zedler: Großes vollständiges Universal-Lexikon. Bd. 16: La – Le. Halle, Leipzig 1737, Bd. 16, S. 1105: „Laus Deo, pflegen die Kauff-Leute

Vergabe von Würden und höchsten Staatsämtern entscheiden, mag Mercurius preisen, wahrscheinlich aber nicht vorbehaltlos sein Texter. Insgesamt überwiegt aber doch der gewiß auch von ihm geteilte Stolz auf die europa-, ja weltweiten Handelsbeziehungen Schlesiens, wenn es anspielungsreich heißt: *Der Schickung Güte / Läst Schlesien sich durch mein [Merkurs] Aufsehn heben, / Davon kann Philuris*[38] */ Auf allen Messen Zeugniß geben. / Das ist gewiß / Daß Hammons Stadt und Hollands Küsten / Ohn unsern Fleiß und Werth / Der Süd- und Ostwerts fährt, / Viel Wucher darben*[39] *müsten; / Brasilien hat manches Kleid / Aus unserm Laden zugeschnidten, / Und bey den reichen Britten / Wird durch Minervens Kunst und Hand / Manch Dorff*[40] *von hier so gut bekannt / Als Laws*[41] *durch Franckreichs Abschieds-Seegen.*

über ihre Briefe und Auszüge vor das Jahr und den Tag zu setzen. Daher denn insgemein gesaget wird, einem ein Laus Deo, das ist einen Auszug und Mahn-Zettel zuschicken." Alfred Schirmer: Wörterbuch der deutschen Kaufmannssprache auf geschichtlichen Grundlagen. Berlin, Boston 2020, S. 118: „Laus Deo, auch Laus Deo Semper, im 15. Jhdt. aus Italien übernommene Formel, mit der im 15.–17. Jhdt. alle [Rechnungs-]Bücher, Briefe, Wechsel usw. beginnen [...] Danach 1647 (1653) bei Rist […] Laus Semper als Spottnamen für den Kaufmann." Im Sinne von anrüchigen geldlichen Mitteln, mit denen man Sozialprestige erkauft, verwendet Günther die Wendung im Gedicht *An einen guten Freund*, dieses in Krämer: Werke (wie Anm. 9), Bd. 3, S. 135, Zeile 131.

38) In der (wohl irrtümlichen) Annahme, daß der Name der Stadt Leipzig auf das slawische Wort für ‚Linde' zurückzuführen sei, verwendeten die Humanisten die Bezeichnung Philyrea (von lat. philyra Linde), das dann Mencke, der Förderer Günthers in seiner Leipziger Studienzeit, zu Philuris gemacht hat: s. Heinrich Dörrie: Der heroische Brief. Bestandsaufnahme, Geschichte, Kritik einer humanistisch-barocken Literaturgattung. Berlin, Boston, Online-Ausgabe 2019, S. 475.

39) Darben, wie Adelung unter Verwendung dieser Günther-Stelle sagt, im Sinne von eine bzw. einer Sache entbehren. *Wucher* hier noch nicht pejorativ: Die europäischen Handelszentren wie die in Konkurrenz stehenden Amsterdam westwärts und Hamburg nordwärts müßten der Frucht des Kapitals, der Erträge ermangeln, wenn es den schlesischen Fernhandel nicht gäbe. Die Exportzahlen schwankten, gerade in den 1720er Jahren, stark, abhängig von den auswärtigen Rahmenbedingungen; s. Kühn (wie Anm. 21), S. 48f.

40) Gemessen an Hamburg oder Leipzig waren Landeshut und Schmiedeberg „Dörfer". Vielleicht sind aber tatsächlich Weberdörfer im engeren Sinne gemeint.

41) Anspielung auf einen aktuellen Finanzskandal. John Law hatte versucht, durch Gründung einer Bodenkreditbank der Schuldenmisere Frankreichs nach dem Tod Ludwig XIV. beizukommen. Das Projekt scheiterte spektakulär. Günther kannte möglicherweise die anonym erschienene Schrift: Gegenwärtiger Zustand derer Finantzen von Franckreich, worinnen die bißherigen Unternehmungen des Herrn Law […] angeführet und erläutert werden. Leipzig 1720. Da die dem Börsenkrach folgen-

Der Blick streift alle für den schlesischen Export relevanten Regionen und umspannt dabei die gesamte Windrose. Ost- und südostwärtige *(Ostwerts)* Handelspartner waren Polen, Rußland und seit Passarowitz die Türkei bzw. die Levante. „Nach Italien *[Südwerts]* war von alters her ein starker Verkehr mit Leinwand, Tüchern, wollenen und halbwollenen Waren."[42] Über *Hollands Küsten* im Westen, insbesondere Amsterdam, erfolgte Handel nach Spanien und in die Überseegebiete. „Nach Portugal und von dort nach Brasilien und anderen portugiesischen Kolonien ging […] der vierte Teil der ins Ausland versandten schlesischen Leinwand."[43] Mit einer sozusagen tagesaktuellen Anspielung schließt dieses Rezitativ: In England, bevorzugter Handelspartner überhaupt,[44] verdankt sich der Bekanntheitsgrad schlesischer Orte, im Unterschied zu dem des schottischen Hazardeurs Law, soliden Manufakturwaren und seriösen Handelspraktiken.

Die Redeanteile der drei Schutzgötter sind in etwa gleich, und so geht es in diesem Trialog bei allem argumentativen Aufwand auch nur scheinbar um den Sieg eines von ihnen. Die den *Wechsel-Streit* schlichtende *Klugheit* sagt: *Ein allgemeines Heil / Bekommt ja von Euch allen Dreyn / Von jedem sein gemeßnes Theil*. Im Tutti *(Alle Drey)* der drei Protagonisten heißt es folglich: *Mein Schlesien! du blühst durch mich* (Z. 190). Das *Abendopfer* ist gewiß auch ein Loblied auf diese Habsburger Provinz. Doch in ganz eigentümlicher Weise weitet sich der eher lokale Anlaß, die *Charge […] über das Landeshutische Weichbild*, zu einem Rundblick, der von deutschen Handelsmetropolen wie Leipzig *(Philuris)* und Hamburg *(Hammonia)* zu

de Flucht Laws in den Dezember 1721 fiel (s. Bölhoff: Werkausgabe [wie Anm. 9], Bd. IV, 2: Nachweise, Erläuterungen und Gesamtverzeichnisse, S. 148) ergibt sich für die Abfassung des Singspiels ein Terminus post quem. S. jetzt James Buchan: John Law: A Scottish Adventurer of the Eighteenth Century. London 2018.

42) Fechner (wie Anm. 3), S. 479. S. auch die Graphik „Absatzorte und -gebiete des schlesischen Leinens in Italien" bei Kühn (wie Anm. 21), nach S. 158.

43) Fechner (wie Anm. 3), S. 487.

44) S. Kühn (wie Anm. 21), S. 99: „England war im 17. Jahrh. wie in der ersten Hälfte des 18. Jhs. als Hauptabnehmer der Schleier das wichtigste Absatzgebiet Hirschbergs. Den größten Teil der eingeführten Ware exportierten die Engländer jedoch weiter nach Nordamerika, Afrika, Spanien und seit 1713 auf Schleichwegen auch nach Südamerika, da sie unter dem Deckmantel des Assientovertrages, in dem sie sich den Alleinhandel mit Negersklaven nach den spanischen Kolonien gesichert hatten, auch große Mengen schlesischer Leinwand dorthin bringen konnten." S. jetzt auch Margit Schulte-Beerbühl: Deutsche Kaufleute in London. Welthandel und Einbürgerung (1600–1818) (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London 61). München 2007.

europäischen *(Holland*, *England*, *Frankreich)*, ja zu globalen Wirtschafts- bzw. Absatzregionen *(Brasilien)* reicht. In chronologischer Hinsicht umspannt die Kantate medienwirksame Vorkommnisse der jüngsten Zeit wie die Flucht eines schottischen Finanzgurus, Schlachten der letzten Jahrzehnte und schließlich Umwälzungen der longue durée wie die Wanderung des antiken Erbes nach Norden nach dem Fall von Byzanz. Es entsteht auf diese Weise ein topographisch-historiographisches Panorama zum Wirkungsfeld eines Mäzens wie Christian Kluge. Daß das Libretto dabei keineswegs zu einer Eloge dieser einen Person gerät, verdankt sich dem Einfall, das *Abendopfer* auf mehrere Rollen zu verteilen. Indem die drei Protagonisten je ihre Perspektive auf das einbringen, was einem oder jedwedem Gemeinwesen zum *allgemeine(n) Heyl* dient und der *Länder Wachsthum* nährt, lassen sich, was an und für sich der tadelnden Rede vorbehalten ist, auch en passant kritische Töne gegenüber allen Monopolansprüchen anschlagen. So ist es gewiß eine ziemliche Kühnheit des Autors, wenn er Phoebus, an Merkur gewandt, gerade vor diesem Publikum sagen läßt: *So hör' ich, soll dein Judas Spieß, / Dein Scepter, wollt' ich sagen, / Mehr Frucht als Vortheil tragen, / Als meiner Künste Paradieß: / Das lasse kein Verhängniß zu!* Der Judasspieß[45] steht in Predigten der Barockzeit für Habsucht und Geiz, nach der bekannten Stelle im Neuen Testament der Wurzel allen Übels. Der Sprecher beeilt sich, eine Correctio[46] anzubringen, aber das Wort ist nun einmal gefallen. Und ähnlich abwertend, ja verächtlich ist die Vokabel *Schachern,* die Mars dem Gott des Handels

45) S. Gabriele Hoofacker: Avaritia radix omnium malorum. Barocke Bildlichkeit um Geld und Eigennutz in Flugschriften, Flugblättern und benachbarter Literatur der Kipper- und Wipperzeit (1620–1625). Frankfurt a.M. u.a. 1988. Die Autorin kann über Grimms Wörterbuch hinaus keinen Ursprung des Kompositums festmachen. „Bei erklärung dieses seit dem 15. jahrh. nachweisbaren bildes musz man beachten, dasz dasselbe niemals von eigentlichen juden gebraucht wird (die ja waffen nicht tragen durften), sondern nur von christen mit jüdisch – wucherischer gesinnung, und dasz die zuerst aufgeführten wendungen [sc. Seb. Brant, Grimmelshausen und andere] sich sämmtlich an das turnierwesen anlehnen. wie eine ganze reihe von bildlichen ausdrücken davon entnommen wurde, die zum theil bis heute dauern, so ist auch das streben nach gewinn unter dem bilde eines rennens mit speer oder spiesz gefaszt, und der volkswitz hat die unlautere waffe, die bei diesem rennen gebraucht wird, einen judenspiesz genannt". So Jacob und Wilhelm GRIMM: Deutsches Wörterbuch. Bd. 4, 2. Abt. Leipzig 1877, Sp. 2357.

46) Johann Christoph Gottscheds: Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen (Leipzig 1730) benutzt übrigens diese Günther-Stelle als Musterbeispiel für die rhetorische Selbstkorrektur („Correctio oder Epanorthosis").

entgegenhält: *Dich, der du auf dein Schachern baust* (Z. 106). Wir dürfen annehmen, daß derartige Sottisen vor diesem Auditorium als poetische Lizenz durchgingen, einer Zuhörerschaft, die selbstbewußt genug war, um auch an Spottrede Vergnügen zu finden. Diese Cantata (Gottsched) ist, wie Günther mit einem Bescheidenheitstopos sagt, keineswegs schlichte Poesie. Im Gegenteil. Sie ist in ihren rhetorischen Finessen, in ihren zahlreichen Anspielungen, in ihren überraschenden Wortfügungen und Wortspielen eine Hommage an ein weltläufiges, gebildetes Bürgertum, das etwa den dichterischen Rangabstand zwischen einem Vergil *(Maro)* und einem *Hanß Sachs(en)* kennt und ebenso in der antiken Mythologie wie im aktuellen Weltgeschehen zuhause ist. Der Gedanke, daß die Ökonomie letztlich von Wissenschaft und Kunst *(Weißheit)* und militärischer Wachheit *(…bey so vielen Alliancen / Der Arglist vorzuschantzen)* profitiert, wird vermutlich den Beifall des erfolgreichen Handelsherrn gefunden haben. Daß sich auch die Erwartung des Poeten erfüllt hat, mit *papierner Müntze* seine *äusserlichen Umstände* nachhaltig aufzubessern, wird man eher nicht sagen können.

II

Auf das in Hirschberg den 14. Febr<uaris> A<anno> 1719.
glücklich vollzogene Gottfried- und Mentzelische Hochzeit-Fest.
Im Nahmen eines andern.[47]

Am 17. März 1747 wird die nach der englischen Neun-Tage-Königin benannte *The Lady Jane* unter Kapitän Joachim Peyn, unterwegs von Hamburg nach Cadiz, aufgebracht und für sechs Monate in England festgehalten. Es tritt zwar nicht der schlimmste Fall, ein Totalschaden, ein, den für immer gebannt zu sehen der Schlußwunsch des *Musicalischen Abendopfers* war *(…Biß daß kein Schiff mehr untergeh!).* Aber der Schaden ist in derartigen Fällen doch beträchtlich – *Verlag und Handel stocken.* Geladen hatte das Schiff u.a. drei Ballen *(Bales)* Leinen des *Mentzel of Hirschbergh* und eine nicht weiter spezifizierte Menge an Leinen der *Widow of John Martin*

47) Bölhoff: Werkausgabe (wie Anm. 9), Bd. II, 1, S. 333–336; Krämer: Werke (wie Anm. 9), Bd. 4, S. 77–79. Auch als Digitalisat der Ausgaben 1724 und 1730: https://www.google.de/books/edition/Sammlung_von_Johann_Christian_Guenthers [...].

Gottfried and her Son-in-law, ebenfalls mit Firmensitz in Hirschberg. Der Vorgang wiederholt sich mit einem anderen Schiff am 24. Dezember des gleichen Jahres. Wiederum sind die Hirschberger Fa. Mentzel (mit sieben Kisten Leinen)[48] und die Witwe Johann Martin Gottfried und Schwiegersohn betroffen. Die Genannten betreiben also Kompagniegeschäfte, deren Anfänge sich auf ein von Johann Christian Günther besungenes Ereignis zurückführen lassen. Günther, seit Juni 1717 in Leipzig, hatte dort den Auftrag zu einem Epithalamium erhalten, in wessen *Nahmen*, bleibt hier wie sonst auch ungesagt. Bei den Hirschberger Hochzeitern am 14. Februar 1719 handelt es sich um Anna Marian(n)a Mentzel, eine Tochter von Christian Mentzel[49] und Anna Ursula Gerstmann. Geboren am 1. Oktober 1699 in Hirschberg, war sie bei der Hochzeit noch nicht ganz 20 Jahre alt.[50] Der Bräutigam Johann Martin Gottfried, am 13. Februar 1685 im sächsischen Großenhain zur Welt gekommen, war nach Schul-, sechsjährigen Lehr- und ersten Berufsjahren in Leipzig und Görlitz 1710 als Buchhalter bei Christian Mentzel eingetreten. Wenn wir unterstellen, daß die Angabe in der Leichenpredigt auf den 1737 verstorbenen Gottfried[51] korrekt ist, wonach dieser im Handelshaus Mentzel vier Jahre

48) Zu den Mengen und Maßen bei Leinenwaren s. Kühn (wie Anm. 21), S. 10, 39. Je nach Warensorte faßte eine Kiste 50 bis 170 Stück (je zwischen 50 und 70 Ellen lang) oder rund 40 Schock (je 60 Ellen lang).

49) Zum ersten Überblick s. Gerhard Schiller: Christian Mentzel (1667–1748). Das Leben eines Hirschberger Schleierherrn als Kaufmann, Bankier und Mäzen seiner Heimatstadt, in: Leben in Leichenpredigten 12/2011. Hg. von der Forschungsstelle für Personalschriften, Marburg. Online-Ausgabe: http://www.personalschriften.de/leichenpredigten/artikelserien/artikelansicht/details/christian-mentzel - 1667-1748.html [Zugriff am 1.10.2022]. Otto Nafe: Christian Mentzel, in: Friedrich Andreae u.a. (Hg.): Schlesier des 17. bis 19. Jahrhunderts (Schlesische Lebensbilder 3). Sigmaringen 1985 (ND Breslau 1928), S. 161–166.

50) Aus der Ehe mit Gottfried sollten sechs Kinder hervorgehen, von denen nur Tochter Margarethe Elisabet(h), als viertes Kind am 6.1.1725 geboren, das Erwachsenenalter erreichte. Verheiratet war diese in erster, am 25.4.1741 geschlossener Ehe mit Georg Friedrich Smith (* 20.7.1703 in Herford, † 12.7.1757). Das ist der *Son-in-law*, mit dem zusammen die nach achtzehnjähriger Ehe zur Witwe gewordene Braut des Jahres 1719 die Geschäfte des Handelshauses weiterführte. Anna Marianna starb nach fast vierzigjähriger Witwenschaft am 27.3.1775 in Hirschberg.

51) J. M. Gottfried starb am 26.7.1737. Eine aus Leichenpredigt (Johann Neuhertz), Trauer- und Trostrede (L. Kahl) und mehreren Epicedien bestehende Trauerschrift erschien Hirschberg o.J. bei Dietrich Krahns Wwe. Bibliographische Beschreibung bei Rudolf Lenz u.a. (Bearb.): Katalog der Leichenpredigten und sonstiger Trauerschriften in niederschlesischen Bibliotheken und Archiven (Marburger Personal-

tätig war, also von 1710 bis 1714, und wenn wir weiter annehmen, daß sich schon in dieser Zeit ein „Herzensbündnis" mit der Tochter seines Geschäftsherrn anbahnte,[52] so ging mehr als ein Jahrfünft ins Land, ehe die ersten *stummen Flammen* (Z. 22) zu den *Fackeln* des Hymen (Z. 3) wurden. *Gedult und Zeit* (Z. 49) waren in der Tat gefordert, ehe die *Eltern* der Erkorenen ihren *Seegen* (Z. 93) mit dem der Kirche verbanden. Gibt uns das Hochzeitscarmen nähere Auskunft zur Vorgeschichte – anders gefragt, welchen Wirklichkeitsbezug hat dieses Gelegenheitswerk?

Das in Alexandrinern gefaßte, vom Reimschema ab ab, cd cd usw. in 24 Quartette gegliederte Langgedicht umkreist ein eher heikles Ereignis: Die Werbung des Freiers wurde – zunächst – abgewiesen: Annähernd in der Mitte des Textes (Z. 41) ertönt, förmlich hörbar, nämlich markiert durch ein hier als Wortzeichen gebrauchtes Ausrufezeichen, *ein plötzlich Nein!* und bringt *der Hoffnung Lufft-Schloß* zum Einsturz. Der mit großem mythologischen Apparat das Poem eröffnende *Triumph* ist also ein Textbeginn ex eventu: *Komm, Liebe! zum Triumph, und laß den Sieges-Wagen, / Den Wolck' und Glantz umringt, von Taub- und Schwänen ziehn*. Daß dieser in den Eingangsversen gepriesene glückliche Ausgang keineswegs vorgezeichnet, vielmehr ungewiß, ja ernsthaft gefährdet war, deutet die Anspie-

schriften-Forschungen 32). Stuttgart 2002, S. 23. Eingesehen wurde ein Digitalisat des Exemplars in der Staatsbibliothek Jelenia Góra. In den Personalien heißt es (S. 46f.): „Nach dem Tode seines Hrn. Vaters […] kam er nach Lübben / der Haupt-Stadt in Nieder-Lausitz / zu dem dasigen Herrn Rectore auf die Schule / allwo Er bis in das 16 [.] Jahr seines Alters solche Profectus gemacht /daß Er beym Studiren hätte bleiben und in die Fußstapfen Hrn. George Gorttfrieds / der Königl. Preußischen Societät der Wissenschafften Mitglieds und berühmten Juris Practici in Leipzig / dessen Frau Ehe-Liebste seine Frau Pathe gewesen/ treten können / wenn Ihn Gott nicht zu einem geschickten und glücklichen Kauffmann ausersehen hätte."

52) Gerstmann (wie Anm. 27), S. 64. Zur genaueren, für die Klärung der näheren Umstände nicht unwichtigen Datierung der Ereignisse sei noch einmal die Funeralschrift zitiert: „Auf solchen guten Wegen kam Er endlich durch Göttliche weise Leitung hieher nach unserm Hirschberg in das Vornehme Mentzelische Hauß / als Buchhalter/allwo er viel zu thun/ noch mehr aber zu lernen fand; auch die vier Jahr / die er darinnen treu und redlich ausgestanden / so wohl angewendet/ daß Er sein zeitliches Glücke auf den besten Grund gesetzet hat. Denn als Er etliche Reisen nach Hamburg/ Holland und England gethan / nahm Er sich vor/ allhier sich zu stabiliren / und Gott fügte es / daß Er nicht nur sein Vorhaben glücklich fortstellen konte / sondern auch ein Hertze antraff / welches Ihm mit beständiger Liebe zugethan verblieben." Zu Gottfrieds Biographie auch Zellerchronik (wie Anm. 27), Th. 11, S. 196f.

lung auf das Geschehen der Sintflut an. In direkter Anrede an den *endlich* erhörten Bräutigam wird die Zeit der *Finsterniß* und *der Seufzer* angedeutet. Erst *jetzt*, mit dem *Hochzeit-Fest*, endet die Phase der hinter den Witterungsmetaphern spürbar werdenden verletzten Empfindungen, der mit dem Warten verbundenen seelischen Qualen. *Es bringt Sein [des Täubchens] süsser Mund des Friedens Oel-Blat mit, / Zum Zeichen, daß sich ietzt die trübe Lufft verzogen, / Die ehmals Wang' und Brust mit nassen Seufzern schnitt.*[53] Mit dem Tempuswechsel vom Präsens ins Präteritum (Zeilen 14ff.) endet das Proömion, es beginnt der Bericht zum Geschehensablauf, in diesem Fall als nachgeholte Erzählung. In der etwas ausholenden Manier der Epidiegese soll den Hochzeitsgästen vergegenwärtigt werden, was es mit der *trüben Lufft*, dem ex negativo im *Friedens Oel-Blatt* mitgesetzen Unfrieden auf sich gehabt hat und wie es letztlich doch zu dem erhofften oder erwarteten *Ja!* (Z. 36) gekommen ist. Zunächst gilt es die naheliegende Vermutung auszuräumen, es seien Wankelmut oder das Zögern der Umworbenen Ursachen des langen Wartens (Z. 58). Der Verweis auf das mit *süssen Fessel* gebändigte *Kind* läßt zwar zunächst an den Typus des ungebärdigen, widerständigen, für die Launen der Verliebten stehenden Cupido denken, der einzufangen und zu besiegen ist.[54] An der Gegenseitigkeit und Beharrlichkeit der Zuneigung wollen die Verse 16 bis 32 jedoch keinen Zweifel lassen. Wenn dem männlichen Part dabei die eher drängenden Aspekte, eingeschlossen dezent sexuelle Konnotationen, zufallen *(Triebe, Begehren, lodern)*, der weibliche sich zurückhaltend mit *Minen*(spiel) und wohlmeinenden *Schertzen* begnügt, so ist das epochen- und geschlechterrollengemäß. Diese Liebe ist ein seriöses *Spiel*, bei dem – vermeintlich – nur der logisch letzte Zug fehlt. Doch wenn der der Werbung entgegengebrachte, im *Nein!* explizit werdende Widerstand nicht im Privaten der Zweierbeziehung zu verorten ist, wo dann? Die Vokabeln, die das Unerwartete, die Plötzlichkeit der Zurückweisung bezeichnen, sind zu gehäuft, als daß man an eine Erfindung des Poeten glauben möch-

53) Günther hat die unmittelbar vorangehenden Verszeilen mit einer Anmerkung zum *Siegel-Ring* von J. M. Gottfried versehen: *Es ist dies des Bräutigams Symbolum: Eine Taube mit einem Oelblat im Munde mit der Beyschrift: Tandem.* Bölhoff: Werkausgabe (wie Anm. 9), Bd. IV, 2, S. 274 verweist auf eine mögliche Quelle für die Wahl dieses Emblems.

54) S. Artikel Eros in Lücke (wie Anm. 19). Zum gefesselten Eros dort S. 295. Zum Bildmotiv von der Antike bis zum Barock s. Erwin Panofsky: Der gefesselte Eros. Zur Genealogie von Rembrandts Danae, in: Oud Holland (1933), S. 193ff.

te. *Unverhofft, unversehens, auf einmahl* wird die Einwilligung verweigert, die natürlich die *Eltern*, im Ausgang des Gedichts einmal genannt, erteilen müssen, näherhin der Brautvater. Ihre Rolle bzw. speziell Christian Mentzels Anteil am zurückliegenden Geschehen wird durch das Pronomen *es* neutralisiert, die Ablehnung des vermutlich förmlichen Antrages erscheint wie ein Wettergeschehen, das man, so wenig wie *Frost*, *Wind* und *Blitz*, jemandem persönlich zuordnen kann.[55] *Doch wie ein Frühlings-Tag bey unverhofftem Wetter / Die Blumen erster Nacht durch Frost und Wind verliehrt; / So welckten unversehens die jungen Myrrthen-Blätter, / Und Dein vergnügter Traum ward auf einmahl entführt. / Es riß ein plötzlich Nein! der Hoffnung Lufft-Schloß nieder, / Du soltest Dich der Lust mit sammt der Braut verzeihn*.[56]/ *So schmertzlich schlägt kein Blitz in ungewohnte Glieder, / Als dieser strenge Keil in Deine Großmuth ein*. Bei der Frage nach dem Warum? entsteht jedoch in des Autors Rekapitulation eine deutlich spürbare Leerstelle.[57] Nun würde es allen Regeln der epideiktischen Redegattung und dem Gebot der Situationsangemessenheit insbesondere widersprechen, wenn Günther hier unverblümt die Gründe oder die Motive des Brautvaters referieren würde – sofern sie ihm überhaupt vom Bräutigam, den wir als Auftraggeber vermuten dürfen, offengelegt wurden. Er kann also für den Auftragnehmer nur darum gehen, eine Form der Emphase, der Verschlüsselung[58] zu finden, die den – bei Darbietung des Carmens vermutlich anwesenden, auf jeden Fall bei den Feierlichkeiten präsenten – Neinsager schont, und es zugleich der Intelligenz der übrigen Hochzeitsgesellschaft überläßt, das eigentlich Gemeinte herauszuhören. Doch ist es nur ein einzelner Vers, der diese Bedingungen, wenn auch mit Einschränkun-

55) Zum „Horizont-Pronomen" *es* s. Harald Weinrich: Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich 1993, S. 391ff. Günther stellt das *Nein* in einen bedrohlich anmutenden Natur-Horizont, wobei man natürlich weiß, daß im Unterschied zu den unpersönlichen Verben es donnert, es regnet usw. die Partikel *Nein* eine menschliche Äußerung ist, die auf eine ebenfalls menschliche Frage bzw. Anfrage antwortet.

56) Bölhoff: Werkausgabe (wie Anm. 9), Bd. II, 1, S. 274 kommentiert unter Verweis auf Grimms Deutsches Wörterbuch: *verzeihn* meint hier „sich zurückziehen von".

57) Diesen Begriff hat wesentlich geprägt Wolfgang Iser: Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett. München 1972, S. 62ff. und passim. Im Unterschied zu Isers fiktionalen Untersuchungsgegenständen kommt in unserem Fall jenseits des Textes nur die Realwelt als Suchraum für die Identifizierung des dem Leser oder Hörer Vorenthaltenen infrage.

58) Zu Emphasis als Schonung s. Quintilian: Institutio oratoria, IX, 2, 76ff.

gen, erfüllt: *So trieb Dich Jacobs Schweiß, so wird Dir Jacobs Lohn* (Z. 56). Günther wählt hier die bewährte Form der Anspielung auf die Bibel wie schon beim Sintflutgeschehen (Z. 13 bis 15) und der Vertreibung aus dem Paradies (Z. 47f.). Angesichts des überaus komplexen Geschehens in der Genesis um Jakob, Rahel und Laban ist wohl redetaktisch gemeint 1. Mose 29,20: *Also diente Jakob um Rahel sieben Jahre.* Das trifft ziemlich genau die Zeit *des langen Wartens* (Z. 58) des Bräutigams in spe, und auch das Prädikat *dienen* entspricht der anfänglichen bzw. vormaligen untergeordneten Stellung Gottfrieds im Hause Mentzel. Sogar in der biblischen Hinhaltetaktik des Vaters der Rahel, nach 1. Mose 32,1ff. zu Zwist und endlicher Versöhnung führend, könnte der Hörer eine Parallele zu Christian Mentzel sehen. Die *Mit Müh erworbne Braut* (Z. 57) ist das tertium comparationis, und nur der besonders Bibelfeste mag sich fragen, ob Günther nach 1. Mose 31,1 darüber hinaus die Kinder Labans im Auge gehabt hat, die ihrem Schwager Vorhaltungen finanzieller Art machen. In diesem Fall wäre das Christian Benjamin Mentzel (1694–1761), der fünf Jahre ältere Bruder der Braut, der zwei Jahre nach dieser Hochzeit, am 2. Januar 1721, in die Kaufmannsgilde aufgenommen wird und sich im selben Jahr mit Theodora Glafey vermählt.[59] Doch derartige Mutmaßungen finden im Text, in dem man allenfalls im Vers *Geborgt ist nicht geschenckt. Nun rechnet er zusammen* (Z. 65) einen Verweis auf die Zahlenwelt des Kaufmanns sehen kann, keinen Rückhalt. Aber auch der Blick auf die biographischen Quellen erlaubt allenfalls einen Ausschluß von Beweggründen für das ebenso abrupte wie spektakulär anmutende *Nein!* Alle Voraussetzungen für eine Eheschließung schienen durchaus gegeben: Der Bewerber hatte nach etlichen Auslandsreisen, die obligatorisch waren, weil der kaufmännischen Bildung dienend, seinen Plan in die Tat umgesetzt, *sich zu stabiliren*,[60] also statutengemäß einen Handel einzurich-

59) Eben dies, die gewöhnlich der Aufnahme in die Kaufmannssozietät zeitlich benachbarte Vermählung, blieb Gottfried verwehrt. Zum einzigen Sohn Christian Mentzels aus erster Ehe siehe Gerstmann (wie Anm. 27), S. 57ff.

60) Leichenpredigt auf Gottfried (wie Anm. 51). *Stabiliren* meint in den Quellen die autorisierte, form- und regelkonforme Einrichtung eines Handelsgeschäfts, eines Amtes. *Gründliche Erweisung, dass Ihro Römisch-Käyserl. Majestät in dero Oesterreichischen Niederlanden […] Commercia zu stabiliren und zu Aufrichtung einer Ost- und West-Indischen Compagnie … Privilegia zu ertheilen berehtiget.* Quelle aus dem Jahre 1723, gesehen bei Google Books.

ten.[61] Nicht von ungefähr benutzt Günther die See- bzw. Hafen-Metaphorik (Z. 34f.), um die gefestigte Stellung des Bräutigams zu umschreiben. Dieser erlangt 1710, also mit 25 Jahren, die Volljährigkeit[62] und erweist sich in der Folge als offenbar äußerst tüchtiger Kaufmann. Die Profitabilität seines Geschäfts bezeugt u.a. der Erwerb des Rittergutes Wernersdorf, dessen Liegenschaften zur Einrichtung einer Bleiche und dessen Räume zur Appretur des Leinens dienten und das von ihm 1725 im barocken Stil umgebaut wurde.[63] Aber schon 1717/18 stiftet Gottfried der zwischen 1709 und 1718 errichteten Hirschberger Gnadenkirche einen aufwendig hergestellten Taufstein.[64] Ob hier Empfindlichkeiten des präsumtiven Schwiegervaters in Anschlag zu bringen sind, oder ob umgekehrt die Mitwirkung beim Aufbau der Kirche die Dinge zum Besseren wendeten, sei dahingestellt. Christian Mentzel und andere vermögende Hirschberger hatten ja enorme Mittel aufgebracht, um den Wiener Hof für den Bau einer protestantischen Kirche geneigt zu stimmen.[65] Konkurrenzfurcht zu unterstellen würde ansonsten das Prinzip des unter dem kaufmännischen Patriziat gepflogenen Konnubiums verkennen. Dies hat schon der Genealoge beobachtet, wenn er zur Verheiratung des Bruders der Anna Marianna bemerkt: „Entsprechend dem in der Hirschberger und der Nachbarstädte Großkaufmannschaft angenommenen Grundsatze, durch Verheiratung ihrer Angehörigen untereinander den Höhepunkt ihrer berühmten geschäftlichen Verhältnisse wahrzunehmen, und eine Zersplitterung zu vermeiden, welche ein Eindringen weniger sicherer Elemente erleichten könnte, traf Christian Benjamin Mentzel seine Wahl für eine Lebensgefährtin. Er fand solche seiner Herzensneigung am meisten entgegenkommend

61) Aufnahmebedingungen bei der Hirschberger Kaufmannssozietät waren sechs Lehrjahre, zwei Jahre Praxis in einer Handlung und zwei Reisejahre. In der hier in Rede stehenden Zeit war eine Kaution von 2.000 Talern zu stellen. Nach Kühn (wie Anm. 21), S. 5.

62) Gerstmann (wie Anm. 27), S. 64: „Die Jahresreife gestattete ihm […], sich auf eigene Füße zu stellen und einen eigenen Herd zu gründen."

63) S. Artikel Schloss Wernersdorf (poln. Pałac w Pakoszowie) in Wikipedia.

64) Andrea Langer: Die Gnadenkirche „Zum Kreuz Christi" in Hirschberg. Zum protestantischen Kirchenbau Schlesiens im 18. Jahrhundert (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 13). Stuttgart 2003, S. 115: „Der Hirschberger Taufstein fällt durch seine wertvolle Materialkombination besonders auf: Marmor und Alabaster sind für protestantische Taufbecken nicht nur Schlesiens, sondern auch anderer Gebiete des Reiches selten verwandte Materialien."

65) S. Conrads (wie Anm. 20), S. 220f., 374f.

in Theodora Glafey."[66] Das „untereinander" schloß durchaus von auswärts gekommene Neumitglieder der Kaufmannssozietät ein. So war eben diese Theodora eine Tochter des J. Gottfried Glafey, dessen Familie aus Breslau stammte. Ihre Schwester Eleonora heiratete den aus Nürnberg stammenden Kaufmann Johannes Jäger, eine weitere Glafeytochter Daniel Buchs aus der Neumark. Familiäre Herkunft, Ausbildung, erste Berufsjahre und Partnerwahl des Bräutigams glichen also auf frappante Weise den Gründungsgeschichten anderer Hirschberger Häuser. Somit bleiben private Gründe, über die sich allenfalls spekulieren läßt. Vielleicht spielt hier das Alter der Anna Marianna eine Rolle, die bei Eintritt Gottfrieds in die Firma Mentzel erst elf Jahre, bei seinem Ausscheiden 15 Jahre alt war. *Begehren kommt vom Sehn*[67], *und was wir vor uns haben, / das flügelt, ist es schön, der stillen Wünsche Lauf.* Wenn wir dies buchstäblich auffassen, so mag sich hier die Konstellation im Hause Mentzel[68] spiegeln, wo der Buchhalter Gottfried zwangsläufig sehr häufig der heranwachsenden Tochter von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden hat. Nach allem, was wir über den sittenstrengen Christian Mentzel wissen, war ihm vielleicht die Wahl der Tochter – wenn wir das Hochzeitsgedicht beim Wort nehmen dürfen: sowohl Genitivus subjectivus wie objectivus – allzu früh gefallen. Hinzu kam, daß aus seiner 1692 geschlossenen Ehe mit Anna Ursula Gerstmann bei Eintritt Gottfrieds in das Haus bereits sechs Kinder früh verstorben waren und ein siebentes dann 1712 unmittelbar nach der Geburt verschied. Daß von neun Kindern aus dieser Ehe nur zwei überlebten und heranwuchsen, war selbst in Anbetracht der hohen Sterblichkeits-

66) Gerstmann (wie Anm. 27), S. 58.

67) Günther paraphrasiert hier, nach welcher Quelle auch immer, antike Autoritäten wie Plotin und Properz, die den Zusammenhang von Auge und Liebe etymologisch erklären wollen. Zu „Eros" bzw. „Cupido" findet sich bei Giglio Gregorio Giraldi: De deis gentium varia et multiplex historia (1548, S. 561): *„Plotinus tamen ab aspectu et visione deduxit. ἔρως ait, quasi ὁρασις [Anblick, Aussehen]. Ad quam rem illud perbellem Propertii deducimus: Si nescis, oculi sunt in amore duces. Scribit etiam Hesychius, quod ideo cupido ὁμματειος, id est oculeus vocatus sit, quod ex aspectu amor concipitur."* (So schreibt auch Hesychius [von Alexandria], daß Cupido ganz Auge sei, da die Liebe aus dem Anschauen entspringt) https://www.google.de/books/edition/De_deis_gentium_varia_multiplex_historia [Zugriff am 5.4.2024]

68) An der Nordseite des Hirschberger „Rings" gelegen, dem Rathaus gegenüber. Abbildung des einstigen und heutigen Zustandes bei Gerhard Schiller: Der Hirschberger Gnadenkirchhof mit seinen Grufthäusern. Erinnerung an seine Geschichte und die hier Ruhenden. Jelenia Góra 2013, S. 25.

rate dieser Zeit ein Extremfall und mag das Zögern des Vaters erklären, seine einzige Tochter aus dem Hause zu geben.[69]

Wenn wir eingangs sagten, Günther umkreise das Skandalon der Zurückweisung, so trifft dies Prädikat zugleich für die Komposition des Vermählungsgedichtes zu. Denn im Übergang von Vers 54, der ein letztes Mal *Müh und Schweiß* aufruft, zu Vers 55 wendet sich der Autor vom Bräutigam mit seiner leidvollen Bewerbungsgeschichte ab und dem Hochzeitsfest in seiner ungeschmälerten Gegenwärtigkeit zu. Wie im Proömion beherrscht nun Amor die frohe, freilich gewandelte Szene. Nicht mehr ein Bild des prunkvollen mythischen Brautwagens wird heraufbeschworen, sondern eine Hochzeitstafel hier und jetzt so geschildert, als sei der Dichter Beobachter des Geschehens. Wir kennen diese Technik der Teichoskopie *(was sich dort [*sc. an der *Taffel] begiebt, von weitem anzusehn)* aus dem Schauspiel. Und dieser Modus der indirekten Zeugenschaft wird zur direkten, indem die Verwandlungsform des Dichters, das Musenroß, nun selbst interaktiver Teil des Hochzeitsmahls wird mit seinen sozusagen handfesten, greifbaren Dingen wie der *Braut-Supp*[70] und dem *Handfaß. Man soll, ich weiß es wohl,*

69) Eine interessante Hypothese findet man in dem sehr quellennah gearbeiteten Roman von Fedor Sommer: Zwischen Mauern und Türmen. Ein Roman aus dem 18. Jahrhundert. Halle [2]1928, S. 70: *„Eigentlich war gar nichts gegen ihn [sc. J. M. Gottfried] als Eidam einzuwenden […] Aber Christian Mentzel wies seine erste Werbung um Anna Marianna zurück. Er traute der kaufmännischen Tüchtigkeit dieses Gottfried nicht ganz. Ihm schien bedenklich, daß dessen Familie eigentlich eine Gelehrtenfamilie war, der sogar (in der Person eines Oheims Gottfrieds) ein Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften angehörte. Und Christian war bekannt, daß der junge Johann Martin nur gezwungen den Beruf seines Vaters gewählt und sich viel lieber den Musen gewidmet hätte."* J. M. Gottfried zählte später zu den Mäzenen des Hirschberger Poeten Daniel Stoppe (1697–1747), der ihm einige Gelegenheitsgedichte widmete. Zumindest hieraus kann man auf eine, und zwar tätige, Nähe des Mentzelschen Schwiegersohns zu den Musen schließen. Zum Werkverzeichnis Stoppes s. https://www.hs-augsburg.de/~harsch/germanica/Chronologie/18Jh/Stoppe/sto_intr.html [Zugriff am 14.2.2024]. S. auch Hermann Markgraf: Stoppe, Daniel, in: Allgemeine Deutsche Biographie 36 (1893), S. 435f.

70) Wohl ursprünglich eine Essensgabe an die kirchlich Mitwirkenden bei einer Hochzeit, also Kantor, Sänger usw., dann abgegolten durch Geld. S. Johannes Rautenstrauch: Luther und die Pflege der kirchlichen Musik in Sachsen (14.–19. Jahrhundert). Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Brüderschaften, der vor- und nachreformatorischen Kurrenden, Schulchöre und Kantoreien Sachsens). Leipzig 1907, S. 286. Der Brauch hat in späterer Zeit eine Wandlung bis hin zu einer hochzeitlichen Scherzdisputation erfahren, so Ursula Kundert: Konfliktverläufe. Normen

Die Braut-Supp' offt besingen; / Doch hat sie sonst kein Fett, so wird mein magres Blat / Den Gästen Deiner [sc. des Hochzeitspaares] *Lust nicht heißre Kohlen bringen, / Dieweil mein Pegasus kein gutes Futter hat.* Animalische Bedürfnisse wie die nach Befriedigung des Hungers machen sich geltend, vor allem aber durchzieht das Motiv des Erotischen in allerlei Variationen diese Passagen. Dreimal ist Platz für *Küsse* bzw. zu lautmalenden *Schmätzgen* (Z. 57, 66, 83). Es wird, wie herkömmlich, die Gelegenheit beim Schopfe gepackt, die Braut auf die Hochzeitsnacht anzusprechen, in der *Du jetzt das erste mahl die jungen Glieder übst* (Z. 78). Exempla trahunt: Die Zärtlichkeiten der Jungvermählten machen die anwesenden *bleichen Jungfern* erröten (Z. 79), und indem der Dichter sich nachfolgend in grober Form Schweigen gebietet (*Halts Maul du loser Kiel!* Z. 85), macht er das vorangehende Distichon ex post zu einer frivolen Anspielung auf den Liebesakt. *Diß Beyspiel macht Sie* [sc. die Jungfern] *heiß und wird noch manch' erweichen / Die auf ihr Bestes sonst noch unverständig ist.* Der Poet tritt im Gewande des vorlauten und, vorgeblich, ungeschickten *(lincken)* Spaßmachers auf, dem wie dem komödiantischen Grobian Prügel (*sonst werden sie dich wichsen*, Z. 85)[71] oder schlimmer noch, das Schicksal von *Simsons Füchsen*[72] (Z. 87) drohen. Günther wählt hier eine Schreibart, die man am treffendsten wohl als „burlesk" charakterisieren kann, eine „Form des Witzes" (Flögel), die, durchaus nicht-satirisch, das Pathetisch-Erhabene (so im Proömion) und Ernste (so im mittleren Teil) dem hinter den Rafinessen des Stils sichtbar werdenden Niederen, den elementaren und triebhaften Bedürfnissen im dritten und damit Schlußteil gegenüberstellt.

der Geschlechterbeziehungen in Texten des 17. Jahrhunderts. Diss. Zürich. Berlin, New York 2004, S. 119: „Eine Textsorte […], die Brautsuppe, macht sich als institutionalisierter Teil des Hochzeitsrituals geltend. Das von Gottlieb Sigmund Corvinus unter dem Pseudonym Amaranthes verfasste *Nutzbare, galante und curiöse Frauenzimmer-Lexikon* von 1715 definiert Brautsuppe wie folgt: Ist eine aus Wein, eyern und Semmel abgewürzte gelbe Brühe, so den andern Hochzeit-Tag zu allererst auf die Tafel getragen wird. Man pfleget auch an etlichen Orten diejenigen lustigen und schertzhafften Carmina Braut-Suppen zu nennen, so man den andern Hochzeit-Tag bey der Tafel austheilet."

71) Johann Heinrich Campe: Wörterbuch der deutschen Sprache. Braunschweig 1811, S. v. wichsen: 1. Mit Wichse bestreichen, blänken; 2. prügeln. Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin [18]1960, S. v. wichsen: „Die Bedeutung ‚schlagen' kaum vor Hermes, Sophiens Reise, 1776". Die Datierung wäre dann in Hinblick auf unsere Fundstelle zu präzisieren.

72) Richter 15,4.

Wichtiges Ingrediens dieser Verfahrensweise ist das Mimische.[73] Nicht nur kommt es zu gestischen Handlungen *(das Handfaß reichen)*, körperlichen Berührungen *(Schmätzgen)* und augenfälligem Ausdruck sonst verborgener Gefühle (*Er sieht die Jungfern schon die bleichen Farben ändern*, Z. 79). Die Hochzeitstafel insgesamt wird zur Bühne, auf der, *Grillen* vertreibend (Z. 92), der Dichter als *loser Kiel* präsent ist und dabei nicht verschweigt, daß auch ein Pegasus auf *gutes Futter* angewiesen ist.

III.

Bey der Frau Magdalena Sparrin, gebohrnen Mentzelin, eingefallenen Nahmens-Tage, auf ihr Symbolum: Herr! nach Deinem Willen.[74]

Das oben vorgestellte Hochzeitscarmen ist keineswegs das einzige Gedicht, das in den Umkreis der dominierenden Hirschberger Familien, insbesondere der Mentzel und der mit ihnen versippten Glafey führt. Zu nennen ist etwa das Lobgedicht auf den bekannten Mediziner und Naturforscher Thebesius (1686–1732), einen Schwager der Anna Marianna Mentzel,[75] sowie die drei dem Magister David Ebersbach, einem weiteren Anverwandten, gewidmeten Poeme.[76] Zu dessen Vermählung in Schweidnitz mit Maria Magdalena Glafey hatte Günther 1713, als 18jähriger Primaner, ein mit breitem gelehrten und gelernten Wissen prunkendes Epithalamium geschrieben, in dem es heißt: *Zeuch, ungemeine Braut, in Zions Thäler ein; / Dein Schweidnitz brennt vor Lust, durch dich beglückt zu sein. / Las Hirschberg diesen Ruhm, daß es dich auferzogen!* Vermutlich ist dies das erste Kasualgedicht, aus dem sich dann die weiteren Verbindungen nach Hirschberg entwickelten. Als Eberbach nach nur gut zweijähriger Ehe

73) S. Dieter Werner: Das Burleske. Versuch einer literaturwissenschaftlichen Begriffsbestimmung. Diss. FU Berlin. Berlin 1968, S. 218ff. und passim; der Hinweis auf Flögel ebd., S. 223.
74) Bölhoff: Werkausgabe (wie Anm. 9), Bd. IV, 1, S. 113f.; Krämer: Werke (wie Anm.9), Bd. 2, S. 248f. Erstdruck 1725.
75) *Auf das den 24. Dec. an. 1721. glücklich erschienene Nahmensfest Herrn Adam Christian Thebesius, medicinae doctoris und practici in Hirschberg.* Krämer: Werke (wie Anm. 9), Bd. 4, S. 268–272. Thebesius wie Christian Benjamin Mentzel, der Bruder der Anna Marianna, hatten je eine Tochter des Johann Gottfried Glafey und der Regina Baumgart geheiratet.
76) Ebd., Bd. 5, S. 33ff.

starb, verfaßte Günther ein großartiges, kaum einem tradierten Muster verpflichtetes Trauergedicht, gerichtet an die *Verwaiste Magdalis*, sowie ein 242 Verszeilen langes Epicedium in lateinischer Sprache.[77] Wie oft und jeweils für wie lange Günther sich in Hirschberg selbst aufhielt, läßt sich nach den dürftigen Quellen nicht exakt angeben. Mit einiger Sicherheit weilte er im Herbst 1721 und letztmalig im Sommer 1722 dort.[78] Bei dieser Gelegenheit verfaßte er zwei Gedichte anläßlich des Namenstages (22. Juli) bzw. Namensfestes (3. August) von Mutter und Tochter Sparr, Schwester und Nichte[79] des Christian Mentzel. Sie trugen beide den Vornamen Magdalena. Ein weiteres Gedicht galt dem Geburtstag von Regina Thamm *(Dammin)*, der 13 Jahre alten Halbschwester aus erster Ehe der *gebohrnen Mentzelin.* Beider Mutter Magdalena, geboren 1672, stirbt in ihrem 59. Jahr,[80] so daß man die in unserem näher zu betrachtenden Glückwunschgedicht apostrophierten Leiden als frühe Vorboten einer dann zum Tode führenden Krankheit lesen könnte. Freilich umreißen ohnehin die in der *Leichen-Schrifft*[81] mitgeteilten Daten ein leidgeprüftes, dabei aber durchaus nicht untypisches Frauenleben jener Zeit. Aus der 1696 geschlossenen Ehe mit Samuel Thamm gingen fünf Kinder hervor, von denen sie drei zu Grabe tragen mußte.[82] Auch eine Enkelin stirbt vor ihr. Der aus Schmiedeberg gebürtige Ehemann Thamm findet 1710 vierzigjährig den Tod in Danzig, vermutlich auf einer Geschäftsreise während der Großen Pest, die im Gefolge des Nordischen Krieges im Ostseeraum wütete.[83] Sie

77) Ebd., Bd. 5, S. 61ff.
78) Vgl. Krämer (wie Anm. 16), S. 277 und S. 326ff.
79) *Auf das Nahmensfest der Jungfer Magdalena Sparrin, so A. 1722. den 3. August einfiel (Die Morgenröthe deiner Tugend …).* Krämer: Werke (wie Anm. 9), Bd. 4, S. 319. Ihr Vater Ephraim Sparr (1673–1755) stammte aus dem schwedischen Geschlecht von Sparr. Die jüngere Magdalena heiratete später den ersten „preußischen" Bürgermeister von Greiffenberg Johann Friedrich Platzius. Nach Elisabeth Zimmermann: Über den Ursprung der Schwenckfelder im Iser- und Riesengebirge, in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 1 (1948), S. 149–162.
80) Am 14. April 1732.
81) Zellerchronik (wie Anm. 27), Zwölfter Theil, darinnen die Leichen-Schrifften in und an den Grüfften und auf den Leichen-Steinen auf unserm Evangel. Gottes-Acker vorkommen. S. 46f.
82) Darunter den am 22. 8.1697 getauften Samuel, der am 27.1.1725 in der Nähe von London als *Befliessener der Kauffmanschafft* verstirbt.
83) S. etwa Samuel Don(n)ets Holzschnitt „Abbildung von der großen Pest in Dantzig, 1709. https://de.wikipedia.org/wiki/Gro%C3%9Fe_Pest_von_1708_bis_1714 [Zugriff am 14.2.2024].

ist damals 38 Jahre alt. 1708 und 1715 verliert sie erst ihre Mutter, dann ihren Vater Georg Mentzel. Sechs Todesfälle im engsten Familienkreis – die Allgegenwärtigkeit des Todes bildet den dunklen Hintergrund dieses 1722 entstandenen Gedichts, dessen zentrales Motiv *Leid* (I, 6) später im *Leiden dieser Zeit* der Gruft-Inschrift aufgegriffen wird. Als Günther sein Gedicht schreibt, lebt Magdalena seit zehn Jahren in zweiter, 1712 geschlossener Ehe mit dem in Danzig geborenen Ephraim Sparr, *welchen sie mit einer Liebenswürdigen Tochter erfreuet*, eben jener 1714 geborenen Magdalena, der Günther zum *Nahmens-Fest* huldigt.[84] Wie glücklich waren solche Ehen, wie glücklich war diese Ehe? Wenn die *Leichen-Schrifft* ihr Verhältnis zu Religion, zu *Ehe-Herrn*, *Kinder*(n) und *Armen* mit den passend rühmenden Epitheta versieht und dann sagt, sie sei *Eine geduldige Creutz-Trägerin* gewesen, so wird man *Kummer* (I, 2), *Angst* (I, 4; V, 5) und *Gram* (IV, 4) des Poems doch weniger oder zumindest nicht ausschließlich durch körperliche Beschwernisse verursacht sehen. Insbesondere *Neid und Spott* (III. Strophe) sind ja Phänomene des sozialen Lebens. Neid ist des Glückes Gefährte, sagt das Sprichwort, so daß man hier zunächst an die herausgehobene gesellschaftliche Stellung der Familie und ihre potentiellen Neider denken mag. Wenn man die innerhalb der Hirschberger Kaufmannschaft sich noch einmal durch besonderen geschäftlichen Erfolg sich abhebende Position der Mentzel und ihrer Anverwandten in Rechnung stellt, sind derartige Erwägungen nicht gänzlich abwegig.[85] Aber Zielscheibe derartiger Empfindungen zu sein, würde doch nicht das *Ehrenkleid* tangieren: *Rizt offt der Creutzdorn das Gemüthe, / Reißt Neid und Spott ins Ehrenkleid, / Ich schweige …* (III. Strophe). Überhaupt tut sich eine Spannung zwischen Mißgönnen und höhnender Herabsetzung auf, die

84) Nach Günther Grundmann: Gruftkapellen des achtzehnten Jahrhunderts in Niederschlesien und der Oberlausitz (Studien zur deutschen Kunstgeschichte 193). Straßburg 1916, zog Sparr, gemäß dem Epitaph für Magdalena noch 1732 *Kauff- und Handelsmann allhier* (d.h. in Hirschberg) „anscheinend von Hirschberg fort, er starb in Greiffenberg“ (S. 179). Unter den größeren Handelshäusern taucht Sparr nicht auf, hat er nicht reüssiert? Eine Quelle bezeichnet ihn als „Leutnant“, was auf eine ursprünglich oder eigentlich angestrebte Karriere als Militär hinweist.

85) Im *Abendopfer* findet sich gegen Schluß eine Passage, in der, bezogen auf die Ernennung Kluges zum Kommerzienrat, Sozialneid ziemlich unverblümt angezeigt wird: *Recht, recht! Mein Kluge nimmt den Rang, / Auch wider aller Spötter Danck, / Ich kenne seines Geistes Proben; Beschämt Er gleich den ungezognen Neid, / So will er aus Bescheidenheit / Gleichwohl mehr seyn als heissen* (Z. 229–234).

wir auf dem Weg der Interpretation nicht auflösen können.[86] Das lyrische Ich scheint in einer akuten Krisensituation zu stehen, wenn alle Erwartung sich auf eine *stündlich beßre Zeit* (V. Strophe) richtet.[87] *Laßt endlich auch die Freunde wancken! / Ich seh sie mit Verachtung an* (VI. Strophe). Bis in die Barockzeit hinein kann „Freund" urkundlich „Verwandter" bedeuten. Wenn sich alle Welt abwendet, Freunde und Blutsfreunde, so scheint das in der Tat eines besonderen *Zuspruch(s)* (VI. Strophe) zu bedürfen.

Der Text verweist in Strophenform und Metrik auf Georg Neumarks *Wer nur den lieben Gott läßt walten*, eines der bekanntesten deutschen Kirchenlieder überhaupt. Günther selbst hat in seinem Entwurf das Muster angegeben[88] und folgt ihm strikt: Je sechs jambische Verse bilden eine Strophe, wobei die ersten vier Zeilen im Kreuzreim (ab ab) in einen Paarreim münden, der meist, bei Neumark[89] wie bei Günther, eine sentenzartige Aussage macht. *Am Golde zeigt die Glut den Werth, / Leid ist der Christen Prüfungsherd* (I. Strophe). Oder: *Gott führt hinein, Gott führt heraus, / Er säumt und bleibt gleichwohl nicht aus* (III. Strophe). Die beiden Schlußzeilen kehren jeweils den Ertrag hervor, der dem Leiden abzugewinnen ist, die Zeilen davor nennen die Bedingungen dafür, gefaßt als Direktiven ad me ipsum: *Gedenck an Gottes Rath und Willen* (I. Strophe); *Ich schweige* (III. Strophe). *Bedenckt doch dieß, ihr schwachen Sinnen!* […] *Regiert den Gram, und lacht der Welt!* (IV. Strophe); *Ich seh sie* [sc. die wankenden Freunde] *mit Verachtung an* (VI. Strophe). Die formale Verwandtschaft mit Neumark darf aber nicht den Blick dafür verstellen, daß der Gehalt des Gedichts eher den Vergleich mit einem anderen Text nahelegt, nämlich mit dem erstmals 1666/67 publizierten und ebenfalls noch heute in den evangelischen Gesangbüchern vertretenen Lied Paul Gerhardts *Gib dich zufrieden und sei stille*.[90] Die Parallelen sind, markant schon im Leitwort der

86) Vielleicht ist „Spott" hier wie im *Abendopfer* eher im Sinne von unguter Nachrede zu verstehen.

87) Man kann *stündlich* auch anders lesen: Nicht, daß jederzeit eine Besserung eintreten kann, sondern daß Stunde für Stunde, ununterbrochen eine Wendung erwartet wird.

88) Heyer/Hoffmann (wie Anm. 5), S. 230.

89) Z. B. *Wer Gott dem Allerhöchsten traut, / Der hat auf keinen Sand gebaut.* (Wer nur den lieben Gott, Strophe I, Vers 5 und 6).

90) Ediert und kommentiert von J[ürgen] H[enkys] in: Hansjakob Becker u.a. (Hg.): Geistliches Wunderhorn. Große deutsche Kirchenlieder. München 2., durchges. Aufl. 2003, S. 299–309.

„Stille“, überzufällig. Das betrifft einzelne Motive wie die des säumenden Gottes (Günther III, 6 – Gerhardt Str. 10), sein Wächteramt (Günther V, 6 – Gerhardt Str. 3), den Spott (Günther III, 2 – Gerhardt Str. 11), die treulosen Freunde (Günther VI, 1 – Gerhardt Str. 4). Im Mittelpunkt stehen beidemal die Verwundbarkeit des Menschen, die Gebrechlichkeit der Welt *(Ob alles um euch bricht und fällt…)*, die Beschädigungen des *Gemüthe(s)*, die der Mensch in Form von *Kummer*, *Angst, Gram* bzw. *Grämen* davonträgt. All das wird im Gestus des Dialogs mit dem eigenen Ich vorgetragen, eine Selbstansprache, die bei Günther reflektierend und reflexiv zu *gelaßner Demuth* (II, 4) auffordert, bei Paul Gerhardt analog zum Sichzufriedengeben, zur Bescheidung in das nun einmal von Gott Gefügte. Das geistliche Lied zitiert mit diesem in der vierzehnmaligen Wiederholung besonders nachdrücklich werdenden Rat den biblischen Psalter,[91] der gewiß sowohl Adressatin wie Autor der *Aria* vertraut war. Aber anders als beim Kirchenlieddichter spricht bei Günther kein „Seelsorge-Ich“,[92] sondern ein schon in der Überschrift genanntes Individuum, das zudem akrostichisch sozusagen in den Text hineingenommen wird, bilden doch die Versanfänge Namen- und Geburtsnamen der Jubilarin ab. Um deren *Noth und Jammer* (II. Strophe) geht es, nicht um *alle Menschen* wie bei Gerhardt. Und überdies: Halt, *Trost* und Erleichterung (IV. Strophe) möchte das *Gemüthe* (III. Strophe) schon im Hier und Jetzt finden: *Mein Himmel kommt schon auf der Welt, / Weil, was Gott will, mir auch gefällt* (Schlußzeilen in Strophe IV). Es gilt, Leiden in offenbar sehr konkreter, doch nicht im Materiellen angesiedelter Art, worauf etwa die 7. und 8. Strophe bei Gerhardt abheben, nicht nur auf sich zu nehmen, sondern geradezu als Mittel der Läuterung *(Prüfungs-Herd)* oder sogar der Selbstertüchtigung aufzufassen. Nicht von ungefähr hat Günther das noch in seinem Entwurf enthaltene Stichwort *Seele* getilgt, so daß aus […] *sich mit gelaßner Seele schickt* über die Variante *Muthe* im endgültigen Text die Fassung wird: *Sich mit gelaßner Demuth schickt* (II. Strophe).[93] Gelassen, Gelassenheit ist kein Lemma in der Bibelkonkordanz, wohl aber im Lexikon der antiken Welt. Es ist jene Ataraxia, die wir annähernd mit „Gemütsruhe“ wiedergeben können, wenn wir ihre pietistische Einfär-

91) Henkys in: Ebd., S. 302: Psalm 116, 7; 37, 7 und Tobias 5, 29.
92) Henkys in: Ebd., S. 302.
93) Bölhoff: Werkausgabe (wie Anm. 9), Bd. IV. 2, S. 101.

bung mitbedenken.[94] Möglicherweise fassen wir hier eine Spur zu den Pressionen (*Preßt Noth und Jammer noch so sehr, / An Gott gedacht; es preßt nicht mehr,* II. Strophe), denen sich Magdalena Sparr ausgesetzt sah. Das abseits der Amtskirche gepflegte „innere Christentum" des Pietismus[95] steht möglicherweise hinter dem Inschriften-Satz *Sie war eine andächtige Beterin*, und auch die ausdrücklich hervorgehobene Fürsorglichkeit – war sie doch *eine mildreiche Wohlthäterin der Armen* – gehört zu den Merkmalen dieser Glaubensrichtung. Die Konflikte, die sich mit der Orthodoxie ergaben, reichten bis in die Familien hinein, ein Motiv, das der schon oben erwähnte Hirschberg-Roman von Fedor Sommer am historischen Personal – Christian Mentzel und Pastor Johann Neunhertz für die Seite der Orthodoxie, Johann Gottfried Glafey und Pastor M. Johann Christoph Möller für das mit Orten wie Halle und Herrnhut verbundene Reformluthertum – breit entfaltet, gewiß nicht ohne beglaubigte Überlieferung.[96] Auf unmittelbare Lebensorientierung an der Bibel verweist schon der Gedichttitel in der Unterzeile: *auf ihr Symbolum: Herr! nach Deinem Willen*. Im Text selbst ist die Zentrierung aller Aussagen um das Subjekt schon rein statistisch ein auffälliges Merkmal. Günther läßt Magdalena Sparr in einer Doppelrolle auftreten. Sie bzw. ihre Repräsentanz in *Geist* und *Sinnen* ist Sprecherin und Angeredete „in einer Person". Das Personalpronomen „Ich" vertritt sie mit seinen Kasusabwandlungen „mir" und „mich" siebenmal in ihrer Sprecherrolle, und ebenfalls siebenmal in

94) Paul (wie Anm. 25): „Gelassen […] ursprünglich in der Sprache der Mystiker und Pietisten ‚gottergeben' […] dann verallgemeinert zu ‚(seelisch) beherrscht', ‚gefaßt' (Goethe-Wörterbuch)."

95) Daß der Pietismus in den Anfängen und noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine Reformbewegung vor allem der Oberschichten war, hebt Richard van Dülmen: Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. Bd. 3: Religion, Magie, Aufklärung 16.–18. Jahrhundert. München 1994, S. 128 hervor: „[…] insgesamt handelt es sich um eine breite Laienbewegung, in der Stadtbürger wie Adlige und erstmals auch Frauen um ihre religiöse Selbstbestimmung und -entfaltung kämpften." Der „religiöse Subjektvismus" (ebd., S. 130) habe wesentlich zur ‚Entdeckung' des Individuums beigetragen. „Die Fähigkeit zur Selbstanalyse, die den Weg zur Psychologie wies, konstituierte die bürgerliche Selbstentfaltung auch als einen Selbsterziehungsprozeß" (ebd., S. 132).

96) S. hierzu die Hinweise bei Kühn (wie Anm. 21), S. 123: „Schon vor 1720 fand der Hallesche Pietismus [sc. in Hirschberg] Eingang, Ende der 20er Jahre schlossen sich einige Kaufmannsfamilien Zinzendorf an." Genannt werden Mitglieder der Familien Glafey, Buchs und Hartmann – allesamt versippt bzw. verschwägert mit den Mentzels.

Singular und Plural in ihrer Hörerrolle („Du", „dir", „ihr", „euch"). Dazu kommt dreimal das Possessivpronomen „mein". Also insgesamt 17mal verweist der Text grammatisch auf ein bestimmtes Individuum mit seiner Seelennot. In wieweit hier Konflikte religionssoziologischer Art, typisch für das Schlesien der Habsburger Zeit, hineinspielen, läßt sich textimmanent nicht aufklären.[97] Unter Gattungskriterien hat sich Günther für ein Rollengedicht entschieden, wobei wir fragen dürfen: Wer spricht hier überhaupt? Der Dichter wandelt sich einer Person, gewiß nicht zufällig weiblichen Geschlechts,[98] an, und umgekehrt spricht Magdalena durch den ihr offenbar nahestehenden Poeten.[99]

*

Gelegenheitsgedichte sind, wie Goethe in seinen Unterhaltungen und Gespächen mit Eckermann sagt, durch *die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden.*[100] Wir haben aus dem breiten Œuvre Günthers drei Texte herausgegriffen, die im Umfeld schlesischer *Kauffmanns-Societäten* entstanden sind. Zu Lebzeiten des Autors waren die im Dichtungstitel genannten Personen Mitglieder wirtschaftlich führender[101] und gesellschaftlich tonangebender Familien. Magdalena Sparr war die Schwester, Anna Marianna Gottfried die Tochter des „Prototyps der Hirschberger Leinenkaufleute",[102] Christian Mentzel. Er hinterließ bei seinem Tod im

97) Schöffler hat die religiös-konfessionelle Gemengelage Schlesiens geradezu als prägenden Faktor für den über Jahrzehnte behaupteten Vorrang dieser Landschaft ausgemacht; vgl. Herbert Schöffler: Deutsches Geistesleben zwischen Reformation und Aufklärung. Von Martin Opitz zu Christian Wolff. Frankfurt a. M. ²1956, passim.
98) In den 1740er Jahren hat bekanntlich der englische Roman die Gefühlswelt des Menschen gerade an weiblichen Protagonisten zum Leitthema gemacht.
99) Zu Günthers religiöser Position zwischen lutherischer Orthodoxie und Pietismus s. Krämer: Werke (wie Anm. 9), Bd. 2, S. XXff.
100) Johann Wolfgang von Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Bd. 19: Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Hgg. von Heinz Schlaffer (Goethe Münchner Ausgabe). München, Wien 1986, S. 44.
101) S. Sombart (wie Anm. 26). Im Abschnitt „Die Größe der Handelsbetriebe" werden für Deutschland die Firmen Mentzel und Gottfried zu den größten der „typischen Handelsbetriebe während der Zeit der frühkapitalistischen Epoche" gerechnet.
102) Günther Grundmann: Hirschberg in Schlesien. Eine Studie zur vergleichenden Wirtschafts- und Kunstgeschichte, in: Otto Brunner u.a. (Hg.): Festschrift Hermann Aubin zum 80.Geburtstag. Bd. 2. Wiesbaden 1965, S. 495–510, hier S. 502.

Jahre 1748 neben dem Schloß Lomnitz und weiteren Immobilien ein, nach heutiger Kaufkraft, vielfaches Millionenvermögen.[103] Sein Schwiegersohn Johann Christian Gottfried war Großkaufmann, dessen 1716 gegründetes Handelshaus, später unter Leitung seiner Witwe Anna Marianna und des Schwiegersohns, auch architektonisch bedeutende Bauwerke schuf.[104] Christian Kluge führte ebenfalls ein protoindustrielles Unternehmen, von dessen Geschäftserfolg schon allein der Besitz umfangreicher Latifundien zeugt. Ein größerer Abstand in Lebensführung und Lebensgrundlage zwischen dem Dichter ohne festen Wohnsitz und diesen Unternehmern großen Stils ist kaum denkbar. Wie bildet sich deren „Wirklichkeit" in den Güntherschen Texten ab, wie hat sich die Begegnung eines, der bedauert, nicht als Kind von Kaufleuten auf die Welt gekommen zu sein, mit Angehörigen eben dieser patrizisch-großbürgerlichen Schicht literarisch niedergeschlagen? Modellhaft stehen die drei von uns behandelten Dichtungen für die Art und Weise, in der Günther das organisiert, was Goethe den „Stoff" nennt. Das *Musicalische Abendopfer* disputiert und fordert das Zusammenspiel von militärischer Macht, Wissenschaften und Kapital bei der Sicherung der Wohlfahrt eines Gemeinwesens.[105] Der Akteur, dem gehuldigt wird, ist in eben der Welt physisch zuhause, in der sich der Autor, Repräsentant der Wissenschaften und Künste, virtuell bewegt. Die Sprache der Poesie durchmißt den Handlungs- und Handelsraum des Rezipienten. Es ist das Theatrum mundi, das hier den Hintergrund abgibt. Mimus, Text und Musik wirken in einem kompakten Gesamtkunstwerk zusammen. Das Carmen zum *Hochzeit-Fest* entsteht anläßlich eines familiären Ereignisses, das unvollkommen wäre ohne einen Beitrag der Poesie – eine Frage der Tradition und eine Prestigefrage. Gezeigt und in Versen aufbewahrt wird der Beginn einer Ehe, eine bürgerliche Institution, personalisiert durch eine hier im Ursprungssinne zu nehmende Anekdote: Aufgedeckt, an die Öffentlichkeit gebracht wird die unerhörte Begebenheit einer verweigerten

103) S. das Nachlaß-Verzeichnis bei Gerstmann (wie Anm 27), S. 23–31.
104) Grundmann (wie Anm. 102), S. 504f.
105) Günther schlägt hier ein Thema an, das erst in der neueren Forschung breitere Aufmerksamkeit gefunden hat: Wie beeinflußt die Kultur eines Landes dessen Prosperität? Welche Rolle spielen „weiche" Faktoren bei der wirtschaftlichen Entwicklung von Regionen und Nationen? Einen aktuellen Überblick gibt Sara Lowes: Culture in Historical Political Economy. Prepared for the Oxford Handbook of Historical Political Economy, edited by Jeffrey Jenkins and Jared Rubin. https://www.saralowes. com/research.html [Zugriff am 23.10.2022].

väterlichen Zustimmung. Der Autor ist Mythagoge und Komische Figur in einem – das etwas riskante Rollenspiel schützt vor Sanktionen und soll den Beifall der Auftraggeber sichern. Leider verfügen wir hier und auch sonst nicht über Quellen zur Aufnahme des Dargebotenen durch das Publikum. Der nach Umfang kürzeste Text, eine Huldigung zum *Nahmens-Tage*, ist ein Zwiegespräch einer Seele mit sich selbst oder zweier Seelenverwandter. Der Autor spricht als Vertrauter, mit einer Anleihe beim Thesaurus professionum sozusagen als unbestallter Consiliarius intimus. Eine Zuordnung zu den Abwandlungen dessen, was der Protestantismus gerade im Schlesien des frühen 18. Jahrhunderts umfaßte, erwies sich als schwierig. Hier müßten weitere Texte und Quellen einbezogen werden.

Die drei Werke wurden von uns nach abnehmendem Umfang des repräsentierten Realitätsausschnittes behandelt. Sie (und natürlich weitere) ließen sich auf einer Skala mit Werten für die „Welthaltigkeit" anordnen. Das kann aber immer erst im nachhinein geschehen. Man darf niemals ohne sorgfältige Prüfung sicher sein, wo ein Güntherscher Text auf kontemporäre oder vergangene Wirklichkeit verweist. Das gilt selbst für eine Kontrafaktur wie das Magdalena Sparr gewidmete Gedicht. Ein Kirchenlied dient hier deshalb als metrisches Muster, weil die Adressatin, wie wir aus anderen Quellen wissen, *eine andächtige Beterin* war. Soweit es die Quellenlage gestattet, sind wir hier und auch sonst allen biographischen Spuren gefolgt. Weit über das erwartete Maß hinaus ließen sich Motive der politischen, ökonomischen und kulturellen Welt des frühen 18. Jahrhunderts aufzeigen. Die Texte sind gesättigt mit Informationen, die im Abgleich Zeile für Zeile mit unserem sonstigen Wissen zur frühneuzeitlichen Welt offenzulegen waren. Als dominantes poetisches Verfahren erwies sich das dialogische Sprechen, und zwar auf zwei Ebenen. Die Gedichte folgen auf der Textoberfläche in Frage und Antwort, Zu- und Widerspruch, Anrede und Apostrophe bevorzugt der Syntax des Dialogs.[106] Auf der unausdrücklich bleibenden Rezeptionsebene verlangen Anspielungen, Verweise, versteckte oder offene Zitate, Periphrasen und Emphasen, ironische und anzügliche Bemerkungen die Mitwirkung der Hörer- und Leserschaft. Dieses Prinzip funktioniert nur, wenn ‚Sender' wie ‚Empfänger' auf annähernd gleichem intellektuellen Niveau stehen und einen Wissens-Kanon teilen. Der Autor huldigt in seinen drei Glückwunschgedichten den Adressaten also auch dadurch, daß er sich darauf verläßt, daß sie an seinem Witz, im Sinne

106) S. das einschlägige Kapitel bei Weinrich (wie Anm. 55), S. 909 ff.

des 18. Jahrhunderts, Gefallen finden. Das gilt auch für kompositorische Finessen, Wortkombinatorik und Klangfülle. Insofern können auf philologischem Weg zumindest umrißhaft Bildungserfahrung und ästhetisch-literarische Standards von Persönlichkeiten rekonstruiert werden, die ansonsten in Profan- und Sakralarchitektur Zeugnisse ihres Kunstsinns hinterlassen haben.[107] Aber auch das Selbstbewußtsein des Autors ist deutlich hervorgetreten – „unter Schleierherren" mag die soziale Position markieren, meint aber nach dem Durchgang durch unsere Gedichttrilogie auch: ein Gleicher unter Gleichen, also inmitten von litterati, denen Günther in seinem Metier an Risikofreude, Weltoffenheit, Arbeitsethos und Findigkeit nicht nachstand – Phoebus behauptet sich neben Merkur.

Uwe Grund

Wśród kupców lnem. O trzech wierszach okolicznościowych Johanna Christiana Günthera

Poetycki geniusz Johanna Christiana Günthera (ur. 1695 w Striegau, obecnie Strzegom; zm. 1723 w Jenie) dopiero niedawno został w całej rozciągłości doceniony, przy czym potwierdziła się ocena, jaką wydał już Goethe. Ciągle jednak brakuje szczegółowych studiów, ukazujących jak Günther twórczo rozwinął wypracowane wcześniej formy tzw. liryki okazjonalnej. Rozpatrujemy trzy teksty, powstałe między 1719 i 1722 rokiem. Adresatami a zarazem tematem tych wierszy są członkowie rodzin typowych przedstawicieli zamożnej warstwy śląskiego kupiectwa, handlującej płótnem lnianym, co ukazała analiza źródeł biograficznych, regionalnych i ekonomicznych. Ich mieszczańskie względnie wielkomieszczańskie środowisko zawodowe i prywatne, wykształcenie, smak artystyczny czy prezencja nabierają w tekstach konturów. Jednocześnie Günther udowadnia talent do podjęcia błyskotliwego dialogu z czytelnikiem, który to dwugłos

107) Zu den Familien Mentzel, Gottfried und Kluge als Stiftern s. Langer (wie Anm. 64), passim. Zu den Mausoleen der Hirschberger Familien s. jetzt Schiller (wie Anm. 68). Zur Bautätigkeit der Mentzel, Gottfried u. a. s. Grundmann (wie Anm. 102), passim.

wykracza poza konkretną okazję, dla której powstał wiersz – nadanie tytułu, wesele czy też imieniny. Pozostaje tylko żal, że wszystko to nie wystarczyło na pozyskanie stałego kręgu mecenatu dla twórczości Günthera.

Tł. Klara Kaczmarek-Löw

Heinz Pionteks Gedicht „Schulrat in Böothien“

Von Hartwig Wiedow

Schulrat in »Böotien«

Bewohnte eine ganz bequeme Etage
in einem auffallenden Gebäude,
Untere Donaulände 6.

Wenn er schrieb,
er hätte gern am Bache gewohnt,
Haare geschnitten, geweissagt,
Diebe gebannt, Quellen gefunden,
Zeichen in Holz gebrannt –

hatte er immer nur
den langgestreckten blauen Wald im Sinn,
jene Bergzüge,
an die sich Böhmen schmiegt.

Mittags,
nach dem Schuldienst in »Böotien«,
begrüßte ihn schon auf der Treppe
Putzi – von Kopf bis Fuß
in einem langhaarig weißen Hundepelz.

Dann trug eine aus Ungarn
herbeigeschaffte Nichte (Mohaupt) ihm
und seiner Amalie den Braten auf,
trummweise.

Er reagierte mit der Genauigkeit
eines hypochondrischen Thermometers.

In seiner freien Zeit
schrieb und korrigierte er
mehrere tausend Seiten –
Druckseiten.

Leichthin, so schien es,
verwandelte er
Leser in Geisterseher.
Seine Sprache und ihre
für immer
großäugig grünen Schönheiten …

Einmal, zu Weihnachten,
schenkte ihm seine Gattin Mali
ein extra scharfes
Fabrikat von Cutler's Hall, Sheffield,
in einem eleganten Etui.

In Schönbrunn unterzeichnete der Kaiser
die ihm vorgelegte Versetzungsurkunde
seines Schulrats in den Ruhestand,
krankheitshalber,
mit gleichzeitiger Ernennung zum Hofrat.

Der ehrenvoll Pensionierte war
gerade sechzig geworden
und hatte fünfzehn Dienstjahre insgesamt
hinter sich gebracht.

Er lebte dann noch
zwei Jahre.

Am liebsten hielt er sich
währenddessen in Kirchschlag auf.
Einem Berg- und Badedorf.

Bei klarem Nachthimmel
sieht man von dort oben, auch heute noch,

die fernen Lichter und Irrlichter
der Stadt Linz.

für Hermann Lenz
zum Achtzigsten

Für das Gedicht: © Anton Hirner, Lauingen

Inhalt und Thematik des Gedichts

Die Verse finden sich in Pionteks letztem Gedichtband ‚Neue Umlaufbahn‘,[1] der von der Kritik nur unzureichend beachtet wurde.

Wer erscheint in diesem Gedicht? Ein Mann unbestimmten Alters, der zur Regierungszeit Kaiser Franz Josephs (1848–1916) in Linz, der Hauptstadt des damaligen Erzherzogtums Österreich ob der Ens (heute: Oberösterreich) wohnte. Der Leser erfährt viele Details über ihn: Seine Anschrift „Untere Donaulände“, eine Straße, die parallel zum Fluss verläuft; seinen Beruf: Schulrat, also Aufsichtsbeamter über die (Volks-) schulen, wie man damals sagte, in „Böothien“ (Z. 14) – eine Region im südöstlichen Mittel-Griechenland! Der Sprecher setzt diesen Namen jedoch in Anführungszeichen, was für ein wörtliches Zitat spricht. Bevor weiter unten auf diese seltsame Bezeichnung eingegangen wird, soll vermutet werden, dass das Gedicht mit Böothien die Stadt Linz und ihr Umfeld meint. Der „Held“ des Gedichts ist verheiratet; seine Frau trägt den Vornamen Amalie (von ihrem Mann „Mali“ gerufen) und den Familiennamen Mohaupt. Hervorgehoben wird, dass sie ihrem Mann einmal zum Weihnachtsfest ein teures Geschenk gemacht hat, ein „extra scharfes“ Rasiermesser aus englischer Produktion im „eleganten Etui“ (Z. 36–38). Eine wahrscheinlich nicht verheiratete und damit unversorgte, „aus Ungarn herbeigeschaffte“ (Z. 19) Schwester seiner Frau fungiert als eine Art Hausbesorgerin, die auch bei Tisch aufträgt (aber dort sicherlich nicht Platz nehmen kann). Ein langhaariger weißer Hund mit dem Namen „Putzi“ begrüßt den Mann, wenn er vom Dienst nach Hause kommt. Der Mann ist aber nicht nur Schulrat, er betätigt sich vielmehr in seiner freien Zeit auch als Schriftsteller. Sein berufliches Leben beendet er nach 15 Dienstjahren „krankheitshalber, / mit gleichzeitiger Ernennung zum Hofrat“ (Z. 43), dem nächsthöheren Amtstitel seiner Besoldungsgruppe, mit dem die „ehrenvolle“ Pensionierung unterstrichen wird. Er lebt dann noch zwei Jahre und verbringt seine Zeit gerne in Kirchschlag, einem viel besuchten, nur 10 km von Linz entfernten, hoch gelegenen sommerlichen Badeort im Mühltalviertel mit Blick auf die Stadt.

Das Gedicht spricht aber nicht nur von den Lebensumständen dieses Mannes, sondern gibt auch Einblicke in seine schriftstellerische Existenz: Wenn er in einer Sprache mit „großäugig grünen Schönheiten“ (Z. 31f.)

1) Heinz Piontek: Neue Umlaufbahn. Gedichte. Würzburg 1998, S. 23–25.

dichtete, hatte er nicht Linz, eine sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend industrialisierende Stadt, „im Sinn“ (Z. 10), sondern stets die blauen Wälder und Berge „an / die sich Böhmen schmiegt“ (Z. 12), ein nicht-städtisches Leben an einem kleinen Fluss (vgl. die Aufzählung Z. 5–8).

Über das „Innenleben“ des Mannes wird in einer merkwürdigen und dunklen Passage des Gedichts berichtet, in der von seinen Reaktionen – aber von welchen? – die Rede ist. Der Sprecher des Gedichts schreibt ihnen die „Genauigkeit / eines hypochondrischen Thermometers“ zu (Z. 23f.). Da es solche Thermometer nicht gibt noch je gab, kann hiermit nur gemeint sein, dass der Mann in seinen Reaktionen Züge von Hypochondrie zeigt, einer somatoformen Krankheit.[2]

Viele Einzelheiten also, mit deren Hilfe man sich diesen Mann recht gut vorstellen kann. Es fehlt jedoch etwas sehr Entscheidendes: sein Name! Ein literaturgeschichtlich beschlagener Leser kann ihn sich aber mit Hilfe der im Gedicht genannten augenfälligen Details vergegenwärtigen: Es handelt sich um Adalbert Stifter (1805–1868), seit 1848 in Linz lebend, 1850 provisorisch und dann 1853 endgültig zum Schulrat ernannt. In dieser Zeit arbeitete Stifter fünf frühere Erzählungen für die Sammlung „Bunte Steine“ um und schrieb seine beiden Romane „Der Nachsommer“ und „Witiko“.

Die Verse Pionteks sind in den biographischen Einzelheiten sehr genau. Auch wenn man von den als Schulrat verfassten Denkschriften – Zeugnisse eines pädagogischen Engagements und Reformeifers, in dessen Mittelpunkt die Verbesserung der desolaten Schulgebäude und eine notwendige Reform der Lehrerbildung standen – einmal absieht, war die Zahl geschriebener und korrigierter Manuskripte sehr hoch (der Umfang der beiden Romane allein umfasst über 1500 Druckseiten). In den meisten seiner in Linz entstandenen Prosawerken kehrte Stifter in seiner Erinnerung in den Böhmerwald zurück, wo er in Oberplan (tsch. Horní Planá, in der Nähe von Český Krumlov) geboren wurde und seine Kindheit verbrachte. Für seine Grazer Zeit sind fünf Kuraufenthalte in Kirchschlag dokumentiert; schon den Zeitgenossen fiel das übermäßige Essen und Trinken auf, das schließlich zu einer bösartigen Lebererkrankung führte.

2) Das Deutsches Thermometermuseum in Geraberg bestätigte dies in einer Mail an den Verfasser.

Piontek hat sich seit den 60er Jahren mit Stifter befasst.[3] In seiner Bibliothek standen eine fünfbändige Werkausgabe und mehrere Arbeiten über Stifter. Von besonderer Bedeutung war dann aber wohl ein 1984 erfolgter Besuch im Stifterarchiv in Linz. In einem Eintrag in „Meine Daten“ (unveröffentlicht, verwahrt im Piontek Archiv in Lauingen) heißt es: „Der Leiter, Dr. Johann Lachinger, nimmt sich die Zeit, uns Original (Bilder und Bücher, Erstdrucke natürlich), zu zeigen [...] Wir fahren nach Kirchschlag im Mühlviertel […] und weiter auf den Spuren Stifters zu seinem Geburtsort. Auf dem Friedhof in Linz schließlich das Grab.“ Bei seinen Recherchen wird er dann auch auf das seinem Gedicht den Titel gebende „Böotien“ gestoßen sein. Stifter verwendet diese Bezeichnung in einem Brief an den Jugendfreund Joseph Türck: „Es ist oft zum Totärgern, wie es in dieser Stadt langweilig ist.“ In einem zweiten Brief nennt er Linz dann ein „kunst- und wissenschaftsloses Böotien“, in dem als Volksschullehrer „Individuen der mittelmäßigsten Art“ tätig seien, „häufig auf keiner höheren Stufe der Bildung stehend als die Schüler.“[4] „Böotien“ (von bus = Rind) hieß im antiken Athen eine benachbarte Landschaft, in der große Rinderherden weideten. Die Bezeichnung „Böotier“ wurde aber nicht nur für die Bewohner, sondern auch als abwertende Bezeichnung für dörflerische, ungebildete Menschen gebraucht. Stifter, der von 1818 bis 1826 das Stiftsgymnasium Kremsmünster der Benediktiner besuchte, hat diese pejorative Bedeutung mit Sicherheit gekannt.

Zur Form des Gedichts

„Schulrat in ‚Böothien‘“ gehört zu einer Gattung von Gedichten, wie sie Piontek während seiner gesamten Schaffenszeit schrieb und die vor allem auch in seinen letzten Sammlungen in großer Zahl vertreten sind (s.u. „Anmerkung“). Er bezeichnete sie als „Erzählgedichte“, führte diesen Be-

3) 1972 erhielt Piontek den Alma-Johanna-König-Preis. Sein Essay „Blick auf Wien“ (in Helga Heller: Wien, Jugend und Volk. Wien 1972, S. 7–17) beschäftigt sich u. a. mit Stifters Beobachtung der Sonnenfinsternis vom 8. Juli 1842.
4) Die beiden Briefzitate finden sich bei Wolfgang Matz: 1857. Flaubert, Baudelaire, Stifter: Die Entdeckung der modernen Literatur. Göttingen 2021, S. 242f. Piontek wird wahrscheinlich von Wolfgang Matz: Adalbert Stifter oder Diese fürchterliche Wendung der Dinge. Biographie. München, Wien 1995 gekannt haben.

griff in einem Vorwort zu der von ihm herausgegebenen Anthologie ‚Neue deutsche Erzählgedichte'[5] ein und nannte folgende Merkmale: Erzählen einer Geschichte oder von einer Person in eher distanzierend-rationaler Haltung; Sachlichkeit und Genauigkeit der Berichterstattung; Hinwendung zum Alltäglichen; Aussparen des Dramatischen; Verzicht auf „das große Ach und Oh der Beschwörung".[6] Diese Kennzeichen treffen auf das vorliegende Gedicht zu. Ein ausschließlich lineares Aneinanderreihen erzählerischer Elemente wird aber durch den Konzessivsatz „er hätte gern [...]" (Z. 5), einen Tempuswechsel (Z. 54) und durch den Hinweis, dass Stifters Prosa die Leser verzaubere, sie gleichsam in „Geisterseher" verwandele (Z. 27f.), vermieden. Piontek konstatierte in dem genannten Vorwort, dass bei einigen Autoren „das Erzählen zum puren Aufzählen geworden [ist], zu Stichwortreihen, zu additiv aufgeführten Einzelheiten, deren Summe zu ziehen dem Leser vorbehalten bleibt."[7] Der Gefahr, dass der Kern des Gedichts durch zu viele Fakten zugeschüttet wird, entgeht Piontek im „Schulrat von Böothien" (wie auch in nahezu allen seinen sonstigen Erzählgedichten) mit Hilfe der eben genannten Unterbrechungen der erzählerischer Eindimensionalität. Er steigert darüber hinaus die narrative Lebendigkeit des Gedichts, indem er am Ende einen Wechsel in der Erzählweise durchführt: In den Z. 1 bis 53 wird von etwas Vergangenem berichtet, d. h. die Erzählung findet nach den Ereignissen statt und steht dementsprechend im Präteritum, in Z. 53ff. geht der Erzähler zu einer gleichzeitigen Narration über, es erfolgt ein Wechsel zum Präsens: Der Blick Stifters auf die Stadt ist auch heute noch so möglich![8]

Auf den ersten Blick lesen sich die Verse, als seien sie in Prosa geschrieben, die gebrochenen Zeilen aber weisen sie als Gedicht aus. Stilistische Charakteristika sind dabei die Reimlosigkeit, d. h. die Verwendung freier Rhythmen ohne festes Versmaß und der einer „natürlichen" Sprechweise nahekommende Parlando-Ton. Die solchen Gedichten gleichsam innen-

5) Heinz Piontek (Hg.): Neue deutsche Erzählgedichte. Stuttgart 1964.
6) Ders.: Werke in sechs Bänden. Bd. 5: Schönheit: Partisanin. München 1983, S. 160.
7) Ebd., S. 161.
8) Der Verfasser verpflichtet sich mit der methodische Trennung zwischen den Fragen „Wer sieht?" und „Wer spricht?" Gérard Genette: vgl. Gérard Genette: Die Erzählung. München ^{2}1998.

wohnende Gefahr, wie eine eintönig monologische Rede zu wirken, vermeidet Piontek, ähnlich seinen anderen Erzählgedichten, durch sparsam verwendete Assonanzen, indem er also für die betonten Silben benachbarter Wörter das gleiche Phonem verwendet (Beispiele: „tr**u**g […] **U**ngarn“, Z. 19, herausragend dann in der Abschlußkadenz des Gedichts: „L**i**chter [...] **I**rrl**i**chter [...] L**i**nz, Z. 53ff.), an einer Stelle auch durch Alliteration, durch gleichen Anlaut von betonten Silben aufeinanderfolgender Wörter („**gr**oßäuig **gr**üne Schönheit“, Z. 14), die diesem Vers ein besonders Gewicht verleihen.

Die im „Schulrat in Böothien“ erkennbar karge Sprache, das Aussparen affektiver Bildlichkeit und emotionaler Anmutung sind Kennzeichen des Altersstils von Piontek. Zeilen wie „Am anderen Morgen der warme flockige Luftstrom, / der süße Geruch einer Küste. / Nun schneit es Blüten auf das offene Meer / Du sinkst mit ihnen“, die in den Erzählgedichten des jungen Pionteks ihren Platz hatten, lassen sich in seinen späten Arbeiten nicht mehr finden.[9]

Anmerkung: Die beiden Bände ‚Helldunkel‘[10] und ‚Neue Umlaufbahn‘[11] enthalten sehr viele Erzählgedichte Pionteks, z. B. auf Figuren aus den historischen Büchern des Alten Testaments, auf Thassilo III., Mozart, den Astrophysiker und Mathematiker St. Hawking. Besondere Beachtung verdient das aus neun Teilen bestehende Erzählgedicht „Oderabwärts“.[12] Der Oberschlesier Piontek hat sich von seinen ersten Gedichtbänden an lyrisch mit seiner verlorenen Heimat beschäftigt, siehe vor allem auch sein Erzählgedicht „Die Verstreuten“,[13] das sich mit der Vertreibung und Flucht der deutschen Bevölkerung Schlesiens auseinandersetzt.

9) „Der Untergang der Scharnhorst“, in: Heinz Piontek: Wassermarken. Gedichte. Esslingen 1957, S. 35.
10) Heinz Piontek: Helldunkel. Gedichte. Freiburg/Br., Basel, Wien 1987.
11) Piontek (wie Anm. 1).
12) Ebd., S. 93–111, s. zu diesem Gedicht Hartwig Wiedow: Heinz Piontek: Oderabwärts III, in: Rafał Biskup (Hg.): Schlesien – Grenzliterarisch. Studien zu deutschpolnischen Kulturtransferprozessen. Leipzig 2015. S. 289–298. – Eine frühere Fassung des Gedichts wurde unter dem Titel „Nicht vergessener Strom“ in Schlesien. Kunst, Wissenscaft, Volkskunde 41 (1966), S. 162–169 veröffentlicht.
13) „Die Verstreuten“, in: Piontek (wie Anm. 9), S. 36f.

Fragen an das Gedicht

Drei Fragen sollen zu diesem Gedicht Heinz Piontеks gestellt und zu beantworten versucht werden: Warum schrieb er überhaupt ein Gedicht auf Adalbert Stifter; aus welchem Grunde verzichtete er darauf, den Namen Stifter zu nennen; weshalb vermied er es, auf den Tod Stifters einzugehen?

Verschiedene Beweggründe können einen Lyriker veranlassen ‚Gedichte über Dichter' zu schreiben, um eine von Edgar Neis herausgegebene Sammlung[14] zu nennen, in der Piontek mit zwei Gedichten vertreten ist: Trauer um den Tod eines befreundeten Dichters; Gedenken an einen Autor, dem man wegweisende Impulse und Anregungen verdankt. Immer aber wird es mehr als ein wie auch immer geartetes Interesse sein, das in der Regel auch eher zum Essay o.ä. führen wird, vielmehr stets eine empfundene Nähe. – Welchen Anlass könnte Piontek gehabt haben, ein Gedicht über Adalbert Stifter zu schreiben, über einen Schriftsteller, mit dem er sich diskursiv in seinem Werk nicht auseinandergesetzt hat? Gewiss nicht dessen Anhängerschaft zur revolutionären Bewegung (die ihn 1848 dazu bewogen, Wien zu verlassen), auch nicht seine schulreformerischen Vorstellungen oder sein biedermeierliches Leben (nicht Schreiben!) in Graz. Wohl aber seine Sprache, deren „großäugigen grünen Schönheiten" (Z. 33) das Gedicht aufruft, mit ihrer ganz eigenen poetischen Präzision, wie folgende Stelle aus ‚Bergkristall' zeigt:

> „Es lagen Platten da, die mit Schnee bedeckt waren, an deren Seitenwänden aber das glatte, grünliche Eis sichtbar war, es lagen Hügel da, die wie zusammengeschobener Schaum aussahen, an deren Seiten es aber matt nach einwärts flimmerte und glänzte, als wären Balken und Stangen von Edelsteinen durcheinander geworfen worden, es lagen ferner gerundete Kugeln da, die ganz mit Schnee umhüllt waren, es standen Platten und andere Körper auch schief oder gerade aufwärts, so hoch wie der Kirchturm in Gschaid oder wie Häuser. In einigen waren Höhlen eingefressen, durch die man mit einem Arme durchfahren konnte, mit einem Kopfe, mit einem Körper, mit einem ganzen großen Wagen voll Heu. Alle diese Stücke waren zusammen- oder emporgedrängt und starrten, so daß sie oft Dächer bildeten oder Oberhänge,

14) Edgar Neis (Hg.): Gedichte über Dichter (Fischer-Taschenbücher 2156). Frankfurt a.M. 1982.

über deren Ränder sich der Schnee herüberlegte und herabgriff wie lange, weiße Tatzen [...][15]

Vor allem aber wird eine auffällige Parallelität im Schaffen Stifters und Pionteks Anlass gewesen sein, dieses Gedicht zu schreiben. Ähnlich wie Stifter in seiner Grazer Zeit zunehmend Stoffe aus seiner böhmischen Heimat bearbeitete, kehrte auch der gebürtige Schlesier Piontek, der bereits in seinen Anfängen oberschlesische Themen behandelt hatte, in seinem späteren Werk mehr und mehr in seine Heimat zurück.[16] Genannt seien die autobiographischen Romane ‚Zeit meines Lebens‘, ‚Stunde der Überlebenden‘ und ‚Goethe unterwegs in Schlesien. Fast ein Roman‘,[17] vor allem aber auch sein großes Erzählgedicht „Oderabwärts“,[18] auf das bereits hingewiesen wurde. Der Verfasser dieses Aufsatzes vertritt die Ansicht, dass in diese Suche nach Orten, in denen Piontek gleichsam zu Hause geblieben war, der eigentliche Anstoß zu einer Beschäftigung Pionteks mit Stifter auszumachen ist, bei dem er die ähnliche Absicht sah, tiefer liegende räumlich-biographische Schichten frei zu legen.

Aus welchem Grund verzichtet das Gedicht darauf, den Namen „Stifter“ zu nennen? Darauf lässt sich erst einmal antworten, dass in den Versen kräftige Signale wie Linz, Schriftsteller und hauptberuflicher Schulrat in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sowie Esssucht gesetzt werden, so dass sofort zu erkennen ist, wer gemeint ist. Verstehen wird diese Zeichen aber nur ein Leser, der über literaturgeschichtlich-biographische Kenntnisse verfügt. Man wird aber nicht erwarten können, dass jeder Leser von Gedichten solch einschlägiges Wissen besitzt. Insofern könnte ein Fortlassen des Namens und das Hinzufügen der doch erst einmal noch unverständlichen Bezeichnung „Böothien“ die Gefahr in sich bergen, dass

15) Adalbert Stifter: Bergkristall, in: Ders.: Bunte Steine. Erzählungen. Herausgegeben von Helmut Bachmaier. Stuttgart 2008, S. 146.
16) Neben Gedichten und Erzählungen muss vor allem auf seine „Oberschlesische Prosa“ hingewiesen werden, die in Akzente. Zeitschrift für Dichtung 1 (1954), Heft 1 und dann in Heinz Piontek: Vor Augen. Proben und Versuche. Esslingen 1955, S. 147–158 erschien.
17) Heinz Piontek: Zeit meines Lebens. Autobiographischer Roman. München 1984; Ders.: Stunde der Überlebenden. Autobiographischer Roman. 2. Bd. Würzburg 1989; Ders.: Goethe unterwegs in Schlesien. Fast ein Roman. Würzburg 1993.
18) Wie Anm. 12.

bestimmte Lesergruppen vom Verständnis dieses Gedichts ausgeschlossen werden. Ein bildungsbürgerlich-elitärer Anspruch, ein „writing for writers" gar? Eine solche Schreibhaltung bei Piontek anzunehmen, wäre unangebracht, denn er hat bei sonstigen Gedichten auf Personen ihren Namen verwendet, so in den oben bereits erwähnten Gedichten auf den „Tod Hemingways"[19] und der „Totenlitanei für von der Vring" (in den Versen auf Čechov benutzte er, um ihn zu kennzeichnen, dessen Vornamen Anton Pawlowitsch[20]). Geschieht dies ein mal nicht, wird die gemeinte Person im Anhang des jeweiligen Gedichtbands vorgestellt. Ein sich vom Leser abschließendes Schreiben entsprach in keiner Weise dem auf Kommunikation gerichteten Bestreben Pionteks. Schon als junger Autor hatte er 1956 in einem programmatisch zu verstehenden Aufsatz festgehalten: „Als Ziel meiner Bemühungen schwebt mir ein Gebilde vor, dass auf alle Verschlüsselung verzichtet [...], das offene, mitteilsame, das durchscheinende Gedicht […] Was ich von mir verlange, ist die stabile und unmittelbare Verlautbarung [...]"[21]

Vor diesem Hintergrund wird nicht klar, warum Piontek bei „Schulrat in Böothien" einen anderen Weg gegangen ist. Da Spekulationen hier nicht weiterführen, bleibt nur die Feststellung, dass die oben gestellte Frage nicht beantwortet werden kann.

Das Gedicht spricht nicht über den Tod Stifters, es endet mit seiner Pensionierung im Jahr 1866. Der wegen seiner Leberzirrhose in seiner Wohnung zu Bett liegende Stifter fügte sich in der Nacht vom 25. auf den 26. Januar 1868 mit seinem Rasiermesser eine Schnittwunde quer über den Hals zu. Der Tod trat erst am Morgen des 28. Januar ein. War es Suizid, also eine vorsätzliche Handlung, oder eine ungesteuerte, reflexartige Reaktion auf unerträgliche körperliche Schmerzen? Diese Frage wird seit langem und gerade wieder erneut kontrovers diskutiert. So vertritt das Albert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich die Position, Stifter sei kein Suizident gewesen; in vielen Biographien wird aber am Freitod Stifters festgehalten. In der Todesurkunde heißt es: „Zehrfieber infolge chroni-

19) Neis (wie Anm. 14), S. 209.
20) „Anton Pawlowitsch" findet sich zusammen mit Versen auf Hölderlin und Eichendorf im Zyklus „Zu erzählen versuchen" in Heinz Piontek: Tot oder lebendig. Gedichte. Hamburg 1971.
21) Heinz Piontek: Von der lyrischen Praxis. in: Ders. (wie Anm. 6), S. 675.

scher Leberatrophie“, es wird also kein Suizid erwähnt; wäre ein solcher Hinweis erfolgt, hätte man ihn nicht auf dem St. Barbara-Gottesacker in Linz bestatten können. Das Gedicht Pionteks spart den Tod Stifters völlig aus. Es akzentuiert lediglich (Z. 35–38) das Stifter von seiner Frau zu Weihnachten geschenkte scharfe Rasiermesser aus Sheffield – Zentrum der britischen Stahlindustrie, damals führend auch in der Produktion von Schneidwaren – und öffnet so eine Perspektive auf das Ende Stifters. Die bereits erwähnten Früh- oder Vorform seines Gedichts schließt dagegen noch deutlich mit den Versen: „Dann, an einem Januarmorgen, / außer dem Schmerz wirklich / nichts / als ein Messer“.[22] Und auch in dem Gedicht „Drei Fragen“ (das sich mit einer ganz anderen Thematik beschäftigt) wird Stifters Rasiermesser erwähnt: „Ist deine Wahrheit / so geschliffen / wie Stifters / Rasiermesser? //“[23]. Warum lässt Piontek die letzte Fassung des Gedichts dann aber offen enden? Hielt ihn eine Art Scheu zurück, vom Tod, vor allem aber auch von einem möglichen Freitod zu sprechen?[24] Oder ließ er nach seinem Besuch im Stifter-Archiv (s. o.) – anschließend entstand vermutlich die vorliegende Fassung des Gedichts – die Frage nach dem Sterben Stifters in der Schwebe, weil er wusste, dass die Ursachen von dessen Tod noch immer offen waren?

Hartwig Wiedow

Wiersz Piontka „Schulrat in Böothien“ („Radca szkolny w Beocji“)

Autor interpretuje wiersz Heinza Piontka (ur. 1925 w Kreuzburg O.S., obecnie Kluczbork; zm. 2003 w Rotthalmünster koło Pasawy) pt. „Schulrat in Böothien“ („Radca szkolny w Beocji“), identyfikując – na podstawie ewidentnych szczegółów w utworze – tytułowego radcę szkolnego (niem. Schulrat) z pisarzem Adalbertem Stifterem (1805–1868), któremu Piontek poświęcał uwagę od lat sześćdziesiątych XX wieku. Pod względem gatunku

22) Ders.: Werke in sechs Bänden. Bd. 1: Früh im September. München 1981, S. 166.
23) Ders. (wie Anm. 1), S. 77.
24) Auch in seiner „Totenlitanei auf von der Vring“ weicht Piontek der Frage aus, ob der Tod des Lyrikers und Erzählers, mit dem er befreundet war, Suizid gewesen sei. Das Gedicht findet sich in seinem Gedichtband „Tot oder lebendig“ (wie Anm. 20).

wiersz ten należy do licznych „wierszy epicznych“ (niem. Erzählgedicht) Piontka, cechujących się według definicji samego autora zdystansowanym, racjonalnym stylem, dokładnością i rzeczowością oraz brakiem patosu. Badacz szuka przyczyn zainteresowania Piontka Stifterem (a zatem i okoliczności powstania wiersza) w zwrocie ku ojczyźnie. W wypadku Stiftera są to Czechy, w wypadku Piontka – Górny Śląsk, odzwierciedlające się w tematach i tytułach ich późnych dzieł. Nie da się odpowiedzieć na pytanie, dlaczego Piontek wbrew swym zwyczajom nie wspomina Stiftera z nazwiska, poprzestając na ewidentnych detalach. Otwarte pozostaje również pytanie, dlaczego Piontek nie odniósł się do śmierci Stiftera – był to przejaw strachu przed śmiercią w ogóle czy dlatego że wiedział, iż przyczyny śmierci Stiftera nie były jeszcze do końca wyjaśnione?

Tł. Klara Kaczmarek-Löw

Der Maler Albrecht von Hancke

Von Christian Lenz

Breslau war die Stadt, in der Albrecht von Hancke am 7. Mai 1924 geboren wurde. So jährt sich dieses Jahr sein 100. Geburtstag, der gegebene Anlass, ihm folgenden Beitrag zu widmen.

Aufgewachsen ist der Sohn des Landwirts Erhard von Hancke aber nicht in Breslau, sondern in Prauss, Kreis Nimptsch (poln. Kołaczów), und in Peilau, Kreis Reichenbach (poln. Piława). Die Mutter Sascha Olga, geborene Strauß, stammte aus einer vermögenden Familie von Dampfmühlenbesitzern. 1918 haben die Eltern geheiratet. In Prauss wohnte die Familie im Schloss des Grafen Schirotin. Albrecht von Hancke ist in Reichenbach (poln. Dzierżoniów) zur Schule gegangen; danach war er im Internat von Haubinda in Thüringen, wo er, wie viele seines Alters, Notabitur machen musste.

Eine Kunstakademie konnte er nach der Schule nicht besuchen, vielmehr bewirkte der Krieg auch für ihn einen tiefen Einschnitt. Mit siebzehn Jahren kam er zum Militär und wurde an der Front zweimal verwundet, unter anderem bei Stalingrad. Bis 1946 musste er auch noch die Gefangenschaft erleiden, glücklicherweise nicht bei den Russen, sondern bei den Amerikanern.[1] Er wollte anschließend Architektur studieren, doch auf

1) Für die Durchsicht der biographischen Angaben danke ich sehr Heidrun und Adrian von Hancke. – Die im vorstehenden Text erwähnten Werke konnten nicht alle abgebildet werden. Sie sind zum größten Teil in den unten aufgeführten Ausstellungskatalogen zu sehen. – Von den Vorfahren Albrecht von Hanckes sind zu erwähnen: Johann Wencelslaus (Wenzel) Hancke, Medizinalrat, der als Oberchirurg in den Freiheitskriegen wie als Professor in Breslau Bedeutendes geleistet hat. Seine Witwe stiftete dort aus seinem Vermögen die Mittel für ein Hospital, aus dem später das Wenzel-Hancke-Krankenhaus hervorgegangen ist; vgl. Markwart Michler: Hancke, Johann Wenceslaus (Wenzel), in: Neue Deutsche Biographie 7 (1966), S. 604f. Der Sohn Otto, Offizier in einem schlesischen Reiterregiment, war Rittergutsbesitzer. Dessen Sohn wiederum, Karl Wenzeslaus, der Großvater väterlicherseits, war ebenfalls Rittergutsbesitzer mit Schloss Kunsdorf (poln. Podlesie) und wurde 1862 in den Adelsstand erhoben. Durch seine Frau Martha Antonia, geborene von Geimb, hatte er in alten schlesischen Adel eingeheiratet, zu dem auch die Familie von Poser gehörte, aus der seine Schwiegermutter stammte. Seine Frau war Gründerin des Schlesi-

der Malschule Malura in München entschied er sich für Malerei und hat seit 1948 an der Akademie der Bildenden Künste München studiert, bei Willi Geiger, Franz Nagel und Ernst Geitlinger. 1953 war das Studium beendet, und Hancke lebte nun als freier Künstler.

Ein Stipendium 1959 für die Deutsche Akademie Rom Villa Massimo und der Förderpreis für Malerei der Stadt München ein Jahr später lassen erkennen, dass man auf ihn aufmerksam geworden war. 1963 wurde er sogar Leiter einer Zeichenklasse an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe und ein Jahr später zum Professor ernannt, hat man damals doch das Zeichnen nach Modellen noch für wichtig erachtet und in Albrecht von Hancke den geeigneten Lehrer dafür gesehen (Abb. 1). Er hat seine Aufgabe immer ernst genommen und hat meistens mit den Schülern zusammen gezeichnet. Daneben hat er sich seinen Gemälden gewidmet. Die Zeichnung ist ein eigener, wichtiger Bereich seines Schaffens geblieben.

1981 hat Hancke den Defet-Preis des Deutschen Künstlerbundes erhalten und 1986 den Preis des Freundeskreises Künstlerbund Baden-Württemberg. Zwei Jahre zuvor war die Lehrtätigkeit beendet gewesen. Einen „Turm" hat ihn Rektor Klaus Arnold in seiner Abschiedsrede genannt.[2] 1988 ist Albrecht von Hancke noch mit dem Lovis-Corinth-Preis der Künstlergilde Esslingen ausgezeichnet worden. Es hat also immer wieder Menschen gegeben, die trotz der offiziellen anderen Tendenzen Augen für seine Kunst gehabt, die das Besondere gesehen und verstanden haben.

Die Kunst Hanckes ist nicht allgemein bekannt. Zwar hatte der Maler einige Einzelausstellungen, war auch an etlichen Gruppenausstellungen beteiligt, und Werke von ihm befinden sich in öffentlichen Sammlungen, aber aus den Feuilletons oder von der Documenta kennt man seine Werke nicht. Das „liegt in der Sache", nämlich in der Besonderheit, im hohen Anspruch dieser Kunst. Es ist hier nicht der Ort und wäre nicht

schen Roten Kreuzes. Das war ihr finanziell möglich, weil ihr Vater in Langenbielau (poln. Bielawa) bereits eine mechanische Weberei besaß. Hauptmann ist in seinem Drama ‚Die Weber' auf diese Modernisierung mit fatalen Folgen eingegangen. Die Großmutter mütterlicherseits, Constance Maud Wade-West, verheiratet mit Julius Otto Strauß, spielte vorzüglich Klavier und hatte eine ungewöhnlich gute Stimme, sodass sie mit ihrer Tochter Sascha Olga und Musikern der Oper Breslau private Konzerte veranstaltet hat.

2) Michael Hübl: Der „Turm" wird künftig fehlen. Professor Albrecht von Hancke nun im Ruhestand, in: Badische Neueste Nachrichten 10. April 1984, S. 20.

Abb. 1: Albrecht von Hancke im Atelier der Akademie in Karlsruhe, 1984 [Photo Pe Wolf, Karlsruhe]

in Hanckes Sinn, auf das Bedenkliche des Kunstbetriebes einzugehen, wie er bezeichnenderweise heißt. Stattdessen soll die ganz andere Kunst Hanckes ausführlicher zur Sprache kommen, müssen Thematik, Technik, Entwicklung und die kunstgeschichtlichen Bezüge erläutert werden. Das betrifft Handzeichnungen, Gemälde und Werke in Mischtechnik, die den Gemälden nahestehen.

Figur

Hanckes Thema ist die Figur. In Malerei und Zeichnung hat er überwiegend Menschen dargestellt, wie in der Kunst seit je. Bei ihm treten sie aber nicht in Zusammenhang mit bekannten Stoffen oder als Genre auf, auch nicht in eigenen Erzählungen, sondern als Menschen schlechthin. Es sind meistens wenige; teilweise ist nur eine Figur dargestellt. Bildnisse finden sich darunter auch nur wenige, etwa ein Selbstbildnis als Gemälde

von 1958, die Zeichnung seiner Mutter von 1972, Gemälde von Vater und Schwester 1958 bzw. 1962 sowie einige Zeichnungen seiner Frau Heidrun von 2006. Andere der Figuren in Zeichnung und Malerei tragen zwar die Namen der Modelle, sind aber nicht als Bildnisse zu verstehen.

Zur Kunst Hanckes ist manches geschrieben worden, vor allem in den Ausstellungskatalogen, besonders wichtig sind aber seine eigenen Ausführungen, die sehr genau mit seinen Vorstellungen und seinem Schaffen bekannt machen. Die handschriftlichen Texte wirken wie Gedichte, wobei sich die kurzen Zeilen als lapidare, betonte Aussagen verstehen, miteinander verbunden und ihrem Sinn nach gruppiert. So gegliedert wollen sie auch gelesen sein.

Karlsruhe 5. IX. 76

Tasten mit den Augen,
sinnliches Wahrnehmen körperlicher Formen,
die Beziehung zur Figur ist geknüpft,

modellierte, erdhafte Geschöpfe entstehen,
in Bewegung und Ausdruck zurückgenommen.
Literatur nur als verborgene Gestik einbezogen.

Zeichnung, Malerei und Plastik durchdringen
sich im Bild, das Volumen der Figur tritt
in seinen Umraum, bestimmt so das gewählte
Format. Das Material ordnet sich unter,
bekräftigt die Formungen bis in das Detail.

Zeit und Handlungsablauf durchdringen sich
in langer Bearbeitung, Schichtungen entstehen,
Material ermüdet nicht.

Das jeweils Entstehende zerstört nicht den
schöpferischen Einfall („La première pensée“,
Delacroix), Material so angepasst, dass es
Überarbeitung erträgt. Arbeiten, die an diesem
Widerstand zerbrechen, lösen sich auf, zerfallen.

Abdeckung und Einprägung der eigenen Empfindung
in die von aussen kommenden Begegnungen
vorwiegend mit gegenwärtiger und auch ver-
gangener Gestaltung. Aufarbeitung dieser
Erlebnisse durch persönlich erkannte Eigenart.

Lust an der Durcharbeitung kennzeichnet meine
Zeichnungen und Malerei. –

Albrecht von Hancke

Dieser Text aus dem Katalog der Esslinger Ausstellung (s. u.) bringt das je verschieden Wesentliche von Erlebnis, Begegnung mit Werken anderer, eigener Vorstellung sowie Technik, Ausführung und Vollendung der Werke genau zur Sprache. Er bedarf allerdings des aufmerksamen Lesens, um für Betrachter von Hanckes Werken erhellend zu sein.

Wichtig ist gleich die erste Zeile, die von prüfender Wahrnehmung, aber körperlicher spricht. Anschließend wird auch das Körperhafte der Figur genannt, wobei „modellierte, erdhafte Geschöpfe" an einen Bildhauer denken lassen. Plastik gehört durchaus zu den Bildern Hanckes, durchdringt sich mit Zeichnung und Malerei. „Literatur" wird nicht gänzlich geleugnet, aber „verborgene Gestik" deutet nur sehr wenig davon an. Hancke kommt dann auf den langen Schaffensprozess zu sprechen, zu dem Überarbeitungen gehören und macht auf die Zeit aufmerksam, aber nicht als messbaren Anteil, der zur Fertigstellung nötig war, sondern als lebensbestimmende Kategorie, der auch der Künstler mit seinem Schaffen unterliegt. Er bekennt sich zu „Begegnungen", wobei bemerkenswert ist, dass sie „vorwiegend mit gegenwärtiger" Kunst stattfinden, wenngleich die ältere ebenfalls dazu gehört. Das Wort „Lust" bringt Schwung und Munterkeit in den ernsten Text, sodass der Leser verhindert wird, an die Mühsal langen Arbeitens und Überarbeitens zu denken und stattdessen, die Lust, die Freude daran mit dem Maler teilt.

Hanckes Figurenzeichnungen sind alle im Studium der Natur geschaffen. „Ich sehe keinen anderen Weg", schreibt van Gogh, „als mit Modell zu arbeiten. […] gerade das dauernde Vor-den-Augen-haben der Natur und

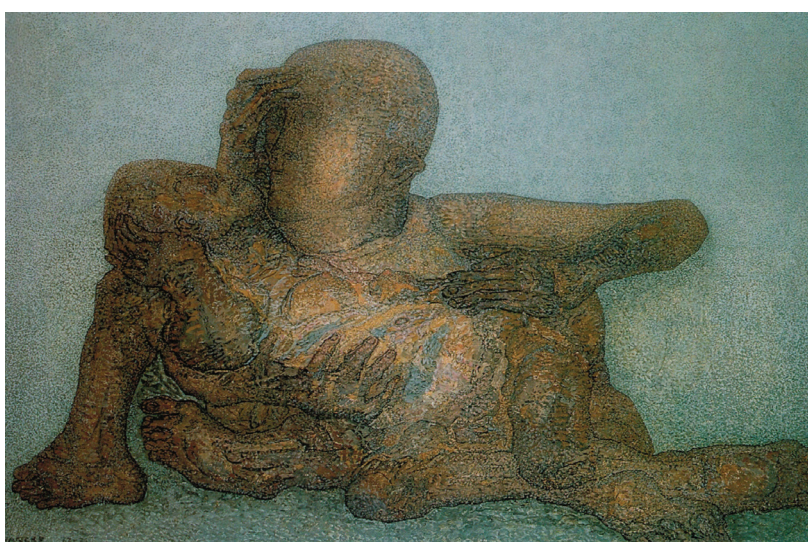
das Ringen mit ihr schärft die Einbildungskraft und macht sie richtiger."[3] Gründliches Naturstudium beengt, blockiert also nicht, sondern dient geradezu der Einbildungskraft, der ohnehin ihr eigenes Recht zugestanden wird. Hancke hat ausgiebig nach Aktmodellen gezeichnet und hat aus diesen Zeichnungen weitere, hat daraus auch seine Gemälde entwickelt. Sind die Modelle im Stehen, Sitzen oder Liegen gezeichnet, so in den Gemälden entsprechend. Zwar finden sich in manchen früheren Werken die Menschen noch bekleidet, gibt es noch Andeutungen des Ortes, ein Zimmer zum Beispiel (*Figuren im Raum*, 1958) oder einen Strand (Zeichnung *Felsenstrand Bua I*, 1963), doch später sieht man meistens nur noch einen Stuhl oder einen Sessel. Für manche der Stehenden ist knapp eine Standfläche angedeutet, in manchen Bildern auch diese nicht mehr.

Es sind Darstellungen, die aus einer radikalen Auffassung von Figur geschaffen worden sind. Das zeigt sich nicht nur im Verzicht auf Angaben des Ortes, sondern auch in der Tatsache, dass die Figuren häufig einzeln dargestellt und meistens unbekleidet sind. Unbekleidet ist bereits missverständlich, denn nach Kleidung fragt man gar nicht, und so wirken die Figuren nicht nackt, gar entblößt, sondern selbstverständlich, um das Wort „natürlich" zu vermeiden. Das ist bei Figuren der Antike nicht anders. Wenn mehrere Figuren dargestellt sind, so sieht man sie einfach beieinander, wiederum im Liegen, Sitzen, Hocken, auch im Stehen. Die farbige Zeichnung *Stehendes Paar*, 1979–1980 (Abb. 2), ist in der engen Verbindung und der ‚Zuneigung' der weiblichen Figur eines der wenigen Beispiele, wo seelischer Gehalt angedeutet ist. Das wird im Beieinander des *Ruhenden Paares* nicht ohne weiteres sichtbar. Hancke hat das Gemälde zwischen 1967 und 1976 stark überarbeitet, bis die Figuren seinen neuen Vorstellungen entsprochen haben (Abb. 3). Nun sieht man ein dichtes Gefüge von einem sitzenden Mann und einer liegenden Frau, die er quer in seinen Armen hält. Ihre Rechte liegt sinnend am eigenen Kopf, während die Linke zum Kopf des Gefährten geführt ist, sodass man ein Streicheln vermuten könnte. Doch alles ist zur Ruhe gebracht; ephemere Gesten gibt es nicht. Der Organismus beider Figuren, deutlich

3) „Ik zie geen anderen weg dan werken met model […] juist het voortdurend onder de oogen hebben van de natuur en het worstelen er mee, scherpt de verbeeldingskracht en maakt ze juister." 1882, Brief 238, in: Verzamelde brieven van Vincent van Gogh. Bd. 1. Amsterdam, Antwerpen ^{6}1974, S. 51.

Abb. 2: Stehendes Paar, 1979–1980 [Privatbesitz]

Abb. 3: Ruhendes Paar, 1967–1976



auszumachen, ist derart fest gestaltet, dass sich die Gruppe plastisch gegen den Umraum absetzt, wenngleich in der für Hancke charakteristischen Weise mit ihm verbunden. Dabei ist auch die Farbigkeit bemerkenswert, hat der Maler doch die Figuren weitgehend in dunkleren Braun- und Ockertönen gestaltet, den Umraum jedoch in hellerem Blaugrau. Das ist zu einfach ausgedrückt, denn in jedem der Bereiche finden sich vielfältige Variationen und Nuancen, kommen doch bei den Figuren ebenfalls zarte Blautöne vor, wie denn auch der Leib der Frau und einige Partien beim Manne aufgehellt sind. Dabei wird es Hancke nicht nur um den Bezug zum Umraum gegangen sein, sondern auch um Glanz, um Aufscheinen des Leiblichen im doppelten Sinne. Das Aufscheinen als ein Vorgang des Lichtes macht außerdem deutlich, dass die Zeit zu den wesentlichen Bestimmungen dieser Figuren gehört.

Die Stehenden des Zeichners und Malers Albrecht von Hancke stehen. Das allein schon ist bemerkenswert, denn nicht jeder Künstler, der Figuren darstellt, hat Sinn für deren Beziehung zum tragenden Boden unten und zum freien Raum oben. Manche von Hanckes Figuren stehen mit geschlossenen Beinen, manche in breitem Stand; einige recken sich oder zeigen mit den Armen andere Haltungen. Es gibt auch Stehende in Schrittstellung zur Seite, etwa eine *Schreitende* nach links, 1987–1988, mit angezogenen Armen. Diese *Schreitende* befindet sich nahe dem linken Bildrand, lässt aber gar nicht den Eindruck entstehen, als sei sie dabei, aus dem Bild hinauszuschreiten. *Mit erhobenen Armen, Im Schatten schwingt Io die Arme*, *Sie wendet sich ab* sind weitere charakteristische Titel von 1988, 1991–1992, bzw. 1993, unter denen die Figuren innehalten. Gegenüber den Stehenden wirken die Liegenden kreatürlicher, etwas weniger, wenn sie gestreckt sind, aber mehr mit angezogenen Armen und Beinen, z. B. *Bewegt, hingelegt*, 1990. Das sind alles keine momentanen Haltungen und Gebärden, sondern die zur Ruhe gebrachte Natur der Modelle, die sich nun in gestalteten Figuren zeigt. Die Figuren erzählen nichts, weder in ihrer Art insgesamt, noch in Haltungen und Gebärden, noch in ihrer Mimik – „in Bewegung und Ausdruck zurückgenommen", wie es in Hanckes Text heißt. Zwar sind an den Köpfen wie insgesamt Details des Leibes und der Glieder dargestellt, doch ist ein „sprechender Ausdruck" mimisch vermieden.

Betrachter, die den Bildern zuerst begegnen, mögen sich fragen: Was sind das eigentlich für Figuren, für Menschen? Was tun sie? Gibt es die Möglichkeit, zu ihnen eine Beziehung zu finden, oder sind es Phantasiegestalten

eines seltsamen Künstlers? Die Erinnerung an Natur, an Menschennatur kann zum Verständnis helfen. „Wir sind auch Figur", sagte Hancke einmal, das heißt, wir müssen uns vor den Bildern auf unsere Natur besinnen, unabhängig von jeglicher Bedingtheit, etwa in gesellschaftlichen Bezügen. Insofern sind uns die Figuren mit ihren je unterschiedlichen Haltungen und Gebärden durchaus verwandt; sie veranlassen geradezu, dass wir uns in dieser Hinsicht auf uns selbst besinnen. Dementsprechend ‚entkleiden' wir uns nicht nur, sondern treten aus den zeitgebunden Bezügen heraus und werden – ganz einfach. Solche Besinnung kann zum Verständnis helfen.

Hanckes Figuren sind keineswegs flach; darüber können Reproduktionen, aber auch manche der späteren Gemälde täuschen. Betrachtet man die Zeichnungen *Dunkle Stehende mit angewinkeltem Arm*, 1970 (Abb. 4), und *Schwarze Schreitende*, 1970–1973, so bemerkt man nicht nur den festen Stand im Fundament, das keine Fläche ist, sondern auch die körperliche, plastische Bildung der Figur, die aus dem festen Stand organisch aufwächst und in den hinterlegten Schraffen ihren näheren, jenseits davon ihren weiteren Raum hat. Was hier recht deutlich ist, hat der Zeichner und Maler im Laufe der Zeit immer mehr verfeinert und damit Figur und Raum derart einander angenähert, dass man meint, es handele sich um flache Figuren in der Fläche. Eine Täuschung. Selbst die aus einfachen, großen Linien gezeichneten Figuren sind plastisch. Hancke ging es also um „die Rundheit in der Fläche", wie Max Beckmann dieses Prinzip lapidar bezeichnet hat, um die Spannung zwischen Körper, Fläche und Raum im Gegensatz zu einer illusionistischen Darstellung einerseits und einer rein flächigen andererseits.[4]

Die Figuren sind damit aber noch nicht ganz ihrem Wesen nach bestimmt. Viele sind schlank, und die Stehenden, indem sie organisch aufwachsen, haben in ihrem Kopf, besser: Haupt, den angemessen abschließenden Teil mit seiner ganz natürlichen, besonderen Bedeutung, wie denn auch die Griechen und Römer das Kapitell der Säule in Ana-

4) Max Beckmann hat am 8. Februar 1918 in einem Brief an Reinhard Piper geschrieben: „Ich kann jetzt durch meine Bilder und Graphik beweisen, daß man Neu seien [sic! sic!] kann, ohne Expressionismus oder Impressionismus zu machen. Neu auf dem alten Gesetz der Kunst: die Rundheit in der Fläche." Zitiert nach: Max Beckmann. Briefe. Herausgegeben von Klaus Gallwitz, Uwe M. Schneede und Stephan von Wiese unter Mitarbeit von Barbara Goltz. München 1993–1996. Band I: 1899–1925. Bearbeitet von Uwe M. Schneede. München 1993, S. 165.

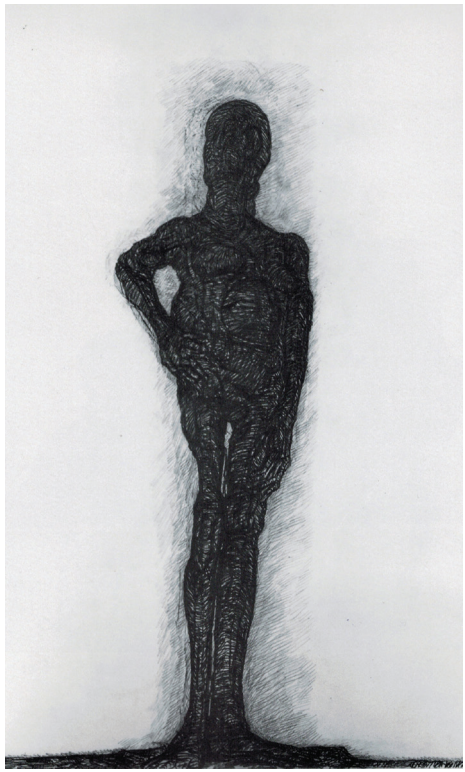


Abb. 4: Dunkle Stehende mit angewinkeltem Arm, 1970
[Privatbesitz]

logie zum Kopf gesehen haben. Die *Stehenden* haben dementsprechend über sich hinreichend Raum, sodass sie als schlanke plastische Figuren festen Standes und organischen Aufwachsens insgesamt von besonderer Würde sind – wie Figuren der Antike. Würde ist aber nicht nur auf die *Stehenden* beschränkt, sondern auch *Sitzende*, wie etwa die Zeichnungen *Sitzender weiblicher Akt mit aufgestütztem Arm*, 1972 oder *Arlette im Sessel*, 1973 sind derart geadelt. Die schlanke Figur der *Arlette im Sessel* lässt zudem in ihrer gelassenen, souveränen Haltung, den linken Arm locker herabhängend, den rechten mit der Hand zum Kopf geführt, auch ohne mimischen Ausdruck eine leise Vorstellung von selbstgenügsamem Sinnen entstehen (Abb. 5).

Ein weiterer Text des Zeichners und Malers – aus dem Katalog Regensburg, Reutlingen, Kleve – klärt unter neuen Gesichtspunkten über das Wesentliche seiner Kunst zusätzlich auf:

Abb. 5: Arlette im Sessel, 1973 [Privatbesitz]

Karlsruhe, 12. 8. 88

Die Figur

vierzig Jahre darstellende
Auseinandersetzung – Vergehen
in Zeit und Raum

Wie kann die eigene psychisch-
psychische Verwandlung im
Bild sichtbar gemacht werden

Die Erfahrungen stülpen sich
übereinander, alternde Einsichten
helfen, die Gegenwärtigkeit
zu steigern

Das lebendige Verflechtensein
von Zeichnung, Malerei und
Plastik ergibt eine vielfältige,
erfindungsreiche Raumgestaltung,
die in ihrer Volumenkraft die zeitlich
körperhaften Empfindungen
widerspiegelt

Auf kaum wahrnehmbare, ruhend-
bewegte Werte reduziert, verraten
die Arbeiten mein Menschenbild.

Albrecht von Hancke

So knapp die Aussagen sind, so deuten sie doch das Besondere von Hanckes Form wie auch die Weite seiner Vorstellungen an, wobei sich nun ein Rückblick einstellt. Aber nicht nur darin macht sich die Zeit bemerkbar, sondern auch in „zeitlich körperhaften Empfindungen" und in „ruhend-bewegte(n) Werte(n)", also im Kunstwerk selbst, das zwar etwas anderes als Natur ist und doch Leben bezeugt im „lebendige(n) Verflechtensein" der Form nach ihren drei Gattungen.

Dem Maler ist klar, wie die letzten Worte erkennen lassen, dass die Bilder nicht einfach, nicht leicht zu sehen sind („kaum wahrnehmbare … Werte"), dass er mit der Reduktion in den zurückliegenden Jahren sehr weit gegangen ist, doch zu sehen ist das Dargestellte auch dann noch und verrät sogar das Menschenbild des Künstlers. Das liest sich, als werde ein Geheimnis andeutungsweise offenbart.

Im Katalog Bernau 1995 geht Hancke noch einmal auf das Besondere ein:

Figur
zeitlos,
sich selbst verströmend
durchzieht
ihre Darstellung
unser Leben.

In der Wiederholung
liegt
die verborgene Sehnsucht.

Erdrückend,
die Kraft
der Natur.

Erst in der Handlung
zerfallen Angst und Widerspruch.

Aus dem haptischen Erleben
wird der
Bildraum
geboren.

Vereinfachung,
Deformierung –
der Weg,
als Wandel begriffen,
hin zur Abstraktion.

Langsam im Vergehen
erkenne ich den Körper
in dem ich hause.

Albrecht von Hancke
13. 6. 95

Die Darstellung der Figur durchzieht unser Leben: Hierbei richtet sich der Blick auf die Kunstgeschichte bis zur Gegenwart. Die Fülle, der Reichtum an Figur in Wiederholungen zeugt letztlich von Sehnsucht, von Sehnsucht nach Figur in Natur. Die Kraft der Natur aber ist erdrückend. Von ihr befreit der schöpferische, künstlerische Akt, der zur Abstraktion des Werkes als Vergehen von Natur führt, damit aber doch zur Erkenntnis von sich selbst als Figur.

Technik

Die Form ist aufs Engste mit der Technik verbunden, das heißt, der Künstler hat sich, wie es immer der Fall ist, die Technik nach seinen Form-Vorstellungen geschaffen. Eine Vielzahl von Blei- und Farbstiften verschiedener Stärke für die Zeichnungen und von kleinen (!) Pinseln für die Gemälde waren das Werkzeug. Hancke hat für Zeichnungen wie Gemälde ausgewogene Formate und Größen gewählt, die vom Betrachter her ein natürliches Verhältnis erlauben. Unter den Zeichnungen der fünfziger und sechziger Jahre gibt es noch kleinere, die man in die Hand nehmen kann, später werden sie größer, doch ist für die reinen Bleistiftzeichnungen das Format von 88 : 62,5 cm nicht überschritten worden. Aber diese Zeichnungen sind eigentlich an der Wand zu betrachten. Gleich gar gilt das für die farbigen, den Gemälden nahestehenden Zeichnungen wie etwa *Schlanke, stehende Herta*, 1976–1978, *Stehendes Paar*, 1979–1980 und andere mehr.

Flüchtige, vorläufige Skizzen gibt es von Hancke nicht, wenngleich Zeichnungen skizzenhaften Charakters wie etwa *Sitzende*, 1970 oder *Kleine Figuren mit liegender Thea*, 1980 und *Am Strand lagernd*, 1981 (Abb. 6), aber diese sind bildmäßig aufgefasst, wie auch das große Format bestätigt. Hancke hat die Figuren, es wurde bereits erwähnt, nach dem Aktmodell gezeichnet und weiter daran gearbeitet. Er war derart kritisch, dass er viele Zeichnungen, wenn sie seinem strengen Urteil nicht genügten, vernichtet hat.

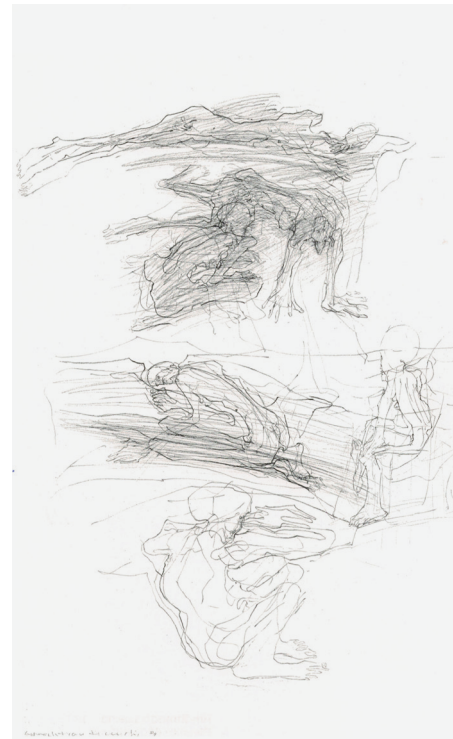
Ein Text aus dem Katalog Ettlingen klärt weiter auf:

„Zur Zeichnung“

Wiederholung –
in ihrem Ausweiten
verborgen
schöpferische Kraft;
sie muss erbeutet werden.

Fläche – Körper –
angenähert, verwandelt.
Zeit – Raum – Bewegung
sind bestimmend.

Abb. 6: Am Strand lagernd, 1981



Für literarische Ausflüchte
gibt es keinen Platz.

Naturstudien
Lösen – immer noch –
ängstigende Unsicherheit aus,
das treibt voran,
befreit.

Angedeutet der eigene Weg,
eine Dreiheit:
Modell – Zeichner – Material.

Albrecht von Hancke
21. II. 2004

Mit dem Ausdruck „literarische Ausflüchte“ sind Erzählungen im weitesten Sinne gemeint, etwa Genredarstellungen, biographische Andeutungen, historische oder politische Motive usw. Für Hancke sind es insofern Ausflüchte, als sie dem Künstler zwar das Werk erleichtern, aber vom Wesentlichen der Form, der Konzentration auf die Figur ablenken. Mit „Literatur“ ist auch leichter die Aufmerksamkeit des Betrachters zu erreichen, hat dieser doch etwas zu „lesen“ und braucht weniger zu schauen. „Den Stoff sieht jedermann vor sich; den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu tun hat; und die Form ist ein Geheimnis den meisten.“[5] Hancke hat mit seinem provokant-ironischem Urteil nicht alle „Literatur“ pauschal gemeint, sind die Werke der Alten Meister, die er schätzte, doch überwiegend davon bestimmt. Sein Wort bezieht sich vielmehr auf zeitgenössische, vor allem auf seine eigene Kunst. Er konnte sich aber auch im Falle von ‚Literatur‘ mit Cézanne einig wissen. Über den Künstler schreibt Cézanne unter anderem am 12. Mai 1904 an Émile Bernard: „Il doit redouter l’esprit littérateur, qui fait si souvent le peintre s’écarter de sa vraie voie – l’étude concrète de la nature – pour se perdre trop longtemps dans des spéculations intangibles.“[6] (Man muss den literarischen Geist zurückdrängen, der so oft den Maler von seinem wahren Weg abbringt – dem genauen Studium der Natur – um sich zu lange in nebulösen Spekulationen zu verlieren.)

Das strenge Urteil Hanckes über das eigene Schaffen, von dem ansonsten die Rede war, hat sich insofern auch an Gemälden bemerkbar gemacht, als einige im Laufe der Zeit verändert worden sind, um den hohen Ansprüchen zu genügen. Das zeigte bereits *Ruhendes Paar* (Abb. 3). Die Entstehung der Gemälde war ohnehin anspruchsvoll. Weit entfernt von der expressionistischen Attitüde spontan hingeschleuderter Malerei, hat dieser Maler seine Gemälde sorgsam geschaffen – mit kleinen Pinseln, in feinen Nuancen und über längere Zeit, selbst wenn sie nicht radikal überarbeitet worden sind. Die Strenge gegenüber dem eigenen Schaffen hat er mit Cézanne und Marées gemein. Seine Bilder sind meistens in dünnen Schichten aufgebaut, sodass mehrfach die Zeichnung der Figuren mit ihren Details in Gesicht, Körper und Gliedern vertieft sichtbar wird,

5) Johann Wolfgang Goethe: Sprüche in Prosa. Sämtliche Maximen und Reflexionen. Im Originalzusammenhang wiederhergestellt und mit Erläuterungen versehen von Harald Fricke. Frankfurt am Main, Leipzig 2005, S. 37, Aphorismus 1. 177.
6) Paul Cézanne: Correspondance recueillie, annotée et préfacée par John Rewald. Nouvelle édition révisée et augmentée. Paris 1978, S. 301.

aber keineswegs eingeritzt, sondern als Ergebnis der seitlich davon etwas höheren Schichten.

Farbe

Die Gemälde und Zeichnungen Hanckes sind nicht bunt. Kräftige helle Rot, Blau, Gelb usw. gibt es nicht, jedenfalls nicht in größeren Partien. Bis auf einige Gemälde der sechziger Jahre, wie etwa *Figuren*, 1962 (Abb. 7), wo sich schattige Blau-Töne um die Figuren herum finden und sich mit deren Variationen in Ocker gegenseitig steigern, hat Hancke Grau, Braun und Ocker bevorzugt, diese allerdings mit Nuancen auf einer sehr großen Skala. Im Reichtum dieser Skala sind denn auch die Bilder farbig. In diesem Zusammenhang ist an Hans von Marées zu erinnern: „Farbiges Grau zeigt den Meister."[7] Den farbigen Reichtum auch späterer Gemälde Hanckes mag das *Ruhende Paar* in diesem Beitrag andeuten (Abb. 3).

Abb. 7: Figuren, 1962 *[Privatbesitz]*

7) Karl von Pidoll: Aus der Werkstatt eines Künstlers. Erinnerungen an den Maler Hans von Marées aus den Jahren 1880–81 und 1884–85 (Münchner Kunstschriften 7). Augsburg 1930, S. 58.

Die häufig verhaltene – teils helle, teils dunkle – Farbigkeit hat eine Wirkung, die der Art der Figuren entspricht. Der Betrachter wird nicht freudig „begrüßt“ und entsprechend angezogen wie etwa von Bildern des *Blauen Reiter*, sondern erst einmal auf Abstand gehalten. Er spürt den Ernst dieser Kunst und wird sich je nach seiner Natur entscheiden: entweder abwenden von ihr oder nähertreten, um mehr zu sehen, Genaueres zu erfahren.

Die Werke im Laufe der Jahre

Mit diesen Worten ist der Begriff der Entwicklung vermieden, denn Entwicklung bedeutet in der Natur die Bewegung vom Niederen zum Höheren und was damit zusammenhängt. Frühere Werke eines Künstlers, man denke an die Alten Meisters, sind aber nicht notwendigerweise unzulänglich in der Form, geringer an Gehalt und Bedeutung als die späteren. Sie sind anders.

Wenn Hanckes Thema durchgehend die Figur ist, also Darstellung des Menschen, und wenn sich auch von Anfang an die Figur von körperlicher, plastischer Art zeigt, so wird das Thema doch im Laufe der Jahrzehnte unterschiedlich behandelt, machen sich, wie könnte es anders sein, Veränderungen bemerkbar. Das haben bereits die bisherigen Beispiele gezeigt. Auf einige weitere soll noch hingewiesen werden, jeweils Zeichnungen und Gemälde.

Der frühen Phase nach dem Studium gehört die Zeichnung *Stehende mit Kind und Hund* von 1957 an (Abb. 8). Hier ist noch Landschaft gegeben, mit Wiese, Bäumen und Hügeln, doch die große Figur der Stehenden, die fast die ganze Höhe einnimmt, deutet in ihrer gestreckten Haltung und festem Stand wie auch in der ausdrücklichen Körperlichkeit auf spätere Figuren voraus, wenngleich sich das Eckige der Formen, der heftige Zeichenduktus und die plastische Gliederung im Einzelnen verlieren werden. Die *Stehende* von 1965 ist lockerer im Strich, organisch weicher als Figur, nicht zuletzt in der angedeuteten Bewegung. Trotz der zarten Zeichenweise ist sie aber unbezweifelbar körperlich (Abb. 9).

Die *Dunkle Stehende mit angewinkeltem Arm*, 1970 gezeichnet, ist von einer figürlichen Entschiedenheit insgesamt, auch in der Haltung und fest gegründetem Stand, aus dem sie aufragt, sodass sich die Assoziation an Skulptur einstellt und zwar an die der Antike (Abb. 4). Dazu tragen

Abb. 8: Stehende mit Kind und Hund, 1957 [Privatbesitz]

noch andere Merkmale bei: die Bedeutung des Menschen als Einzelnem, der völlig unabhängig, der frei ist, eines Menschen, der festen Stand und Haltung hat und der über Raum verfügt. So werden letztlich Stolz und Würde an dieser Figur anschaulich, die den Betrachter veranlassen könnten, ebenfalls Haltung anzunehmen.

Wie *Arlette im Sessel* (Abb. 5) zeigt, hat Hancke in den siebziger Jahren nicht nur Figuren in sehr dichten Strichlagen gezeichnet, sondern das Blatt überhaupt dicht gefüllt, aber so, dass sich die Figur einerseits vom Umraum absetzt und sich andererseits eng mit ihm verbindet. Von solcher Art sind reine Bleistiftzeichnungen, außerdem Blätter, bei denen zusätzlich Farbstift verwendet worden ist, und diese entsprechen denn auch den Gemälden.

In den achtziger Jahren finden sich bei den Zeichnungen skizzenartige lichte Figuren, oft mehrere zusammen, manche zart verdunkelt, andere sehr hell im Liegen, Hocken, Sitzen (*Am Strand lagernd*, 1981, Abb. 6). Ende dieses Jahrzehnt setzen die großen Figuren ein, die das nächste Jahrzehnt bestimmen und weitestgehend aus Konturen gezeichnet sind. Hancke hatte

Abb. 9: Stehende, 1965
[Privatbesitz]

schon lange eine derartige Sicherheit erreicht, dass er die Figuren rasch und energisch zeichnen konnte. Das Spontane des Linienzuges sieht man ihnen an, doch handelt es sich ungeachtet der weitgehenden Beschränkung auf Konturen doch auch hier um Körper in innigem Verhältnis zur Fläche. Das bewirken Haltungen und Gesten, Andeutungen von Raum und Überschneidungen.

Unter den reinen Zeichnungen gibt es einige, wie etwa *Im Bogen Liegende* von 1995, die ausdrücklich figurale Bildung mit skizzenhafter Zeichenweise verbinden (Abb. 10). Auf diese Art sieht man eine weibliche Figur, die, wie der Titel besagt, sich im großen Bogen liegend dehnt und damit ihre sehr schlanke Körperbildung wie auch die ihr zur Verfügung stehende Energie zum Ausdruck bringt. Bedingung dafür ist wiederum eine Gestaltung, die sehr genau das Format des Blattes in seinen vier Begrenzungen berücksichtigt.

Abb. 10: Im Bogen Liegende, 1995 *[Privatbesitz]*

Unter den Gemälden zeigt das Bild *Im Schatten schwingt Io die Arme*, geschaffen 1991–1992, beispielhaft die weitgehend, doch unbezweifelbare Körperlichkeit mit der innigen Verbindung von Fläche und Raum, zeigt beispielhaft auch Haltung und Geste in Rücksicht auf die Zeit, aber wiederum nicht ephemer, sondern innerhalb einer Figuration, bei der Zeit und Dauer unlösbar miteinander verbunden sind (Abb. 11). Hier macht sich außerdem die edle Figurenbildung Hanckes bemerkbar, die in diesem Falle sogar tänzerischen Charakter hat – ohne dass der Betrachter an ein unmittelbares Hin- und Herschwingen denken wird.

Mitte der neunziger Jahre ist Hancke zur Mischtechnik übergegangen, in der auch Zeichnungen nach der Jahrtausendwende entstanden sind, große Blätter mit kräftig gezeichneten Figuren (*Carna* 2004, *Aigis und Hyra* 2006, *Pheraia mit Töchtern* 2007, Abb. 12). Sie stehen wie schon frühere zwischen Zeichnung und Malerei, bilden eine eigene Gruppe. In kleinerem Format gehören dazu auch Köpfe, die porträthafte, individuelle Züge haben, aber in ihrer großzügigen Form wie auch dem dichten Bildgefüge aus kräftigen Konturen mit den Teilen dazwischen zugleich überindividuellen Charakter aufweisen, sodass man bei *Minthe* an die

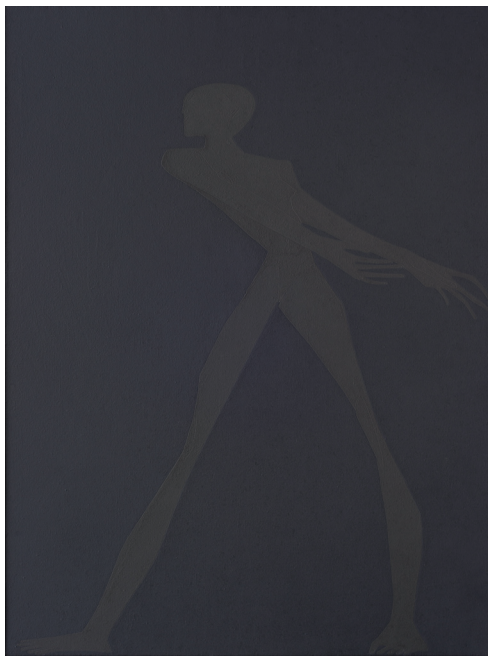


Abb. 11: Im Schatten schwingt Io die Arme, 1991–1992 [Privatbesitz; Photo Adrian von Hancke]

Büste eines fremden Idols zu denken geneigt ist, das seinen Kopf mit beiden Händen fasst und aus schmalen Augen geheimnisvoll blickt, ohne irgendetwas zu fixieren (Abb. 13).

Das Bild *Demiurg hält seine Figur* von 2010 ist insofern etwas Besonderes, als das Thema Leben und Kunst im höchsten Sinne betrifft (Abb. 14). Demiurg ist für die griechische Antike, insbesondere Platon, der Schöpfergott. Mit dem Wort wurden außerdem diejenigen bezeichnet, die etwas für die Öffentlichkeit tun. Dazu gehörten auch die Künstler. Selbst in unserer Vorstellung ist der wahre Künstler schöpferisch tätig. Insofern hat Hancke eine Darstellung geschaffen, in der sich unsere Vorstellung mit der antiken anschaulich, sinnvoll verbindet. Was ist davon in dem Bild zu sehen?

Ist man nicht gleich auf den Titel fixiert, so sieht man doch eine mächtige männliche Figur, die vor sich, bei sich eine ganz schlanke weibliche, gestreckte hält. Die unterschiedlich angewinkelten Arme deuten über das Halten hinaus ein Tun an, verstärkt als kraftvoller, fast gewaltsamer Akt durch das zur Seite gesetzte Bein. Die männliche Gestalt wirkt also auf die zarte, wobei der große Unterschied zwischen beiden nicht an gleich-

Abb. 12: Pheraia mit Töchtern, 2007 [Privatbesitz; Photo Adrian von Hancke]

Abb. 13: Minthe, 2006–2007 [Privatbesitz]

Abb. 14: Demiurg hält seine Figur, 2010 [Privatbesitz; Photo Adrian von Hancke]

wertige Partner denken lässt, vielmehr wird die weibliche Figur von der männlichen beherrscht, gehört ihr, ist in ihrer Steifheit noch nicht frei zu eigenen Regungen. Der Darstellung ist also Wichtiges bereits anzusehen, bevor sich der Bildtitel als weitere Hilfe für die Deutung einstellt.

Die weibliche Figur ist für den Demiurgen *seine Figur*, die er eben geschaffen, aber noch nicht entlassen hat. Beide sind unmittelbar nach Vollendung des Schöpfungsaktes noch eng miteinander verbunden und – werden es in diesem Kunstwerk auch bleiben. Der Schöpfungsakt ist hier zwar vorhanden, gehört zum Sinn der Darstellung, soll aber nicht zu sehr als Ablauf einer Handlung verstanden werden. Zeit macht sich sublimer bemerkbar. Letztlich ergibt sich für dieses Bild, dass der Demiurg nicht nur aus philologischer Kenntnis, sondern – in Analogie zum Schöpfergott – unmittelbar anschaulich der Künstler ist. Damit handelt es sich auch um eine Selbstdarstellung des Malers Albrecht von Hancke, mit der hinsichtlich Thema, Form und Technik zugleich Wesentliches seiner Kunst sichtbar wird.

Landschaft

Wie ausgeführt worden ist, war Hanckes Thema im Wesentlichen die Figur, der Mensch. Es gibt von ihm aber auch etliche Landschaften, diese überwiegend als Zeichnungen. Kleine Ölgemälde, aus dem Münchner Umland, sind wohl nur 1957 entstanden. Immerhin hat Hancke sich auf die Landschaft eingelassen, hat auch in diesem Falle „nach Modell" gezeichnet, also unmittelbar vor der Natur. Es sind dementsprechend natur-getreue Darstellungen, bei denen der Zeichner mehr oder minder auf das eingegangen ist, was er vor Augen hatte. Auf kleineren Blättern aus den siebziger Jahren (*Battertfelsen bei Baden-Baden*, 1975, *Landschaft bei Baden-Baden mit dem Berg Merkur*, 1977) sind es als größere Motive Berg, Felsen, Schlucht und diese je nach ihrer Gestalt detaillierter dargestellt, teilweise von Wegen durchzogen, außerdem verbunden mit Vegetation, etwa Bäumen, insgesamt ins Einzelne gehend und doch den größeren Formen untergeordnet, mit ihnen ‚natürlich' verbunden, wobei auch dem Himmel sein Anteil zugekommen ist. Die Bleistiftzeichnung hat Hancke mit zarten Tönen des Buntstifts verbunden, sodass sich die Vegetation oder der Himmel charakteristisch absetzt und doch eingebunden bleibt. An diesen Zeichnungen macht sich dasselbe bemerkbar, worum es dem Künstler auch bei Gemälden ging: die Modellierung der Groß- und Kleinformen, die sich innig mit der Fläche verbindet. Dementsprechend hat man zarte und doch feste Landschaftsgebilde vor Augen, die man, dem Zeichner folgend, gern erkundet. Die Landschaft der späteren Jahre, häufig im Raum Baden, einige auch in der Bretagne entstanden, findet sich auf größeren Blättern, ist großzügig gezeichnet und teilweise mit Figuren versehen.

Wenn vorstehend die einzelnen Phasen im Schaffen Albrecht von Hanckes notwendigerweise nur kurz skizziert worden sind, so muss allgemein dazu bemerkt werden, dass nicht allein die Behandlung des Themas Figur von Jahrzehnt zu Jahrzehnt erstaunliche Variationen aufweist, sondern dass es auch Grund gibt, innerhalb der einzelnen Abschnitte über den Reichtum an Phantasie zu staunen, mit denen die Figuren behandelt sind, die Technik genutzt ist. Die Unterschiede zwischen den Abschnitten werden jedem deutlich sein, der sich in das Œuvre eingesehen hat, doch gilt es, auch die Nuancen an Form und Farbe wahrzunehmen, aus denen die Figuren ihr entschiedenes Dasein gewonnen haben. Im Text von 1988 (s. o.) schreibt Hancke, dass die Figuren sein Menschenbild verraten, also sein Bild vom

Menschen überhaupt. Das lässt sich nicht auf eine Formel bringen, sondern nur dahingehend andeuten, dass dem Menschen größte Bedeutung zukommt und zwar nicht als geschichtlichem oder gesellschaftlichem, sondern als Einzelnem unabhängig davon. Selbst die Individualität ist reduziert, wenn auch nicht beseitigt. Der Mensch ist letztlich frei von allem. Er ist aber nicht allein, gleich gar einsam, sondern existiert in einem größeren Lebenszusammenhang, selbst wenn er nicht mit einem Zweiten oder Dritten zusammen zu sehen ist. Er hat entschiedenes, unbezweifelbares Dasein in Raum und Zeit und kann sich als lebendiges Wesen regen. Der Zeit unterliegend, ist er vergänglich wie alles Lebendige, doch bringt das Leben neue Gestalten hervor als Manifestation des Unvergänglichen. Davon zeugt die Kunst.

Kunstgeschichte

Albrecht von Hancke steht in der Kunstgeschichte allein, aber es gibt doch Bezüge zu anderen, die er schätzte. Das waren weniger die Lehrer, denen er durchaus das Notwendige im Metier zu danken hatte, als zwei Maler der jüngeren Tradition: Paul Cézanne und Hans von Marées. Figuren haben auch sie dargestellt, jener in seinen zahlreichen *Badenden*, dieser in Werken, für die er traditionelle Stoffe genutzt oder die er frei von solchen geschaffen hat. Im 19. Jahrhundert, mehr noch um die Wende zum 20. gibt es zwar von anderen Künstlern Bilder mit Badenden, doch Cézannes Darstellungen sind von anderer Art. Es geht dabei nicht um Baden, wie es zu erleben war, etwa in Liebermanns Darstellungen, sondern um mehrfigurige Kompositionen von männlichen oder weiblichen Akten, mit denen ein freies, antikisches Dasein berufen wird, ohne dass die Figuren in ihren Körpern oder die Landschaft antikisierend wären. Es sind ‚Badende', die keiner Zeit oder jeder angehören. Die abstrahierende Malweise hindert den Betrachter, mit diesen Gruppen unmittelbar oder durch Erinnerung vertraulich zu werden. Neben den zahlreichen Stehenden darin gibt es auch Sitzende, Hockende, Liegende, und es gibt einige Bilder sogar mit einzelnen Figuren – wie bei Hancke.

Die Antike ist für Marées nicht weniger wichtig gewesen als für Cézanne. Auch in seinen Werken findet sich die nackte plastische Figur, wenngleich auf den Gemälden in dunkler Tonigkeit und in der Modellierung näher am leiblichen Organismus. Cézanne wie Marées unterscheiden sich in ihrer

strengen Vorstellung wesentlich von der literarisch-erzählerischen etwa Böcklins. Marées hat allerdings seine Darstellungen im Unterschied zu Cézanne thematisch enger gestaltet, wenngleich in Hinblick auf einfache, wesentliche Zustände und Verhältnisse: der Mann, die Frau, das Paar, das Kind, Werbung, Abschied usw. Aber auch er hat einfache Haltungen und Gebärden bevorzugt. Trotz der Unterschiede sind Cézanne und Marées um 1900 wichtig gewesen für moderne Künstler der übernächsten Generation, und diese Wirkung hat in unterschiedlichen Maßen lange angehalten. Dabei wusste man zwar den eklatanten Unterschied zu einer rein flächigen oder gar völlig abstrakten Malerei zu schätzen, hat sich allerdings nicht bewusst gemacht, dass die *Badenden* von Cézanne und die Szenen von Marées eigentlich unmodern vom Stoff her waren, anders als die *Musik in den Tuilerien* 1862 von Manet oder das *Eisenwalzwerk* 1872–1875 von Menzel. Cézanne und Marées haben in je eigener Weise Wert auf den wenig spektakulären Stoff der Darstellung gelegt, haben ihn aber auf eine bisher unbekannte Art gestaltet, sodass moderne Werke daraus entstanden sind.

Hanckes eigene Figuren, obwohl anders gebildet, sind nicht nur unbekleidet wie jene der beiden Maler, haben nicht nur die einfachen Haltungen und Gebärden mit diesen gemein, sondern darüber hinaus noch etwas Wesentliches: die plastische Bildung. Diese ist nicht selbstverständlich; nicht alles Dreidimensionale ist körperlich, ist plastisch (ein Sack mit Heu ist es nicht), sondern nur die Figuren und Dinge, die energisch ‚von innen heraus' gebildet sind, „par les milieux" (aus den Mitten heraus), wie Delacroix erläutert hat.[8]

Ist man einmal auf dieses wichtige Prinzip aufmerksam geworden, mit dem sich die spannungsvolle „Rundheit in der Fläche" ergibt, wie von Beckmann zitiert, so wird man es bei nahezu allen großen Meistern finden, bei Giotto zum Beispiel, Jan van Eyck, Masaccio und selbst bei späteren Malern: bei Tizian, Rubens, Rembrandt, Cézanne, Marées, aber wenigen mehr.

8) Diese Art zu zeichnen wird berichtet von Jean Gigoux: Causeries sur les artistes de mon temps. Paris 1885, S. 81–83. Delacroix habe über die Meister der Antike gesagt: „Les antiques prenaient par les milieux …" (sinngemäß: die Alten der Antike nahmen sie von den Mitten her …) und dieses Prinzip an Ovalen demonstriert, aus denen er ein Pferd gezeichnet habe. Das war in Künstlerkreisen bekannt und zum Beispiel für van Gogh wichtig.

Hancke wusste aber auch andere Kunst als die der beiden letzten zu schätzen, natürlich die Figuren der griechischen Antike, denen er eigene entsprechend geschaffen hat, ohne im Geringsten eklektisch zu sein. „Jeder sei auf seine Art ein Grieche!" forderte Goethe, „Aber er sei's!"[9] Häufig kam Hancke auf den *Jüngling von Tenea* in der Glyptothek zu sprechen. Seit den neunziger Jahren kommen bei seinen Zeichnungen mehrfach antike Namen vor, wie etwa *Kybele, Io, Syrinx, Myrrha, Pomona* usw. Darin deuten sich Assoziationen an, ohne dass es Absicht gewesen wäre, das Modell zur antiken Figur mit all ihrem mythologischen Gehalt zu machen. Gleichwohl sind die Assoziationen ernst zu nehmen, denn sie lassen eine weit zurückreichende Verbindung erkennen, die man den Figuren ansieht, wenn auch nicht unter dem je besonderen Namen.

Von den Alten Meistern wusste Hancke besonders die Altdeutschen, die frühen Niederländer, überhaupt Werke zu schätzen, in denen die Motive beschränkt sind und die plastische Form der Figuren ein inniges Verhältnis zu Fläche und Raum eingeht, wobei die Abstände zu den Bildrändern kunstvoll mitwirken. Solchen Werken von, um nur einige zu nennen, Robert Campin, Jan van Eyck, Rogier van der Weyden ist Hanckes Kunst von fernher ebenfalls verwandt.

Wie aber steht es damit im 20. Jahrhundert? Das enge Verhältnis zur Natur, auch die Arbeit nach dem Modell, hat Hancke mit etlichen Künstlern der älteren Generation gemein und damit zugleich Distanz gegenüber einer gänzlich abstrakten Kunst in der Nachfolge von Kandinsky und Mondrian. Aber Kunst ist ihrem Wesen nach abstrakt, wenngleich in unterschiedlichen Stufen. So ist es verständlich, dass Hancke manches am Kubismus geschätzt hat. Ein Jahrzehnt später erinnert der lockere Duktus mancher Bilder und Zeichnungen an den Tachismus, doch das ist zu wenig, um eine nähere Beziehung zu erkennen, gleich gar, weil es sich bei jener Richtung um völlig abstrakte Kunst handelt.

Ausgeräumt werden muss auch das Missverständnis, Alberto Giacometti sei für Albrecht von Hancke wichtig gewesen. Abgesehen davon, dass Giacomettis Plastiken nicht im geringsten plastisch sind, ist seine Art des Zeichnens eine andere. Zwar macht sich bei ihm als Erbe des Kubismus

9) Johann Wolfgang Goethe: Antik und modern, in: Über Kunst und Altertum. Zweiten Bandes erstes Heft (1818), hier zitiert nach: Goethes Werke (Hamburger Ausgabe). Bd. XII: Schriften zur Kunst, Schriften zur Literatur, Maximen und Reflexionen. Hamburg [4]1960, S. 176.

der Körper im Raum bemerkbar, der, wie die Grenzen des Raumes selbst, in mehrfach ansetzenden Strichen gestaltet wird, doch ist die Art der Striche eine gänzlich andere als bei Hancke, und das Verhältnis von Körper, Fläche und Raum ist auch nicht derart innig wie bei ihm.

Hanckes Distanz zeigt sich außerdem gegenüber jeder expressiv auftrumpfenden Kunst gestischer Malerei mit lauten Farben, gegenüber erzählerischer oder mystischer Kunst, gegenüber jeglichem Manierismus. Seine Kunst steht fern allem Spektakulären, das auf den Effekt zielt.

Es muss zu denken geben, dass Picasso, seit 1907 mit dem Kubismus sich mehr und mehr auf völlige Abstraktion hin bewegend, 1914 diesen Weg aufgegeben und unter Besinnung auf Cézanne und das eigene frühere Schaffen zur Natur zurückgefunden hat.[10] Im Kubismus zeigt sich allerdings bei Picasso, Braque und anderen eine Farbigkeit, die sich mit ihren Braun- und Grau-Tönen wesentlich von der Buntfarbigkeit der Zeitgenossen unterscheidet; auch hier finden sich Bilder, die den Betrachter nicht „begrüßen", sondern verhalten, mehr oder minder ernst wirken. Werke solcher Art wusste Hancke zu schätzen, etwa bei Juan Gris, aber aus dieser Richtung machen sich im eigenen Werk kaum Anregungen bemerkbar, am ehesten noch bei dem frühen Gemälde *Im Morgenlicht*, 1953–1954 entstanden. Von dunkler Tonigkeit sind auch die Werke von Marées, die zwar in ihren Zwischenstadien hell und buntfarbig waren, in ihrer Vollendung aber dunkeltonig sind.

Zu Recht hat Marées das Unbedingte des eigenen Schaffens betont: „Es handelt sich ja auch nicht darum, von der Welt eine Genugthuung zu erhalten, sondern so viel wie möglich sich selbst genug zu thun."[11] Hinsichtlich der Wirkung hatte auch Cézanne keine Illusionen: „Die Kunst wendet sich an eine äußerst beschränkte Zahl von Individuen." („L'art ne s'adresse qu'à un nombre excessivement restreint d'individus."), schreibt er am 12. Mai 1904 am Émile Bernard.[12]

Fragt man nach der Stellung, die Albrecht von Hancke in der Kunstgeschichte einnimmt, so ist es nützlich, sich bewusst zu machen, dass die

10) Christian Lenz: Picassos „unerhörte Tat", in: Neue Zürcher Zeitung vom 8. September 2018, S. 27. Die Parenthese im Titel ist von der Redaktion ohne Rücksprache weggelassen worden. Das Zitat bezieht sich, wie im Text erwähnt, auf Goethes „Iphigenie".
11) Julius Meier-Graefe: Hans von Marées. Sein Leben und sein Werk. Bd. 3: Briefe und Dokumente. München, Leipzig 1910, S. 20, Nr. 15.
12) Cézanne (wie Anm.6), S. 301.

bedeutenden Künstler gerade nicht auf der breiten Straße mitmarschiert sind. Cézanne ist unter Rückbesinnung auf die Alten Meister und mit der plastischen Figur aus dem Impressionismus ausgeschert. Van Gogh war nicht nur von diesem unbefriedigt, sondern auch von den Zeitgenossen und hat sich ausdrücklich auf die Kunst vorher besonnen, insbesondere auf Delacroix und Millet. Der Impressionismus war ihm thematisch zu dürftig.[13] Für Hans von Marées war nicht das alltägliche Leben künstlerisch von

13) So schreibt er dem Bruder Theo am 18. August 1888: „Il y a seulement que je trouve que ce que j'ai appris à Paris *s'en va* [hervorgehoben von ihm] et que je reviens à mes idées qui m'etaient venues à la campagne avant de connaitre les impressionistes. Et je serais peu étonné si sous peu les impressionistes trouveraient à redire sur ma facon de faire qui a plutot eté fecondée par les idees de Delacroix que par les leurs." (Ich merke jedoch, dass alles, was ich in Paris gelernt habe, *entschwindet*, und ich komme auf die Ideen zurück, die ich mir früher auf dem Lande zusammengedacht habe, ehe ich die Impressionisten kannte. Und ich würde mich nicht wundern, wenn die Impressionisten bald allerlei an meiner Malerei auszusetzen fänden, die eher durch die Ideen von Delacroix befruchtet worden ist als durch die ihren.)

Wenig später: „…il est aussi necessaire de passer regulierement par l'impressionisme maintenant que cela l'était *autrefois* de passer par un atelier parisien." (… es ist heutzutage ebensonötig, regelrecht den Impressionismus durchzumachen, wie es *früher* nötig war, ein Pariser Atelier durchzumachen.) 26. August 1888 an Theo. Zitiert nach: Vincent van Gogh. Les lettres. Edition critique complète illustrée. Sous la direction de Leo Jansen, Hans Luijten et Nienke Bakker. Arles 2009. Die beiden Übersetzungen nach: Vincent van Gogh. Sämtliche Briefe. In der Neuübersetzung von Eva Schumann, herausgegeben von Fritz Erpel. Zürich 1965, Bd. 4, S. 117 und 135.

Die Worte van Goghs über den Impressionismus sind wichtig, weil dieses Urteil auf einen Verlust gegenüber der zurückliegenden Kunst, auf einen Niedergang hinweist. Demzufolge hat bei ihm eine bewusste R ü c k w e n d u n g stattgefunden. Er wollte mehr als seine Zeitgenossen, wieder mehr.

Das betraf vor allem die Figur, d. h. Menschendarstellung, die für ihn immer größte Bedeutung hatte: „Ik kan 't figuur niet loslaten, want dat is voor mij no. 1." (Ich kann die Figur nicht lassen, denn sie ist für mich Nr. 1), so am 6. April 1882 an Theo. Der frühe Brief über die Figur als Nr.185 original in: Verzamelde brieven van vincent van gogh (wie Anm. 3), Bd. I, S. 334. – An Emile Bernard schreibt van Gogh am 21. August 1888: „Je veux faire de la figure, de la figure & encore de la figure." (Ich will Figur machen, Figur & nochmals Figur.). Französisch zitiert nach: Leo Jansen, Hans Luijten, Nienke Bakker: Vincent van Gogh. Painted with Words. The Letters to Émile Bernard. New York 2007, S. 267.

Die Figur van Goghs ist – im Unterschied zur Figur Cézannes und der Figur von Marées – in deutlicheren Bezügen gegenwärtigen Lebens zu verstehen: der Mensch in seinem Verhältnis zum Mitmenschen und zu dem Ort, wo er lebt – sei es die Stadt, sei es die Landschaft. Mit der Betonung der Figur hat sich van Gogh jedenfalls

Interesse, dem man sich in Paris widmete, sondern die Antike, mit der sich auch Picasso neue Möglichkeiten seit den zwanziger Jahren geschaffen hat.

Die erwähnten Maler haben Wesentliches neu geschaffen und haben sich damit von der Kunst ihrer Zeit abgekehrt, auch von der modernen, die ohne sie nicht entstanden wäre. Sie nehmen eine Sonderstellung in der Kunstgeschichte ein. Eine solche Stellung muss man Albrecht von Hancke ebenfalls zugestehen. Die Frage nach Zuordnung zu dieser oder jener Gruppe ist müßig. Er ist nicht zuzuordnen. Darin liegt allerdings auch eine Tragik. Wenn seine Kunst leicht zuzuordnen, leicht mit der anderer zu verbinden wäre, dann wäre sie von entsprechender öffentlicher Anerkennung mitgetragen worden und mehr oder minder im allgemeinen Bewusstsein.

Die verhaltene Farbigkeit und die Beschränkung auf die Figur in einfachen Haltungen und Gebärden bringt es mit sich, dass sich Hanckes Bilder nicht einfach darbieten und den gewöhnlichen Betrachter nicht leicht anziehen. Es gibt kein fröhliches Miteinander für jedermann. Der Ernst ist offensichtlich, doch wer nicht unterhalten werden will, wird gerade durch den Ernst dieser Kunst angezogen, wird sich auf sie einlassen und mehr und mehr die Größe der Auffassung, die Gediegenheit und Feinheit der Darstellung, die Originalität insgesamt und dann auch die Schönheit bewundern und somit feststellen, dass er sich durch diese Kunst sogar auf sich selbst besinnen kann, auf sein menschliches Dasein in einem elementaren Sinne.

Zur Person

Albrecht von Hancke war von mittlerer und kräftiger Statur, rotblond. Die schwere Verwundung hat ihm ein Auge gekostet und das Gehör geschädigt. Beides hinderte ihn weder am künstlerischen Schaffen noch an wacher Anteilnahme in vieler Hinsicht. Den Menschen war er unvoreingenommen und freundlich zugewandt. Aufmerksam verfolgte er das gesellschaftliche, kulturelle und politische Geschehen, das er besonnen beurteilte, ohne seine persönliche Einstellung zu verleugnen. Rein sachlich oder mit feiner Ironie machte er Distanz klar. Natürlich lehnte er alles Oberflächliche und Modische ab, denn er war gebildet. Die Unterschiede zwischen seiner Kunst und

auch von der starken Tendenz abgesetzt, die mit Monet zur Landschaft ging und zwar zur motivisch reduzierten (Heuhaufen, Pappeln).

dem Mainstream waren ihm bewusst, aber er hat nie abfällig über Zeitgenossen geurteilt. Er hat Ausstellungen zeitgenössischer Kunst besucht, wie er überhaupt viel in Ausstellungen und in die ständigen Sammlungen, also zu den originalen Kunstwerken gegangen ist. Die Museen in München und Karlsruhe, wo er lange lebte, kannte er sehr gut, zu anderen ist er ausdrücklich gereist. Ein umfangreicher Bestand an Kunstbüchern, hat ihm immer wieder zur Kontrolle gedient und im Gespräch zu Erläuterungen. Er hat aber auch viel gelesen und hatte das Gelesene zur Verfügung. In Geschichte und Kunstgeschichte wusste er Bescheid, doch hat er dieses Wissen nicht angesammelt, sondern hat aufgrund seiner Natur, seiner Erfahrung und seines Urteilsvermögens geistig Gestalt gewonnen. Er war vornehm, aber nicht in einem beschränkt gesellschaftlichen Sinne.

So ernst seine Lebenseinstellung gewesen ist und seine Kunst wirkt, so hatte er doch Humor, mit dem er sich und die anderen immer wieder vom Ernst befreit hat. Jedes Zusammensein mit ihm war ein Gewinn; man hat ihn stets gestärkt verlassen, gestärkt durch seine Kunst und seine Persönlichkeit. Am 8. Mai 2017 ist er in Karlsruhe gestorben, leider.

Einzelausstellungen

1962	Galerie Deutscher Bücherbund, Stuttgart
1973	Galerie Studio Orny, München
1976	Esslinger Kunstverein e. V., Villa Merkel
1978	Galerie Orny, München
1982	Galerie am alten Rathaus, Esslingen
1983	Sonderschau in der Großen Münchner Kunstausstellung
1988/1989	Museum Ostdeutsche Galerie Regensburg / Hans Thoma-Gesellschaft Reutlingen / Städtisches Museum Haus Koekkoek Kleve
1990	Atelier-Galerie Oberländer, Augsburg
1994/1995	Bayerische Staatsgemäldesammlungen, Olaf Gulbransson Museum Tegernsee
1995	Hans-Thoma-Museum Bernau / Schwarzwald
2003	Kunstverein Oberer Neckar, Horb am Neckar
2004	Kunstverein Wilhelmshöhe Ettlingen / Städtische Galerie Karlsruhe
2005	Galerie Marion Grčić-Ziersch, München

Albrecht von Hancke ist außerdem mit Werken vertreten gewesen seit 1954 bei der Neuen Gruppe, München, seit 1962 beim Deutschen Künstlerbund und seit 1963 beim Künstlerbund Baden-Württemberg sowie an verschiedenen anderen Gruppenausstellungen.

Abb. 15: Albrecht von Hancke, 1984

Werke in öffentlichen Sammlungen

Staatliche Kunstsammlungen Augsburg
Kunstmuseum Bonn
Hessisches Landesmuseum Darmstadt
Galerie der Stadt Esslingen
Städel Museum, Frankfurt am Main
Augustinermuseum Freiburg im Breisgau
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau
Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
Sammlung der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste, Karlsruhe
Städtische Galerie Karlsruhe
Städtisches Museum, Haus Koekkoek, Kleve
Staatliche Graphische Sammlung, München
Bayerische Staatsgemäldesammlungen, Sammlung moderner Kunst in der Pinakothek der Moderne, München
Städtische Galerie im Lenbachhaus, München
Städtische Galerie Fruchthalle, Rastatt
Museum Ostdeutsche Galerie Regensburg
Staatsgalerie Stuttgart

Literatur, einschließlich der Kataloge zu den erwähnten Ausstellungen

Albrecht von Hancke. Gemälde und Zeichnungen. Katalog zu der Ausstellung Esslingen 1976. Herausgegeben vom Vorstand des Esslinger Kunstvereins e. V. Mit einem Beitrag von Christian Lenz.

Albrecht von Hancke. Katalog zu den Ausstellungen Regensburg/Reutlingen/Kleve 1989. Mit Beiträgen von Heribert Glatzel, Christian Lenz, Werner Meyer, Ernst Schremmer.

Eva-Maria Froitzheim: Albrecht von Hancke, in: Körper und Kontur. Ausstellungskatalog Karlsruhe 1994, S. 7–11.

Christian Lenz: Albrecht von Hancke. Die jüngeren Gemälde und Zeichnungen, in: Festschrift Lorenz Dittmann. Herausgegeben von Hans-Caspar Graf von Bothmer, Klaus Güthlein und Rudolf Kuhn. Frankfurt am Main u. a. 1994, S. 171–184.

Albrecht von Hancke. Gemälde und Zeichnungen. Katalog zur Ausstellung Tegernsee 1994/1995. Herausgegeben von Christian Lenz. Mit Beiträgen von Thomas Hirsch, Andreas Lange, Christian Lenz, Alfred Schädler.

Albrecht von Hancke. Hans-Thoma-Preis 1995. Katalog zur Ausstellung Bernau 1995. Mit einem Beitrag von Dirk Teuber.

Albrecht von Hancke. Zeichnungen. Katalog zur Ausstellung Ettlingen 2004. Mit Beiträgen von Erika Rödiger-Diruff und Kirsten Claudia Voigt.

Städtische Galerie Karlsruhe 2004, parallel zur Ausstellung in Ettlingen, mit gemeinsamem Katalog (s. o.)

Christian Lenz

Malarz Albrecht von Hancke

Albrecht von Hancke urodził się 7 maja 1924 we Wrocławiu a zmarł 8 maja 2017 roku w Karlsruhe. Młode lata spędził w Kołaczowie, Piławie, Dzierżoniowie i Haubindzie (Turyngia). Po służbie wojskowej w czasie II wojny światowej i latach niewoli studiował w monachijskiej akademii sztuki i przez pewien czas pracował jako niezależny artysta. W 1963 roku otrzymał stanowisko w Państwowej Akademii Sztuk w Karlsruhe, gdzie wykładał do 1984 roku.

Tematem Hanckego jest człowiek – od dawna ważki temat historii sztuki. Jego obrazy i rysunki o tyle odróżniają się od innych, że przedstawiają niewiele figur, niekiedy tylko jedną, pozbawioną atrybutów i narracyjnego kontekstu. Bazując na studium z modelu, postaci ludzkie obrazowane są

w ich nagiej cielesności – cielesność ta jest jednak, poprzez pozę i gestykulację, nieodłącznie związana z treściami duchowymi i zmysłowymi. Często są to wysmukle figury o zdecydowanym bycie, zachowujące się suwerennie. W przeciwieństwie do przedstawień figuralnych, w twórczości Hanckego krajobraz jest mniej ważny – stosunkowo nieliczne rysunki świadczą o obserwacji z natury.

Obrazy Hanckego – powstałe w trakcie długotrwałej, intensywnej pracy – mają stonowaną kolorystykę o bogatej skali ochry, brązów i szarości. Rzadko kiedy pojawiają się barwne akcenty. W obrazach i rysunkach panuje wewnętrznie spójny związek płaszczyzny, figur i przestrzeni w ciągn lat coraz bardziej doskonalony.

Plastyczna figura i oszczędność tematów u Hanckego odwołują się, nie stanowiąc przy tym naśladownictwa, do nowszej tradycji przedstawieniowej, zwłaszcza Cézanne'a i Hansa von Marées. Z oboma łączą Hanckego również odniesienia do antyku. W porównaniu do współczesnych artystów Hancke zajmuje szczególną, wysoką pozycję. Tł. Klara Kaczmarek-Löw

Buchbesprechungen

Eckhard Jäger: **Robert Geissler (1819–1893).** Ein Zeichner von 2000 Veduten. Biographie und Oeuvrekatalog. Verlag Rockstuhl, Bad Langensalza 2021, 192 S., 150 teils farb. Abb., 59,95 €. ISBN 978-3-95966-580-3.

Die lange Corona-Pandemie hat etliche Forschungsarbeiten in Archiven, Museen und Bibliotheken ausgebremst, nicht so den bekannten Lüneburger Vedutenforscher Dr. Eckhard Jäger, der in seinem jüngsten Buch den Göttinger Maler, Graphiker und Zeichner Robert Geissler vorstellt mit einigen schlesischen Bezügen. Nach langjähriger Recherche strebt der Autor mit dem vorliegenden Werkverzeichnis Vollständigkeit an, um den außerordentlich fruchtbaren Vedutenzeichner der Vergessenheit zu entreißen. Im Katalog werden in alphabetischer Folge alle aufgespürten Städtealben, Einzelblätter und Holzstiche mit 73 Abbildungen und 28 ganzseitigen Tafelbildern aufgeführt.

Der vielseitige Robert Geissler (1819–1893) wirkte von etwa 1855 bis 1890 in verschiedenen Städten Mittel- und Norddeutschlands als Porträtist, Photograph, Landschaftsmaler, Kriegsberichterstatter, Zeitungreporter, als Verleger in Göttingen und Bremen, als Begründer eines Photographie-Ateliers in Hamburg sowie als Inhaber eines Lithographischen Instituts in Berlin. Er war Zeitgenosse und Konkurrent so berühmter Vedutenverleger wie Johann Jakob Meyer in Hildburghausen (‚Meyer's Universum'), Ludwig Lange in Darmstadt (‚Original-Ansichten der historisch merkwürdigsten Städte in Deutschland') und Alexander Duncker in Berlin (Preußische Güteransichten). Im Verlauf seiner zahlreichen Standortwechsel und Reisen sammelte Geissler eine Fülle von Handzeichnungen mit städtischen Motiven. So unstet sein Leben für ihn und seine kinderreiche Familie verlief, so produktiv schuf er in Zusammenarbeit mit örtlichen Verlegern oder Buchhändlern eine große Anzahl von Stadtserien. Der Autor konnte über 2.000 Veduten (Stadtansichten) in Handzeichnung, Lithographie oder Holzstich ermitteln, wovon allein rund 1.600 Blätter auf 153 kleinformatige Erinnerungsalben für 127 Städte entfallen, deren Motive Geissler alle *ad vivum* gezeichnet hat.

Darüber hinaus verstand es Geissler, zahlreiche Zeichnungen als Vorlage für Holzstiche bei den Redaktionen der damals aufblühenden Familienzeitschriften zu platzieren. Nach 1880 arbeitete er fast nur noch für die ‚Leipziger Illustrierte Zeitung' als Illustrator blattgroßer Stadt- und Land-

schaftsveduten und auch als Bildreporter über aktuelle Tagesereignisse (Unwetter, Jubiläen, Technikbauten). Neben den vielen Handzeichnungen als Vorlage für Dritte schuf Geissler vornehmlich Lithographien mit zwei oder drei Tonplatten, um seinen Drucken ein wenig Farbe zu geben. Damit wollte er bewusst den seinerzeit erfolgreichen Holzstichen Konkurrenz machen.

Unter den Städtealben befinden sich auch fünf zu schlesischen Städten: Breslau mit 30 Tafeln, Glogau mit 12 Tafeln sowie Brieg, Görlitz und Neisse mit je 8 Tafeln. Die Bildzeugnisse im kleinen ‚Album von Glogau' brachte der Glogauer Verlag Emil Zimmermann 1880 im Queroktavformat auf den Markt. Diese schlesischen Alben sind heute nur noch selten anzutreffen. Im Jahre 1993 gab Werner Bein das kleine ‚Album von Glogau' in der Stiftung Kulturwerk Schlesien in Würzburg neu heraus.[1] Die zwölf Tafeln umfassen Motive der Stadt vor dem Abriß der Festungsanlagen: Oderbrücke und Schloss, Von der Promenade, Rathausplatz, Paradeplatz mit Theater, Paradeplatz mit Hotel Deutsches Haus, Bahnhofstraße, Jesuitenkirche und Katholisches Gymnasium, Evangelische Kirche, Domkirche, Artillerie-Kaserne, Evangelisches Gymnasium, Aus der Neustadt. Nur durch diesen kleinen Nachdruck ist Robert Geissler etwa in der Bibliothek im Haus Schlesien in Königswinter nachgewiesen.

Auch in anderen schlesischen Bibliotheken sind originale Geissler-Zeichnungen nicht vorhanden. Insbesondere fehlt das umfangreiche ‚Album von Breslau', das um 1870 von Theodor Lichtenberg gedruckt wurde. Geisslers Veduten und Alben erlebten wohl nur eine geringe Auflage und sind heute nur selten in Archiven, Museen und Bibliotheken vorhanden. Im Antiquariat tauchen manchmal sehr teure Exemplare auf.

Manfred Spata, Bonn

Klaus W. Ruprecht (Hg.): **Wilhelm Uhthoff**. Aus dem Nachlass (Publikationen der Saarländischen Universitäts- und Landesbibliothek 3). Universitätsverlag des Saarlands, Saarbrücken 2020, 302 S., 31 farb., 83 sw. Abb., 40,40 €. ISBN 978-3-86223-276-5.

Im April 2018 übermittelte der emeritierte Professor für Unfallchirurgie und Orthopädie in Ottawa Prof. Dr. Hans K. Uhthoff der Deutschen

1) Robert Geissler: Album von Glogau. Erinnerungs-Blaetter. Gezeichnet und lithographiert von Robert Geissler. Würzburg 1993 (ND Glogau 1880).

Ophthalmologischen Gesellschaft autobiographische und familiengeschichtliche Aufzeichnungen und Dokumente seines Großonkels, des zuletzt als langjähriger Direktor der Universitäts-Augenklinik in Breslau agierenden Geheimen Medizinalrats Prof. Dr. Wilhelm Uhthoff (31. Juli 1853 – 21. März 1927). Aufgrund des herausragenden Quellenwertes der Unterlagen entschied sich die Deutsche Ophthalmologische Gesellschaft zur Publikation und betraute mit der Edition den 1940 übrigens in Breslau geborenen und zuletzt von 1989 bis 2005 als Direktor der Universitäts-Augenklinik der Universität des Saarlandes in Homburg/Saar wirkenden und wissenschaftsgeschichtlich sehr interessierten Prof. Dr. Klaus W. Ruprecht. Der in der Schriftenreihe der „Publikationen der Saarländischen Universitäts- und Landesbibliothek" erschienene, lebendig illustrierte und kommentierte Band ist „den medizinhistorischen Augenärzten, der Uniwersytet Wrocławski (Universität Breslau), der Familie Uhthoff und 23992 Zurow/Mecklenburg-Vorpommern, in die Klein Warin eingemeindet wurde, gewidmet" (S. 10) und entführt den interessierten Leser in die familiäre und universitäre Lebenswelt der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts.

Einen besonderen Schwerpunkt bildet Uhthoffs memoirenartiger Lebensbericht, der sich in die beiden um 1910 entstandenen Kapitel „Kindheit und Jugend in Klein Warin" (S. 13–63) sowie „Studien- und Assistentenzeit (S. 65–95) und den direkt nach dem Tod seiner aus St. Petersburg stammenden, geliebten Frau Lilli (1870–1920) verfassten Abschnitt „Die Zeit als Arzt, Wissenschaftler und Familienoberhaupt" (S. 97–140) gliedert.

Mit weitem Blick auf seine frühen Jahre als Sohn eines kinderreichen Domänenpächters schildert er seine unbeschwerte Kindheit, die familiäre und bäuerliche Lebenswelt in Mecklenburg, die Familienfeste, das Leben im Einklang mit der Natur, den anfänglichen Hauslehrer-Unterricht und die sich dann anschließende „recht einförmige und trostlose" (S. 33) Gymnasialzeit in Wismar: „Auf dem Gymnasium habe ich mich glücklicherweise ferngehalten von den Kneip- und Verbindungsveranstaltungen, weil ich zu intensiv vorwärts musste, um mein Ziel zu erreichen. ... Solche Schulverbindungen sind entschieden ein Verderb: Saufen statt körperlicher Übungen und Ertüchtigungen sind ein Ruin der Gesundheit." (S. 35)

Nach dem Abitur 1873 nahm er das Medizinstudium in Tübingen auf, wo der Winter „ziemlich trostlos, schmutzig und regnerisch" (S. 68) war und der übertriebene Bier- und Tabakkonsum seine vehemente Kritik her-

ausforderte, zumal sich die Auswüchse des Rauchens und der Biersitten deutlich zeigten. Bald wechselte er an die Universität Göttingen, schloss sich dort der Verbindung Hildesia an und kam nach dem Physikum nach Rostock, wo er im Sommer 1875 seinen Militärdienst ableistete und noch einige Vorlesungen an der Universität besuchte. „Der viele Felddienst und das Kaisermanöver vor dem alten Kaiser Wilhelm mit ihren körperlichen Anstrengungen sind mir gut bekommen und haben manches von den früheren Bier- und Kneipsünden wiedergutgemacht. Stolz fühlte man sich in seiner Extrauniform mit weißen Hosen." (S. 70) Danach „ging es nun nach Berlin, wo ich meine klinischen Semester in ernster, angeregter Arbeit verbrachte" und „das Interesse für die Medizin zur vollen Höhe erwachte". (S. 73) Dabei porträtiert er seine zahlreichen akademischen Lehrer, zu denen unter anderem auch Rudolf Virchow oder der Chirurg Bernhard von Langenbeck gehörten. 1877 mit einer Studie über ‚Experimentelle Beiträge zur Nephritislehre' promoviert, folgten 1878 das Staatsexamen und eine Tätigkeit als Assistent an der von Dr. Schoeler geleiteten Augenklinik, verbunden mit mehreren eher experimentellen Untersuchungen und der 1885 erfolgten Habilitation. 1888 schloss der fast 35-Jährige in St. Petersburg die Ehe mit der 18-jährigen, 1870 in Heidelberg geborenen Petersburger Fabrikantentochter Louise Antonie von Bagh und schildert seine verschiedenen Reisen, Tagungen und kollegialen Begegnungen. 1891 in die Sektion Ophthalmologie der Leopoldina aufgenommen und auch als Professor an die Philipps-Universität Marburg berufen, lehnte er zwar 1895 noch einen Ruf nach Königsberg ab, wechselte dann aber 1896 an die Schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität nach Breslau, zumal dort eine neue, dann 1898 eingeweihte Universitäts-Augenklinik entstand. „In Breslau begann nun das neue Leben, und als wir 1898 in die neue Klinik mit großer Eröffnungsfeier, Festschrift, Ansprachen und so weiter einzogen, blieb zunächst in klinischer Hinsicht nichts zu wünschen. … Das gesellige Leben war nicht so ausgebildet wie in Marburg, wo man mit der ganzen Universität verkehrte. Hier beschränkte sich die Geselligkeit auf die Fakultät, aber es war noch gerade genug. … Unser Leben hat sich hier in ungetrübter Weise abgespielt, für mich in scharfer, angespannter aber auch dankbarer Arbeit; so wie ich es mir wünschte." (S. 116, S. 119, S. 125) Uhthoff lehnte auch in seiner Breslauer Zeit mehrere auswärtige Rufe ab, fungierte als Rektor der Universität im akademischen Jahr 1908/1909 sowie als Dekan seiner Fakultät im Jubiläumsjahr 1911 und war zeitweise Vorstand der medizinischen Sektion und Generalsekretär der

„Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Cultur“. In der schlesischen Hauptstadt erlebte er den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, zunächst verbunden mit der Furcht vor einer russischen Invasion und einer Bedrohung der Festung Breslau: „Und dann kam der Krieg. Wer mit offenen Augen durch die Welt ging und Gelegenheit gehabt hatte, hin und wieder Einblicke ins Ausland zu tun, der sah das Unheil kommen. Wie absurd zu behaupten, Deutschland trage die Schuld am Kriege, wo es von allen Seiten systematisch eingeschlossen wurde, um es dem Untergang entgegen zu treiben. Was für ein verächtliches und verlogenes Geschwätz von Freiheit der Völker, Bedrohung, Habgier, Chauvinismus, kapitalistischen Interessen, die Triebfedern bei unseren Feinden gewesen wären. Seit Jahren wurde die Presse mit feindlichem Geld bearbeitet. …. Es gab für Deutschland wahrlich keinen anderen Ausweg, als die Aufnahme des Verteidigungskrieges.“ (S. 132) In den unmittelbar nach dem Tod seiner geliebten Frau verfassten Passagen beklagte er auch die Belastungen der Zeit: „Die letzten beiden Jahre nach dem Zusammenbruch unserer Front infolge des Versagens der Türkei, der Bulgaren, Österreicher und Ungarn mit einer ekelerregenden, hochverräterischen Agitation im eigenen Lande hinter der Front, mit dem Abschluss des schändlichen Friedens und der Revolution mit ihren niedrigsten, gemeinen Instinkten, haben uns wohl seelisch mehr mitgenommen als der Krieg mit all seinen Sorgen um die Unsern.“ (S. 137)

Auch nach seiner Emeritierung 1923 pflegte Wilhelm Uhthoff weiterhin seine zahlreichen wissenschaftlichen Vernetzungen mit europäischen und amerikanischen Kollegen, stand von 1918 bis 1925 als Präsident an der Spitze der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft und wirkte bis zu seinem Tod als Herausgeber der ‚Klinischen Monatsblätter für Augenheilkunde‘. Er starb am 21. März 1927 im Alter von 73 Jahren in Breslau und wurde drei Tage später auf dem Salvatorfriedhof beigesetzt.

Seine universitären Aktivitäten rücken vor allem im zweiten Teil der Ruprechtschen Edition (S. 143–201) ins Blickfeld. Denn sie dokumentieren zunächst Uhthoffs Beschreibung der 1898 neu eröffneten Universitäts-Augenklink mit einem Blick auf die Errungenschaften der Augenheilkunde im 19. Jahrhundert. In seiner Antrittsrede als Rektor am 15. Oktober 1908 ‚Über das Sehen und über Sehstörungen in ihren Beziehungen zum Gehirn‘ beleuchtete er, „was stille, ernste naturwissenschaftliche Forschung vieler auf dem Gebiete des Gesichtssinnes und der zerebralen Sehfunktionen geschaffen hat.“ (S. 184) Als Rektor warnte er

bei der Immatrikulationsfeier am 22. Oktober 1908 die Studenten unter anderem vor den Folgen des übertriebenen Bierkonsums und der Geschlechtskrankheiten und begrüßte – übrigens erstmals in Preußen – als „schönen Erfolg in dem Streben der Frauenbewegung" – Studentinnen. (S. 188) Beim Festmahl zum 100. Universitätsjubiläum am 2. August 1911 beschwor er als Leitstern der Universität „Königstreue, Vaterlandsliebe und freie wissenschaftliche Forschung" (S. 194) und betonte die Internationalität der Wissenschaft, die „keine nationalen Grenzen kennt, sie ist das gemeinsame Band, das alle Nationen umschlingt und vereint." (S. 195) So hieß er beispielsweise auch bei seiner Eröffnungsrede als Präsident der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft im Juli 1925 in Heidelberg auch amerikanische Kollegen willkommen.

Die folgenden Würdigungen, Nachrufe und zeitgenössischen Erinnerungen beleuchten abschließend Uhthoffs wissenschaftliches Œuvre, sein Engagement in Forschung, Lehre und Krankenversorgung oder seine wegweisenden interdisziplinären Studien zwischen Augenheilkunde, Neurologie und Bakteriologie. (S. 205–255) Ein biographischer Anhang (S. 259–276) rundet die mit Personen- und Ortsregister erschlossene und mit 114 Abbildungen versehene Publikation ab, die insbesondere mit den Memoiren Uhthoffs ein facettenreiches Ego-Dokument erschließt und einen Beitrag zur Geschichte der Augenheilkunde im Kaiserreich und der frühen Weimarer Republik leistet. Wolfgang Müller, Kaiserslautern

Berichte

1. Bericht der Historischen Kommission für Schlesien für die Jahre 2019 und 2020

Der nachfolgende Tätigkeitsbericht schließt an den „Bericht der Historischen Kommission für Schlesien für die Jahre 2017 und 2018“ von Prof. Dr. Joachim Bahlcke an, der im Jahrbuch für schlesische Kultur und Geschichte 59/60 (2018/19), S. 595–598 abgedruckt wurde.

1. Jahrestagungen und Mitgliederversammlungen

Die Jahrestagung 2019, zu der die Historische Kommission für Schlesien vom 26. bis 28. September nach Halle an der Saale einlud, war dem Thema „Historiographie in Schlesien zwischen Aufklärung und Erstem Weltkrieg: Epochen – Themen – Methoden“ gewidmet. Die Konferenz wurde von Prof. Dr. Joachim Bahlcke und Prof. Dr. Roland Gehrke (beide Universität Stuttgart) organisiert. Sie fand in Kooperation mit den Franckeschen Stiftungen, einer der wichtigsten geistes- und kulturgeschichtlichen Institutionen in Sachsen-Anhalt, statt, die dankenswerterweise auch die Räumlichkeiten zur Verfügung stellte. Inhaltlich bildete die gut besuchte Tagung den Abschluss eines 2015 begonnenen Forschungsprojekts der Kommission, das die Entwicklung der historischen Wissenschaften im Oderland während des langen 19. Jahrhunderts in den Blick nahm. Ein erster Zugang hatte den Institutionen der Geschichtspflege und Geschichtsforschung gegolten, spielten doch gerade in Schlesien Vereine, Museen, Bibliotheken und Archive neben den zentralen Bildungseinrichtungen eine wichtige Rolle im Prozess der Verwissenschaftlichung des historischen Diskurses (Jahrestagung der Kommission in Görlitz 2015). In einem zweiten Schritt waren die akademischen Karriereverläufe schlesischer Geschichtsforscher sowie deren Einbindung in wissenschaftliche Schulen und regionale wie überregionale Netzwerke untersucht worden (Jahrestagung der Kommission in Erfurt 2017). Die Ergebnisse dieser Konferenzen sind bereits in der Stuttgarter Schriftenreihe „Neue Forschungen zur Schlesischen Geschichte“ als Band 26 und 28 veröffentlicht worden.

Im Mittelpunkt der dritten und abschließenden Fachtagung stand nunmehr die zeitliche, thematische und methodische Ausdifferenzierung der

Geschichtsschreibung, die seit der Spätaufklärung auch in Schlesien zu beobachten ist. Aus wechselnden Perspektiven nahmen Experten unterschiedlicher Fachdisziplinen aus Deutschland und Polen die historiographische Produktion zur Geschichte des Oderlandes in den Blick, die nicht nur im universitären Umfeld Breslaus entstand, sondern auch an anderen Kultur- und Bildungsinstitutionen des Landes erarbeitet wurde. Dabei wurde deutlich, wie eng in dieser Phase wissenschaftliche Fragestellungen und politische Konstellationen miteinander verzahnt waren. So verstärkte beispielsweise der preußisch-österreichische Antagonismus, aber auch die Nachbarschaft des Landes zum slawischen Sprach- und Kulturraum gerade in Schlesien das Entstehen konkurrierender Geschichtsbilder. Die Konferenz wurde durch einen großzügigen Zuschuss der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien gefördert. Die Beiträge der Tagung liegen unterdessen im Druck vor:

– Joachim Bahlcke, Roland Gehrke (Hg.): Epochen – Themen – Methoden. Geschichtsschreibung in Schlesien vom späten 18. Jahrhundert bis 1914 (Neue Forschungen zur Schlesischen Geschichte 30). Wien, Köln, Weimar 2021, 526 S. ISBN 978-3-412-52305-3.

Zwischen den einzelnen Fachvorträgen gab es ein abwechslungsreiches Begleitprogramm, das Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Franckeschen Stiftungen vorbereitet hatten. Für die Organisation, die Führungen durch die Sammlungen und die Betreuung vor Ort sind wir dem Direktor der Stiftungen, Prof. Dr. Thomas Müller-Bahlke, sowie Friederike Lippold und Dr. Claus Veltmann zu Dank verpflichtet. Sehr konstruktiv war überdies die enge Zusammenarbeit mit Dr. Andrea Thiele vom Interdisziplinären Zentrum für die Erforschung der Europäischen Aufklärung in Halle. Dort war während der Tagung die von Dr. Anna Joisten (Stuttgart) konzipierte deutsch-polnische Ausstellung „Wortgewalten. Hans von Held – Ein aufgeklärter Staatsdiener zwischen Preußen und Polen“ zu sehen, die angesichts der vielfältigen thematischen Bezüge zur Geschichte des Oderlandes das Interesse der Besucherinnen und Besucher fand.

Bei der Mitgliederversammlung am Abend des 25. September 2019 wurde zu Beginn des langjährigen Kommissionsmitglieds Prof. Dr. Toni Pierenkemper gedacht, der am 19. Juli 2019 im Alter von 74 Jahren verstorben ist. In getrennten Wahlgängen wurden Dr. Anna Joisten (Stuttgart), Dr. Stefan Lehr (Oldenburg), Prof. Dr. Steffen Schlinker (Würzburg) sowie Prof. Dr. Aleš Zářický (Ostrau/Ostrava) zu Ordentlichen Mitgliedern gewählt. Damit setzte sich die Historische Kommission am

31. Dezember 2019 aus 74 Ordentlichen und 11 Korrespondierenden Mitgliedern zusammen.

Aufgrund der schon seit längerer Zeit bewährten Übereinkunft, dass zwischen den größeren, alle zwei Jahre organisierten Fachtagungen weniger ambitionierte Zusammenkünfte stattfinden sollen, kam die Kommission vom 25. bis 26. September 2020 in kleinerem Kreis beim Bayerischen Armeemuseum in Ingolstadt zusammen. Dort gewährte uns Kurator Daniel Hohrath kenntnisreiche Einblicke in die Genese der Sammlungen, museumspädagogische Überlegungen zur Gestaltung der einzelnen Räume und Pläne für künftige Vorhaben.

Zu Beginn der Mitgliederversammlung am Abend des 25. September 2020 wurde dreier in den vergangenen Monaten verstorbener Kommissionsmitglieder gedacht, die unsere Vereinigung – jeder auf seine Weise – in besonderer Weise geprägt haben: Dr. Helmut Neubach (1933–2019), Dr. Dieter Pohl (1934–2020) sowie unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Josef Joachim Menzel (1933–2020). Vor allem der aus Oberschlesien gebürtige Mainzer Mediävist Menzel, der der Kommission von 1969 bis 1988 als Geschäftsführer diente und anschließend bis 2005 den Ersten Vorsitz übernahm, bestimmte über mehrere Jahrzehnte ganz entscheidend die Ausrichtung der Kommission. Menzels Lebensweg und akademische Leistungen, aber auch sein außerwissenschaftliches politisches Engagement sind in dem umfassenden Lebensbild nachgezeichnet, das Roland Gehrke im letzten Band der Kommissionsreihe „Schlesische Lebensbilder“ veröffentlicht hat: Roland Gehrke: Josef Joachim Menzel (1933–2020). In: Joachim Bahlcke (Hg.): Schlesische Lebensbilder. Bd. 13. Würzburg 2021, S. 505–522. In getrennten Wahlgängen wurden sodann Prof. Dr. Hans-Jürgen Bömelburg (Gießen), Dr. Urszula Bończuk-Dawidziuk (Breslau/Wrocław), Dr. Yaman Kouli (Chemnitz), Dr. David Skrabania (Ratingen), Dr. Gregor Ploch (Zinnowitz), Prof. Dr. Tomasz Przerwa (Breslau/Wrocław) sowie Dr. Marcin Wiatr (Braunschweig) zu Ordentlichen Mitgliedern gewählt. Damit setzte sich die Historische Kommission am 31. Dezember 2020 aus 78 Ordentlichen und 11 Korrespondierenden Mitgliedern zusammen.

2. Abgeschlossene Projekte der Kommission

In den Berichtsjahren 2019 und 2020 kamen einzelne Projekte, die auf Initiative der Kommission entstanden sind oder an denen Mitglieder der

Kommission maßgeblich beteiligt waren, zum Abschluss. Darüber hinaus konnten weitere Vorhaben finanziell gefördert werden.

Im Druck erschien die Dokumentation der zweiten Konferenz der Historischen Kommission für Schlesien zur schlesischen Wissenschafts- und Bildungsgeschichte im Jahrhundert vor der Kommissionsgründung:

– Joachim Bahlcke, Roland Gehrke (Hg.): Gelehrte – Schulen – Netzwerke. Geschichtsforscher in Schlesien im langen 19. Jahrhundert (Neue Forschungen zur Schlesischen Geschichte 28). Wien, Köln, Weimar 2019, 400 S. ISBN 978-3-412-51666-6.

Im Jahr 2019 wurde überdies die Homepage der Historischen Kommission für Schlesien neu konzipiert und gestaltet. Sie kann im Internet aufgerufen werden unter: http://hiko-schlesien.de/.

3. Schwerpunkte der laufenden Kommissionsarbeit

Im Hinblick auf das bevorstehende Jubiläum im Oktober 2021 konzentrierte sich die Historische Kommission auch in den Berichtsjahren 2019 und 2020 im Wesentlichen auf die umfangreichen Arbeiten an der Kommissionsgeschichte, ein auf zwei Bände angelegtes Werk, bei dem Darstellung und Dokumentation in gleicher Weise Berücksichtigung finden sollen. Mehrere kleinere Arbeitsvorhaben, hauptsächlich die Recherche und Erschließung des gedruckten wie ungedruckten Quellenmaterials der Kommission sowie die Ermittlung einschlägiger Bestände an Bildmaterial, waren vor allem auf dieses Buchprojekt ausgerichtet.

Darüber hinaus wurden ältere Vorhaben fortgeführt. Dies gilt beispielsweise für das Editionsprojekt „David Cranz: Geschichte der Evangelischen Brüder-Gemeinen in Schlesien“, die Herausgabe der Tagebücher Rudolf Graf von Stillfried-Alcántaras, die Bearbeitung der Ballestrem-Tagebücher sowie Band 13 der „Schlesischen Lebensbilder“. Pünktlich zum Jubiläumsjahr 2021 werden – neben der genannten zweibändigen Kommissionsgeschichte – mehrere dieser Projekte endgültig zum Abschluss kommen.

Stuttgart, im Juni 2024

Prof. Dr. Joachim Bahlcke
– Erster Vorsitzender –

2. Bericht der Stiftung Kulturwerk Schlesien für die Jahre 2019 und 2020

Satzungsgemäße Aufgabe der in Würzburg ansässigen Stiftung Kulturwerk Schlesien ist es, den schlesischen Beitrag zur deutschen und europäischen Kultur deutlich zu machen, seine weitere Wirksamkeit zu fördern sowie schlesisches Kulturgut zu erhalten und zu pflegen. Dies geschieht selbsttätig sowie projektbezogen in Kooperation mit ähnlichen Einrichtungen und vorrangig in Form von Veröffentlichungen, Tagungen und der Sammlung von „Printpublikationen", also von Informationen im weitesten Sinn auf Papier.

Im Jahr 2019 finanzierte die Stiftung Kulturwerk Schlesien ihre Arbeit aus Vermögenserträgnissen, Spenden, Einnahmen sowie Zuwendungen der Freunde und Förderer der Stiftung Kulturwerk Schlesien e. V. und des Wangener Kreises. Gesellschaft für Literatur und Kunst „Der Osten" e. V. Einzelne Projekte wurden vom Land Baden-Württemberg und vom Freistaat Bayern finanziell gefördert. Nach der erfolgten Kündigung der beiden Mitarbeiter zum 31. Mai 2019 konnten aufgrund zweckgebundener Spenden, eingeworben von den Freunden und Förderern der Stiftung Kulturwerk Schlesien e. V., Anja Weismantel bis zum Jahresende und Dr. Ulrich Schmilewski bis Ende Juni 2019 weiterbeschäftigt werden; Dr. Schmilewski war weiterhin bis Jahresende im Rahmen des für ihn Zulässigen ehrenamtlich für die Stiftung Kulturwerk Schlesien tätig. Zur Fortführung der Arbeit stellte der Freistaat Bayern in großzügiger Weise Mittel für mehrere Projekte zur Verfügung. Der Stiftungsvorstand bemühte sich weiterhin um eine Aufnahme der Stiftung in die institutionelle Förderung durch den Freistaat Bayern. In einem Gespräch mit der Stiftungsaufsicht am 18. März 2019 wurde die geplante Änderung der Satzung mit einer Verschlankung der Anzahl der Mitglieder des Stiftungsrats und einer Reduzierung des zu erhaltenden Grundstocks des Grundstockvermögens besprochen und weiterhin mit der Stiftungsaufsicht schriftlich abgestimmt. Nach dem Beschluss der Satzungsänderung durch den Stiftungsrat in seiner Sitzung am 16. Mai 2019 ist die neue Satzung mit Genehmigung der Regierung von Unterfranken als Stiftungsaufsicht am 17. Oktober 2019 in Kraft getre-

ten. – Im Jahre 2019 war Maxi-Monika Thürl (Seckach) ehrenamtlich einen Wochentag für die Stiftung Kulturwerk Schlesien tätig.

Der Stiftungsrat kam am 16. Mai 2019 zu einer Sitzung zusammen, in deren Verlauf er die Berichte von Vorstand, Geschäftsführer und Rechnungsprüfer über das abgelaufene Jahr zur Kenntnis nahm und dem Vorstand für dieses Jahr Entlastung erteilte. Der Wirtschafts- und Arbeitsplan 2019 war in Hinblick auf eine mögliche institutionelle Förderung durch den Freistaat Bayern zu überarbeiten und wurde in dieser Form im Umlaufverfahren am 24. Januar 2020 genehmigt. – Das Kuratorium wurde in seiner Sitzung am 22. Juni 2019 über die Tätigkeiten der Stiftung Kulturwerk Schlesien im vergangenen Jahr informiert und gab seinerseits Anregungen für die zukünftige Arbeit der Stiftung. – Im Laufe des Jahres hielt der Vorstand vier Sitzungen zur Besprechung der laufenden Dinge ab; darüber hinaus stand er in telefonischem Kontakt.

Die Tätigkeiten der Stiftung mussten im Berichtsjahr aus finanziellen und personellen Gründen reduziert werden. Im Bereich der Publikationen wurde herausgegeben die Zeitschrift

– ‚Schlesischer Kulturspiegel. Informationen über das schlesische Kulturleben – Ausstellungen, Tagungen, Publikationen, Wissenswertes' 54. Jg., 2019 (64 S.) in gedruckter und elektronischer Form.

Die Jahrestagung stand unter dem Thema „Religionen in Breslau und Schlesien". Sie fand vom 21. bis 24. Juni 2019 im Hotel ‚Kamienica pod Aniołami' in Breslau/Wrocław (Polen) statt. Bei dieser öffentlichen Tagung wurden folgende Vorträge gehalten: Prof. Dr. Dr. Rainer Bendel (Tübingen): Von der Aufklärung zu den Aufbruchsbewegungen. Wegweisende Aspekte im schlesischen Katholizismus; Prof. Dr. Arno Herzig (Hamburg): Geschichte des Judentums in Schlesien; Dr. Dietrich Meyer (Herrnhut): Die evangelische Kirche Schlesiens zwischen Orthodoxie und Aufklärung; Prof. Dr. Karl Borchardt (München): Johannes Capistranus (1386–1456) und das Pogrom an den Breslauer Juden 1453; Prof. Dr. Gilberto da Silva (Oberursel): Die Altlutheraner in Schlesien; Dr. Urszula Bończuk-Dawidziuk (Breslau): Friederike Gräfin von Reden und ihr pietistisches Wirken. Ergänzt wurde die Vortragsfolge durch zwei von Dr. Ulrich Schmilewski (Würzburg) geführte thematisch passende Stadtspaziergänge durch die Breslauer Altstadt mit der von 1525 bis 1948 evangelischen St. Elisabeth-Kirche und zum Breslauer Dom mit Besuch des Breslauer Stadtmuseums, der Aula Leopoldina der Universität sowie der Synagoge zum Weißen Storch. Im Rahmen der Tagung fanden zudem die Sitzung des

Kuratoriums der Stiftung Kulturwerk Schlesien sowie die Mitgliederversammlungen der Freunde und Förderer der Stiftung Kulturwerk Schlesien e.V. und des Vereins für Geschichte Schlesiens e.V. statt.

Die verschiedenen Sammlungen der Stiftung wurden um acht Objekte, allesamt Schenkungen, erweitert, und zwar um je vier Veduten und historische Ansichtskarten. Fortgeführt wurde die Inventarisierung des Vorlasses des Historikers Prof. Dr. Peter Baumgart (* 1931) durch Maxi-Monika Thürl. – Die Bibliothek für Schlesische Landeskunde wurde durch den Erwerb von 121 Neuerscheinungen und antiquarischen Büchern erweitert, darunter verschiedene Schenkungen. Fortgeführt wurde die Titelaufnahme von Neuerwerbungen der Bibliothek zur Übernahme in den elektronischen „Verbundkatalog Östliches Europa" (http://katalog.martin-opitz-bibliothek.de/voe/) durch Dr. Regine Blättler (Gerbrunn). – Aus Gründen der Mietersparnis und aus der Absicht, mit den Bibliotheken anderer schlesischer Kultureinrichtungen in Görlitz eine gemeinsame Schlesische Bibliothek einzurichten, wurde die Bibliothek der Stiftung Kulturwerk Schlesien im Oktober 2019 nach Herrnhut verlegt und dort aufgestellt. In Würzburg wurde die allgemein zugängliche Bibliothek während der Öffnungszeiten der Geschäftsstelle und in Herrnhut auf Anfrage für die Öffentlichkeit ganzjährig zugänglich gehalten und auch in Anspruch genommen.

Als Mitveranstalter beteiligte sich die Stiftung Kulturwerk Schlesien wie stets in Zusammenarbeit mit dem Wangener Kreis. Gesellschaft für Literatur und Kunst „Der Osten" e. V. und der Stadt Wangen an den 69. Wangener Gesprächen vom 19. bis 22. September 2019 in Wangen im Allgäu. Der diesjährige Eichendorff-Literaturpreis wurde im Verlauf dieser Literatur- und Kunstveranstaltung der Schriftstellerin Christa Ludwig verliehen. – In Kooperation mit den Kulturreferenten für Schlesien und Oberschlesien sowie dem Haus Schlesien e.V. wurde am 29./30. November 2019 im Schlesischen Museum in Görlitz abermals das Kolloquium für Nachwuchswissenschaftler „Schlesien/Śląsk/Slezko – Grenzüberschreitende Forschung" durchgeführt. Dabei wurden folgende Arbeitsprojekte vorgestellt und diskutiert: Norbert Waclawczyk (Groß Strehlitz/Strzelce Opolskie): Die Wiedergeburt des Gottesbildes Tyr als Nachbildung von aus dem Zisterzienserkloster Himmelwitz in Oberschlesien stammenden Artefakten; Alicja Mainusch (Oppeln/Opole): Biographien und Aktivitäten von Parlamentariern der deutschen Minderheit in Schlesien: Dr. Matthäus Wehowski (Dresden): Globale Konzepte – Regionale Deutung:

Die Begriffe der Demokratisierung und nationalen Selbstbestimmung in Oberschlesien und dem Teschener Schlesien; Dr. Julianna Redlich (Breslau): Literaturhistoriker, Breslauer Universitätsprofessor, jüdischer Konvertit. Gottschalk Eduard Guhrauer (1809–1854); Dr. Rafał Biskup (Breslau): Der schlesische Dialekt in der regionalen Literatur und Publizistik 1830–1945. Medialisierung und Identität; Tomasz Sielicki (Breslau): Die Entwicklung des öffentlichen Verkehrs in Breslau in den Jahren 1893–1945; Michalina Cieslicki (München): Der Kunsttransfer und die Künstlermigration von Breslau nach Dresden im 16. Jahrhundert; Dr. Frédéric Stroh (Straßburg/Strasbourg): Homosexualität unter deutscher Besatzung 1939–1945. Transnationale Geschichte der Strafverfolgung und der Lebenswelten der männlichen Homosexuellen in den vom Dritten Reich annektierten Gebieten; Dr. Teresa Willenborg (Hannover): Fremd in der Heimat. Deutsche im Nachkriegspolen 1945–1958. Erweitert wurde die Tagung durch einen historischen Stadtrundgang durch die Görlitzer Altstadt und die Vorführung des Films „Jacob Böhme – Leben und Werk".

Die Homepage der Stiftung wurde laufend aktualisiert und erweitert.

Im Berichtsjahr 2020 finanzierte die Stiftung Kulturwerk Schlesien ihre Arbeit aus Vermögenserträgnissen, Einnahmen, einem stark erhöhten Spendenaufkommen sowie Zuwendungen der Freunde und Förderer der Stiftung Kulturwerk Schlesien e. V. und des Wangener Kreises. Gesellschaft für Literatur und Kunst „Der Osten" e. V. Einzelne Projekte wurden vom Land Baden-Württemberg und vom Freistaat Bayern finanziell gefördert. Dank der intensiven Bemühungen insbesondere von Min.-Dirig. a. D. Paul Hansel (Vaterstetten) wurde die Stiftung Kulturwerk Schlesien zum April 2020 in die institutionelle Förderung des Freistaats Bayern, vertreten durch das Ministerium für Familie, Arbeit und Soziales, aufgenommen und damit die zukünftige Tätigkeit der Stiftung langfristig gesichert. Die Vermögensverwaltung wurde im Januar der Sparkasse Mainfranken Würzburg übertragen, die Wertpapiere der verschiedenen Vermögensteile wurden überprüft und neu angelegt. Die Geschäftsführung erfolgte durch Dr. Ulrich Schmilewski im ersten Quartal im Rahmen des für ihn Zulässigen ehrenamtlich, von April bis August auf der Grundlage eines Honorarvertrags sowie im September wieder ehrenamtlich. Zum 1. Oktober 2020 wurde mit Lisa Haberkern M.A. eine neue Geschäftsführerin, vorläufig auf Halbtagsbasis, eingestellt. Anja Weismantel war ganzjährig angestellt. – Das gesamte Jahr über war Maxi-Monika Thürl (Seckach) ehrenamtlich einen Wochentag für die Stiftung Kulturwerk Schlesien tätig.

Der Stiftungsrat für die Amtsperiode 2020 bis 2022 wurde gemäß der neuen Satzung von den Mitgliedern das bisherigen Stiftungsrats gewählt. Dies geschah aufgrund der Corona-Bestimmungen in Form einer Briefwahl. Der neue, nun fünfköpfige Stiftungsrat konstituierte sich in seiner Sitzung am 27. Juni und wählte zu seinem Vorsitzenden Prof. Dr. Karl Borchardt (München) und zu seinem Stellvertretenden Vorsitzenden Dr. Markus Bauer (Görlitz). Zur Kenntnis genommen wurden u.a. die Berichte von Vorstand, Geschäftsführung und den Rechnungsprüfern über das abgelaufene Jahr, worauf dem Vorstand für diesen Zeitraum Entlastung erteilt wurde. Sodann wählte der Stiftungsrat den Vorstand für die Amtsperiode 2020 bis 2022, dem als Vorsitzender Min.-Dirig. a.D. Paul Hansel, als Stellvertretender Vorsitzender Prof. Dr. Roland Gehrke (Stuttgart) und als weiteres Mitglied Dr. Christian Speer (Halle/Saale) angehören. Der Haushaltsplan der Stiftung musste aus verschiedenen Gründen mehrfach angepasst werden, wozu eine weitere Sitzung des Stiftungsrats am 14. September in Görlitz diente, wo sich die Mitglieder vor Ort einen Überblick über den Stand der geplanten Zusammenlegung verschiedener schlesischer Bibliotheken, darunter auch jene der Stiftung, und der vorgesehenen Räumlichkeiten verschaffen konnten. – Der Stiftungsbeirat, also das frühere Kuratorium, kam coronabedingt nicht zu einer Sitzung zusammen. – Alter und neuer Vorstand besprachen sich in mehreren Sitzungen bzw. Videokonferenzen über die laufenden Angelegenheiten, darüber hinaus standen sie in telefonischem Kontakt.

An Publikationen wurden herausgegeben

– die Aufsatzsammlung von Christian Andree: Streiflichter zur Geschichte Schlesiens. Würzburg 2020 (330 S.) mit Beiträgen zur allgemeinen Kulturgeschichte, zur Geschichte der Universität Breslau, zur Medizingeschichte Schlesiens sowie zu Rudolf Virchow und Fontane.
– das ‚Jahrbuch für schlesische Kultur und Geschichte Schlesiens' 57/58 (2016/17) (600 S.) als wissenschaftliches Periodikum der Stiftung mit Beiträgen, Nachrufen, Rezensionen und Berichten, diesmal mit den Schwerpunktthemen „Die Reformation in Schlesien" und „Auswertung der Kartei ‚Schöpferische Kräfte Schlesiens'".
– die vierteljährlich erscheinende Informationszeitschrift ‚Schlesischer Kulturspiegel. Informationen über das schlesische Kulturleben – Ausstellungen, Tagungen, Publikationen, Wissenswertes' 55. Jg., 2020 (64 S.) in gedruckter und elektronischer Form.

Die Tätigkeit der Stiftung unterlag im Berichtsjahr den gesetzlichen Einschränkungen aufgrund der Covid-19-Pandemie, so dass die geplanten

Veranstaltungen mit Personenbeteiligung nicht stattfinden konnten und auf das Folgejahr verschoben werden mussten.

Die Sammlungen der Stiftung wurden um drei geschenkte Objekte erweitert. Begonnen wurde zudem mit der Digitalisierung der Sammlungen, zunächst mit Veduten im Format bis DIN A2. Fortgeführt wurde die Inventarisierung des Vorlasses des Historikers Prof. Dr. Peter Baumgart (* 1931) durch Maxi-Monika Thürl. – Die Bibliothek für Schlesische Landeskunde wurde um 54 Neuzugänge erweitert, nahezu ausschließlich Geschenke. Die Titelaufnahme der Neuzugänge zur Übernahme in den elektronischen „Verbundkatalog Östliches Europa" (http://katalog.martin-opitz-bibliothek.de/voe/) erfolgte ehrenamtlich durch Dr. Regine Blättler (Gerbrunn). Die Bibliothek befindet sich seit Oktober 2019 in Herrnhut und steht dort zur Nutzung zur Verfügung. Das Projekt einer schlesischen Schwerpunktbibliothek in Görlitz ist aus verschiedenen Gründen kaum vorangekommen.

Als Kooperationspartner beteiligte sich die Stiftung Kulturwerk Schlesien neben dem Wangener Kreises. Gesellschaft für Literatur und Kunst „Der Osten" e. V. und der Stadt Wangen an den 70. Wangener Gesprächen vom 22. bis 24. Oktober 2020 in der Allgäustadt. Der diesjährige Eichendorff-Literaturpreis wurde dem Schriftsteller Saša Stanišič zuerkannt, die Verleihung jedoch coronabedingt auf das folgende Jahr verschoben.

Die Homepage der Stiftung (www.kulturwerk-schlesien.de) wurde ständig aktualisiert, zudem ihre Neugestaltung vorangetrieben und die Erstellung weiterer Internetpräsenzen vorbereitet. Das zukünftige Multimedia-Angebot der Stiftung soll neben einer erneuerten Homepage um je einen YouTube- und Twitter-Kanal ergänzt werden. Hierzu wurden die technischen Voraussetzungen geschaffen, um Videoaufzeichnungen oder Livestreams zu ermöglichen, um die Sichtbarkeit und Reichweite der Stiftungsarbeit zu erhöhen.

In beiden Berichtsjahren stellte die Stiftung Kulturwerk Schlesien Leihgaben aus ihren Sammlungen zur Verfügung für die Dauerausstellungen des Schlesischen Museums zu Görlitz und des Städtischen Museums „Gerhart Hauptmann Haus" (Muzeum Miejskie „Dom Gerharta Hauptmanna") in Hirschberg/Jelenia Góra (Polen). Zahlreiche Fachauskünfte zu allen Bereichen der historischen Landeskunde Schlesiens wurden durch die Mitarbeiter der Stiftung in schriftlicher und mündlicher Form geben.

Würzburg, im Juni 2021

Dr. Ulrich Schmilewski
– Ehem. Geschäftsführer –

3. Jahresberichte 2019 und 2020 des Vereins für Geschichte Schlesiens e.V.

Im Jahr 2019 traf sich der neu gewählte Vorstand zu einer Sitzung am 23. November 2019 in Halle/Saale. Zudem sprach er sich wie üblich auf elektronischem Wege und fernmündlich ab. Er beantwortete wieder zahlreiche Anfragen zur Geschichte und Landeskunde Schlesiens, die von Mitgliedern und Nichtmitgliedern an den Verein gestellt wurden. Laufend aktualisiert und weiter ausgebaut wurde die Homepage (www.vfgs.eu) des Vereins. Der Verein konnte sich finanziell an der Digitalisierung einer Akte mit der Korrespondenz des Vereins mit der Provinzialverwaltung Schlesiens im Zeitraum 1862 bis 1944 beteiligen; das Digitalisat liegt dem Verein vor.

An die Mitglieder wurde ein Rundschreiben mit der Einladung zur Mitgliederversammlung und zur Teilnahme an der Jahrestagung der Stiftung Kulturwerk Schlesien verschickt. Zudem erhielten sie zu der vom Verein herausgegebenen Zeitschrift ‚Schlesischen Geschichtsblätter' Titelei und Register für die Jahrgänge 40–42 (2013–2015), erarbeitet von Mitglied Dr. Peter Bahl. Wie üblich wurde an sie vierteljährlich das Informationsblatt ‚Schlesischer Kulturspiegel' mit der vom Verein betreuten Rubrik ‚Schlesisches Geschichtsnotiz' verschickt, die in diesem Jahr drei Beiträge enthielt.

Die Vereinsmitglieder konnten wie bisher auch an der Jahrestagung der Stiftung Kulturwerk Schlesien teilnehmen, die diesmal unter dem Thema „Religionen in Breslau und Schlesien" vom 21. bis 23. Juni 2019 in Breslau stattfand. Der Verein steuerte den von Prof. Dr. Arno Herzig (Hamburg) gehaltenen Vortrag „Geschichte des Judentums in Schlesien" bei.

Im Rahmen der Jahrestagung fand am 23. Juni 2019 die Mitgliederversammlung statt, und zwar erstmals seit 1945 wieder in der schlesischen Hauptstadt Breslau, die zweite in Schlesien überhaupt seit dem genannten Jahr. Der Vorstand erstattete seinen Tätigkeits- sowie den Kassen- und Vermögensbericht. Aufgrund des Berichts der Kassenprüfer wurde der Vorstand für das vergangene Jahr entlastet. In der folgenden Vorstandswahl wurden Dr. Christian Speer (Halle/Saale) als Erster Vorsitzender, Prof. Dr. Andreas Klose (Potsdam) als Zweiter Vorsitzender und Dr. Ulrich Schmilewski (Karlstadt/Main) als Schatzmeister bestätigt, hinzugewählt

wurde Jessica Back M.A. (Halle/Saale) als Schriftführerin. Mit ihr wurde in der 173jährigen Vereinsgeschichte erstmals eine Frau in ein Vorstandsamt gewählt. Dem ausscheidenden Schriftführer Dr. Peter Wolfrum wurde für seine 25jährige Tätigkeit in dieser Funktion gedankt. Als Kassenprüfer wurden Werner Schwarzer (Thalmässing) und Dr. Matthias Wessinghage (Petersberg) wiedergewählt. Der Jahresbeitrag wurde von der Mitgliederversammlung auf 35,00 € bzw. reduziert 17,50 € (für Schüler, Studenten etc.) erhöht, gültig ab 2020. – Dem Verein wurde ein neuer Freistellungsbescheid vom Finanzamt Würzburg mit Datum 11. September 2019 ausgestellt; Beiträge und Spenden sind damit weiterhin steuerlich absetzbar.

Zu den Verstorbenen dieses Jahres gehört auch das Ehrenmitglied des Vereins Dipl.-Ing. Franz-Christian Jarczyk, dessen in einem Nachruf in den ‚Schlesischen Geschichtsblättern' 46 (2019), S. 41–43 gedacht wurde. Zum 31. Dezember 2019 zählte der Verein bei 5 Beitritten und 15 Austritten insgesamt 271 Mitglieder.

Das Vereinsjahr 2020 wurde von den Einschränkungen aufgrund der Coronapandemie überschattet. Der Vorstand beschränkte sich darauf, seine Absprachen auf elektronischem Wege und fernmündlich zu treffen. Mit Schreiben vom 29. Januar 2020 trat Prof. Dr. Andreas Klose (Potsdam) vom Amt als Zweiter Vorsitzender zurück, zugleich legte er seine Tätigkeit als Schriftleiter der ‚Schlesischen Geschichtsblätter' nieder. Zahlreiche Anfragen zur Geschichte und Landeskunde Schlesiens von Mitgliedern und Nichtmitgliedern wurden vom Vorstand beantwortete. Die Homepage des Vereins (www.vfgs.eu) wurde weiter ausgebaut und laufend aktualisiert.

An die Mitglieder wurden zwei Rundschreiben verschickt, denen ein Informationsblatt über die vom Vereinsmitglied Prof. Dr. Ralph Wrobel (Erfurt) geleiteten Studienfahrt „Durch Schlesiens Berge" beilag. Von den ‚Schlesischen Geschichtsblättern' erhielten die Mitglieder Titelei und Register für die Jahrgänge 43–45 (2016–2018), erarbeitet von Vereinsmitglied Dr. Peter Bahl (Berlin). Damit beendeten Prof. Klose als Schriftleiter und Mitglied Stefan Guzy (Berlin) als Layouter ihre Tätigkeit an der Vereinszeitschrift. Die verbliebenen Vorstandsmitglieder traten in die Redaktions- und Satzarbeiten an den Geschichtsblättern ein, die eine neue äußere und innere Gestaltung erfuhren und nunmehr nur noch in zwei Heften je Jahrgang aber in ähnlichem Umfang erscheinen werden. An die Mitglieder ausgeliefert wurden im Berichtsjahr die beiden Hefte des Jahrgangs 46 (2019) im Umfang von 104 Seiten. Wie üblich wurde an sie auch das vierteljährlich erscheinende Informationsblatt ‚Schlesischer Kulturspiegel' mit der vom

Verein betreuten Rubrik ‚Schlesisches Geschichtsnotiz' verschickt, die in diesem Jahr einen Beitrag enthielt. Des Weiteren ging an alle Mitglieder Band 57/58 (2016/17) des ‚Jahrbuchs für schlesische Kultur und Geschichte' als wissenschaftliches, historisch-landeskundliches Periodikum.

Coronabedingt wurde die Jahrestagung der Stiftung Kulturwerk Schlesien, in deren Rahmen üblicherweise die Mitgliederversammlung stattfindet, abgesagt, so dass auch die Vereinsversammlung in diesem Jahr ausfiel. Der Jahresbeitrag von 35,00 € bzw. reduziert 17,50 € gilt weiterhin.

Zum 31. Dezember 2020 zählte der Verein bei 7 Beitritten und 26 Austritten bzw. Todesfällen insgesamt 252 Mitglieder.

Die Mitgliedschaft im Verein für Geschichte Schlesiens e.V. steht jedermann offen. Bitte informieren Sie sich auf der Homepage des Vereins unter www.vfgs.eu, wo Sie auch eine Beitrittserklärung finden. Anfragen und Beitrittserklärungen schicken Sie bitte an den Schatzmeister des Vereins für Geschichte Schlesiens e.V., Berliner Ring 37, 97753 Karlstadt (Main) oder an ulrich.schmilewski@vfgs.eu.

Halle (Saale) und Karlstadt, im Juni 2021

Dr. Christian Speer
– Erster Vorsitzender –

Dr. Ulrich Schmilewski
– Schatzmeister –

4. Bericht des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte für die Jahre 2019 und 2020

Im Jahr 2019 trafen sich die Mitglieder des Vereinsvorstands zu drei Sitzungen, und zwar am 16. Mai im Pfarrhaus zu Straupitz im Spreewald, am 4. September während der Jahrestagung in Schweidnitz sowie am 3. Dezember in Berlin im Terrassenraum der Trinitatis-Kirchengemeinde. Im Folgejahr traf man sich am 1. September während der Jahrestagung in Görlitz und am 30. November wegen der Einschränkungen auf Grund der Corona-Einschränkungen im Rahmen einer Video-Konferenz. Schwerpunktmäßig ging es bei den Vorstandssitzungen um die Planung und Vorbereitung der Jahrestagungen, ferner um die Veröffentlichungen und den Internetauftritt des Vereins.

Während der Mitgliederversammlung am 5. September 2019 in Schweidnitz wurde Herrn Mag. Dietmar Neß in Würdigung seiner vielfältigen Tätigkeiten im Verein und seiner zahlreichen Veröffentlichungen zur evangelischen Kirchengeschichte Schlesiens die Ehrenmitgliedschaft im Verein verliehen. Behandelt wurden zudem die üblichen Formalia, was auch für die Mitgliederversammlung am 3. September 2020 in Görlitz gilt. Zu beklagen ist der Tod des langjährigen Vorstandsmitglieds Pfr. Ulrich Hutter-Wolandt, der am 23. November 2020 im Alter von 65 Jahren in Berlin gestorben ist.

Die Jahrestagung 2019 fand vom 3. bis 6. September 2019 im Tagungshaus der Friedenskirche von Schweidnitz statt und stand unter dem Thema „Der Beitrag Schlesiens zum evangelischen Gesangbuch". Dazu wurden folgende Vorträge gehalten: cand. theol. Jonas Milde (Münster): Das schlesische Gesangbuch in den Jahrhunderten, Dr. Hans-Otto Korth (Kassel/Halle): „So kann ich in Andacht bleiben" – Johann Heermann und das deutsche Kirchenlied, Prof. Dr. Christian Möller (Heidelberg): „Gotte, weil er groß ist, gibt am liebsten große Gaben" – Angelus Silesius als schlesischer Liederdichter, Prof. Dr. Georg Braungart (Tübingen): „Je größer Creutz, je stärker Glauben. Die Palme wächset bey der Last" – Benjamin Schmolck, Schlesiens produktivster Erbauungsdichter zwischen Poesie und Orthodoxie, Dipl. theol. Marc Roderich Pfau (Berlin): Benjamin Schmolcks Lieder als Vorlagen für „Choralkantaten" von Georg Philipp Telemann und Johann

Theodor Römhild sowie Dr. Stephan Aderhold (Schweidnitz/Berlin): Die Friedenskirche zu Schweidnitz und Benjamin Schmolck.

In Görlitz, im Haus der Stadtmission, fand vom 1. bis 4. September 2020 die Jahrestagung 2020 zum Thema „Die Schlesische Kirche in Görlitz. Ihre Entstehung und Konsolidierung" statt. Folgende Vorträge wurden gehalten: Bischof em. Prof. Axel Noack (Halle a.S.): Die Geschichte der „EKU-Ost-Kirchen" als Kontext der Geschichte der „EKsOL", OKR i.R. Dr. Hans-Jochen Kühne (Kamenz): Entstehung und erste Jahre der neuen Landeskirche, Dr. Hans-Martin Bregger (Koblenz): Die rechtliche Seite von Entstehung und Geschichte der Evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz, Dr. des. Martin Nauman (Leipzig): Die Bedeutung von Bischof Fränkel für die Evangelische Kirche der schlesischen Oberlausitz und Pfr.i.R. Dr. Hans-Wilhelm Pietz (Görlitz): Unmittelbar bei den Gemeinden – Beobachtungen zur Arbeit und Bedeutung der Ämter, Werke und Einrichtungen der evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz. Eine Exkursion führte nach Lodenau zur dortigen Bartnig-Kirche und zur Diakonie St. Martin nach Rothenburg/Oberlausitz. Außerdem gab es einen Stadtrundgang zu Orten mit besonderer Bedeutung für die Görlitzer Kirche sowie ein Gespräch mit Zeitzeugen.

An Veröffentlichungen erschien die Monographie Dietmar Neß (Hg.): „Zeit voller Schrecken und Gnade" Berichte aus schlesischen Kirchengemeinden 1945–1947. Die schlesischen Briefgemeinden: Eine bibliographische Gesamtaufnahme (Studien zur schlesischen und Oberlausitzer Kirchengeschichte 14). Niesky 2019. Betreut von Dorothea Wendebourg kam 2020 zudem das Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte 97/98 (2018/2019) heraus, das im Wesentlichen die Vorträge der entsprechenden Jahrestagungen enthalten. Beide Publikationen sind auch über die Geschäftsstelle des Vereins erhältlich.

Die Mitgliedschaft im 1882 gegründeten Verein für Schlesische Kirchengeschichte e.V. ist jedermann möglich. Im Jahresbeitrag von 30 Euro sind der Bezug des Jahrbuchs sowie die Teilnahme an den Jahrestagungen mit ihren Exkursionen in Schlesien enthalten. Der Verein ist als gemeinnützig anerkannt. Ihren Beitrittsantrag richten Sie bitte an den Verein für Schlesische Kirchengeschichte e.V., Geschäftsstelle, Langenstraße 43, 02826 Görlitz.

Niesky, im Juni 2021

Sup. Dr. Thomas Koppehl
– Vorsitzender –

Verzeichnis der Mitarbeiter

Prof. Dr. Christian Andree, Medizinhistorische Forschungsstelle, Breiter Weg 10, 24105 Kiel; andree@med-hist.uni-kiel.de
Prof. Dr. Joachim Bahlcke, Universität Stuttgart, Historisches Institut, Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit, Keplerstr. 17, 70174 Stuttgart; joachim.bahlcke@hi.uni-stuttgart.de
Josef Bögner, Leibnizstr. 7, 32549 Bad Oeynhausen; josef-boegner@t-online.de
Dr. Urszula Bończuk-Dawidziuk, Muzeum Uniwersytetu Wrocławskiego, pl. Uniwerstytecki 1, 50-137 Wrocław, Polen; urszula.bonczuk-dawidziuk@uwr.edu.pl
Prof. Dr. Karl Borchardt, Am Stadtwege 2, 38304 Wolfenbüttel / Groß Stöckheim; karl.borchardt@uni-wuerzburg.de
Prof. Dr. Gilberto da Silva, Lutherische Theologische Hochschule Oberursel, Altkönigstr. 150, 61440 Oberursel; dasilva@lthh-oberursel.de
Prof. Dr. Jerzy Gorzelik, Instytut Nauk o Sztuce, ul. Bankowa 11, 40-007 Katowice, Polen; jerzy.gorzelik@us.edu.pl
Dr. Uwe Grund, Akademischer Oberrat a. D., Linzer Str. 1, 30519 Hannover; uwe.grund@gmail.com
Prof. Dr. Arno herzig, Habichthorst 10, 22459 Hamburg; baukloh-herzig.gmx.de
Dr. Dr. h.c. Winfried Irgang, Unter dem Heiligenwald 12, 35096 Weimar-Wolfshausen; wirgang@gmx.de
Prof. Dr. Andreas Klose, Meistersingerstr. 7, 14471 Potsdam; klose.potsdam@gmx.de
Dr. Susanne Kokel, Hölderlinstr. 6, 57076 Siegen; susanne_kokel@yahoo.de
Superintendent i.R. Dr. Thomas Koppehl, Schlossergasse 4, 02906 Niesky; thomas.koppehl@gemeinsam.ekbo.de
Prof. Dr. Irma Kozina, ul. Z. Nałkowskiej 8/9, 40-425 Katowice, Polen; irma1-1964@o2.pl
Prof. Dr. phil. habil. Christian Lenz, Landeskonservator a. D. der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, Institut für Kunstgeschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München, Zentnerstr. 31, 80798 München

Dr. Dietrich Meyer, Zittauer Str. 27, 02747 Herrnhut; MeyerHT@t-online.de
Dr. Christian Mühling, Papenkamp 7, 38114 Braunschweig; christian.muehling@gmx.ch
Archivoberrat Dr. Wolfgang Müller, Archiv der Universität des Saarlandes; dr.wolfgang-mueller@t-online.de
Dr. Martin Richau, Wiesbadener Straße 58 F, 14197 Berlin; martinrichau@gmx.de
Dr. Ulrich Schmilewski, Berliner Ring 37, 97753 Karlstadt (Main); uvschmilewski@gmx.de
Dipl.-Ing. Manfred Spata, Zingsheimstr. 2, 53225 Bonn; spata.bonn@t-online.de
Dr. Christian Speer, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Institut für Geschichte, Professur für Geschichte des Mittelalters, Emil-Abderhalden-Str. 26-27, 06108 Halle (Saale)
Johannes J. Urbisch, Albrechtstr. 72 A, 12167 Berlin; jjurbisch@aol.com
Hartwig Wiedow, c/o Anton Hirner, Paul-Böhm-Str. 7, 89415 Lauingen; anton.hirner@gmx.de

Redaktion

Dr. Ulrich Schmilewski, Berliner Ring 37, 97753 Karlstadt (Main); uvschmilewski@gmx.de

Herausgeber

apl. Prof. Dr. Roland Gehrke, Universität Stuttgart, Historisches Institut, Keplerstr. 17, 70174 Stuttgart, roland.gehrke@hi.uni-stuttgart.de
Dr. Dietrich Meyer, Zittauer Str. 27, 02747 Herrnhut; MeyerHT@t-online.de
Dr. Karel Müller, Zemský archiv v Opavě, Sněmovní 1, 746 22 Opava, Tschechische Republik; k.muller@zao.archives.cz
Johannes Schellakowsky M.A., Steinbachtal 75 B, 97082 Würzburg, schellakowsky@web.de
Dr. Ulrich Schmilewski, Berliner Ring 37, 97753 Karlstadt (Main); uvschmilewski@gmx.de

Jahrbuch für schlesische Kultur und Geschichte (JsKuG)

Hinweise für Autoren

Texte werden als Word-Datei oder auf CD an die Adresse der Stiftung Kulturwerk Schlesien, Kardinal-Döpfner-Platz 1, 97070 Würzburg oder info@kultuwerk-schlesien.de erbeten. Abbildungen müssen eine Auflösung von mindestens 300 dpi haben; die Quelle ist anzugeben. Aufsätzen ist eine Zusammenfassung von bis zu etwa 1.000 Zeichen incl. Leerzeichen zur Übersetzung beizufügen. Über die Annahme der Texte entscheiden die Herausgeber.

Für die Texte sind folgende Hinweise zu beachten:

Zitierrichtlinien

Fußnoten:
Fußnotenziffern am Ende des Zitats setzen, sonst nach dem Wort, Satzteil oder Abschnitt, auf den sich die Anmerkung bezieht. Folgt dem Wort ein Satzzeichen, Anmerkungsziffer danach setzen. Fußnoten beginnen mit einem Großbuchstaben und enden mit einem Punkt.

Autorennamen:
Vor- und Familiennamen ausschreiben, Familiennamen in Kapitälchen setzen.
Arno Herzig: Das alte Schlesien. Hamburg 2013.

Monographie:
Klaus Garber: Das alte Breslau. Kulturgeschichte einer geistigen Metropole. Köln, Weimar, Wien 2014.

Monographie in Reihe:
Jörg Deventer: Gegenreformation in Schlesien. Die habsburgische Rekatholisierungspolitik in Glogau und Schweidnitz 1526–1707 (Neue Forschungen zur Schlesischen Geschichte 8). Köln, Weimar, Wien 2003.

Nachdrucke/Neudrucke:
Marcus Brann: Geschichte des Jüdisch-Theologischen Seminars (Fraenkel'sche Stiftung) in Breslau. Breslau o.J. [1904] (ND Hildesheim, Zürich, New York 2009).

Aufsatz in Sammelband:
Felix Rosen: Ferdinand Cohn, in: Friedrich Andreae u.a. (Hg.): Schlesier des 19. Jahrhunderts (Schlesische Lebensbilder 1). Breslau 1922, S. 167–173.

Aufsatz in Zeitschrift:
Verena von Wiczlinski: Die ehemaligen deutschen Ostgebiete in den Diskussionen um die deutsche Wiedervereinigung, in: Jahrbuch für schlesische Kultur und Geschichte 53/54 (2012/2013), S. 49–78, hier S. 60.

Polnisch-/tschechischsprachiger Aufsatz:
Gabriela Wąs: Instytucje i zarządzanie w procesach integracji i dezintegracji Śląska [Institutionen und Verwaltung in den Integrations- und Desintegrationsprozessen Schlesiens], in: Śląski kwartalnik historyczny Sobótka 68 (2013), H. 2, S. 5–24.
Bei polnisch-/tschechischsprachiger Monographie und Aufsatz mit Übersetzung von Haupt- und Untertiteln.

Angabe von Auflagen:
Sofern nicht anders angegeben, handelt es sich immer um die 1. Auflage, Beispiel: München 1976.
Weitere unveränderte Auflagen durch hochgestellte Ziffern kenntlich machen, Beispiel: München ^{2}1976.
Bei veränderten Auflagen folgende Zitierweise: München, 2., durchges. u. erw. Aufl. 1977 [zuerst 1976].

Angabe von Ort und Jahr:
Bei mehreren Verlagsorten maximal drei anführen, weitere mit „u.a." vermerken.
Keine Ortsangabe: o.O.
Keine Jahresangabe: o.J.
Eventuell fehlende Angaben in eckigen Klammern ergänzen: o.O. [München] bzw. o.J. [1985].

Zitierung von Archivalien:
Nach Vorschrift des Archivs mit Behördentitel und Sigle für weitere Zitierung: Archiwum Państwowe we Wrocławiu (zit. als APW).

Zitierung von Internetangaben:
URL kopieren und einfügen, Zugriffsdatum in eckigen Klammern angeben: Der Friedensvertrag von Osnabrück unter: https://de.wikisource.org/wiki/Westf%C3%A4lischer_Friede_%E2%80%93_Vertrag_von_Osnabr%C3%BCck [Zugriff am 8.7.2015]

Wiederholte Zitierung:
1) Jörg Deventer: Gegenreformation in Schlesien. Die habsburgische Rekatholisierungspolitik in Glogau und Schweidnitz 1526–1707 (Neue Forschungen zur Schlesischen Geschichte 8). Köln, Weimar, Wien 2003, S. 203–237.
2) Felix Rosen: Ferdinand Cohn, in: Friedrich Andreae u.a. (Hg.): Schlesier des 19. Jahrhunderts (Schlesische Lebensbilder 1). Breslau 1922, S. 167–173.
3) Deventer (wie Anm. 1), S. 231.
4) Ebd.

Verwendung von Abkürzungen

Abkürzungen:

Aufl.	Auflage
Bearb.	Bearbeiter (auch Plural)
Ders./Dies.	Derselbe/Dieselbe
Ebd.	Ebenda
H.	Heft
Hg.	Herausgeber (auch Plural)
o.J.	ohne Jahr
o.O.	ohne Ort
o.O.u.J.	ohne Ort und Jahr

Seitenangaben:

S. 1	Seite 1
S. 1f.	Seite 1 und 2
S. 1–3	Seite 1, 2 und 3

Abkürzungen von Zeitschriften:
Allgemein gebräuchliche Siglen nach Winfried Baumgart (Hg.): Bücherverzeichnis zur deutschen Geschichte. Hilfsmittel, Handbücher, Quellen (Historische Grundwissenschaften in Einzeldarstellungen 5). München [18]2014.

Gebräuchliche Siglen für schlesische Publikationen:

ASKG	Archiv für schlesische Kirchengeschichte
CdS	Codex diplomaticus Silesiae
DQ	Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte
JSFWUB	Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau
JSKG	Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte
JsKuG	Jahrbuch für schlesische Kultur und Geschichte
SGBll	Schlesische Geschichtsblätter
Sobótka	Śląski Kwartalnik Historyczny Sobótka
SUB	Schlesisches Urkundenbuch
QD	Quellen und Darstellungen zur schlesischen Geschichte
ZVGS	Zeitschrift für Geschichte (und Alterthum) Schlesiens

Zitate

Wörtliche Zitate in Anführungszeichen. Beispiel: „Das ist gut“, sagte er. Auslassungen beim Zitieren durch […] kenntlich machen. Beispiel: „Das Haus […] ist ein Fachwerkhaus.“

Buch-, Zeitungs- und Zeitschriftentitel im Text in einfache Anführungszeichen. Beispiel:
Er schrieb regelmäßig in der ‚Schlesischen Zeitung‘.